



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

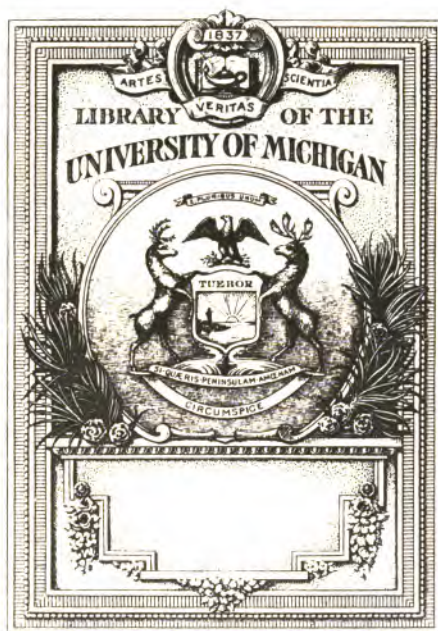
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

A 680899

38588

I/II



THE GIFT OF
Prof. L.C. Karpinski



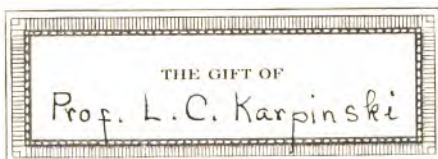
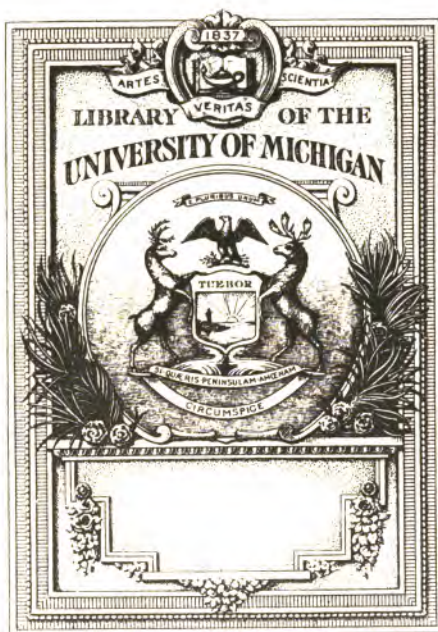
CB

83

.H47

1883

38588



CB

83

.H47

1883

KULTURGESCHICHTE
IN IHRER
NATÜRLICHEN ENTWICKLUNG
BIS ZUR
GEGENWART

VON
FRIEDRICH VON HELLWALD.

D R I T T E N E U B E A R B E I T E T E A U F L A G E .

ERSTER BAND.



AUGSBURG
LAMPART & COMP.
1883

Alle Rechte vorbehalten.

Prof. L. C. Karpinski
9th
8-4-1926
2 vols.

3-12-29, B.A.

ERNST HAECKEL

in

Verehrung und Freundschaft.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Der unerwartete Erfolg, welchen die erste Auflage meiner vor etwas mehr denn Jahresfrist erschienenen „Kulturgeschichte“ errang, ermuthigt mich heute das Werk in grossentheils neuer Bearbeitung und ansehnlich erweitert der gebildeten Lesewelt vorzulegen. Niemand konnte die meinem Buche nothwendig anklebenden Mängel tiefer empfinden, als ich selbst, und es war deshalb mein eifrigstes Bemühen, denselben in dieser neuen Auflage nach Kräften zu begegnen. Die Fingerzeige einer im Grossen und Ganzen wohlwollenden Kritik habe ich mit Dank benützt und dadurch hoffentlich manchen Fehler sowohl in Darstellung, wie in Anordnung und Vertheilung des Stoffes beseitigt. Dennoch sind auf einem so weitschichtigen Gebiete wie jenes, welches ich in den zwei Bänden meines Buches zu durchstreifen unternehme, Irrthümer völlig unvermeidlich, und auch diesmal wird es mir kaum gelungen sein, stets und überall die besten und neuesten Quellen heranzuziehen. Es ist daher gut, wenn ich dem geneigten Leser von vornherein sage, was er von meinem Werke zu erwarten hat.

Schon der universalhistorische Charakter meines Buches deutet an, dass darin nicht Ergebnisse eigener Quellenforschung zu suchen sind. Nicht um die Vermehrung und Berichtigung des bis heute festgestellten geschichtlichen Thatbestandes handelt es sich für mich, sondern um die Beleuchtung und Erklärung der Geschichte der einzelnen Völker. Nur die wichtigsten Ereignisse dieser Geschichte ziehe ich in den Bereich meiner

Betrachtungen und zwar auf Grund des jetzigen Standes der historischen Kenntniss. Ich setze beim gebildeten Leser, an den allein ich mich wende, die Kenntniss der allgemeinen Geschichte selbstverständlich voraus und halte mich deshalb nicht für verpflichtet zu einem regelrechten historischen Kursus über jedes Volk. Wer beispielsweise die Geschichte Rom's nicht kennt, wird aus den hundert und etlichen Seiten, die ich ihr in meinem Buche bloß widmen kann, sie sicher nicht kennen lernen. Für einen Solchen habe ich auch nicht geschrieben, dies betone ich den Vorwürfen eines Kritikers gegenüber, welcher die Seitenzahl der einzelnen Abschnitte zum Massstabe ihres Werthes nahm. Was ich will, ist nicht dem freundlichen Leser die Geschichte Rom's vorzutragen, wohl aber ihm sie verstehen, in den Rahmen der natürlichen Entwicklung einpassen zu lehren. Zu diesem Behufe bedarf ich überall selbstredend der neuesten Forschungen und resumirender Ueberblicke, wie sie sich bekanntlich meist in Zeitschriften und kleineren Aufsätzen zerstreut finden. Das Zurückgehen auf die älteren, sehr bedeutenden und wichtigen Originalarbeiten hat dagegen in den meisten Fällen für meine Zwecke keinen oder nur untergeordneten Werth; der Leser wird daher sehr oft die Anführung sehr bekannter, namhafter Quellenwerke vermissen und sich dafür auf an sich weit weniger umfangreiche und bedeutende Publikationen der Zeitschriften- und Broschürenliteratur verwiesen sehen, welche dem Zwecke der allgemeinen Orientirung besser entsprechen oder eine neuere, mir gerechtfertigter dünkende Annahme vertreten. So habe ich z. B. bei Darstellung des Lebenswesens die grundlegenden Arbeiten der einheimischen Forscher Georg Waitz und Paul Roth nicht herangezogen, weil mir trotz gegentheiliger Meinung die neueren Forschungen Fustel de Coulanges, welche kein Geringerer als Sir Henry Sumner Maine unterstützt, den Vorzug zu verdienen scheinen. Hielt ich es für meine Hauptaufgabe, den Leser durch einen strengen Quellennachweis nie im Unklaren darüber zu lassen, wo ich meine eigenen Ansichten geschöpft, theils um mich über die vorkommenden nothwendigen Entlehnungen auszuweisen, so muss ich doch mich entschieden verwahren gegen die Annahme, als bildete das in den Noten aufgespeicherte Material die alleinigen Bausteine zur Errichtung meines Buches.

Ich bitte demnach den gütigen Leser aus der unterlassenen Bezugnahme auf dieses oder jenes einschlägige Werk nicht sofort auf Unkenntniss desselben schliessen zu wollen. Jenem Standpunkte, welcher meine Geschichtsauffassung aus der Quellenauswahl, aus der ich und aus jenen, woraus ich nicht geschöpft habe, begreifen will, kann ich keine Berechtigung zugestehen. Die ganze Reihe der modernen Kulturhistoriker, von Guizot und Buckle bis auf die Honegger, Henne am Rhyn, Karl Grün und Rudolf Friedrich Grau hat lange Jahre hindurch meine Studien ausgefüllt, auf ihre Schriften nehme ich dennoch keine oder nur ausnahmsweise Rücksicht, noch weniger vermag ich mich darauf zu stützen. Die absolute Verschiedenheit des Ausgangspunktes jener Bücher von dem meinigen lässt eine Vereinigung der Anschauungen nur selten oder gar nicht zu; eine Berücksichtigung oder Erwähnung der bestehenden Meinungsverschiedenheiten würde nur zu einer ziemlich unfruchtbaren Polemik führen, welche die räumlichen Grenzen meines Buches nicht gestatten. In ähnlicher Weise verhält es sich mit sehr vielen der hier nicht erwähnten Quellenwerke, deren Werth und Bedeutung ich weit entfernt zu unterschätzen bin, denen ich aber andere, der Orientirung des Lesers dienlichere, übersichtlichere Schriften vorziehen zu sollen glaubte.

Wenn ich aber so, was das Material anbelangt, ganz und gar aus zweiter Hand arbeite, so versteht es sich wohl von selbst, dass auch der unverdrossenste Leser nicht zur vollen Beherrschung der universalhistorischen Literatur zu gelangen vermag. Es wird also immer noch eine Menge Lücken geben, welche der in einzelnen Spezialfächern Bewanderte mit leichter Mühe aufdecken mag. Da die Kritik unter Anderem auch meine Art zu zitiren zum Gegenstande ihrer Erörterung gemacht hat, so lege ich ein besonderes Gewicht darauf zu betonen, dass ich sämmtliche von mir zitirten Quellen aus eigener Anschauung kenne. Dagegen dünkt es mir für die Zwecke meines Buches durchaus belanglos, ob Manches, seine Richtigkeit vorausgesetzt, diesem oder jenem Werke entlehnt ist. In Mantegazza's „Quadri della natura umana“ fand ich eine sehr fleissige Bibliographie über das Bier, was ich in einer Note bemerkte. Es wird nun meine Leser gewiss nur mässig inte-

ressiren zu erfahren, dass diese Bibliographie eigentlich, wie uns der Autor 'belehrt, aus Dr. E. Reich's „Nahrungs- und Genussmittelkunde“, einem mir allerdings unbekannt gebliebenen Buche, stammt. Solche Verstösse werden voraussichtlich auch in dieser neuen Auflage trotz des daran gewandten Fleisses noch mehrere vorkommen, doch dürfte das so warm empfohlene Zurückgehen auf die „eigentlichen Quellen“ eher auf verletzte Autoreneitelkeit, denn auf das wahre Interesse des Lesers zurückzuführen sein

Die allgemeinen Anschauungen, welche mich bei Abfassung der „Kulturgeschichte“ leiteten, haben im Wesentlichen keine Wandlung erlitten; wohl aber hoffe ich für manche meiner Sätze neue Beweise gewonnen und in dieser zweiten Auflage erbracht zu haben. Als besondere Stütze möchte ich an dieser Stelle des P. v. Lilienfeld'schen Buches „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft“ gedenken, welchem wichtigen und in Deutschland leider zu wenig beachteten Werke ich ein besonderes Kapitel widmen zu sollen glaubte. Es war zu erwarten, dass vor den Augen der geehrten Kritiker, die ja alle mehr oder minder das Feld der Kulturgeschichte bepfügen, die Grundsätze meiner Geschichtsauffassung nur wenigen oder getheilten Beifall finden würden. Das Publikum schien anders zu urtheilen, wie diese so rasch nöthig gewordene zweite Auflage beweist. Ich kann nicht beabsichtigen, an dieser Stelle die gegen meine Anschauungen vorgebrachten Einwände erörtern oder gar widerlegen zu suchen; so weit dies thunlich, soll dies an passenden Stellen meines Buches selbst geschehen; erfreulich und trostreich zugleich war mir nur die Beobachtung, dass die Kritik desto günstiger und anerkennender ausfiel, je höher der wissenschaftliche Rang des Organes, worin sie zum Ausdrucke gelangte. Den breitesten und absprechendsten Urtheilen begegnet man in der politischen Presse aller Parteisattirungen mit ihren seichten, nach Effekt haschenden, pikant sein wollenden und den Schlagwörtern des Tages huldigenden Feuilletons; sie kann an einem Buche, welches mit der hohlen Phrase aufzuräumen bestrebt ist, natürlich kein Gefallen haben. Gewiss verlangt Niemand, dass ich solche Auslassungen zurückweise, da eine wissenschaftliche Widerlegung der Grundideen meiner „Kulturgeschichte“ darin gar nicht versucht wird, ja

solche Feuilletonsbesprechungen einen wissenschaftlich kritischen Werth wohl nicht beanspruchen. In der Vorrede zur ersten Auflage sagte ich, nur wer eine kurze, unzweideutige, peremptorische Antwort auf die Fundamentalfrage, womit ich mein Buch schliesse, zu ertheilen vermag, wird dessen Grundanschauung anfechten können. Nur eine einzige, unter der Fülle der mir zu Gesichte gekommenen Rezensionen hob diesen Handschuh auf; Hr. Friedrich Kreyssig versucht in der „Deutschen Rundschau“ folgende Antwort: „Unserer Ansicht nach ist das Leben dazu da, dass ein Jeder seine Schuldigkeit thue, d. h. dass er an seinem Theile und nach seiner Einsicht und Kraft die allgemeine Vernunft in seiner Person und seinem Leben zum Ausdrucke bringe: wobei denn auch die Liebe sich nicht als eine Lüge und ein Fallstrick, sondern „als des Gesetzes Erfüllung“ erweist. In jeder redlichen Forschung, in jeder freien, sittlichen That, in jeder Gestaltung des Schönen wird der Weltzweck endgültig erreicht, und ob auf der gegebenen Stelle des Weltalls sich nachher in alle Ewigkeit Aehnliches vollzieht oder das organische Leben auf diesem Pünktchen des unendlichen Raumes einmal auf eine Weile, auf ein oder ein paar Weltenjahre aufhört, das kann an dem einmal Geschehenen nichts ändern. Wer sich dabei nicht beruhigen will und das Weltgericht in der Weltgeschichte nicht sieht, der mag die Sterne fragen und mit den andern — Forschern auf Antwort warten.“ Ich darf es wohl billig dem Ermessen meiner geehrten Leser anheimstellen, ob dieser übrigens sehr ehrlich gemeinte Versuch einer Antwort geeignet ist, meine Grundanschauungen zu erschüttern. Ein anderer meiner Beurtheiler, Hr. Karl von Thaler, der die Nothwendigkeit einer positiven Antwort empfinden mochte, sucht dieselbe einfach zu eskamotiren, indem er kurzweg behauptet, die Idealisten allein wären berechtigt, die Frage des Wozu? zu stellen, der nüchterne Bekenner der Naturgesetze nicht.

Unter den gegnerischen Kritiken von wahrhaft wissenschaftlichem Werthe verdient jene des Professor Dr. Adolf Bastian (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1874. 8^o.) eine hervorragende Beachtung. Die bekannte Stellung des hochgeachteten Gelehrten zu den die Wissenschaft der Gegenwart bewegenden Fragen macht es begreiflich, dass er in den wenigsten Punkten

mir beizustimmen vermag. Dennoch möchte ich seine Ansichten gerne mit der gebührenden Rücksicht anhören, wenn es mir gelänge, den dunklen Sinn seiner Rede zu enträthseln. Habe ich den gelehrten Berliner Professor richtig verstanden — wessen ich durchaus nicht sicher bin — so besitze ich keine rechte Ahnung von dem, was auf ethnologischem Felde jüngsther geleistet wurde. Denn „es genügt nicht, auf die ethnischen Anlagen hinzuweisen, da damit nur eine neue *qualitas occulta* eingeführt würde, sondern das Problem der Ethnologie involvirt eben die Erklärung des hier hervortretenden Causalnexus aus tieferen Ursächlichkeiten, aus den *causae efficientes* der geographischen, speziell der anthropologischen und ethnologischen, sowie denen der historischen Provinz des jedesmaligen Volkes.“ Ich will nun gerne einräumen, dass ich keine rechte Ahnung von dem besitze, was jüngsther zur Lösung dieser Aufgabe geleistet wurde, denn die meisten Beiträge zu dieser Lösung dürften in den Schriften meines geehrten Gegners zu finden sein, lässt er doch überall durchschimmern, dass auf dem ethnologischen Gebiete, wie er es versteht, eigentlich nur er allein Fachmann, alle Anderen Dilettanten seien. Nun muss ich bekennen, dass der Sinn der sehr gelehrten Bastian'schen Werke mir in der That bis zur Stunde ziemlich verschlossen geblieben ist, eine bedauerliche Lage, die ich jedoch mit neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Lesewelt theile. Was die Ethnologie, deren Beachtung ich zu einer der Hauptthesen meines Buches gemacht habe, uns thatsächlich lehrt, was davon für die Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung zu verwerthen sei, glaube ich in meines verblichenen Freundes Oskar Peschel leichtverständlicher, meisterhaften „Völkerkunde“ ausreichend zu finden. Auch meine ich mit dem einfachen Hinweise auf die „ethnischen Anlagen“ es vollkommen genügen lassen zu dürfen. Mein Buch hat kein philosophisches System zu erklären, es soll die Geschichte der Kultur erklären und muss dabei die Thatsachen nehmen, wie sie eben sind. Es genügt vollständig, sich bei Betrachtung der Kulturphänomene auf die Ergebnisse der Ethnologie zu berufen; das „Warum“ der ethnologischen Erscheinungen zu ergründen, ist eben Sache der ethnologischen Wissenschaft, nicht der Kulturgeschichte; diese hat einfach mit den gegebenen Faktoren zu operiren.

So wenig es nöthig ist, beim Eingreifen natürlicher Phänomene in das Leben der Individuen und Völker diese natürlichen Erscheinungen selbst zu erklären, was die Aufgabe ganz anderer Wissenszweige bildet, so wenig kann die Kulturgeschichte, auf das Problem der Ethnologie näher eingehen. Dies scheint mir nicht auszuschliessen, dass den von der Völkerkunde ermittelten Resultaten die weiteste Berücksichtigung zu Theil werden müsse, so sehr, dass ohne diese an eine Deutung der Gesittungsentwicklung gar nicht zu denken ist. Nur die bisher übliche gänzliche Vernachlässigung des ethnischen Momentes verschuldet es, wenn ich immer und immer wieder auf dessen Bedeutung verweisen und unzählige Male Wahrheiten wiederholen muss, die für den denkenden Ethnologen längst zu Gemeinplätzen geworden sind.

Als Darwin mit seiner die naturwissenschaftlichen Anschauungen umgestaltenden Lehre auftrat, ward dieselbe sehr bald von einigen weitblickenden Geistern als bahnbrechend anerkannt; Andere gefielen sich in dem Nachweise, dass Darwin's Ideen von Diesem und von Jenem schon längst zuvor ausgesprochen worden seien, und heute kennen wir in der That eine ganz stattliche Reihe von Vorläufern des grossen britischen Denkers. Man darf wohl sagen, dass die Einen wie die Andern gleich Recht hatten; mag aber hundertmal Darwin's Naturauffassung auf Originalität keinen Anspruch haben, bahnbrechend ist sie doch im eminentesten Sinne gewesen, und zwar nur bei ihm, bei keinem sonst seiner Vorgänger. Ich möchte nun keinen unschicksamen Vergleich anstellen, allein da von mancher Seite meine Kulturgeschichte als bahnbrechend bezeichnet ward, während Andere in ihr nur einen Standpunkt erkennen, der bereits vor wenigstens einem Vierteljahrhundert erreicht war, so könnte es immerhin sein, dass auch in diesem Falle beide Theile Recht haben, dass das Eine das Andere nicht ausschliesse, dass die alten Schläuche wirklich ganz gut und nur ein neuer Wein darin gefüllt werden musste. Doch steht es mir nicht zu, in dieser Hinsicht der Meinung meiner gütigen Leser vorzugreifen.

Andere Stimmen haben sich dahin vernehmen lassen, dass eine so umfassende Synthese, wie ich sie versucht, weil noch verfrüht, nicht zu befriedigenden Resultaten führen könne; ja, ein Ausspruch lautet sogar, dass das Buch überhaupt um fünfzig

Jahre zu früh komme. Wäre dieser Satz richtig, so dürfte ich mich der sicheren Hoffnung hingeben, dass jeder Tag meine Arbeit der Epoche näher rücke, wo sie nicht mehr verfrüht sein werde. In diesem Sinne könnte ich den Tadel fast als Lob einstreichen, doch bin ich weit entfernt die Wahrheit dieser Kritik zu verkennen. Nur zu gut weiss ich, wie wenig noch unser dermaliges Wissen ausreicht zu einer so gewaltigen Synthese und acceptire willig Bastians Vorwurf, ich komme für mich selbst nicht weiter als bis zum polemischen Zerstören und zum Nivelliren des Bodens, auf dem das neue Gebäude aufgerichtet werden soll. Damit aber scheint mir schon Vieles erreicht und die Existenzberechtigung meines Buches zur Genüge dargethan. Zudem trägt ja jeder Fortschritt der Detailforschung seinen Stein zum Ausbau der Synthese bei, und ist sicherlich der Versuch einer solchen, selbst wenn er vorläufig noch ohne befriedigende Resultate bleiben muss, zu deren weiterer Ausbildung anregend. Behauptet doch auch Bastian von seinen Werken, „sie wollten bis jetzt keineswegs belehren, sondern nur anregen zur Entfaltung einer heranreifenden Wissenschaft.“

Unfehlbarkeit sicher, ich muss es wiederholen, beanspruchen Zeilen nicht, die das Gewicht der subjektiven Wahrheit so sehr betonen. Mein Buch beabsichtigt auch nicht, seine Meinung dem Leser aufzudringen, es räumt nicht bloss die Möglichkeit, sondern das Recht zu anderer Sinnesart bereitwilligst ein. Alles wonach ich strebe, beschränkt sich auf eine Darlegung der Kulturphänomene und eine leidenschaftslose Prüfung, ob zu ihrer Erklärung übernatürliche Kräfte zu Hilfe gerufen werden müssen. Ich meinestheils bemühe mich mit jenen Elementen auszukommen, welche die positive Wissenschaft uns bisher zur Verfügung stellt. Reichen diese in der Gegenwart zur Erklärung der natürlichen Entwicklung in der Kultur noch nicht völlig aus, so darf uns doch sicher die Hoffnung auf fernere Aufschlüsse in der Zukunft beleben. Deshalb glaube ich an der eingeschlagenen, *naturwissenschaftlichen Methode* festhalten zu sollen, zumal gerade in der Anwendung dieser Methode die meisten Beurtheiler den Hauptwerth meines Buches erblickten.

Zum Schlusse zwei persönliche Bemerkungen, Herr Karl

v. Thaler wirft mir vor, für einen wichtigen Faktor des modernen Kulturlebens, für die Presse, fehle mir jedes Verständniss, obwohl ich selbst zu den Journalisten gehöre. Dieses Verständniss fehlt mir durchaus nicht, ich weiss Werth, Wichtigkeit und Wirkung der Presse auf das moderne Kulturleben vollkommen zu schätzen und möchte dieses Kulturmittel mit seiner wachsenden Macht und Bedeutung keinesfalls vermissen, nur bin ich weder blind noch parteiisch genug, die schauerhaften Auswüchse dieses an sich trefflichen Institutes zu verschweigen. Es ist nicht meine Schuld, und auch nicht durch die vergangenen Verdienste der Presse um die Kulturentfaltung einiger Völker zu sühnen, dass die von mir gebrauchte wenig ehrenvolle Bezeichnung für die Gegenwart leider eine traurige Wahrheit ist, die in meinem Buche ausgesprochen werden musste. Deshalb muss ich auch für meine Person darauf verzichten, mich zu den Journalisten gerechnet zu sehen, wie dies Herr v. Thaler thut. Die wissenschaftliche Thätigkeit und die Herausgabe einer der Wissenschaft geweihten Zeitschrift haben mit dem modernen Journalismus nichts mehr gemein, als dass beide den Schriftgiesser und Setzer beschäftigen. Dies thun aber noch sehr viele Leute, welche weder Journalisten noch Gelehrte sind. Ich lehne daher energisch eine Ehre ab, die ich nicht verdiene.

Ein anderer meiner Rezensenten, Herr Otto Henne am Rhyn, will manche meiner Auffassungen mir in Rücksicht auf meine militärische Laufbahn zu Gute halten. Dieser Anspielung gegenüber glaube ich mich zur Erklärung verpflichtet, dass wissenschaftliche Nüchternheit und Unvoreingenommenheit auch im Söldatenrocke zu finden sein können. Ich bin der entschiedenen Meinung, dass die Wissenschaft dem Militär, dem Offizier jeder Waffe zur höchsten Zierde gereicht und Gelehrsamkeit auch im Lager kein überflüssiger Ballast ist; eben so entschieden denke ich aber, dass es dem Kriegersmanne vergönnt sein müsse, eine wissenschaftliche Ansicht auszusprechen und zu vertheidigen, ohne in den Verdacht zu gerathen, die Wissenschaft für eitle Standeszwecke auszunützen zu wollen. Eine solche Insinuation, falls sie beabsichtigt war, müsste ich eben so entschieden zurückweisen, als ich es mir zur Ehre rechne, dem Heere meines österreichischen Vaterlandes anzugehören. Es

wird wohl hoffentlich Niemanden, der dazu Neigung hat, verwehrt sein zu sprechen mit unserem Schiller:

Hab den Kaufmann gesehen und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiten
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisernes Wamms gefallen.

Cannstatt im Januar 1876.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Abermals ist eine neue Auflage der „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ nothwendig geworden. Die Ideen, die leitenden Gesichtspunkte, welche dem Buche zu diesem für mich so befriedigenden Erfolge verhelfen, wird der geneigte Leser auch in dieser dritten Auflage unverändert wiederfinden. Dagegen liess ich es mir auch diesmal anlegen sein, überall wo neuere Forschungen es erheischten, die nöthigen Berichtigungen oder Umarbeitungen eintreten zu lassen, so dass — so weit wenigstens meine Kenntnisse reichen — der neueste Standpunkt des kulturhistorischen Wissens nach Kräften gewahrt ist.

Stuttgart im Dezember 1882.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede und Inhalt	V—XVIII
Das Alterthum.	
In der Urzeit	1—12
Die Naturkräfte. S. 1. — Die Geschichte der Erde. S. 2. — Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur. S. 4. — Alter und Ur- zustand des Menschen. S. 9.	
Die sozialen Gesetze	13—42
De Naturkräfte und ihre Potenzirung. S. 13. — Das soziale Entwicklungsgesetz. S. 16. — Die Sittengesetze keine Naturgesetze. S. 26. — Reli- gion und Ideal. S. 31.	
Volksthum und Geschichte	43—56
Abhängigkeit des Menschen von der Natur. S. 43. — Ursitz, Bildung und Verbreitung der Rassen. S. 47. — Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten. S. 49. — Der geographische Gang der Kultur. S. 53.	
Die Morgenröthe der Kultur	57—111
Entstehung der Sprache. S. 57. — Ursprung der Religion. S. 65. — Die Erfindung des Feuer- zündens und ihre Folgen. S. 68. — Der Unsterb- lichkeitsglaube und die Todtenbestattung. S. 72. — Die Anfänge der Familie. S. 79. — Die Arbeit ein Naturgesetz. S. 91. — Die primitiven Formen des Eigenthums. S. 93. — Krieg und Friede. S. 98. — Jäger- und Fischervölker. S. 103. — Hirten- völker. S. 106. — Uebergang zum Ackerbau. S. 107.	

	Seite
Europas vorgeschichtliche Kultur	112—129
Begründung der ethnologischen Geschichtsbehandlung.	
S. 112. — Die vorgeschichtlichen Zeitalter. S. 114.	
— Die Höhlenzeit. S. 115. — Die megalithische	
Zeit. S. 120. — Zeitalter der Metalle. S. 125.	
Das Reich der Mitte im Alterthume	130—151
Ursprung und Alter der chinesischen Kultur. S. 130.	
— Sprache und Schrift der Chinesen. S. 132. —	
Aelteste Kulturschätze. S. 134. — Die angebliche	
Erstarrung der chinesischen Kultur. S. 136. —	
Familien- und Geschlechtsleben. S. 140. — Reli-	
giöse und geistige Entwicklung der Chinesen. S. 143.	
Die ostarischen Völker	152—198
Arier und Indogermanen. S. 152. — Die älteste	
Kultur der Arier. S. 153. — Zarathustra's Lehre.	
S. 157. — Heroenalter der Hindu. S. 160. —	
Ursprung und Entwicklung der Kasten. S. 162. —	
Die Sklaverei. S. 167. — Das brahmanische Indien.	
S. 169. — Geistige Höhe der Inder. S. 173. —	
Entwicklung der Inder. S. 179. — Der Buddhismus.	
S. 182. — Die Eränier und ihre Abkömmlinge.	
S. 187. — Politische Entwicklung im Perserreiche.	
S. 191. — Die altpersische Kultur. S. 195.	
Die alte Kultur im Nilthale	199—234
Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes.	
S. 199. — Der Staat Meroe. S. 201. — Anfänge	
der ägyptischen Kultur. S. 202. — Priesterschaft	
und Kultus S. 207. — Wissenschaftliche Höhe der	
Aegypter. S. 213. — Die ägyptische Kunst. S. 218.	
— Abgeschlossenheit Aegyptens. S. 221. — Soziale	
Verhältnisse. S. 223. — Materielle Kultur Aegyp-	
tens. S. 231. —	
Die semitischen Kulturvölker Vorderasiens	235—309
Semiten und Hamiten. S. 235. — Die Proto-	
Chaldäer. S. 239. — Babel und Assur. S. 242. —	
Materielle Kultur der Assyrier und Babylonier. S. 246.	
— Soziales Leben. S. 249. — Wissen und Religion	
der Chaldäer. S. 251. — Verbreitung des Astarte-	
kultus. S. 259. — Die Beni-Israel. S. 263. — Die	
Religion Alt-Israel. S. 270. — Die Kultur der	
Hebräer. S. 277. — Das Land Moab. S. 285. —	
Die Phöniker und ihr Land. S. 287. — Politische	

Verfassungen der Phöniker. S. 290. — Fahrten und nautische Leistungen der Phöniker und Karthager. S. 292. — Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Karthager. S. 305.

Die alten Hellenen 310—383

Das Ariethum in Hellas. S. 310. — Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen, S. 313. — Das Steinzeitalter auf den Kykladen. S. 322. — Die Heroenzeit der Griechen. S. 324. — Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen. S. 331. — Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. S. 333. — Zustände zur Zeit der Perserkriege. S. 337. — Kulturleistungen der Demokratie zu Athen. S. 340. — Religiöse und geistige Entwicklung der Hellenen. S. 344. — Die griechische Kunst. S. 349. — Literatur der Griechen. S. 358. — Wirthschaftliche Verhältnisse. S. 361. — Soziales Leben der Griechen. S. 362. — Familienleben und Hetärismus. S. 372. — Griechenlands Niedergang. S. 378.

Makedonier und Alexandriner 384—402

Nationalität und früheste Zustände der Makedonier. S. 384. — Philipp und Alexander. S. 386. — Allgemeine Kulturfolgen der makedonischen Eroberungen. S. 388. — Aufblühen der Wissenschaft. S. 391. — Griechenland und die Seleukiden. S. 394. — Aegypten unter den Ptolemäern. S. 395. — Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen. S. 399.

Das alte Etrurien 403—417

Die Italiker. S. 403. — Die Etrusker und ihre Gesittung. S. 407. — Handelsberührungen der Etrusker mit den nördlichen Barbaren. S. 413.

Rom und seine Kultur 418—464

Rom unter Königen. S. 418. — Entwicklung der staatlichen Verhältnisse. S. 425. — Das römische Volksthum. S. 428. — Der Kampf um die Volksrechte. S. 433. — Die römischen Kriege und ihre Folgen. S. 438. — Grossgriechenland und der griechische Einfluss in Rom. S. 443. — Die Kultur der Republik. S. 449. — Die Arbeiterbewegung im Alterthume. S. 453. — Niedergang der Republik. S. 458.

	Seite
Die römische Welt	465—519
Aufgabe des Cäsarismus. S. 465. — Die ethnische Umbildung des Römerthums. S. 467. — Politische Zustände unter den Cäsaren. S. 469. — Literatur, Religion und Philosophie. S. 475. — Die römische Gesellschaft unter den Kaisern. S. 478. — Stellung des Weibes in Rom. S. 486. — Wirkungen des römischen Kaiserthums. S. 489. — Die Iberer. S. 490. — Geographische Ausbreitung der Kelten. S. 492. — Kultur der Kelten in Gallien. S. 493. — Gallien unter den Römern. S. 499. — Die Kelten Britanniens und Mitteleuropas. S. 503. — Die Germanen. S. 505. — Der Orient. S. 508. — Samaria und Judäa. S. 510.	
Rom's Niedergang	520—563
Sittliche Zustände des verfallenden Reiches. S. 520. Oekonomische Verhältnisse. S. 525. — Aufkommen des Christenthums. S. 529. — Entwicklung des Christenthums in Rom. S. 534. — Theilung des Reiches und ihre Folgen. S. 540. — Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. S. 544. Altchristliche Kultur. S. 548. — Die altchristliche Literatur. S. 553. — Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches. S. 557. — Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches. S. 558.	



ERSTER BAND.

DAS ALTERTHUM.

In der Urzeit.

Die Naturkräfte.

Die ganze unendliche Welt ist aus denselben, nicht geschaffenen und nicht vertilgbaren Stoffen zusammengesetzt und wird von denselben unvertilgbaren Kräften getragen, welche von den einzelnen Atomen bis zu der unermesslichen Menge von ungeheuren Weltkörpern nach denselben Gesetzen wirksam sind und in der Grösse ihrer Gesamtwirkung unverändert erhalten bleiben. Mit anderen Worten: der Stoff, die Materie ist unsterblich, ewig; sie hat von jeher bestanden, sie wird und muss in alle Zukunft bestehen; ohne sie ist die Welt überhaupt nicht denkbar; sie ist unerschaffen wie sie unzerstörbar ist; an Menge und Qualität bleiben die sie bildenden Grundstoffe an sich stets dieselben und für alle Zeiten unabänderlich; die Materie ist gleich wie in der Zeit so auch im Raume unbegrenzt, unendlich.

Was vom Stoffe, gilt auch von der Kraft, auch sie ist ewig; aus Nichts kann keine Kraft entstehen; allein sie ist an den Stoff gebunden; treffend bemerkt Moleschott, dass eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoffe schwebte, eine ganz leere Vorstellung sei. Die Kraft kann also genau so wie der Stoff, weder geschaffen noch zerstört werden, und was auf einer Seite verschwindet, muss auf einer andern wieder erscheinen.

Als der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit zeigen sich die Naturgesetze, rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemüthlichkeit kennen. Nach A. v. Humboldt's schöner Ausdrucksweise sind sie ehern, unwandelbar; in der That ist es niemals gelungen ein Naturgesetz abzuändern; es ist weil es ist; dabei sind diese Gesetze so allgemein, das heisst in allen Theilen des Weltenraumes wirksam und so innig verbunden, dass wer Ein Gesetz der Natur aufhebt, sie alle aufhebt.

Die Erde, des Menschen Wohnsitz, ist nur ein ausserordentlich unbedeutender Bestandtheil des Weltalls; bekanntlich ist sie denselben Gesetzen wie die übrigen Weltkörper unterworfen, sind dieselben Kräfte auf ihr wirksam, ist sie aus denselben Stoffen gebildet. Wir wissen auch, dass die Erde nicht zu allen Zeiten bestanden; wahrscheinlich hat es eine Epoche gegeben, wo sie wie die übrigen Weltkörper über-

haupt noch nicht existirt hat. Die Stoffe und Kräfte freilich waren ewig im Raume vorhanden. Ueber Zeit und Entstehungsart unseres Planeten können wir natürlich nichts Positives wissen und dürfen uns daher nur Schlüsse aus Analogien erlauben ¹⁾). Einzelne Vorfälle im Weltenraume können nämlich geradezu als Weltenbildungen betrachtet werden. Planetarische Nebel, kosmische Wolken, Nebelsterne sind als Durchgangsstadien oder Entwicklungsperioden eines Weltkörpers anzusehen und sogar als solche beobachtet worden. Höchst wahrscheinlich hat unsere Erde dieselben Phasen durchgemacht. Im kalten endlosen Weltenraume schwebte, der Kant-Laplace'schen Nebeltheorie zufolge, ein unermesslicher leuchtender Dunstball. Diese Kugel enthielt die wägbare Masse aller Körper des Sonnensystems und stellte somit einen fast kugligen Nebelstern dar, der bereits von West nach Ost um seine Achse rotirte. Die Individualisirung der einzelnen Theile, die Bildung der Planeten und Monde erfolgte sodann allmählig durch Abkühlung und die damit verbundene Verdichtung. Die heisse Gaskugel wurde nämlich an ihrer Peripherie beständig abgekühlt durch den kalten Weltraum, den sie durchzog; es musste daher eine Verdichtung der Dunstmasse und eine Zusammenziehung auf ein kleineres Volumen eintreten, was eine beschleunigte Achsendrehung zur Folge hatte. Aus letzterer Ursache und bei Fortdauer der früheren Verhältnisse erfolgte dann die Lostrennung kleinerer Dunstkugeln vom Centrum, welche sich nach und nach zu Planeten und Monden individualisirten und ausbildeten. Eine solche losgelöste Dunstkugel war wohl unsere Erde. Immerhin bleibt aber hier der Spekulation noch ein weites Feld offen und in jüngster Zeit haben sich gegen die Kant-Laplace'sche Theorie mehrere gewichtige Bedenken vernehmen lassen. Dennoch ist Eines über allen Zweifel erhaben, dass nämlich die Bildung unserer Erde nur in Gemässheit der überall giltigen Naturgesetze vor sich gegangen und dieselben Kräfte dabei thätig waren, welche noch in der Gegenwart auf und ausserhalb der Erde herrschen ²⁾).

Die Geschichte der Erde.

Herrschen in Bezug auf die Geogenie noch vielfach unklare Begriffe, so ruht auf desto festerer Grundlage die Geschichte unseres Planeten, die Geologie. Sie hat das geheimnisvolle Buch der Erdrinde zu enträthseln vermocht und führt an der Hand sicherer That-sachen zurück in Epochen, wo noch kein Menschenwesen auf Erden wandelte. Für die Dauer der einzelnen Entwicklungsperioden, — Formationen nennt sie der Geologe — lassen sich natürlicherweise keine

1) Siehe hierüber das höchst anregende Buch von Carus *Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlichster Fassung.* Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1880. 8°.

2) Siehe hierüber das interessante Capitel: *Das Entwicklungsgesetz der Erde* in Bernhard v. Cotta's *Geologie der Gegenwart.* Leipzig 1874. 8°. 4. Aufl.

Ziffern aufstellen, um daraus das Alter der Erde abzuleiten¹⁾; eine genaue Ziffer hätte übrigens auch kein wissenschaftliches Interesse; es genügt vielmehr vollkommen die erwiesene Thatsache, dass sich dafür überhaupt keine äusserste (Maximal-) Grenze ziehen lässt. Möge man daher unserem Planeten immerhin die Bezeichnung „ewig“ versagen, weil ja von einer Entstehung, einem Anfange die Rede ist und ihm auch ein sicheres Ende winkt, so steht doch fest, dass für die Bestimmung seines Alters die Begriffe fehlen.

Die ältesten Perioden der Erdgeschichte zeichnen sich, wie bemerkt, durch die Abwesenheit jedweden organischen Wesens aus; man nennt jene Zeit die azoische. Doch darf als wahrscheinlich gelten, dass im Zeitalter des Urgebirges, dessen Dauer alle übrigen erdgeschichtlichen Perioden zusammengenommen um ein Bedeutendes an Länge überragte, organische Wesen schon die Erde bevölkerten, dass somit die Versteinerungen der darauf folgenden Silurformation bereits eine vorgeschrittene Stufe in der Entwicklung der Schöpfung darstellen²⁾. Es sind dies an Pflanzen einige Fucoiden und Farrenarten, und an Thieren Infusorien, Polypen, Strahlthiere besonders Krinoiden, deren Reste ganze Schichten bilden, Trilobiten, die darin ihre Hauptentwicklung haben, und Brachiopoden. Schon in der Kohlenformation zieren Palmen und Koniferen die Landschaft, Fische beleben die Wasser und die Fussspuren grösserer Saurier finden sich im Thone abgedrückt; in der permischen Formation endlich tritt in der Gestalt eines beschuppten Reptils aus der Familie der urweltlichen Eidechsen (*Protosaurus*) das erste luftathmende Wirbelthier auf. So bildete sich allmählig die Erde heran und gewann in den nachfolgenden Perioden der Trias, des Jura, der Kreide und der Tertiärzeit die Befähigung immer ausgebildeterer, höhere Organismen zu erzeugen und zu tragen. Als sie spätestens in der Diluvialzeit alle zur Existenz des Menschen erforderlichen Vorbedingungen vereinigt hatte, da musste endlich auch das vollendetste Thier der Schöpfung erscheinen — der Mensch.

Um die durch die Entstehung und Lagerung der Gesteine unserer Erdkruste bedingten Formationen ohne alle Beihülfe von übernatürlichen Katastrophen zu erklären, genügen vollkommen die noch heute unter unseren Augen thätigen geologischen Kräfte. Was aber besondere Betonung erheischt, ist, dass bei fortschreitender Mehrung unserer Kenntnisse die Formationsgrenzen sich zu verwischen scheinen, dass es überhaupt keine scharfen Grenzen unter ihnen giebt, sondern dass sich eine aus der andern allmählig und derart entwickelt hat, dass die Uebergänge unendlich werden. Diese Erscheinung hat zur Aufstellung des Gesetzes der fortschreitenden (progressiven) Vervollkommnung geführt, welches sich trotz mannigfacher Einwände nicht in Abrede stellen lässt. Die Natur beginnt nichts mit fertigen und

1) Ueber die Trüglichkeit aller derartigen Versuche siehe die lehrreiche Abhandlung des norwegischen Geologen, Professor Dr. Theodor Kjerulf. *Einige Chronometer der Geologie*. Uebersetzt von Dr. Rich. Lehmann. Berlin 1880. 8°.

2) Zittel, *Aus der Urzeit*. München 1875. 8°. Zweite Auflage S. 93.

reifen Zuständen; Alles in ihr entwickelt sich langsam aus unscheinbaren Anfängen. Von den ältesten Zeiten an haben alle Klassen und Ordnungen von Organismen mit solchen Formen begonnen, welche theils durch ihren Gesamtbau, theils durch ihren embryonalen Charakter, theils durch andere massgebende Eigenschaften zu den tiefer stehenden gehören. So war, um ein Beispiel zu nennen, das Gehirn der tertiären Säugethiere überaus klein, oft kaum das der höheren Reptilien überragend. Die Ausbildung des Gehirnes nimmt bei miocänen und pliocänen bis zu den jetzt lebenden Thierformen allmählig zu¹⁾. Der Fortschritt vom Niederen zum Höheren erfolgte dann in der Regel derart, dass die vollkommener organisirten Formen einer gegebenen Klasse oder Ordnung erst später auftraten, dass sie an intensiver Ausbildung immer mehr stiegen und an Zahl wuchsen, während die älteren unvollkommeneren Gruppen, wenn sie schon anfänglich zahlreich aufgetreten waren, in gleichem Verhältniss zurücktraten und seltener wurden.

Das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung und Vervollkommnung bewahrheitet sich aber noch in der Gegenwart an den biologischen Vorgängen. Jeder Organismus durchläuft während seiner Entwicklung aus dem Ei zum ausgebildeten Individuum eine Reihe von Veränderungen²⁾. In den ersten Fötalzuständen stimmen so ziemlich alle Thiere, der Mensch mit inbegriffen, mit einander überein; erst bei fortschreitender Entwicklung stellen sich nach und nach die Merkmale des Typus, später der Klasse, Ordnung, Familie, Gattung und Art ein. Je nach der Rangstellung eines Geschöpfes sind die Veränderungen während des Heranwachsens gross oder klein; dadurch aber deutet uns die Geschichte des Individuums in schneller Folge und in allgemeinen Umrissen die langsame, in vielen Jahrtausenden erfolgte Umwandlung des ganzen Stammes an, ein Satz, der in der Kulturgeschichte der Menschheit wenigstens sich aufs strengste bewahrheitet.

Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur.

Wir dürfen uns deshalb nicht verwundern, wenn die Betrachtung der menschlichen Fötalzustände und ihrer Ausbildung dazu führt, den thierischen Ahnenstufen des Menschen nachzuspüren. Die gesammten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung drängen gewaltsam zu dem Schlusse, den Ursprung sämtlicher organischen Wesen in

1) Nach den neuen Untersuchungen von Prof. O. C. Marsh im *American Journal of Science and arts*. Vol. VIII. Bei der grössten eocänen Gattung *Dinoceras* Marsh ist die Hirnhöhle nur $\frac{1}{4}$, so gross wie bei dem lebenden *Rhinoceros*. Einen sehr schönen Beleg für die steigende Entwicklung des Gehirns liefern die pferdeartigen Thiere, von dem eocänen *Orohippus* an durch die miocänen *Miohippus* und *Anchitherium* und den pliocänen *Pliohippus* und *Hilarion* bis zu dem lebenden *Equus* der Gegenwart.

2) Am ausführlichsten dargelegt in Ernst Hæckel, *Anthropogenie. Entwicklungsgeschichte des Menschen*. Leipzig 1874. 8°.

einigen wenigen Urformen einfachster Art zu suchen, die sich wahrscheinlich auf eine einzige reduzieren lassen werden. Solche der Urform nahe kommende Wesen meint man in den Moneren, albuminösen Klümpchen, im Meere gefunden zu haben, denen die Kraft des Wachstums und gelegentlich, auch des Auseinanderbrechens innewohnt¹⁾. Die Vorfahrenkette des Menschen wie aller anderen Organismen geht demnach wahrscheinlich von solchen einfachen Organismen ohne Organe aus, welche in zweiter Stufe sich zur einfachen Zelle herabilden. Die weiteren Entwicklungsstufen sind noch nicht mit solcher Sicherheit festgestellt, dass sie nicht von mancher Seite angefochten würden. Am meisten gilt dies von dem letzten Zwischengliede, dem Affenmenschen oder Pithekanthropen, der wahrscheinlich erst gegen Ende der Tertiärzeit lebte. Ein wichtiges Moment, nämlich die Gestalt des Menschen, scheint dafür zu sprechen, dass sein ursprünglicher Aufenthalt der Baum²⁾ war. Aus einer einstigen kletternden Lebensart erklärt sich am naturgemässesten sein aufrechter Gang, und aus der Gewohnheit, den Baum aufwärts schreitend zu umfassen, die Umbildung der Hand aus einem Bewegungs- zu einem Greiforgane³⁾. Die echten Menschen entwickelten sich durch die allmähliche Ausbildung der thierischen Lautsprache zur gegliederten oder artikulirten Wortsprache. Mit der Entwicklung dieser Funktion ging natürlich diejenige ihrer Organe, die höhere Differenzirung des Kehlkopfes und des Gehirnes Hand in Hand. Den Uebergang von den sprachlosen Affenmenschen zu den echten oder sprechenden Menschen denkt man sich erst im Beginne der Quaternärzeit oder der Diluvialperiode, vielleicht aber auch schon in der jüngeren Tertiärzeit. Da nach Ansicht der meisten bedeutenden Sprachforscher, wenigstens vorläufig, nicht alle menschlichen Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache abzuleiten sind, so müssen wir einen mehrfachen Ursprung der Sprache und dem entsprechend auch einen mehrfachen Uebergang zu den echten, sprechenden Menschen annehmen⁴⁾.

Wie aus dieser Darstellung erhellt, kann der Mensch in keiner Weise von den übrigen Wesen der belebten Schöpfung getrennt werden. Er steht mitten inne gleichwie jedes andere Geschöpf. Es ist daher auch vergebliches Beginnen für ihn eine Sonderstellung zu beanspruchen. Was wir dermalen über die historische Vergangenheit unseres Geschlechtes wissen, berechtigt durchaus nicht dasselbe loszulösen von dem grossen Naturganzen, vielmehr haben wir in demselben ein Naturprodukt, wenn auch das höchste, zu erkennen. Die zunehmende Erkennt-

1) Ernst Hückel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte*. Berlin 1879. 8^e. 7. Aufl. S. 165. 306. 379.

2) Noch in der Gegenwart kennt man ein auf Bäumen wohnendes Volk; es sind die von Abbé Langenhoff besuchten Kubus auf Sumatra. *Les Koubous ont horreur de toute habitation qui a un toit et perchent sur les arbres*. (*Revue d'Anthropologie*. III. Vol. S. 701).

3) Laz. Geiger, *Zur Urgeschichte der Menschheit*. (Ausland 1871. S. 569.)

4) Hückel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte*. S. 578—591.

niss führt täglich mehr zur Aufhebung des Dualismus in der Natur und somit zum Monismus, zur Einheit. Schon neigen sich viele Forscher mit gutem Grunde zu der Ansicht, dass alle wahrgenommenen Naturkräfte auf eine einzige Einheit hinauslaufen, Laplace's Theorie von der Entwicklung der Erde und des Sonnensystems aus einem kolossalen Dunstball wird in eine Riesengaskugel für den gesamten Weltenraum erweitert, ein äusserstes Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit, ein Hypothesengebäude, für welches strenge Beweise fehlen, welches aber mit keinem bekannten Naturgesetz in Widerspruch steht und aus dem sich der gegenwärtige Zustand der Erde ableiten lässt¹⁾. Die moderne Astronomie hat den Unterschied zwischen Fix- und Wandelsternen aufgehoben, Nebelflecken und kosmische Wolken als in früheren Bildungsstadien begriffene Welten, im Monde eine spätere Phase der Sternengeschichte und zugleich die Zukunft gezeigt, welcher unser eigener Planet und mit ihm die anderen in ungemessenen Zeiträumen entgegengehen. Auf Erden selbst sehen wir die Schranken zwischen Anorganisch und Organisch immer mehr schwinden. Wo die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich liegt, vermag niemand mehr zu beantworten; beide gehen ganz unmerklich in einander über in dem Formengebiete der dem unbewaffneten Auge völlig verborgenen niedersten Lebewesen, der sogenannten Protisten²⁾. Ebenso haltlos, ja weniger noch zu begründen, ist der Unterschied zwischen Thier und Mensch. Die Morphologie zeigt den Menschen deutlich als das höchste Gebilde einer an sich schon hoch entwickelten Thierform und es ändert an dieser Thatsache nichts, dass diese Thierform gegenwärtig nicht mehr auf Erden wandelt. Gerade so wie der geocentrische Standpunkt, welcher Sonne und Gestirne um die Erde kreisen liess, als unsinniger Irrthum heute höchstens mitleidig belächelt wird, eben so wird auch die anthropocentrische Chimäre allgemein als solche entlarvt werden³⁾. Der Mensch ist, wie Tito Vignoli sehr richtig betont, eine Entwicklungsstufe des Thierreichs und in seinem gegenwärtigen Zustande weniger mit verschiedenen Fähigkeiten als mit einer höheren Ausübung derselben ausgestattet; desshalb ist er ein organisches und lebendiges Resultat, zu dem die vorangehende Thätigkeit der thierischen Anlage in der endlosen Reihe von Jahrhunderten gelangte, die verfloss, bevor jene in ihm ihre Spitze fand und für jetzt sich abschloss⁴⁾. Der nämliche

1) B. v. Cotta, *Geologie der Gegenwart*. S. 189.

2) Siehe E. Hückel, *Das Protistenreich*. Eine populäre Uebersicht über das Formengebiet der niedersten Lebewesen. Mit einem wissenschaftlichen Anhang: System der Protisten. Leipzig 1878. 8°.

3) L. Büchner, *Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*. Leipzig 1869. 8°. S. 7. Die Unterscheidung, welche Noiré (Die Welt als Entwicklung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung. Leipzig 1874. 8°. S. XIII und XIV) zwischen anthropomorphischen und anthropocentrischen Standpunkt machen will, ist haltlos. Selbst die Richtigkeit des Unterschiedes zugegeben, ist doch offenbar der anthropocentrische ebenso unberechtigt als der anthropomorphische Standpunkt.

4) Tito Vignoli, *Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche*. Versuch einer vergleichenden Psychologie. Leipzig 1879. 8°. S. 219.

Forscher sagt weiter: „Im Menschen vollziehen sich organische und physiologische Funktionen der Empfindung, der Wahrnehmung, der Erinnerung, der Intelligenz, der Reproduktion und sozialer Beziehungen, wie sie in gleicher Weise sich in den niederen Thieren vollziehen. Bis hierher ist der Mensch reines Thier und kann nicht als eine Wirkung oder Virtualität betrachtet werden, die von jenen verschieden wäre, die sich hinsichtlich der Thiere in der Erzeugung der Dinge verwirklichen. Auf diesem kosmischen und physiologischen organischen Fundament, das thierisch ist, aber vollziehen sich Akte, die ihn von den andern thierischen Formen tief unterscheiden und die ihn zu einem höheren Wesen machen, das mit besonderen Gaben ausgestattet ist¹⁾“. Um jedem Missverständnisse vorzubeugen wollen wir uns mit Georg Heinrich Schneider sofort daran erinnern, dass in dieser Hinsicht ein Unterschied existirt nicht nur zwischen Thier und Mensch, sondern auch zwischen den niederen und höheren Thieren. Wie innerhalb des gesammten Thierreiches die Unterschiede in der materiellen Organisation viel grösser sind als die Differenzen zwischen dem Menschen und den höher stehenden Thieren, so sind auch die physischen Aeusserungen der niederen Thiere von denjenigen der höheren weit mehr verschieden, als die letzteren von denen des Menschen²⁾. Mit Fug und Recht darf man es desshalb heute aussprechen, dass zwischen den geistigen wie den physischen Fähigkeiten des Menschen und des Thieres kein qualitativer sondern nur ein quantitativer Unterschied besteht, und alle Versuche das Gegentheil zu erweisen sind kläglich gescheitert. Niemand darf mehr wagen, zwischen menschlichem Verstand und thierischem Instinkt die Grenze zu ziehen³⁾. Die Sinnlosigkeit der ehemaligen Auffassung, welche, da sie den Thieren keine Seele zu erkennen wollte, für ihre geistigen Thätigkeiten als eine Art Compromiss den Instinkt geschaffen, womit nichts erklärt wurde und worunter jeder so ziemlich sich vorstellen konnte, was ihm beliebte, ist heute zur

1) A. a. O. S. 220.

2) Schneider, *Die Instinktfrage vom Standpunkte des Darwinismus* (Ausland 1880 S. 745).

3) Siehe *Nature*. VII. Bd. S. 47. Wer sich für diese Frage interessirt, findet in der genannten Zeitschrift wichtige Anhaltspunkte für obige Meinung. Der Intellekt des Hundes ist zwar zur Genüge erörtert, immerhin wird man aber mit Interesse lesen was Darwin (A. a. O. VII. Bd. S. 281) und Wallace (A. a. O. VII. Bd. S. 308) darüber vorbringen. Vgl. ferner A. a. O. VII. Bd. S. 322. 340. 360. 424 über Hunde, S. 340. 360 über Pferde, S. 360 über Katzen, S. 424 über Krabben, S. 444—445 über Ameisen, Schmetterlinge und Hühner, S. 468 über Tiger, dann VIII. Bd. S. 6. 65. 282. 322—324, IX. Bd. S. 5. — IX. Bd. S. 243 handelt über die Affen und VIII. Bd. S. 168. 229 und IX. Bd. S. 42 über die Meerschweinchen. Besondere, längere und rekaptulirende Aufsätze siehe A. a. O. VII. Bd. S. 371. 409 417. 437. VIII. Bd. S. 77 und 284. In der Sitzung vom 18. März 1878 im „Anthropological Institute“ sprach Georg Harris ausführlich über „Instinkt und Intellekt“. Gegen die früher herrschende Ansicht von der durch individuelle Erfahrung gewonnenen Instinkthandlungen ist in England Douglas A. Spalding siegreich mit der Lehre von den anererbten Instinktausserungen durchgedrungen. Siehe: *On instinct* (*Nature* VI. Bd. S. 486) und *Instinct and acquisition*. (A. a. O. XII. Bd. 507).

Gentüge erwiesen. Wir wissen vielmehr, dass in allen Handlungen des Menschen zur Selbstexistenz wie zur Arterhaltung Instinkt zu erkennen ist ¹⁾. Andererseits ist den Thieren wie aus zahlreichen Beobachtungen hervorgeht, abstraktes Denken nicht abzusprechen ²⁾, und selbst Thiere, die wir zu den niedrigen zählen, bekunden geistige Kräfte, unser Staunen eben so sehr zu erregen als den Stolz auf unsere Geisteshöhe zu dämpfen geeignet ³⁾. Ja sogar im Pflanzenreiche ist das Vorhandensein von Instinkt angedeutet ⁴⁾.

Eine gründliche und vorurtheilslose Untersuchung zeigt endlich, dass auch die moralischen Fähigkeiten einen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht begründen; was wir Lasterhaftigkeit, was wir Tugend nennen, finden wir in der Thierwelt wieder und zwar nicht bloß bei den unter dem Einflusse der Menschen lebenden Hausthieren, sondern auch bei den wilden Bestien in freier Natur ⁵⁾. Fast alle menschlichen Gefühle können grösstentheils ohne Widerspruch auch auf die Thierwelt übertragen werden. Nur scheinbar anders verhält es sich mit dem moralischen und religiösen Gefühle. Die erste Grundlage zur Sittlichkeit ist der Gehorsam, und nur aus diesem entwickelt sie sich; das religiöse Gefühl aber ist nach Schleiermacher ein „Abhängigkeitsgefühl“. „Wenn nun Moral und Religion auf der gegebenen Basis mit den Erscheinungen, die in der Thierwelt zu beobachten sind, verglichen werden, so wird man nicht sehr erstaunt sein, wenn dortselbst die höchste Moral zu finden ist, denn an Gehorsam, der Wurzel der Sittlichkeit, übertrifft ein junges Aeffchen die meisten Menschenkinder und an Abhängigkeitsgefühl besitzen die Hausthiere, besonders der Hund, die höchsten Grade die gedacht werden können. Dieselben Ursachen die beim Menschen diese Gemüthszustände hervorbringen, wirken auch beim Thiere und bringen ähnliches hervor. Die Qualität des Ursprungs bleibt durchweg dieselbe, aber die Qualität der Weiterentwick-

1) Siehe: Georg Heinrich Schneider, *Der thierische Wille*. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwicklung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre. Leipzig. v. J. 8^o. S. 55. 71.

2) In England ist die Frage vom thierischen Instinkt neuerdings wieder in Fluss gerathen und hat zahlreiche überaus interessante Beobachtungen über die Verstandeskkräfte der verschiedenartigsten Thiere zu Tage gefördert. Dieselben sind grösstentheils niedergelegt in der Londoner *Nature* u. zw. in Bd. XIX. S. 268. 291. 340. 365. 385. 409. 438. 458. 519. Bd. XX. S. 21. 29. 77. 96. 122. 147. 196. 243. 291. 315. 428. 505. 580. Bd. XXI. S. 8. 12. 34. 82. 132. 250. 251. 324. 325. 372. 397. 494. Bd. XXII. S. 40. 266. 319. 339. 362. 408. 607. Als Endergebniss dieser zahlreichen Thatsachen und der sich daran knüpfenden Diskussionen kann man wohl mit einem Beobachter sagen, „*that there is no difference whatever between the reason of animals and that of men*“.

3) Gründliche Belehrung über das Denkvermögen der Thiere schöpft man aus dem Buche von John Selby Watson. *The reasoning power in animals*. London 1867 8^o. Ausszüge daraus siehe: Ausland 1868. S. 80. 166. 351. 407.

4) Siehe *Nature*. VIII. Bd. S. 184.

5) Siehe darüber den höchst belehrenden Aufsatz: *Animal Depravity* im *Quarterly Journal of Science*. 1875. S. 415—430. Ferner auch: *The moral sense in lower animals* (*Popular Science Monthly*. Newyork, Januar 1880. S. 346 ff.)

lung bildet den Unterschied“¹⁾. So fällt denn eine nach der anderen jede der angeblichen Schranken, welche, wie z. B. die Fähigkeit an sich Selbstmord²⁾ zu begehen, Mensch und Thier unüberschreitbar trennen sollen, und der Geist selbst, der angeblich den Menschen über die gesammte Natur stellt, ist gar nicht im Gegensatze zur Materie zu denken³⁾. Geist und Materie sind eben so unlöslich mit einander verbunden, als Kraft und Stoff. Der Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, oder wie man ihn sonst bezeichnen möge, ist für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage überwundener Standpunkt⁴⁾.

Alter und Urzustand des Menschen.

Unter den höchst organisirten Thierformen, den Dezi duaten, nahmen die Ahnen des Menschen zweifelsohne schon eine hervorragende Stellung ein, dank den ihnen angeborenen Charakteranlagen, welche ihnen auch im Kampfe um's Dasein sowohl mit den eng verschwisterten Affen als

1) L. Hoffmann, *Thier-Psychologie*. Stuttgart 1881. 8°. S. 80.

2) Man kennt zwei gut beglaubigte Fälle von positivem, beabsichtigten Selbstmord eines Hundes und eines Pferdes. (Siehe *Quarterly Journal of Science*. 1875. S. 427 und 438). Ob aber das bekannte, oft citirte Beispiel vom Skorpion als echter Selbstmord zu betrachten sei, scheint nach den in England stattgehabten Erörterungen (Siehe *Nature* Bd. XI S. 29 und 47, dann Bd. XX S. 558, 577. 629 und Bd. XXI S. 226. 275. 302. 325) wieder fraglich. Noch weniger kann man den „Selbstmord einer Pflanze“, von dem Professor Dr. Nagel (im *Neuen Wiener Tagblatt* vom 5. Oktober 1874) erzählt, als einen solchen gelten lassen. — Wenn das von Eduard Mohr (*Nach den Victoriafällen des Zambesi*. Leipzig 1875. 8°. I. Bd. S. 141) berichtete Factum verbürgt wäre, wonach die schlauen südafrikanischen Baboon-Affen die Maiskolben mit dessen Bast zusammenbinden, über die Schultern nehmen und so forttragen, so würden damit alle Schlüsse über den Haufen geworfen, welche Pithekophoben aus dem Umstände zu ziehen lieben, dass kein Affe noch je auf den Einfall gerathen sei, sich ein Werkzeug oder eine Waffe zu machen.

3) Siehe Alexander Bain, *Mind and Body; the theory of their relation*. London 1878. 8°. Bain läugnet mit Recht die Existenz einer „Seele“, und ist ferner Anhänger von der Doctrin der Vererbung auf dem Gebiete sowohl des Intellekts als der Empfindung, eine Doctrin, ohne welche die bekannten Thatsachen bisher nicht erklärt werden konnten. Bain ist endlich der erste Psychologe, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, jedem Gedanken und jeder Empfindung ein physisches Gegenstück oder Aequivalent zu finden. Bains Princip wurzelt in der scharfen Unterscheidung zwischen dem Geistigen oder Subjectiven und dem Körperlichen oder Objectiven, während er gleichzeitig den innigen Connex beider in jedem organisirten und bewussten Individuum betont. Es gibt keinen Grund für die Annahme, dass irgend eine der sogenannten willkürlichen Bewegungen nicht ebenso vollständig und nothwendig das Resultat rein physischer Vorgänge sei, als die Bewegungen der Planeten oder die Wiedergabe einer telegraphischen Dépêche. Manches hierüber Einschlägige siehe bei Dr. Eduard Hitsig, *Untersuchungen über das Gehirn. Abhandlungen physiologischen und pathologischen Inhaltes*. Berlin 1874. 8°.

4) Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft*. Weimar 1878. 8°. 2. Aufl. S. 8—9.

mit den grimmigen Raubthieren den Sieg sicherten¹⁾. Nur durch eine, viele Jahrtausende fortgesetzte Veredlung konnte der Mensch aus diesen seinen Vorfahren hervorgehen. Der Mensch im gewöhnlichen Sinne kann nur ganz allmählig entstanden sein, so dass er schon da war als er noch nicht da war und umgekehrt, mithin der Ausdruck: erster Mensch — ein ungereimter ist²⁾. Einen ersten Menschen hat es niemals gegeben. Ist hiermit die Stelle angedeutet, welche dem Menschen in der Natur zukommt, so liegt auf der Hand, dass auch eine ziffermässige Antwort auf die Frage nach dem absoluten Alter unseres Geschlechtes ausser dem Bereiche der Möglichkeit ist. Zahlreiche Entdeckungen fossiler Menschenknochen stellen jedoch fest, dass der Urmensch ein Genosse des Mammuth, des Nashorn, des Höhlenbären und all' der Thierkolosse aus der glazialen und postglazialen Zeit gewesen. Heute gibt es kaum noch Zweifler an seiner Anwesenheit in Europa während oder doch unmittelbar nach der zweiten Eiszeit, welche gewöhnlich zu Anfang des Diluviums oder zu Ende der Tertiärperiode angesetzt wird. Bekanntlich hat man sich unter dieser Eiszeit keine Epoche allgemeiner Vereisung, sondern nur einer grösseren Ausdehnung der Gletscher zu denken. Neben den vergletscherten Gebirgen schaute wohl noch manches frische „Grünland“ mit üppiger Thier- und Pflanzenwelt hervor. Wie weit nun die Eiszeit hinter der Gegenwart zurückliegt, ist eine Frage, die allerdings sehr verschieden beantwortet wird. Während einige Naturforscher, wie James Croll und Geikie, dafür eine Frist von Jahrhunderten berechnen, begnügen andere sich mit viel schwächeren Ziffern und Oskar Fraas vollends rückt, nicht ohne manche Wahrscheinlichkeit die Eiszeit für die Gegenden Mittel- und Nordeuropas in Epochen herauf, in welchen an anderen, begünstigteren Stellen unseres Planeten schon geordnete Staaten und ein reiches Kulturleben sich entfaltet hatten. Dafür spricht sehr gewichtig der Umstand, dass soweit wenigstens bis jetzt die Funde prähistorischer Menschen in Europa ergeben, unsere vorgeschichtlichen Vorfahren im Wesentlichen nach ihrer körperlichen Bildung und demnach ihrer Rassenangehörigkeit nach keine anderen Menschen gewesen sind als die heutigen Bewohner dieses Erdtheils. Der Grund dieser Erscheinung kann also für uns nur darin liegen, dass die frühere und früheste Urgeschichte des Menschen ihren Schauplatz nicht auf dem Boden unseres kleinen Erdtheiles, sondern weiter im Süden und Osten, besass. Der Mensch ist erst verhältnissmässig spät nach Europa eingewandert; er hatte sicherlich den weitaus längsten und schwierigsten Theil der Entwicklung, welche ihn aus der Thierzeit zum Herrn der Erde erhob, hinter sich, als er diese rauhere Erde betrat, die seiner ungeschützten Kindheit und ersten Jugend verderblich geworden wäre³⁾. So müssen wir

1) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens*. Zweite durchgesehene und vermehrte Aufl. Leipzig 1877. 8°. 2 Bde. Siehe Kap. 1 und 2.

2) Carneri, *Sittlichkeit und Darwinismus*. Wien 1871. 8°. S. 28.

3) Friedrich Ratzel, *Die Vorgeschichte des europäischen Menschen*. München, 1874. 8°. S. 297—298

wenigstens annehmen, denn die Anzeichen, welche man von verschiedener Seite und an verschiedenen Orten für ein höheres Alter des europäischen Menschen, für seine Existenz während der Tertiärzeit hat, sind bis jetzt nicht als zweifellose anerkannt worden. Dass aber der „Tertiär-mensch“ trotz alles Widerspruches jener, welchen derselbe so unbequem zu sein scheint, dennoch auf der Erde existirt hat, ist nach den neuesten Funden in Nordamerika im Ernste kaum mehr zu bestreiten. Dort ist nach dem Ausspruche der kompetentesten Forscher das Auftreten des Menschen, wie die kalifornischen Funde darthun, mit allergrösster Wahrscheinlichkeit in das Pliocän, somit in die Tertiärzeit zu versetzen ¹⁾.

Von dem eigentlichen Urzustande der Menschheit vermögen wir uns kein zutreffendes Bild zu entwerfen, da wir hierzu jeder Anhaltspunkte oder Vergleiche entbehren. Selbst die rohesten Wilden der Gegenwart haben offenbar einen höheren Kulturrang erstiegen, als wir dem Urmenschen zusprechen können. In der Lebensweise mag er sich von seinen thierischen Mitgenossen nur wenig unterschieden haben; wie diese war er genöthigt im schützenden Waldesdunkel oder auf offenem Felde unter freiem Himmel, den Unbilden der Witterung und Jahreszeit preisgegeben, sein Obdach zu suchen, mit den Raubthieren des Waldes um seine Nahrung zu streiten ²⁾. Den „Kampf um's Dasein“, dem er seine bis nun errungene Stellung verdankte, der Urmensch musste ihn weiterkämpfen fort und fort bis auf die Gegenwart und in alle Zukunft. Dieselben Gesetze, welche im Leben der Thierwelt Geltung haben, beherrschen auch das Leben des Menschen, mögen sie auch später durch die höhere geistige Stellung desselben mannigfach modifizirt sein. Auch hier ein beständiger und sicher der nicht am wenigsten hartnäckige Kampf um's Dasein; denn auch der Mensch vermehrt sich gleich anderen Thieren in solcher Progression, dass sehr bald ohne diesen Kampf ein Missverhältniss zwischen der Zahl der Menschen und der Masse der Existenzmittel eintreten müsste ³⁾. In jenen Urzeiten schon mag der Kampf um's Dasein sich mit den feindseligen fremden Naturgeschöpfen zunächst um die Nahrung, dann aber unter den Urmenschen selbst um Befriedigung des Geschlechtstriebes gedreht haben, wie sich in der Thierwelt beobachten lässt und strenge genommen selbst noch für das Menschenthum der Gegenwart wahr ist, denn

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe. (Schiller.)

1) Siehe: Friedr. v. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts, ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Bär. Zweite völlig umgearbeitete Auflage.* Leipzig 1880. 8°. S. 94–97.

2) O. Caspari. A. o. O. I. Bd. S. 108–105.

3) Alex. Ecker, *Der Kampf um's Dasein in der Natur und im Völkerleben*, Constanz 1871. 8°. S. 10–11. Vgl. auch meinen Aufsatz: *Der Kampf um's Dasein im Menschen- und Völkerleben.* (Ausland 1872. Nr. 5 und 6.)

Ob nun die ältesten Menschen wie die Raubthiere paarweise oder ob sie wie viele Huftiere und Affen herden- oder hordenweise zusammenlebten, darüber besitzen wir kaum eine Vermuthung. Eben deshalb lässt sich auch nicht ermitteln, ob die Urmenschen sich bereits als Familien gegliedert hatten oder, was dasselbe heisst, ob bei ihnen eine Ehe bestand, wäre es auch nur eine polygamische oder selbst eine polyandrische gewesen. Bei einem etwaigen herdenweisen Zusammenleben, wie durch psychologische Spekulationen nicht unwahrscheinlich, konnte wohl, wie einige Forscher annehmen, eheloser Geschlechtsumgang geherrscht haben¹⁾.

In politischer Hinsicht — wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf — waltete wohl vollkommene Gleichheit unter den Individuen, und diese muss für eine lange Zeit ihre Civilisation aufgehalten haben. Denn „ebenso wie wir sehen, dass diejenigen Thiere, deren Instinkt sie zwingt, in Gesellschaft zu leben und einem Häuptlinge zu gehorchen, die veredlungsfähigsten sind, so ist dies auch mit den Menschenrassen der Fall. Mögen wir es nun als eine Ursache oder als eine Folge ansehen, die civilisirten haben immer die künstlichsten Regierungen“²⁾. Lässt sich nun in der Thierwelt die Anlage zu staatlicher Vereinigung, mitunter sogar, wie bei Bienen und Ameisen in schon hoher Entwicklung vollkommener Thierstaaten gewahren, so bietet die Herde die ersten Spuren der Arbeitstheilung, die als Grundlage und Ursache aller Organisation und des organischen Staatslebens zu betrachten ist. Während in der Organisation der niederen Thiere das Föderativsystem vorherrscht, überwiegt in den vollkommenen höheren Organismen die Centralisation. In dem Leitthiere der Herde erkennt man die Aristokratie der physischen Macht und das natürliche Prototyp des leitenden Führers der staatlichen Gemeinschaft. Seine natürliche Suprematie bedingt die instinktive Hingabe der, gleichviel ob menschlichen oder thierischen Gemeindeglieder an das Oberhaupt sowie die instinktive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. So erscheinen denn die frühesten Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten³⁾.

1) John Lubbock, *Prehistoric times as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages*. London 1869. 8°. 2 edit.

2) Charles Darwin, *Reise eines Naturforschers um die Welt*. Stuttgart 1875. 8°. S. 263.

3) O. Caspari, A. a. O. I, Bd. S. 108—129.

Die sozialen Gesetze.

Die Naturkräfte und ihre Potenzirung.

Um das beabsichtigte Endergebniss unserer Untersuchungen im Voraus zu verkünden, soll mein Buch den Beweis versuchen, 1) dass die Geschichte der menschlichen Kultur so wie die Naturgeschichte, einfach Entwicklungsgeschichte ist; 2) dass die Menschheit, wenn gleich oft mittelbar, stets und zwar allen Naturgesetzen gehorcht; in der stufenweisen Ausbildung der verschiedenen Seiten des Geisteslebens des Menschen lässt sich die Unmöglichkeit darthun, dass in der Geschichte der Menschheit je ein Moment existirt haben könne, in dem irgend ein der Natur völlig fremdes Element in deren Entwicklung eingegriffen und sie, sowie die menschliche Gesellschaft, plötzlich von dem Boden, dem sie entsprossen, losgerissen hätte¹⁾; 3) dass die Geschichte eine Reihenfolge zwingender Nothwendigkeiten sei. „Die Geschichte ist nicht eine blosse Reihe von Begebenheiten, die lediglich durch die Zeitfolge mit einander verbunden sind, sie ist vielmehr eine Kette von Ursachen und Wirkungen“²⁾. „Eine jede materielle und so auch denn jede gesellschaftliche Erscheinung ist die Folge, das Resultat irgend einer vorausgegangenen wirksamen Ursache, welche wir Kraft nennen“³⁾. Jede Kraft ist also die Ursache irgend einer Erscheinung und diese ist wiederum das Resultat einer vorhergegangenen Kraft, — das ist das Prinzip der Causalität sowohl in der Natur, wie in der Gesellschaft. Jede Kraft strebt sich kundzugeben innerhalb festbestimmter Grenzen, nach festbestimmten Gesetzen, — das ist das Prinzip der Zweckmässigkeit, das, gleich dem Prinzip der Causalität, alle materiellen und sozialen Erscheinungen umfasst. Je nachdem wir auf der endlosen Leiter der organischen Erscheinungen aufwärts steigen, um so mehr waltet das Prinzip der Zweckmässigkeit vor, welches in seiner Anwendung auf die menschliche Gesellschaft uns als Sittlichkeit erscheint. Nur dürfen wir nimmer ausser Acht lassen, dass die moderne Naturforschung die Zweckerfüllung zur Ursache statt zum

1) Lillienfeld, *Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft*. Mitau 1873. 8°. I. Bd. S. 305.

2) Wilhelm Hartpole Lecky, *Sittengeschichte Europa's*. I. Bd. S. 229.

3) Lillienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 19.

Ziele der Schöpfung macht, was himmelweit verschieden ist von den Anschauungen der Teleologen ¹⁾).

Alles, was sich sonst in Bezug auf eine einzelne Momente der Entwicklungsgeschichte sagen lässt, ergibt sich als Corollarien der oben erwähnten drei Punkte von selbst und kann von Jenen nicht mehr bestritten werden, die sich auf den Boden dieser drei Wahrheiten stellen. Nur wer diese ablehnt, wer an den sachlichen Erkenntnissen der Naturwissenschaften gleichmüthig vorbeigeht, darf von seinem Standpunkte aus mit Recht auch über die unbequemen Corollarien den Stab brechen. Wir gestehen bereitwillig zu, dass wir auf diesem Standpunkte noch eine Menge, weitaus die Mehrheit der deutschen Kulturhistoriker treffen. Fortgeschritten, radikal selbst in politischen Dingen, kommen diese „Finstertinge im liberalen Lager“ in ihren Wirkungen den von ihnen geschmähten „Finstertingen“ im klerikalen Lager vollkommen gleich; die Wahrheit ist nur Eine, und unwahr bleibt Jeder, der davon, sei es um eines Haares Breite, sei es meilenweit, entfernt steht. Gerade von dieser angeblich freisinnigen Seite aber stemmt man sich gegen die Anerkennung der immer wuchtiger hereinbrechenden Wahrheit mit nicht minderem Gewalt als dort, wo man durch sie die Stützen des Glaubens zusammenbrechen zu sehen befürchtet. Und Beide haben Recht, denn die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse reissen ebenso das neue Gebäude der hohlen Phrase ein, womit die liberalen Finstertinge die Menge bethören wollen, als jenes ältere des Schamanenthums (und verwandter Erscheinungen).

In der menschlichen Gesellschaft wie in der Natur sind alle Erscheinungen Resultate nicht irgend welcher absoluten Prinzipie, sondern Ergebnisse mannigfacher Beziehungen, Relationen auf einander wirkender Kräfte ²⁾. Das Gute und Böse, der Nutzen und Schaden, das Recht und Unrecht, das Wohl und Weh vom sozialen Standpunkte aus betrachtet, sie setzen sich aus einer bestimmten Zahl von äusseren Kundgebungen der Thätigkeit der einzelnen Glieder der Gesellschaft oder des ganzen Organismus zusammen. Nur dem Resultat dieser Gesamtwirkung können die allgemeinen Begriffe von Gut und Böse, von Nutzen und Schaden, Genuss und Leiden entsprechen. Sie sind nichts Anderes, als verschiedenartige Zustände der menschlichen Gesellschaft, von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, wie schon Spinoza erkannte, Einkleidungsformen des menschlichen Auffassungsvermögens.

Eine Betrachtung dieser Verhältnisse führt zu dem Schlusse, dass der Kampf um's Dasein ein für die ganze Natur giltiges und sich

1) Ein vernünftiger Kritiker, obwohl dem geistlichen Stande angehörig, macht das sehr werthvolle Geständniss, er wüsste in der That nicht, was von teleologischer oder religiöser Anschauung aus der Entwicklungsfähigkeit der Arten entgegenstände. (Dr. Paul Wetzel, erster ordinirter Katechet zu St. Petri in Leipzig: *Der Zweckbegriff bei Spinoza. Eine philosophische Abhandlung.* Leipzig. Alfred Lorentz. 1878. 8°. Siehe darin den sehr lesenswerthen „Excurs über die von den Resultaten der neueren Naturwissenschaft hergenommenen Argumente gegen den Zweck in der Natur“. S. 41—49.)

2) Lillienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 88.

nicht allein auf die organische Natur beschränkendes Gesetz sei. Dieser Kampf um's Dasein führt nun die leicht nachweisbare hierarchische Potenzirung der Naturkräfte herbei. Wie die Natur, ist aber auch die Gesellschaft eine schlimme Aristokratie. Daraus, dass jede höhere Potenzirung nur eine Verdichtung der niedrigeren nach der Stufenfolge ihrer Entwicklung bildet, geht das Gesetz der dreifachen Uebereinstimmung des Nach-, Neben- und Uebereinander der Erscheinungen hervor, ein Gesetz, welches die Descendenztheorie unumstösslich nachgewiesen hat. An der Hand desselben kann man beweisen, dass jeder Mensch in der Stufenfolge der Entwicklung seiner höheren Nervenorgane alle Epochen der niederen historischen Entwicklung durchläuft; dabei offenbart sich auch der ungeheure Unterschied, welcher jetzt zwischen Thier und Mensch, ungeachtet ihrer sehr nahen anatomischen Verwandtschaft, existirt. Denn das ganze Nervensystem des Menschen ist ein sehr viel feineres, höher entwickeltes, als das des höchstentwickelten Thieres, und dieser Unterschied gerade ist das Resultat der geschichtlichen Entwicklung des Menschen, eine Entwicklung, in deren Verlauf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sitte, Sittlichkeit, Recht, Moral diejenigen Kräfte hervorriefen, welche das Thier allmählig und durch schwere Kämpfe und Prüfungen zum Menschen erhoben. Die höheren intellektuellen Anlagen des Menschen, sein im Gewissen begründetes ethisches Gefühl, sein höherer Kunstsinn, sein klares Selbstbewusstsein, sein religiöser Sinn, alles das sind Kraftverdichtungen, welche der Mensch der sozialen Entwicklung zu verdanken hat. Dass alle diese Anlagen, Gefühle und Sinne im Keime bereits im Thiere vorhanden sind, ist bereits durch unzählige Beobachtungen bewiesen worden. Ja, man kann die allmähliche Entwicklung einer jeden dieser Anlagen und Sinne auf embryologischem Wege vom Kinde bis zum reifen Alter im einzelnen Individuum Schritt für Schritt verfolgen. Und wie das Thier in seiner embryologischen Entwicklung die niederen Stufen des animalischen Lebens durchläuft, so durchläuft der Mensch in der allmählichen Entwicklung seines Nervensystems die niederen Stufen des Lebens der Menschheit. Gleich allen anderen Kraftpotenzirungen in der Natur überhaupt bleibt auch der Mensch auf verschiedenen Stufen stehen. Nur Wenige erreichen eine höhere. Die Masse der Menschheit wird durch die niederen Stufen der geistigen und ethischen Ausbildung repräsentirt. Das Höhere bildet in allen Gebieten nur einzelne lichte Punkte, einzelne hervorragende Gipfel. Sogar die am höchsten entwickelten Kulturvölker enthalten noch heute in ihrem Schosse soziale, ethische, geistige und materielle Entwicklungsstufen, auf denen einzelne Individuen, soziale Gruppen, ja ganze Stände sich befinden, die dem Entwicklungszustande des Urmenschen oder der Wilden entsprechen. Und diese Mannigfaltigkeit in der Entwicklung bietet die menschliche Gesellschaft auch noch jetzt, wie auch die Geschichte im Neben- und Nacheinander.

Das soziale Entwicklungsgesetz.

Fassen wir nunmehr das soziale Entwicklungsgesetz in's Auge, so erkennen wir alsbald dessen Uebereinstimmung mit den Lehren der Biologie. Diese erblickt in der Phylogenese die mechanische Ursache der Ontogenese. Im Einklange hiermit lassen sich die zwei Sätze aufstellen: Jeder Mensch, von den höchsten Stadien seiner embryonalen Entwicklung an bis zu seiner vollen Reife, durchläuft real alle Epochen der historischen Entwicklung der Menschheit ganz ebenso, wie der menschliche Embryo in den niederen Stadien die Entwicklungsperioden niederer organischer Formen durchläuft. Der andere Satz lautet: Die Stadien der rein menschlichen embryonalen Entwicklung eines jeden Individuums entsprechen der progressiven sozialen Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts in seiner stufenweisen Ausbildung im Verlaufe der ganzen Geschichte der Menschheit. Da nun dieser Prozess der stufenweisen Entwicklung, welcher sich in jedem Individuum wiederholt, auch während der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit vor sich gegangen ist, so sind nicht nur die geistigen Eigenschaften, sondern auch die physische Ausbildung des Gehirns der zurückgebliebenen Rassen denen der Kinder der vorgerückten Rassen ähnlich. Denn nach Bischof erlangen die Furchungen des menschlichen Gehirns bereits beim siebenmonatlichen Embryo die Entwicklung der Furchungen eines volljährigen Pavians. Bis zur vollen Reife macht aber das Gehirn des Menschen noch eine lange Reihe von höheren Evolutionen durch. Was bedeuten diese Evolutionen? Darauf kann es nur Eine Antwort geben: in ihnen prägt sich im Kurzen die ganze Geschichte der Menschheit aus. Daher bleiben auch die niederen Rassen in ihrer Entwicklung früher stehen als die höheren.

Da nun die verschiedenen Menschenrassen sich von der Entwicklungsbahn der Menschheit in verschiedenen Epochen und auf verschiedenen Höhen der Entwicklung abgezweigt haben, so fragt es sich: nach welchem Massstabe liesse sich die Entwicklungsstufe eines jeden einzelnen Menschen oder einer jeden Rasse, derjenigen der Menschheit gegenüber, bestimmen? Die Antwort hierauf ertheilt C. E. v. Bär's allgemeines Entwicklungsgesetz der Organismen. Darnach wird die Entwicklung einer bestimmten Thierform von zwei Verhältnissen bestimmt: 1) von einer fortgehenden Ausbildung des thierischen Körpers durch wachsende histologische und morphologische Sonderung; 2) zugleich durch Fortbildung aus einer allgemeineren Form des Typus in eine mehr besondere. Der Grad der Ausbildung des thierischen Körpers besteht in der grösseren histologischen und morphologischen Differenzirung, der Typus dagegen ist das Lagerungsverhältniss der organischen Elemente und der Organe. Der Typus ist von der Stufe der Ausbildung durchaus verschieden, so dass derselbe Typus in mehreren Stufen der Ausbildung bestehen kann und umgekehrt, dieselbe Ausbildung in mehreren Typen erreicht wird. Das Produkt aus der Stufe der Ausbildung mit dem Typus gibt erst die einzelnen grösseren Gruppen von Thieren, die man Klassen genannt hat.

Wenden wir dieses wichtige Gesetz auch auf die Menschenrassen und Stämme an, so erweist es sich, dass verschiedene Rassen und Stämme verschiedene Typen an den Tag legen können, ohne dadurch in Betreff des Grades der Ausbildung einander untergeordnet zu sein. Der Deutsche, der Italiener, der Franzose, der Engländer können verschiedene Typen von Nationalitäten darstellen, ohne dass gerade deswegen ein höherer oder niedrigerer Grad der Ausbildung würde impliziert werden können. Noch wichtiger ist die Anwendung desselben Gesetzes auf die Bildung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Nimmt man das demokratische, oligarchische und aristokratische Element für verschiedene Typen der sozialen Formbildung, sowie die republikanische, monarchische und despotische Regierungsform für verschiedene Typen der Staatenbildungen an, so muss man diese Typen noch von dem Grade der Ausbildung des gesellschaftlichen Organismus unterscheiden. Ein monarchisch-aristokratischer Staat kann bei gewissen Verhältnissen höher ausgebildet sein als ein demokratisch-republikanischer, und unter anderen Bedingungen kann der umgekehrte Fall stattfinden. Dieses Gesetz stösst daher das bei gewissen tendenziösen Geistern eingewurzelte Vorurtheil, als ob dieser oder jener politische Typus zugleich einen höheren Grad von Ausbildung bedingen würde, vollständig um. Dass der Typus, nach welchem diese oder jene soziale Gruppe sich gestaltet hat, nicht mit der Stufe der Entwicklung zusammenfällt, geht schon aus dem Umstande klar hervor, dass bereits in der Urgeschichte der Menschheit alle Staatsformen: die monarchische, aristokratische, oligarchische und demokratische, wie überhaupt alle sozialen Gestaltungsverhältnisse, wie sie sich noch jetzt auf allen Stufen der Barbarei und der Civilisation geltend machen, repräsentirt werden.

Wer sich der Betrachtung der Urzustände unseres Geschlechtes zuwendet, der hat sich vor Allem ernstlich zu wappnen gegen den Irrthum, welcher so lange die Ansichten beherrschte, wonach es in der Urperiode ein vollkommenes Urvolk ¹⁾ gegeben, wonach die primitiven Zustände der Menschheit in neidenswerthem Glanze schimmerten und die Gegenwart nur mehr ein entartetes Geschlecht vor sich sehe. Die Dichter sprechen von einem goldenen Zeitalter. Die Wissenschaft lehrt aber das gerade Gegentheil: dass die Urzustände der Menschheit kein goldener Strahl erleuchtet, die Gegenwart keine Entartung der Vergangenheit, mit Einem Worte, dass das goldene Zeitalter oder das Paradies, wie man lieber will, eine anmuthige Fabel ist, eine Fabel und weiter nichts. Da es niemals eine Periode der Geschichte gegeben, die ganz mit sich zufrieden gewesen wäre, so träumen wir uns gern ein goldenes Zeitalter; aber das goldene Zeitalter ist heute oder nie. Es gab also auch keines am Urbeginn der Dinge. Kein Sündenfall vermochte dem Urmenschen ein Glück zu rauben, das er nie besessen. Mit unendlicher Beschwerde, mit unsäglichlicher Langsamkeit ar-

1) Frédéric de Rougemont, *L'Age de bronze ou les Sémites en Occident. Matériaux pour servir à l'histoire de la haute antiquité*. Paris 1866. 8°, vertritt diesen völlig unhaltbaren Standpunkt.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

beitete er sich vielmehr empor von rein thierischen Anfängen bis zu dem, was heute aus ihm geworden. So weit das geistige Auge reicht, erblickt es kein Herabsteigen von einstiger Höhe, nur ein Aufsteigen, stetigen Fortschritt!

Als Mitglied der Gesellschaft unterliegt aber der Mensch, wie die Zelle im Organismus, nicht nur dem Gesetze der Divergenz, sondern auch demjenigen der Hemmung in der individuellen Entwicklung. Geschichte, Anthropologie und Statistik bieten auf jedem Schritt zahlreiche Beispiele, welche das Hemmungsgesetz der sozialen Embryologie klar an den Tag legen. Auch in dieser Hinsicht stimmt das Nach-, Neben- und Uebereinander vollständig überein. Dabei können zwei Fälle vorkommen: es kann in der Entwicklung des Individuums entweder eine einfache Hemmung oder eine Rückbildung, eine Kataplasie eintreten. Zu den Hemmungserscheinungen gehört z. B. die Mikrokephalie, und einen besonderen Modus bietet der sogenannte Atavismus. Einzelne Individuen und ganze Geschlechter, Rassen, können nicht nur in ihrer physischen, ethischen oder geistigen Entwicklung früher als andere stehen bleiben, sondern sie können auch, nachdem sie schon eine gewisse Höhe der Ausbildung erreicht haben, wieder zurückgehen, verkümmern und verkommen. Eine solche kataplastische Erscheinung ist nicht immer ein Zurückgehen zu dem Urzustande, sondern oft auch einfach ein Zurückgehen von einer höheren auf eine niedrigere Entwicklungsstufe. Niedrigere Rassen sind solcher Rückbildung und Verkümmern leichter ausgesetzt als die höher ausgebildeten, und besonders dann, wenn sie mit letzteren in nähere Berührung kommen. Doch können noch viele andere ökonomische, rechtliche, politische, überhaupt alle sozialen Verhältnisse auf solche kataplastische Erscheinungen im Völkerleben direkten oder indirekten Einfluss üben¹⁾.

So wenig wie in der Natur steht jedoch das Hemmungsgesetz auch in der menschlichen Gesellschaft in Widerspruch mit dem Gesetz der fortschreitenden (progressiven) Vervollkommnung, welche für die gesamte organische Natur nachgewiesen, auch hier waltet. Nur sind wir nicht im Stande zu bestimmen, was Vervollkommnung und Fortschritt an und für sich sind. Fest steht bloss, dass sie in der Wirklichkeit nirgends existierende Begriffe sind. Das Wort „Fortschritt“ wird daher ein streitiges bleiben.

Worin besteht nun die Entwicklung, die Vervollkommnung und der Fortschritt in der Natur? Sie bestehen in einer immer grösseren Differenzirung und Integrirung der Kräfte. Die Differenzirung prägt sich durch eine immer grössere Spezialisirung der Formen, die Integrirung durch eine immer grössere Einheit derselben aus. Und das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren bedingt die Entwicklung, die Vervollkommnung, den Fortschritt. Nur derjenige soziale Organismus kann als ein höher entwickelter gelten, welcher beide Eigenschaften der Spezialisirung und der Einheit in höherem Grade in sich vereinigt.

1) Lilienfeld, A. a. O. II. Bd. S. 226—245.

Hand in Hand mit der grösseren Integrirung und Differenzirung einer sozialen Gruppe, sie möge nun als Staat, Nationalität, Körperschaft, Stand u. s. w. sich zusammengefügt haben, schreitet auch die Entwicklung des Individuums fort. Aber nicht nur seine Entwicklung, sondern auch seine Spezialisierung und Divergenz nach besonderen Richtungen hin hängt von der Entwicklungsstufe des Ganzen ab. In einem höher entwickelten Organismus divergieren und differenzieren sich die einzelnen Theile mehr und bestimmter als in einem auf niedriger Stufe stehenden. Eine jede höhere Stufe der Entwicklung legt zu gleicher Zeit mehr Folgerichtigkeit, eine mannigfaltigere Wechselwirkung der Kräfte und zugleich mehr Einheit an den Tag. Wenn wir von diesem Standpunkte aus die verschiedenen sozialen Gesamtheiten der Vergangenheit und Gegenwart analysiren würden, so möchte uns das Gesetz des sozialen Fortschrittes klar vor Augen treten.

Neben dem Fortschritte bemerken wir aber auch den Rückschritt, und das Gesetz des sozialen Fort- und Rückschrittes ist dasselbe, welches der Entwicklung der organischen Natur zu Grunde liegt, nur ist hier die Differenzirung und Integrirung der einzelnen Theile und des Ganzen eine mannigfaltigere und vielseitigere. Mehrung von Eigenthum, Recht, Macht und Freiheit, namentlich nach aussen hin, ist das Kennzeichen einer gleichmässigen, fortschreitenden sozialen Entwicklung, und entspricht der Vervollkommenung der physiologischen, morphologischen und einheitlichen Seiten der Entwicklung der Einzelorganismen in der Natur. Dabei können einige selbständige oder zu derselben Gesamtheit gehörende Zweige den anderen weit vorausseilen oder sie zurückdrängen, unterdrücken oder hemmen. Eine Seite des sozialen Lebens kann auf Kosten der anderen sich höher und kräftiger entwickeln; die materielle Seite auf Kosten der geistigen, und in der materiellen Sphäre selbst, Ackerbau auf Kosten der Industrie, Handel auf Kosten beider; in der geistigen, Wissenschaft auf Kosten der Religion und Kunst oder umgekehrt; die einzelnen Gebiete des Wissens, Könnens oder Glaubens können sich gegenseitig verdrängen und unterdrücken; Eigenthum kann sich auf Kosten des Rechts, dieses auf Kosten der Macht mehren. Macht kann vor Eigenthum und Recht gehen; die Freiheit kann durch Eigenthum, Recht oder Moral unterdrückt oder umgekehrt können diese durch die Freiheit beeinträchtigt oder aufgelöst werden; alle Sphären endlich, sowohl die des materiellen als auch die des geistigen und ethischen Lebens können, jede für sich oder alle gleichzeitig, fort- oder rückschreiten. Diese Schwankungen gehen auch noch jetzt vor sich, wobei im Grossen und Ganzen die Entwicklung immer vielseitiger, höher und mannigfaltiger fortschreitet.

Ein jedes Schwanken besteht wie in der Gesellschaft, so auch in der Natur aus zwei verschiedenen Thätigkeitsäusserungen: aus einer Aktion und einer Reaktion. Auf jede Aktion muss nothwendig irgend eine Reaktion folgen und umgekehrt. Und dieses Gesetz findet seine Anwendung sowohl in der materiellen, als auch in der ethischen, geistigen und sozialen Sphäre. Aus allen ökonomischen, rechtlichen und politischen Prinzipien, Tendenzen und Gestaltungen kann ein Rück-

oder Fortschritt, ein Plus oder Minus, eine höhere oder niedere innere Potenzirung oder äussere Differenzirung hervorgehen, weil sie alle durch dasselbe Gesetz der Aktion und Reaktion der Kräfte bedingt werden. Demokratische, aristokratische, oligarchische, monarchische, republikanische, soziale Zustände und Staatenbildungen sind nur verschiedene Typen, die sich durch innere und äussere Anpassung an den individuellen Charakter der Völker und an den äusseren Verhältnissen entwickeln und feststellen. Dabei können auch krankhafte Erscheinungen auftreten. So ist die Demagogie eine krankhafte Form der Volksregierung und der Despotismus eine krankhafte Form des monarchischen Prinzipes. Ueberhaupt ist eine jede Krisis eine krankhafte Wechselwirkung zwischen Aktion und Reaktion der sozialen Kräfte. Kann man nun behaupten, dass irgend einer von allen diesen Typen sozialer Zustände: der aristokratische, demokratische, oligarchische, theokratische unter allen Umständen und Verhältnissen den Fort- oder Rückschritt in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bedingt? Die Geschichte lehrt, dass sowohl der Fortschritt als auch der Rückschritt bei allen Typen, zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedensten Rassen und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen sich kund gethan hat. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, dass eine höhere Potenzirung der individuellen und sozialen Kräfte, eine grössere Differenzirung und Integrirung derselben nicht mit diesem oder jenem Typus der sozialen Zustände parallel läuft, sondern von dem Resultate der Wechselwirkung der sozialen Kräfte abhängt. Die Typen werden, wie alle Erscheinungen in der Natur und in der Gesellschaft, durch Aktion und Reaktion der Kräfte erzeugt. Aristokratische Zustände werden erzeugt durch das Bestreben der Gesellschaft, sich hierarchisch, auf Grundlage des Prinzipes der Blutsverwandtschaft zu differenziren. Nun kann aber diese Differenzirung nicht bis zu einer vollständigen Abgeschlossenheit der Kasten, Stände, Korporationen führen, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden. Die Natur sorgt selbst dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dem zu weit getriebenen Prinzip der Differenzirung tritt das der Integrirung entgegen. Die Abgesondertheit der verschiedenen Klassen wird aufgelöst oder durchbrochen und es treten allmählig oder gewaltsam demokratische Zustände ein.

Das Entwicklungsgesetz der Geschichte der Menschheit hat bis jetzt die Forschungen der Denker aller Zeiten in Anspruch genommen. Hegel hat die Vervollkommnung der Menschheit in der Erweiterung der menschlichen Freiheit gesehen, und es unterliegt auch gewiss keinem Zweifel, dass mit der Vervollkommnung der Menschheit auch eine Erweiterung der Freiheit vor sich gehe. In dieser Erweiterung jedoch den ganzen Fortschritt zu erblicken, ist eine verhängnissvolle Einseitigkeit. Der soziale Organismus prägt sich, gleich jedem Naturorganismus, in drei Richtungen nach aussen aus; er entwickelt sich in der ökonomischen (physiologischen), juridischen (morphologischen) und politischen (einheitlichen) Sphäre. Endlich bildet die geistige Sphäre für sich einen realen Organismus, der sich durch Mehrung von Eigenthum, Recht, Moral und Freiheit entwickelt und vervollkommnet. Nur bedeutet

in dieser Sphäre Mehrung von Eigenthum — eine höhere Potenzirung der durch Schrift, Druck und andere Mittel vermittelten indirekten Nervenreflexe; Mehrung von Recht — eine mannigfaltigere Spezialisirung des geistigen Forschungsgebietes; Mehrung von Macht — eine höhere Einheit der geistigen Thätigkeit, eine zweckmässigere Unterordnung des Niederen unter das Höhere. Die höchste Einheit im geistigen und ethischen Gebiete bildet die Idee Gottes. Das religiöse Streben der Menschheit überhaupt als ein niederes Stadium der Entwicklung darzustellen, beruht auf einer einseitigen Auffassung.

Den festesten Stützpunkt, das sicherste Mass der Vervollkommenung und des Fortschrittes des Menschengeschlechtes bietet nun das Individuum, indem es im Kleinen und Kurzen die Gesamtheit zusammenfasst. Da das Individuum die ganze Entwicklungsgeschichte seiner Rasse real durchläuft, so kann der Mittelmensch (*l'homme moyen*) als Massstab für das mittlere Niveau der Entwicklung einer sozialen Gesamtheit oder seiner Rasse dienen. Der mittlere Europäer ist ein höher entwickeltes Wesen als der mittlere Chinese oder Neger, und das mittlere Individuum des gelehrten Standes ist ein höher entwickeltes Wesen, als dasjenige aus manchen anderen Ständen. Dass die individuelle Entwicklung im Grossen und Ganzen mit der sozialen Hand in Hand gehen muss, ist zweifellos. Aus der höheren Entwicklung des Europäers muss man daher schliessen, dass im sozialen Leben Europas' überhaupt mehr Eigenthum, Recht, Macht und Freiheit sich kund thun, als in Asien und Afrika.

So wenig nun auf intellektuellem Gebiete der Fortschritt bei den Kulturnationen zu verkennen ist; so wenig ist die Höhe der erreichten Vollkommenheit ein Massstab für die qualitative Vervollkommenung des Menschengeschlechtes. Was man gemeiniglich unter Fortschritt der Civilisation oder Kultur versteht, ist im Grunde nichts anderes, als eine erhöhte Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Natur zum Vortheil des Menschen, in der Organisation der Gesellschaft, in der Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen, kurz in der Verbesserung der äusseren Lebensgestaltung. Mit Einem Worte der Mensch verbessert sich in seinen äusseren Lebensverhältnissen, aber er bessert sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit. Das sind aber gerade dieselben Fähigkeiten und Leistungen, welche sich auch an den Thieren, z. B. an den Insekten in einem Grade der Vollkommenheit finden, welchen der Mensch keinesfalls übertroffen hat ¹⁾.

Auch die sozialen Erscheinungen ändern sich nur in so ferne als sie sich zu verschiedenen Epochen in verschiedener Weise äussern; in

1) Ueber den Fortschritt bei den Thieren siehe die interessante Festrede Dr. K. Ledeganch's: „Die Vollkommenheit des thierischen Instinkts“ aus Anlass des 50jährigen Jubiläums der „*Société des sciences médicales et naturelles*“ zu Brüssel; davon ein Auszug im *Ausland* 1878. Nr. 5. Eine ziemlich werthlose Entgegnung findet sich unter dem Titel *Instinct en verstand* von Franz Willems in der Antwerpener Zeitschrift *De Toekomst*; redigirt von Frans de Cort, vom 1. Febr. 1878. S. 58—61.

ihrer Wahrheit bleiben sie aber stets dieselben. Es gibt einen Fortschritt im mechanischen Arbeiten, der aber nicht immer eine Verbesserung der Arbeit, sondern nur eine Erleichterung für den Arbeiter ist; im Reiche der sogenannten Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit ist seit Jahrtausenden kein Fortschritt gewesen¹⁾. Was die Gegenwart für ihre edelsten Ideale erkannt, das sprachen schon vor dreissig Jahrhunderten sinnende Philosophen an den Ufern des Nils und des Ganges aus, und der Begriff der Schönheit hat seit dem hellenischen Alterthume keine Erhöhung erfahren. Seit mehr denn 2000 Jahren, dass Geschichte geschrieben wird, hat sich die menschliche Psyche nicht wesentlich verändert²⁾. Die Arbeit der Zeit ging stets nur auf die Vervollkommnung des Comforts los. Was immer der menschliche Geist Edelstes erdacht hat für seine eigene Rasse, Nichts hat gefruchtet, kein Samenkorn davon ist auf fruchtbares Erdreich gefallen: das Menschengemüth ist der starre Felsen der Parabel. Im Grundwesen jeden Dinges liegt es eben, sein Dasein zu bewahren. Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben dieselben Grundgesetze die menschliche Gesellschaft beherrscht; nur die Form der Erscheinung war eine andere. Arbeit, Religion, Familie, Staat, Herrschaft, Krieg, Handel, Wissenschaft und Kunst u. s. w. — von den rein menschlichen Bedürfnissen, Gefühlen und Leidenschaften gar nicht zu reden — waren von jeher die Faktoren, in welche sich die Menschengeschichte zerlegen liess, und über dieselben ist man nie hinausgekommen. Die Art und Weise, wie sich diese Faktoren im Laufe der Zeit modifizirt und dargestellt haben, wechselt, die Wesenheit ist stabil, unveränderlich. Die einfache Erklärung liegt darin, dass in allem Treiben der Menschen die Naturgesetze walten, die stets dieselben sind. Ob nun die Erde ein Gasball oder ein fester Körper, sie wird ewig von den nämlichen Gesetzen regiert; alle Wandlungen, die sich in und auf ihr vollziehen, geschehen kraft dieser Gesetze; Gestalt und Form unseres Planeten waren zu verschiedenen Epochen andere, die Gesetze niemals. Dasselbe lässt sich anwenden auf das organische Reich und in letzter Instanz auf den Menschen. Seine Kenntnisse haben sich vermehrt, seine Ideen desgleichen, seine innere Natur bleibt unveränderlich; die Geschichte vermag kein Beispiel zu nennen, dass je eine neue menschliche Leidenschaft, eine neue Gemüthsbewegung entdeckt oder eine solche verschwunden wäre.

Wenn also von Fortschritt, von menschlichem Fortschritte die Rede ist, so darf vergleichsweise die Frage aufgeworfen werden, ob z. B. die Kohlenperiode ein Fortschritt sei im Hinblick auf das Silur, ob das Wirbelthier ein Fortschritt im Hinblick auf die Mollusken. Der Naturforscher bedient sich hierfür des richtigeren Ausdruckes Entwicklung,

1) Vgl. hierüber die sehr lesenswerthe Abhandlung: *Der sittliche Fortschritt der Menschheit* (Beilage zur *Allgem. Zeitung* 1870. Nr. 1 und 2), welche zeigt, wie es eigentlich mit diesem bestellt ist.

2) W. Oehlmann, *Die Erkenntnislehre als Naturwissenschaft. Eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie*. Köthen 1868. 8°. S. 8.

welcher es offen lässt, ob darin die Idee des Besseren verborgen schlummere. Eine Entwicklung kann nämlich eben so gut in abnehmendem als in aufsteigendem Sinne gedacht werden. Die Gesetze der Veränderung unter den organischen Wesen, die Entwicklungsgesetze, sind keine solchen, welche der Naturforscher als unbedingt eine Vervollkommenung in sich einschliessend ansehen müsste¹⁾. Da nun aber nicht nur im Verlaufe der menschlichen Gesittung, sondern auch in der übrigen organischen Natur eine stete Veränderung in ihren äusseren Erscheinungen unbestreitbar ist, zugleich zugestanden werden muss, dass diese Veränderungen sammt und sonders auf Vermehrung, auf Komplikation abzielen, so kann auch der Fortschritt recht wohl zugegeben werden, vorausgesetzt, dass man in ihm nicht mehr als eine arithmetische Formel erblickt, dass er nicht mehr bedeuten soll als das Wort überhaupt ausgedrückt — Progression. In diesem Sinne mag denn 2 ein Fortschritt sein gegen 1. So fasst die Sache wohl auch ein berühmter Forscher, Bernhard von Cotta, auf, wenn er sagt: „Die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt uns in sich wieder eine Entwicklungsreihe wie die der organischen Formspezies und der unorganischen Welt. Individuen, Nationen, Gedanken und Erfindungen vermehrten sich durch Summirung und nicht ohne Einfluss der umgebenden Natur. Individuen, Nationen und selbst Erfindungen überlebten sich und starben aus wie Spezies; das Luntenschloss, das Steinschloss, das Ruderschiff, die Handspindel und die Sanduhr sind z. B. solche ausgestorbene Erfindungen; aber alle früheren Entdeckungen und Erfindungen wirkten auf alle späteren ähnlicher Art ein, wenn sie selbst auch wieder in Vergessenheit geriethen. Im allgemeinen ist ein Fortschritt in der Richtung der Mannigfaltigkeit nothwendig und unverkennbar, und diesen pflegen wir in der Regel als höhere Entwicklung zu bezeichnen. Das ist aber ein relativer Begriff. Wenn wir unter Höherem das in unserem Sinne Bessere, Edlere oder Vollendetere verstehen, so entsprechen die auf einander folgenden Entwicklungsphasen keineswegs stets diesem Sinne, sondern in Wirklichkeit nur einer Vermannigfaltigung durch Summirung, mag sie sich nun durch die Zahl der individuellen Verschiedenheiten, durch den komplizirten Bau der einzelnen Individuen oder durch vermehrte geistige Entwicklung zu erkennen geben. Die zunehmende höhere Organisation ist als solche nicht eine nothwendige Folge des Gesetzes, sondern nur eine wahrscheinliche und deshalb oft wirkliche. Die Geschichte der Völker in ihrer geistigen Entwicklung, wie die der organischen Spezies, zeigt oft genug das, was wir Rückschritte zu nennen pflegen, weil es unserem Ideal einer aufsteigenden Reihe nicht entspricht; das Entwicklungsgesetz ist aber, wie gesagt, nicht identisch mit einem Vervollkommnungsprozess, sondern die höhere Organisation oder Vervollkommenung im üblichen Sinne ist nur ein durchschnittlich nothwendiges Resultat der Vermannigfaltigung. Jene Rückschritte — oder vielmehr was

1) Prof. Dr. Carl Semper in der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ 1873. Nr. 36.

wir so zu nennen pflegen — sind daher nicht Ausnahmen vom Gesetz, sondern ebenfalls nothwendige Formen desselben“¹⁾.

Die letzte Konsequenz dieses allgemeinen Entwicklungsgesetzes ist nun diese: je zweckmässiger eine soziale Gesamtheit, eine Corporation, ein Stand, ein Staat organisirt ist und sich organisch entwickelt, desto höher die Stufe und sicherer das Fortschreiten seiner Entwicklung. Dagegen je mehr die sozialen Kräfte den Charakter der Wirkung anorganischer Kräfte annehmen, desto niedriger die Stufe der Vervollkommnung und desto offener legt eine Gesellschaft die Merkmale einer rückschreitenden Bewegung an den Tag. Zu solchen Merkmalen gehören alle unfolgerichtigen, plötzlichen, zerstörenden, ökonomischen und politischen Krisen und Revolutionen, alle eigenmächtigen Rechtsüberschreitungen und Verletzungen, sie mögen nun von oben oder von unten kommen. Und dieses aus dem einfachen Grunde, weil alles Organische sich durch allmähliche Uebergänge entwickelt, die anorganischen Kräfte dagegen ihre Wirkung in dem unerbittlich verheerenden Kampf der rohen Elemente an den Tag legen.

Durch die hier vorgetragene Theorie Liliensfeld's erhalten manche verwirrende, unbestimmte und unklare Begriffe im sozialen Leben, wie reaktionär, konservativ, liberal, radikal, eine klare, die Leidenschaften beschwichtigende Bedeutung. Unter reaktionär kann man im weiteren Sinne das Zurückgreifen zu dem Vergangenen und Abgelebten überhaupt verstehen und nicht etwa die Erhaltung oder Wiederherstellung speziell ultrakonservativer Prinzipien. Ebenso kann man unter konservativ das Festhalten an dem einmal Bestehenden, unter liberal und radikal das allmähliche oder plötzliche Herausgehen und Sichabtrennen von dem Bestehenden überhaupt sich vorstellen, abgesehen von den Prinzipien, welche das Bestehende oder Neuzugestaltende repräsentiren. Die einfache Tendenz des Festhaltens an dem Bestehenden genügt aber noch nicht, um dieser Tendenz einen konservativen Charakter im wissenschaftlichen Sinne zu verleihen. Dazu ist noch eine andere Bedingung nöthig, nämlich diejenige, die dem Wesen der Dauerzellen und der Dauergewebe in den Einzelorganismen der Natur als Gegensatz zu den Bildungszellen und Bildungsgeweben entspricht. Welches ist nun aber das festeste, unlösbare, reale Band, welches die Zellenindividuen im sozialen Organismus aneinanderknüpft und als Ausgangspunkt des realen Zusammenhangs der einzelnen Theile der menschlichen Gesellschaft dient? Das ist die Blutsverwandtschaft der auf einander folgenden Generationen, das ist die in derselben begründete Vererbung physischer und geistiger Eigenschaften, Fähigkeiten, Strebungen und Bedürfnisse. Die Blutsverwandtschaft ist der Ausgangspunkt und die Grundlage des realen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Theilen des sozialen Organismus in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Daher denn auch Geburt und Abstammung sowohl in der Urgeschichte der Menschheit, bei vollständiger Ehelosigkeit und im patriarchalischen Zustande, als auch auf den

1) Bernh. v. Cotta, *Geologie der Gegenwart*. S. 208—209.

höchsten Stufen der Kultur das festeste, reale Band stets gewesen sind, und es auch immer bleiben werden. Die ökonomische, rechtliche, und einheitliche Abgeschlossenheit der Familien, Stämme, Kasten, theilweise auch der Stände, Völkerschaften u. s. w. ist mehr oder weniger durch die Geburt bedingt. Auf die Blutsverwandtschaft in letzter Instanz gründet sich alles, was wir in der politischen, rechtlichen, ökonomischen und sozialen Sphäre konservativ nennen. Während nun die reaktionären und konservativen Elemente im Schosse der menschlichen Gesellschaft bestrebt sind, alles, was die Entstehung und Entwicklung der Dauerzellen und Dauergewebe kräftigen und fördern kann, herzustellen und zu erhalten, sind andererseits die liberalen Elemente bestrebt, die Dauerzellen und Dauergewebe in Bildungszellen und Bildungsgewebe umzugestalten durch Aufhebung, Entkräftung und Beseitigung alles dessen, was der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Vererbung förderlich sein könnte. Ist nun eine soziale Gemeinschaft ganz ohne konservative und liberale Elemente, Tendenzen, Bestrebungen überhaupt denkbar? Eben so wenig, wie ein Naturorganismus ganz ohne Dauer- oder Bildungszellen. Sowohl die einen wie die anderen sind nothwendige Erscheinungen. Ein gesunder und naturgemässer Fortschritt kann also nicht in dem Unterdrücken oder Verdrängen eines dieser Faktoren durch den anderen, sondern in dem gegenseitigen Durchdringen derselben bestehen. Natur und Kultur, Erhaltung und Fortschritt, Vergangenheit und Zukunft müssen Hand in Hand gehen und sich nicht gegenseitig verläugnen oder vernichten wollen. Wer sich diese Anschauung zu eigen macht, wer von derselben durchdrungen wird, dem wird jegliche Leidenschaftlichkeit, jegliche schroffe Abgeschlossenheit der Begriffe, sowohl bei Erörterung wissenschaftlicher Fragen, als auch im Gewirre des praktischen Lebens fremd bleiben. Er wird sich den politischen und sozialen Kämpfen und dem Parteihader gegenüber ebenso verhalten, wie dem Kampfe der Elemente in der Natur gegenüber. Er wird die Begebenheiten und Erschütterungen des politischen und sozialen Lebens vorzugsweise vom Standpunkte der ewigen, nothwendigen, unabänderlichen Naturgesetze aus betrachten und zu ergründen suchen und im Kampfe selbst den Keim zu neuem, besserem, höherem Leben finden. Gleich dem mit dem Mikroskop bewaffneten Naturforscher wird ein solcher Beobachter bis in die tiefsten Beweggründe des sozialen Lebens hineinblicken können. Er wird im Grossen und Ganzen alles als Relationen auffassen und verstehen und daher alles verzeihen; *tout comprendre, c'est tout pardonner*. Die Hauptaufgabe des Kulturhistorikers liegt also, wie mir dünkt, im Erklären, nicht im Beurtheilen der Erscheinungen, wobei gerne zugegeben wird, dass in der Erklärung einer Kulturerscheinung ihre Beurtheilung enthalten sein könne.

Die Sittengesetze keine Naturgesetze.

Das Gesetz der geschlechtlichen Zuchtwahl hat seine vollständige Gültigkeit auch in Betreff des Menschen. Je niedriger er auf der Stufe der Entwicklung steht, desto mehr nähert er sich denjenigen Bedingungen, welche die Zuchtwahl der Thiere bestimmen. Je höher er sich emporschwingt, desto mehr wird auch die Züchtung durch höhere Lebensbedingungen: geistige, ethische und soziale Momente bestimmt. Dazu kommt noch das rein soziale Element: die Stellung des Menschen in der Gesellschaft als Gesamtorganismus. Die soziale geschlechtliche Züchtung entspricht also nicht jener, welche unter selbständigen Individuen einer Pflanzen- oder Thierspezies vor sich geht, sondern jener, welcher die Zellen und Zellengewebe im Einzelorganismus unterliegen.

Ganz das Nämliche gilt auch vom Kampfe um's Dasein. Dieser hat innerhalb einer jeden sozialen Gesamtheit und um so mehr einer gesitteten Gesellschaft nicht die Bedeutung des *bellum omnium contra omnes* der verschiedenen Thier- und Pflanzenspezies, sondern die Bedeutung der Wechselwirkung und Spannung, welche im Schosse jedes Einzelorganismus der Natur zwischen den einzelnen Zellen und Zellengewebe stattfindet. Diese mildere Form des Kampfes nennen wir die Konkurrenz. Im Wesentlichen aber gründet sich diese Wechselwirkung und Spannung auf dieselben nothwendigen Naturgesetze, welche den Kampf um's Dasein der selbständigen Thier- und Pflanzenspezies bedingen, weil die Zellengesamtheit eines jeden höheren Organismus im Grunde immer doch nur eine Vereinigung von Zellenindividuen ist. Aber im Innern des Einzelorganismus potenziert sich dieser Kampf, je nach der Höhenstufe der organischen Entwicklung, zu immer höherer Zweckmässigkeit, Freiheit und Geistigkeit, und gipfelt im Gesamtorganismus der menschlichen Gesellschaft in der höheren Gesittung des Kulturmenschen. Auch hier entscheidet den Kampf der Stärkere. Aber in der gesitteten Gesellschaft ist der Bessere in der Regel auch der Stärkere, weil er am zweckmässigsten handelt, ganz ebenso, wie dasjenige Thier den Sieg davonträgt, welches mit den ihm von der Natur verliehenen Waffen am geschicktesten angreift oder sich vertheidigt. Diese Deutung ist indess nur anwendbar auf die Vorgänge innerhalb eines und des nämlichen sozialen Organismus; sie passt nicht mehr auf den Kampf zwischen verschiedenen sozialen Organismen, als welche wir Völker und Staaten ansehen. Hier muss zwar nicht, kann sich aber der Kampf wohl bis zur Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren steigern, wie ja auch die Geschichte zur Genüge lehrt. Das zahlreiche Beispiel verschwundener, untergegangener Völker bliebe sonst ohne ausreichende Erklärung. Unter Umständen verliert der Kampf um's Dasein ganz den Charakter des Gewaltigen und begünstigt doch ebenso unfehlbar das Aufkommen der befähigteren Rasse ¹⁾.

1) Carus Sterne, *Werden und Vergehen*, S. 349.

Es ist nun sicherlich wahr, dass der Mensch, damit er in Gesellschaft seinesgleichen am zweckmässigsten handle, d. h. im Kampfe um's Dasein innerhalb jenes sozialen Organismus, dem er selbst angehört, triumphire, die Prinzipien der jeweiligen Moral befolgen müsse, welchen der betreffende Organismus selbst gehorcht, denn Eigenthum, Recht, Macht, Moral und alle Potenzirungen, die sich darauf basiren, sind ein Resultat des sozialen Kampfes und der sozialen Züchtung und letztere werden ihrerseits von jenen bedingt. Diese Erkenntniss zeigt aber deutlich, dass die jeweiligen Sittengesetze nicht auch zugleich Naturgesetze sein können. Denn entweder ist die Moral ein Ergebniss des sozialen Kampfes und der sozialen Züchtung, dann sind ihre Gesetze keine Naturgesetze, oder sie sind Naturgesetze, dann müssen sie walten, ohne Rücksicht auf den sozialen Kampf, der ja selbst ein Naturgesetz ist. Naturgesetze können sich aber nie widersprechen und daher auch nicht aufheben. Nun können wir am sozialen Kampfe nicht zweifeln, weil wir ihn täglich vor Augen haben, wir kennen auch die Wandelbarkeit der Sittengesetze, und vermögen sogar nachzuweisen, wie sie aus diesem Kampfe hervorgehen. Nichts leichter als den Beweis zu führen, dass die Sittengesetze bis in die geschichtliche Zeit hinein einzig auf den Forderungen des Gesellschaftswohles beruhten. Sie sind also keine Naturgesetze; ein Naturgesetz ist beständig, allgemein und unwandelbar; die Geschichte der Moralgesetze lehrt dagegen, dass zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern oft die gegentheiligen Extreme als Moralgesetze galten¹⁾. Sogar wenn man aber die diametralsten Aeusserungen des Menschengeistes als Emanationen eines und desselben Prinzipes gelten lässt, welches da lautet: Thue das Gute und scheue das Böse, so kann man auch dieses nicht als Naturgesetz statuiren, da die Begriffe Gut und Böse selbst sehr relative und schwankende sind. Wir können aber uns auch nimmer zu dem Glauben erheben, dass dieselbe Ursache so verschiedene entgegengesetzte Wirkungen gehabt haben solle, und vermögen auch nicht, uns von der allgemeinen Nothwendigkeit und Giltigkeit der Sittengesetze zu überzeugen. Vielmehr versieht uns die Ethnologie mit genügenden Beweisen, dass eine Unzahl Menschen in der Gegenwart unter anderen Sittengesetzen leben, als wir; solche sind also nur lokal nothwendig, für die Allgemeinheit bestehen sie nicht, wie es doch sein müsste, wenn Sittengesetze zugleich Naturgesetze wären. Auch eine Beeinträchtigung, wie wir ihr in der Geschichte und im Alltagsleben begegnen, könnten sie dann nie erfahren. Macht könnte nie vor Eigenthum und Recht gehen u. s. w. Endlich könnte nicht zwischen den Geboten der Natur und den Moralgesetzen ein so flagranter Widerspruch bestehen, wie er sich in vielen Dingen beobachten lässt. Ein drastisches Beispiel hierfür gewähren unsere heutigen sittlichen Begriffe über die Keuschheit, besonders des Weibes, von dem wir unter Umständen völlige geschlecht-

1) Dieses Thema ist von Prof. Dr. J. E. Alaux zu Neuchâtel (*Ueber die Wandlungen der Moral im Menschengeschlechte*. Basel 1876. 8^o.) in so konfuser Weise behandelt worden, dass man gar nicht erkennt, was der Autor eigentlich meint.

liche Enthaltsamkeit verlangen, obwohl sich jeder Denkende sagen muss, dass letztere eine grosse Sünde wider die Natur bedinge, denn es gibt kein Organ in unserem Körper und keine Fähigkeit in unserem Geiste, die zur Erhaltung ihrer Gesundheit nicht ihren Antheil an gemessener Thätigkeit erfordert. Was für Theorien wir uns auch darüber bilden mögen, die Natur belohnt und bestraft sie stets, ohne sich um unser Moralgesez zu kümmern, in demselben Masse, als die Bedingungen der Gesundheit unserer Organe beobachtet werden. Unsere Sittlichkeitsbegriffe erheben nun die moralischen und intellektuellen Bestandtheile der Geschlechtsliebe auf Kosten der physischen, die in einem entehrenden Lichte erscheint. Diesen Irrthum bestraft die Natur durch physische und moralische Leiden; eine ungeheure Anzahl von Krankheiten und Laster, welche lediglich als Folgen der erzwungenen Enthaltsamkeit erkannt sind, wuchern im Stillen bei beiden Geschlechtern und untergraben das physische Wohlbefinden der künftigen Generationen. Man weiss auch, dass es völlig eitel ist, eine Heilung und mehr noch eine Verhütung dieser elenden Krankheiten zu erwarten, wenn man nicht dem Uebel an die Wurzel geht. Dem steht aber unsere Moral entgegen. Wären diese sittlichen Vorschriften Naturgesetze, so könnte in ihrem Gefolge nicht so schweres Leid, nicht ein solches Heer von Krankheiten auftreten, wie sie nachweislich unsere Civilisation grossgezogen. Sind sie doch Völkern völlig fremd, welche anderen, nach unserer Meinung, unmoralischen Sittengesetzen gehorchen. Die Geschichte ertheilt uns dagegen die Lehre, dass alle hochgestiegenen Völker die eheliche und überhaupt die geschlechtliche Reinheit streng gehütet haben, sowie dass jeder Lockerung der Sitten die Zerrüttung der Gesellschaft auf der Ferse folgte ¹⁾. Als Lockerung der Sitten betrachtet aber unsere heutige Anschauung auch die normalste Befriedigung natürlicher Triebe, welche der sozialen Sanktion entbehrt.

Das Beispiel dieses inneren Widerspruches genügt wohl, um den Wahn zu zerstören, als ob die Sittengesetze Naturgesetze sein könnten; wohl aber ergibt eine nähere Prüfung, dass die jeweiligen Sittengesetze, trotz allem widersprechenden Anschein, Resultate, Produkte der Naturgesetze sind, insoferne der Kampf um's Dasein sich zu der Höhe des jeweiligen Sittengesetzes potenzirt. Darum dürfen wir mit Fug und Recht die Prinzipien der christlichen Moral für die höchsten aller Sittengesetze halten. Diese gründen sich also wohl in letzter Instanz auf Naturgesetze, sind selbst aber keine. Sie gelten daher auch nur in jenen Organismen, wo sich der Kampf zu dieser Höhe potenzirt hat, nicht ausserhalb derselben. In anderen Organismen führte der Kampf zu einem anderen Ergebnisse, die Potenzirung spricht sich in einem anderen Sittengesetze aus. Daher das regelmässige Scheitern unserer Moralprinzipien bei Völkern, welche dafür kein Verständniss besitzen. Daher endlich die Wandelbarkeit des Sittlichkeitsbegriffes bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten.

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 230.

Ist nun die Wandelbarkeit der Ideen über das Sittliche satksam geschichtlich erwiesen, so spricht dieselbe zugleich aus, dass es keine allgemeine und absolute, sondern nur partikulare und relative Regeln für das Wollen und Handeln gebe. Man hat zwar versucht, diese Relativität der Moralgesezgebung zu läugnen, indem man den Nachweis fordert, dass die menschliche Natur nicht überall im Wesentlichen die gleiche sei, sondern eine nach Zeit und Ort auch wesentlich verschiedene sein könne. Ein solcher Nachweis sei aber unmöglich, denn damit würde die Einheit der menschlichen Gattung geläugnet, und eine so tiefgreifende Differenz unter den Individuen, welche man bisher zur Menschheit rechnete, angenommen, dass man dieselben in verschiedenen Gattungen lebender Wesen einordnen müsste¹⁾. Ein kurzes Nachdenken ergibt indess die Irrigkeit dieses Schlusses; denn für die Trennung der Menschheit in verschiedenen Gattungen, worunter doch nur zoologische zu verstehen sind; zählen alle diese Thatfachen nicht mit, gerade so wenig als die Klugheit des Elephanten seinen Platz in einem zoologischen Lehrgebäude zu verrücken vermag²⁾, so wenig als sonst wie im Thierreiche die Verschiedenheit in der intellektuellen Befähigung oder in den Eigenschaften des Charakters eine Gattungsverschiedenheit begründen kann, so wenig endlich als Menschen, welche das Schlechte ohne Gewissensvorwurf verüben, bei denen die „höhere moralische Natur“ vollständig verkümmert ist, deshalb aufhören Menschen zu sein. Da gewisse Instinkte und Handlungen, die wir sittliche nennen, selbst dem Thiere nicht abgehen, da ferner hinsichtlich ihrer geistigen und moralischen Fähigkeiten die Thiergattungen zweifelsohne die Abstufungen vom Niederen zum Höheren wahrnehmen lassen, so kann man eben so wohl zugeben, dass bei jedem Menschen, selbst dem rohesten, die moralischen Anlagen der Thierwelt, seiner höheren Daseinsstufe gemäss, auch in höherem Masse wiederkehren, als anerkennen, dass die Sittengeschichte der Völker stillschweigend die beste Begründung einer höheren Würde der Menschheit enthält, einer Würde, welche ihr ihre Stellung an der Spitze der organischen Lebewesen von selbst sichert. Dies ist aber auch Alles. Für die Universalität eines Sittengesetzes ist damit nicht das Geringste erwiesen. Das Benehmen der Naturvölker berechtigt gewiss zu der Annahme überall verbreiteter Spuren moralischer Gefühle, nicht aber der Gleichförmigkeit dieser Gefühle; vielmehr deutet Alles darauf hin, dass so wie das Denken, auch die moralischen Begriffe und Gefühle der verschiedenen Menschen radikale Unterschiede aufzeigen. Die Ansicht aber, wonach die absoluten Regeln der Moral wie die Gesetze des Denkens bloss nicht überall und immer zum vollständigen und klaren Bewusstsein gekommen seien, liesse sich mit gleichem Rechte auf die gesammte Thierwelt ausdehnen, zwischen der gerade das Sittengesetz eine unüberbrückbare Kluft eröffnen soll; auch dort nehmen, je tiefer wir gelangen, die moralischen Handlungen immer mehr den

1) Johannes Huber, *Die ethische Frage*. (Beilage zur *Allgem. Zeitung* Nr. 24 vom 24. Januar 1875. S. 356.)

2) Peschel, *Völkereunde*. S. 6.

Charakter von Instinkthandlungen an, weil das Bewusstsein als solches mit dem minder entwickelten Gehirn noch unklar ist. Nichts sagt uns aber, dass nicht auch beim Menschen die nachgewiesenen Abstufungen in der Gehirnbildung dieses Bewusstsein bedingen, dass also die unteren Bildungsstufen desselben nicht entbehren, mit anderen Worten, dass die universelle Geltung des Sittengesetzes nicht schon durch ein organisches Moment in Frage gestellt werde.

Eine „Sittlichkeit“ im abstrakten Sinne des Wortes gibt es also überhaupt nicht; sie ist kein metaphysischer, sondern ein rein menschlicher, je nach Zeit, Volk und Bedarf wechselnder Begriff, der nach den Lehren der Geschichte kein „Prinzip“ genannt werden kann. Es gibt überhaupt keine „Prinzipien“ in der Geschichte, wenn man darunter ethische oder sittliche Gesetze verstehen will; es gibt nur Naturgesetze, welchen jedwede Ethik oder Sittlichkeit völlig fremd ist. Nach diesen, nicht nach ethischen Gesetzen entwickelt sich die Geschichte, die Kultur. Damit soll nicht jener Ansicht beigeprägt werden, welche die intellektuellen Kräfte gegenüber den sogenannten „moralischen“ Kräften des Menschen für die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes von überwiegender Bedeutung hält. Vielmehr muss gerade diesen „moralischen“ Eigenschaften oder Kräften eine hohe Wichtigkeit zugesprochen werden, vorausgesetzt, dass das Wort „moralisch“ nur als Gegensatz zu intellektuell aufgefasst und seiner gewöhnlichen Identifizierung mit „gut“ entkleidet werde. Auch die schlechten Eigenschaften sind in diesem Sinne moralische und dürfen unter keiner Bedingung davon getrennt werden. Es gibt keine Tugend ohne das ihr entgegengesetzte Laster und fast ausnahmslos ist das Letztere nur eine übertriebene Potenzirung der ersteren, wie z. B. Sparsamkeit und Geiz, Selbstachtung und Hoffahrt u. dgl. Gleichwie dem Physiker die Kälte kein Gegensatz zur Wärme, sondern nur eine verringerte Wärme ist, gleichwie die Grenzen, wo die Wärme und die Kälte sich begegnen, der Null- oder Gefrierpunkt, nach Belieben angenommen werden können (z. B. bei Reaumur und Fahrenheit), ist es auch für den Kulturhistoriker ganz unmöglich, eine Sonderung der verschiedenen moralischen Eigenschaften vorzunehmen. Dann aber, lässt er den Begriff moralisch-gut, unmoralisch-schlecht fallen, wird er sicherlich diesen moralischen Kräften die höchste Beachtung nicht versagen dürfen. Auf diese moralischen Kräfte in ihrer Aeusserung als mächtige Hebel für das Wollen und Handeln stossen wir immer, so tief wir auch auf der Stufenleiter der menschlichen Entwicklung hinaussteigen mögen, ja, wie gesagt, wir treffen sie noch bei den Thieren. Auch das Entstehen des moralischen Gefühls oder des Gewissens lässt sich bis in die Thierwelt verfolgen. Gleich dieser schöpft der Mensch den grössten Theil der Kraft und Energie zu seinen Handlungen aus seinen mächtig entwickelten sozialen Trieben und diese bilden allen Gesetzbüchern und Dogmen zum Trotz für ihn den wahren kategorischen Imperativ.

Religion und Ideal.

Die gewaltige Erschütterung, welche unser Zeitalter den positiven, festgeschriebenen Religionen in den Köpfen der Denkenden gebracht hat, darf Niemanden abhalten, die religiösen Vorstellungen zu den höchsten Leistungen des menschlichen Geistes zu zählen. Die Völkerkunde lehrt, dass die Existenz religionsloser Völker fast mit positiver Gewissheit zu verneinen sei und wie zugleich die jeweiligen Religionen einen ziemlich untrüglichen Massstab für die ihren Anhängern zukommende Kulturstufe abgeben. Diese Erkenntniss steht in keiner Weise mit der Evolutionstheorie, welche die bestehenden Organismen aus unscheinbaren Anfängen herleitet, im Widerspruche, sondern ist vielmehr auf dem geistigen Felde eine Bestätigung eben so wie die einzige logische Folge dieser Lehre. Nur grobe Unkenntniss vermag, wenn die Entwicklungslehre, sobald sie auf die geistigen Phänomene Anwendung findet, die Religionen mit der ihnen gebührenden Rücksicht behandelt, darin eine Inkonsequenz zu erblicken und den Schluss zu ziehen, diese Inkonsequenz beweiße, wie wenig thatsächlich die Deszendenztheorie für das ihr ganz fremde Gebiet der Geschichte fruchtbar gemacht werden könne. Ein nur geringer Aufwand an Nachdenken ergibt, wie diese Lehre einestheils an sich selbst Geschichte ist, anderntheils wie es gerade ihren Triumph, ihre Ueberlegenheit über alle bisherigen Systeme bekundet, dass sie zwanglos die Phänomene auch des geistigen Lebens erfasst und sich einfügt, sich in keiner Weise negirend gegen sie verhält. Ja man darf wohl behaupten, ohne die Gefahr des gegentheiligen Nachweises besorgen zu müssen, dass lediglich an der Hand der Entwicklungslehre und durch sie ein Verständniss für die so mannigfachen Erscheinungen des geistigen Kulturlebens im Laufe der Menschheitsgeschichte zu gewinnen sei. Unter diesen Erscheinungen nehmen nun die Religionen, oder, generalisirend gesprochen, die Religion eine der hervorragendsten Stellen ein.

Die dargelegte Auffassung greift dem Urtheile über die Religion und ihr Wesen, ihren Inhalt, ihren Werth nicht vor; sie ist genau ebenso vereinbarlich mit jener Meinung, wodurch die oder eine bestimmte Religion für die höchste Wahrheit gehalten wird als mit jener der modernen Wissenschaft, welche die geoffenbarten Religionen aufzuheben strebt. Sie betrachtet die Religion, wie alle anderen Ideen auch, als ein jeweils positiv Gegebenes, gleichgiltig ob dieses positiv Gegebene als Irrthum oder als Wahrheit erkannt werde. Die heutige Wissenschaft lässt allerdings kaum mehr dem Zweifel an der Irrigkeit aller religiösen Systeme Raum, denn die Wahrheit, dies ist eines ihrer wesentlichsten Merkmale, kann unter allen Umständen stets nur eine und dieselbe sein. Da nun jede Religion im Besitze der alleinigen Wahrheit zu sein vorgibt, so bedarf es nur geringer Ueberlegung zur Erkenntniss, dass alle diese Religionen und Gestalten der Gottesidee in höchster Wahrscheinlichkeit die Wahrheit nicht, daher Irrthümer

sind. Dies kann und darf jedoch den auf dem Boden der Evolutionstheorie stehenden Kulturhistoriker nicht hindern, die religiösen Vorstellungen auf das Sorgfältigste zu beachten, und wenn deren Behandlung dann glimpflicher ausfällt als es Mancher erwartet, so liegt hierin durchaus keine Inkonsequenz, sondern zeigt nur, dass diese Theorie trotz oder wohl vielmehr wegen ihres Radikalismus nicht wie andere vorgefasste philosophische Grundanschauungen das Urtheil verblendet und dessen Objektivität beeinträchtigt. Ja sie legt sogar die Verpflichtung auf, das Dasein jeder Erscheinung, also auch der Religion zu motiviren und zu erklären. Diese Motivirung sei hier in Kurzem versucht.

Die Entwicklungslehre macht keinen Anspruch darauf, die Räthsel der gesammten Welt mit ihren Organismen, dem Menschen und seinem Denken schon jetzt in allen Punkten zu lösen, sondern gibt in echt wissenschaftlicher Bescheidenheit zu, dass die Summe unseres heutigen Wissens dazu nicht ausreiche. Sie hofft von der Zukunft, dass die Grenzen unseres Naturerkennens immer weitere werden, sie weist mit Erfolg Jene zurück, welche diesem Naturerkennen bestimmte unüberschreitbare Grenzen zu ziehen wagten, aber sie drängt Niemanden die Meinung auf, dass es solche Grenzen nicht gebe. Will Jemand der Ueberzeugung leben, die Wissenschaft werde so wie jetzt nie ausreichen, die Erscheinungswelt zu erklären, so wird ihm dies durch die Evolutionstheorie nicht verwehrt. Damit allein räumt sie schon der Religion ihre Stelle ein und unterscheidet sich von der als Materialismus bezeichneten und viel verunglimpften Anschauung, die in ihrer reinen Form in gleichem Grade wie der reine Idealismus Erzeugniss des metaphysischen Dogmatismus und unserem Verständnisse unzugänglich ist¹⁾. Faktisch sind nämlich die Materialisten eben solche Metaphysiker wie die Idealisten. Wir haben die Wunder der Vorzeit aufgelöst in Naturgesetze, aber was ist ein Naturgesetz? Es ist nichts weiter als die Wahrnehmung, dass gewisse Erscheinungen des Daseins unter gleichen Umständen regelmässig wiederkehren müssen. Was das Naturgesetz weiter ist, wissen wir nicht. Wir können alle Erscheinungen um uns her natürlich erklären, aber „erklären“, was heisst das? Es heisst, wir können eine uns bisher unbekannte Erscheinung einreihen in den Kreis der uns bekannten, können sie einreihen in den Kausalitätszusammenhang, welcher die gesammte Natur beherrscht; allein das Weltall ist dieser Zusammenhang selbst, hat keine, wenigstens ausser ihm liegende Ursache. Die Wissenschaft hat die Götterpersonifikation des Alterthums aus der Phantasie übersetzt in den Verstand der Neuzeit, die Götter sind die gedachten oder geglaubten Ursachen der Naturerscheinungen, sind Kausalitäten, — sind Kräfte, und Gott ist die — Kraft. Die Kraft ist nun jenes Wort, welches der Materialismus dahin setzen muss, wo die Wissenschaft vorläufig noch nichts weiter weiss. Mit Recht kann man sagen, dasselbe Bedürfniss des menschlichen Geistes, welches im Alterthume die Götter und Götterbilder geschaffen,

1) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 37.

das Bedürfniss der Anschaulichkeit, der Greifbarkeit, — die Phantasie — hat auch den Materialismus geschaffen ¹⁾.

Indem die Deszendenztheorie darauf verzichtet, zu erklären, was sich mit den wissenschaftlichen Mitteln der Gegenwart noch nicht erklären lässt, verzichtet sie auf ein weites Feld, welches sie der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung zollweise zu erobern überlässt. So weit wir die Geschichte zurückblicken können, hat noch jedes philosophische System, jede auf Grund der jeweiligen Kenntnisse aufgebaute Weltanschauung zur Erklärung der Gesamtheit der Erscheinungen einen unauflösbaren, irrationalen Rest hinterlassen, und für die vollendetste Weltanschauung werden wir vorläufig jene halten müssen, welche nur einen einzigen Rest, das unserem Verständnisse unzugängliche Absolute, zurücklässt. Von diesem Rest, diesem freien Felde nimmt sofort die Phantasie Besitz und lässt sich nur nach zähem, hartnäckigen Widerstande daraus verdrängen. Die Phantasie versucht nun auf ihre Weise die von der Wissenschaft offen gelassene Lücke zu füllen, das noch Unerklärte zu erklären und schafft sich zu diesem Behufe die Religion. Es ist nun ganz klar, dass jedes Zeitalter, jedes Kulturstadium, jedes Volk diesen jeweiligen Rest auf seine subjektive Weise ergänzen wird; er ist eben das Feld, wo die im Menschen thronende Idee des Göttlichen als jeweiliges, religiöses Bedürfniss, religiöses Streben zu passendem Ausdrucke gelangt und auch stets gelangen wird. Daher denn jede Religion wesentlich Anthropomorphismus ist. Um Religion zu haben, bedarf es nicht eines persönlichen Gottes und nicht einer Doppelwesenheit von Welt und Gott, aber es bedarf der Annahme eines vernunftgemässen Weltalls, einer Vernünftigkeit des Geschehens, mit anderen Worten eines Ideals. Phantasie, Religion, Ideal, man fasse sie wie immer, sind desshalb in ihrer Wesenheit gleichbedeutend und man ist vollauf berechtigt, sie zu identifiziren. Daran ändert der Einwurf nichts, dass die Religion nur eine Art von Ideal und zwar die den unvollkommeneren Kulturstufen angepasste Art sei. Denn es kann nichts eine Art von Etwas sein, ohne in den wesentlichsten Grundbedingungen mit diesem Etwas übereinzustimmen. Indem wir Etwas als eine Art eines anderen Etwas bezeichnen, geben wir schon die wesentliche Identität Beider zu, sonst wäre eben das Eine keine Art vom Anderen, sondern etwas Verschiedenes. So verhält es sich auch hier. Kein Glaubenssystem, wenn noch so roh, entbehrt des Ideals als Grundlage und jedes Ideal ist in gewissem Sinne auch Religion.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte der religiösen Vorstellungen von den Urzeiten bis auf unsere Tage, so wird Niemand läugnen können, dass der Mensch seine religiösen Dogmen zu praktischen Zwecken sich selbst machte einerseits, anderentheils, dass die Verdrängung der verschiedenen Glaubenssysteme eines durch das andere die Irrigkeit derselben beweise. Wäre auch nur Eines davon die

1) W. Hieronymi, *Die Religion der Erkenntniss. Gedankenbeiträge für die religiöse Gestaltung der Zukunft*. Wiesbaden 1875. 8°. S. 20—22.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

Wahrheit gewesen, es hätte ja nimmer widerlegt werden können. Es duldet daher der Satz gar keinen Widerspruch und ist schlechterdings nicht widerlegbar, dass die Geschichte der religiösen Vorstellungen nichts anderes sei, als die Geschichte des menschlichen Irrthums überhaupt. Irrthum denken wir uns dabei als abstrakten Gegensatz zur Wahrheit, wobei sehr wohl zugegeben werden kann, dass auch dieser Irrthum einer, der Wahrheit sich immer mehr nähernden Entwicklung fähig sei. In diesem Sinne kann, wer sich davon befriedigt fühlt, die Geschichte der religiösen Vorstellungen einen Entwicklungsprozess des geistigen Lebens der Menschheit vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nennen. Wahrheit und Irrthum sind in dieser Hinsicht nur relativ-subjektive Begriffe, wie gut und böse, wie schön und hässlich ¹⁾ Das abstrakt Wahre, die Wahrheit ist desswegen das „Vollkommenere“ noch immer nicht. Eine andere Betrachtung dieses Themas als aus der Vogelperspektive wäre an dieser Stelle wohl weder möglich noch passend, erkennen müssen wir aber, dass der Irrthum mit dem menschlichen Geiste unlöslich verknüpft ist; der im Gehirne sich abwickelnde Denkprozess ist kein anderer für den richtigen, als für den irrigen Gedanken. Es besteht also auch keine Aussicht, den Irrthum jemals aus der menschlichen Geschichte verschwinden zu sehen; er mag proteusartig in den mannigfachsten Gestalten auftreten, er war immer da, ist da und wird immer da sein. Dieser Irrthum, dieser nothwendige Irrthum ist das Wesen der Religion, die Phantasie, das Ideale. Dem menschlichen Geiste offenbart sich in der Natur eine ganze Stufenleiter von Gradverschiedenheiten und er kann dabei nicht stehen bleiben; er muss über das Gegebene und Wahrgenommene hinausgehen und sich ein Vollkommenes denken, was nicht übertroffen werden kann. So erzeugt sich denn die Idee der Vollkommenheit, die auf Zeit und Raum übertragen, die Idee der Unendlichkeit ergibt. Da man sich von jeder Eigenschaft und Thätigkeit einen niederen, so kann man sich auch einen höheren und so den höchsten Grad davon vorstellen, d. h. man kann sich zu allem, was man wahrnimmt, einen Massstab seiner Vollkommenheit bilden oder sein Ideal, und der Mensch muss also nothgedrungen das Vermögen, Ideale zu bilden, besitzen. Der Trieb hierzu ist ihm also urwüchsig. Wie es ein Bedürfniss des leiblichen Organismus ist, zu athmen, Nahrung zu sich zu nehmen, wie der Mensch ohne Absicht und Willkür die eingenommene Nahrung assimiliert und verdaut in Folge der wirkenden Naturgesetze, wie ferner sein geistiger Organismus nicht umhin kann, Begriffe zu bilden, zu urtheilen, zu schliessen, so drängt es uns, ohne unser Dazuthun, alle Dinge in ihrem Ideale, in ihrer höchsten Potenz, im gesteigerten Grade uns zu denken, — in Folge eines unerbittlichen inneren Naturgesetzes. Dieser Trieb zu steigern, dieses Idealisierungsvermögen muss endlich seine Befriedigung und Grenze finden, d. h. der Mensch langt endlich bei einem Ideale aller Ideale, bei dem vervollkommensten aller Wesen an, über das

1) Paul von Lilienfeld in einem Briefe an mich dd. Mitau 12./24. Februar 1875.

hinaus kein Ideal mehr reichen soll. Wie dieses höchste Ideal gedacht wird, hängt natürlich von der jeweiligen Bildungsstufe der Menschen ab. Von dem krassesten Fetischismus bis zur Höhe eines absoluten Weltengeistes, vom blöden abenteuerlichen Köhlerglauben bis zur geläutertsten Weltanschauung steht eine lange Reihe graduell verschiedener Ideale die alle — Gottheiten für eine gewisse Bildungsstufe sind, d. h. dass wir dem Geiste gleichen, den wir begreifen und auch nur den Geist begreifen, dem wir selber gleichen, oder anders ausgedrückt, dass die Götter im Ebenbilde der Menschen, die sie kraft ihres Idealisierungsvermögens mit Nothwendigkeit hervorbringen mussten, geschaffen seien. Das Ideal oder die Gottheit, die der Mensch sich aufgestellt, ist daher ein zuverlässiger Massstab seiner geistigen Bildung und die Religionsgeschichte eines Volkes die Geschichte seiner geistigen Kultur ¹⁾. Ja, gleichwie das nach mechanischen Gleichgewichtsgesetzen sich bewegende Weltall gegen einen uns unbekannten Mittelpunkt streben muss, so strebt auch der aus vernunftbegabten Individuen bestehende geistige Organismus der Menschheit gegen ein gemeinschaftliches geistiges Centrum — die Idee der Gottheit. Diese Idee, sie möge sich nun in einem realen Wesen, einem Gottmenschen, ausprägen oder als nur geahntes und gesuchtes geistiges Centrum für die Menschheit, gleich dem uns unbekannten Centrum des Weltalls, gelten, hat für die geistige Entwicklung der Menschheit eine ebenso reale Bedeutung wie der Central-schwerpunkt für das Weltall. Die im Menschen allmählig im Verlaufe der Geschichte zum Bewusstsein hervorgetretene Idee eines höheren Wesens ist also auf eine Naturnothwendigkeit begründet. Früh oder spät musste sie zum Vorschein kommen und mit eben derselben Nothwendigkeit, mit welcher zwei Körper, die in einer Richtung mit verschiedener Schnelligkeit sich gegeneinander bewegen, zusammenstossen müssen ²⁾.

Nun ist es aber unstreitig und wahr, dass man aus der subjektiven Idee des Göttlichen, welche in der Menschheit auf allen Stufen der Entwicklung unbewusst oder bewusst sich geltend gemacht hat, noch nicht direkt folgern kann, dass ausser dem Menschen ein höheres persönliches Wesen existirt. Es fragt sich nun aber: kann man überhaupt aus den subjektiven Anschauungen, Begriffen und Gefühlen direkt auf die Existenz der objektiven Welt und ihrer Erscheinungen schliessen? Die Begriffe von Zeit und Raum sind subjektive Ideen, die als solche ausserhalb uns nicht existiren, wir setzen es jedoch voraus, indem eine Uebereinstimmung zwischen dem Uebereinander unseres Geistes und dem Neben- und Nacheinander der Naturerscheinungen höchst wahrscheinlich ist. Mit anderen Worten: wir glauben an die Existenz der Welt und ihre Entwicklung in Raum und Zeit so, wie sie uns subjektiv erscheint. Dass Raum und Zeit, wie überhaupt alle Naturerscheinungen, wirklich so, an und für sich existiren, wie wir sie uns denken,

1) Siehe hierüber den geistvollen Aufsatz: *Auch eine prähistorische Studie* (Presse 1872. Nr. 299 und 300.)

2) Lillienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 41—46.

daran können wir wohl glauben, bewiesen ist es aber noch nicht und wird wahrscheinlich nie bewiesen werden und zwar aus dem Grunde, weil die Welt uns gegenüber nur ein Zeichen und nicht ein Abbild dessen ist, was wirklich existirt. Die Welt erscheint uns so und nicht anders nur infolge der spezifischen Energien unseres Nervensystems. Ebenso besitzt unser Nervensystem diejenige spezifische Energie, dasjenige Organ, denjenigen Sinn, welche nach einem höheren Wesen streben und alle Begriffe und Ideen nothwendig auf einen gemeinschaftlichen Central- und Schwerpunkt zurückführen müssen. Tragen wir also mit Nothwendigkeit die Idee Gottes in uns und ist diese Idee der nothwendige Centralschwerpunkt des ganzen geistigen und ethischen Lebens der Menschheit, so müssen wir glauben, dass es auch ausser uns einen Gott gibt, obgleich er in Wirklichkeit in anderen Formen existiren kann, als wir ihn uns nach unseren subjektiven Begriffen vorstellen oder möglicherweise auch gar nicht. Da wir die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung in ihrer höchsten Potenzirung uns nur als etwas Persönliches vorstellen können, so muss es ein realer und persönlicher Gott sein. Wie dieser persönliche Gott seinem Wesen nach beschaffen ist, darüber können wir ebenso wenig urtheilen, wie über das Wesen der Welt; wie letztere, so können wir uns auch Gott nur vorstellen¹⁾.

Was aber in unserer Idee besteht, besteht deshalb noch nicht in Wirklichkeit. Wäre letzteres stets der Fall, so gäbe es überhaupt keinen Irrthum, denn die Wirklichkeit ist auch immer wahr. Wir bewegen uns auf dem festen Boden der Thatsachen, so lange wir mit dem im Menschen unlängbar schlummernden Gottesbewusstsein operiren; darüber hinaus ist alles ungewiss, schwankt alles in der Luft, kann nichts mehr bewiesen werden. Es wird jedoch jedermann freistehen müssen, sich über das höchste Wesen seine eigenen Gedanken zu machen, an dasselbe zu glauben oder auch nicht zu glauben, wie denn ja der reine, ungetrübte Buddhismus ohne einen Gott auszukommen versucht. Die Wissenschaft wird aber bei dem Satze Halt machen müssen, dass man aus der subjektiven Idee des Göttlichen nicht direkt folgern könne, dass ausser dem Menschen ein höheres persönliches Wesen existirt. Das Bestehen dieser Idee muss auch der eingefleischte Materialist, will er nicht die unumstössliche Thatsache negiren, denn wir kennen kein völlig religionsloses Volk auf Erden, einräumen, — aber nicht mehr. Nichts, gar nichts beweist, dass die Idee von der Existenz Gottes nicht eine Täuschung, ein Wahn sei, dem die Menschheit unterliege, und einer solchen Behauptung wird die positive Wissenschaft nicht zu widersprechen vermögen, wenn sie dieselbe auch nicht zu bestätigen vermag. Wir können uns übrigens mit dem realen Bestehen der Gottesidee vollkommen begnügen, denn diese reicht zur Erklärung der verschiedenen Geistes- und Kulturphänomene völlig aus. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass die Gottesidee für die geistige

1) Lillienfeld. II. Bd. S. 407—408.

Entwicklung der Menschheit eine ebenso reale Bedeutung besitze, wie der Centralschwerpunkt für das Weltall. Bekanntlich hat man diesen eine Zeitlang in der hypothetischen Mädler'schen Centralsonne gesucht, in neuerer Zeit ist diese Ansicht wieder stark in den Hintergrund getreten. Die Wahrheit ist: was sich an diesem Centralschwerpunkte und wo er sich befindet, wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir von Doppelsternen, welche um einen gemeinsamen idealen Schwerpunkt schweben und rotiren, wie denn überhaupt der Schwerpunkt zweier Körper in keinen von beiden zu fallen braucht, sondern ein unsicht- und ungreifbarer Punkt im Raume sein kann. Nichts steht der Vorstellung entgegen, dass ein Gleiches mit dem Centralschwerpunkte des Weltalls der Fall sei. Gesetzt nun, es gelänge, denselben zu entdecken und wir fänden daselbst — Nichts, nähme ihm diese Entdeckung das Geringste an seiner Bedeutung für das Weltall? Ganz so mag es sich wohl mit der Gottesidee und der Existenz Gottes verhalten. Der geistige wie der materielle Centralschwerpunkt mag in Wirklichkeit sein und zugleich nicht sein, so lange die Wissenschaft ihn nicht erschlossen, bleibt er nur das, wozu ihn unsere Einbildung schafft.

Von dieser Seite beleuchtet, wird der Irrthum, das Ideale, zu einem Realen und sehr wohl einer kritischen Behandlung fähig. Wir erheben uns damit zur Erkenntniss von der Naturnothwendigkeit des Irrthums. Als ein Reales, thatsächlich Gegebenes müssen wir aber den Geist selbst betrachten, von dem überzeugend nachgewiesen, dass er ohne Materie nicht denkbar, nirgends in der Natur auffindbar sei. Mit dem am Menschengeschlechte unlöslich haftenden Geiste ist also auch für alle Zeiten der Irrthum, das Ideale, verknüpft, welches in seiner Art das Menschendasein verklärt. Eben so wahr als tief ist des Dichters Spruch:

„Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.“

Und wahrlich, Wenige möchten lassen wollen von dem trügerischen Zauber des Idealen, selbst dann, wenn die volle wissenschaftliche Wahrheit in ihrer realen Nacktheit ihnen entgegentritt. Ja, der Forscher schöpft aus der Völkerkunde die Ueberzeugung, dass mit der Höhe und Reinheit der Ideale, die desswegen nicht minder blendende Irrthümer bleiben, die Gesittung wachse und steige, die Entwicklung des Idealismus das Wesen aller geistigen Kultur ausmache, dass Völker ohne Ideale auch aller Kultur baar sind. Nun hiesse es aber jeder besseren Einsicht aus dem Wege gehen, wollte man sich weigern, das erste Aufflackern des Idealen in den aufkeimenden Regungen der Religion zu erblicken. Damit ist allerdings zugegeben, dass alle Religionen nur Produkte des Menschengestes — und zwar, wie sich wissenschaftlich zeigen lässt, da jede Religion älter als das Denken darüber ist, — vorwissenschaftliche Produkte der menschlichen Phantasie, d. h. Erfindung (gleichwie die Sprache) sind, womit nicht gesagt ist, dass dieser Erfindung nicht etwas Reales, in der Aussenwelt Existirendes zu Grunde

liege. Da nun aber gerade die Hauptsache, die mächtigste aller Ursachen, die *ultima causa rerum*, was die Welt Gott nennt, wissenschaftlich noch nicht erforscht ist, so ist jede nähere Vorstellung, die sich Jemand von dem Wesen Gottes macht, wieder lediglich nichts als eine Erfindung, aber eine durchaus berechtigte, weil der menschliche Geist an und für sich eine positive Vorstellung verlangt¹⁾. Gibt man demnach zu, dass die Leistung der wissenschaftlichen Forschung eine wesentlich negative ist, in so ferne sie bestehende religiöse Vorstellungen wohl zu vernichten, bis nun aber keine neuen zu schaffen vermochte, was ja die Hauptschwäche der materialistischen Lehre ausmacht, so wird damit zugleich die Meinung Solcher vernichtet, welche von einer völlig aufgeklärten, religionslosen Zukunft träumen. Niemals wird es gelingen, die angeborene Seelenthätigkeit der Idealisierungskraft auszutilgen oder für die Dauer lahm zu legen. Führt sie auch zum Irrthume, so ist doch nicht dieser, die Religion, eine Krankheit des Geistes, sondern umgekehrt die Lähmung der Idealisierungskraft ist die Ausnahme, die Abnormität, und die volle frische Thätigkeit, das Leben des Irrthums, ist die Norm, der Gesundheitszustand. Zudem werden wir ja die Idee der Unendlichkeit gar nicht los, wir mögen sie auf einen ausserweltlichen, persönlichen Gott oder auf die Materie übertragen, wie die Materialisten thun. Entwurzelung der Religion ist daher eitles Beginnen.

Drängt die moderne Wissenschaft auch, wie ich meine, zu der Annahme, dass die Gottesidee ein Wahn sei, dem die Menschheit unterliege, so ist diese Täuschung doch eine Naturnothwendigkeit und eine Wohlthat; sie ist allen Entwicklungsstufen des Menschengesistes eigen und wird existiren, so lange Menschen auf Erden wandeln. Die Religion ist die tiefste Poesie des Gemüthes. Religion und Poesie sind so innig und nahe mit einander verwandt, dass wir uns eine ohne die andere gar nicht denken können; denn in jeder Religion liegt ja von vornherein schon Poesie, wie der Poesie auch wohl stets Religion zu Grunde liegt.

.....
 So lang noch Gräber trauern
 Und die Cypressen dran,
 So lang ein Aug' noch weinen,
 Ein Herz noch brechen kann :

So lange wallt auf Erden
 Die Göttin Poesie,
 Und mit ihr wandelt jubelnd
 Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
 Durch's alte Erdenhaus

1) Gustav Jäger, *In Sachen Darwins*, Stuttgart 1874. 8 S. 258.

Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

(Anastasius Grün.)

Ich behaupte also, dass der Irrthum mit dem menschlichen Geiste unlöslich verknüpft, d. h. absolut nothwendig ist. Dieser nothwendige Irrthum ist das Wesen der Religion, die Phantasie, das Ideale oder das Resultat unseres metaphysischen Bedürfnisses. Und woraus ist letzteres hervorgegangen? Die Beantwortung dieser Frage führt schnurgerade auf den Ursprung der Religion überhaupt. Feuerbach hat bekanntlich es ausgesprochen, dass die Religion der Furcht entsprungen; ich möchte ergänzend hinzufügen: und die Furcht hat ihre Quelle in der — Unwissenheit. In der That lassen sich die ersten Spuren religiöser Gefühle schon in der unwissenden Thierwelt nachweisen, und der aus jener entsprossene Mensch befand sich während der ersten Stadien seines Daseins in eben so tiefer Unwissenheit wie jene. Den gewaltigen Naturphänomenen, der Wuth der entfesselten Elemente stand der Urmensch wie das Thier angsterfüllt und furchtgebeugt gegenüber; seine höhere Geisteskraft liess ihn aber nach einer Ursache für dieselben suchen. Dürfen wir es ihm nun verargen, wenn er die Wahrheit nicht errieth, wo wir selbst noch so viele Räthsel in der Natur zu lösen haben? Gewiss, gesetzt den Fall, der Mensch wäre zur Erde gekommen in voller Kenntniss aller Wahrheit, auch jener, die uns noch verborgen ist und verborgen bleiben wird, nimmer hätte er metaphysische Vorstellungen oder Ideale sich bilden können, da ja nichts vom Welträthsel ihm verschlossen geblieben wäre. Mit anderen Worten, nimmer wäre es zur Entstehung einer Religion gekommen. Der Gang der Dinge war aber ein anderer, und nur mit diesem haben wir es zu thun; der Mensch ist einmal wie er ist oder gar nicht, und er hat Religion, Ideale, Irrthum. So seltsam es klingt, gerade die Existenz der Religion, welche den Menschen über das Thier erhebt, ist, da ihre Wurzeln bis in die Thierwelt hinabreichen, einer der kräftigsten schlagendsten Beweise für unsere thierische Herkunft, für unser langsames Emporarbeiten aus den allertiefsten Kulturstufen. Wäre der Mensch, wie man so lange lehrte und noch lehrt, von Hause aus ein wirklich „vollkommenes“ Wesen gewesen, so hätte er der Religion, des Glaubens, einfach nicht bedurft; er hätte gewusst, nicht geglaubt, denn das Wissen schliesst das Glauben aus. Nun aber ist es Thatsache, dass ein gewisser Begriff eines höheren Wesens, wenn auch noch so roh, überhaupt gar keinem Naturvolke fehlt. Mit Fug und Recht darf man von einer „Religion der Wilden“ sprechen, denn bis jetzt sind noch keine völlig religionslosen Völkerstämme aufgefunden worden. Nur einzelne christliche Missionäre und von den Forschern vornehmlich der mit Recht berühmte Sir John Lubbock sind es, welche eine entgegengesetzte Ansicht vertreten und einer ganzen Reihe von Naturvölkern jedwede religiöse Neigung absprechen. Die Irrigkeit dieser von den namhaftesten Ethnographen bestrittenen Ansicht hat Gustav Roskoff

auf das Gründlichste nachgewiesen¹⁾. Die Annahme einer aufsteigenden Entwicklung schliesst die Berechtigung ein, die Richtung auch nach unten zu verfolgen, wo der Mensch im rohesten Zustande gedacht werden muss, wo das Physische in ihm so sehr vorwiegt, dass er mit dem Thiere auf gleicher Linie zu sein scheint. Zu jener Zeit wäre also der Mensch ein Geschöpf ohne Bewusstsein und Selbstbewusstsein, ohne Sprache, ohne Ahnung von Religion gewesen. Jenes entfernte Stadium haben aber die Wilden der Gegenwart ohne alle Ausnahme längst überschritten; ebensowenig als ein sprachloses gibt es ein religionsloses Volk. Haben wir doch bei den sonst auf so tiefer, dem Thiere so naher Stufe stehenden Australiern unzweifelhaft religiöse Neigungen zu verzeichnen²⁾. Freilich muss man sich dabei klar machen, dass was uns als Aberglauben erscheint, dem urzuständlichen Volke, dem Wilden, Religion ist, eine Religion, die seinen Bedürfnissen ganz ebenso entspricht, wie uns die unserige. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben? Wurzeln doch beide in dem nämlichen Boden, beide haben ja als gemeinsames Grundmerkmal die Beziehung auf ein Uebersinnliches. Die Religiosität, sagt Roskoff, der scharfsinnige Wiener Gottesgelehrte, für welchen die Entwicklungstheorie mit dem Rückblicke auf thierische Anfänge der Menschheit nichts Verletzendes, Empörendes besitzt, ist dem Menschen weder angeboren, noch ist ihm Religion durch äussere Offenbarung mitgetheilt; ihr Erscheinungsgrund ist vielmehr in den Gesetzen und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Natur zu suchen und zu finden. Dazu stimmt trefflich die Meinung Zellers: „Was die Menschheit von religiöser Wahrheit und religiösem Leben besitzt, musste sie selbst sich erwerben; was sie von Irrthum und Aberglauben daran gesetzt hat, das hat sie selbst erzeugt. Ist nun weder das eine noch das andere ein zufälliges Erzeugniss, so ist doch jenes wie dieses ihr eigenes Werk; und eben weil es dieses ist, konnte sich die Religion, wie alles Menschewerk, nur allmählich aus rohen, dürftigen Anfängen zu einer edlen geläuterten Gestalt emporarbeiten.“ Religion ist also ein Vermächtniss der Urzeit, an dem wir jetzt und wohl in alle Zukunft zehren. Seit Schleiermacher sieht man die Religion als etwas dem Menschen Angeborenes an, und sie ist es jetzt in der That. Denn die rohen metaphysischen Vorstellungen der Urzeit haben im Laufe der Jahrtausende durch die Macht der Vererbung die Kraft eines metaphysischen Bedürfnisses gewonnen, welches, je länger die Reihe der vererbenden Generationen, desto unaustilgbarer werden muss. Die heutige Naturwissenschaft nagt zwar an den bisherigen religiösen Vorstellungen, aber der ganze Verlauf der menschlichen Entwicklungsgeschichte ist Bürge dafür, dass an Stelle der bisherigen religiösen Vorstellungen anderer Art treten, wie dies ja zum Theile beim gebildeten Publikum schon

1) Gustav Roskoff, *Das Religionswesen der rohesten Naturevölker*. Leipzig 1880. 8°.

2) Hellwald, *Naturgeschichte des Menschen*. Stuttgart 1880. 8°. Bd. I, S. 48—50.

der Fall ist. Denn es vollziehen sich und werden sich auch stets in Zukunft, wie in der Vergangenheit geschehen, Wandlungen der religiösen Begriffe vollziehen. Bekanntlich hat ja auch die objektive Gestaltung der Idee Gottes, je nach der Stufe der geistigen und ethischen Entwicklung des Menschen, die verschiedensten Formen in der Weltgeschichte angenommen, ebenso wie das dem Menschen angeborene moralische Gefühl, wie der Rechtssinn, das Streben nach Zweckmässigkeit und höherer Entwicklung überhaupt. Wie Alles in der Welt, hat auch der Gottesbegriff seine Entwicklung und entspricht überall genau dem Grade des Erkennens, zu dem die Wissenschaft fortgeschritten ist. Wie weit ist doch der heutige landläufige Begriff des persönlichen Gottes von dem schrecklichen zürnenden Jahveh der alten Hebräer, geschweige denn von den Vorstellungen der Polytheisten oder gar dem Fetischismus der niedrigsten Civilisationsstufen entfernt! Die heutige Naturforschung führt auch nicht zum Atheismus; den bisherigen persönlichen Gott hebt sie auf, nicht aber den Gottesbegriff, die Gottesidee. Für die Richtigkeit dieses Satzes ist die Gegenwart mit ihren Streben ein bereicherter Beweis. Mag die Wissenschaft noch so sehr die Schwächen jedweder religiösen Vorstellung aufdecken, das idealistische Lehrgebäude noch so sehr erschüttern, die Erkenntniss des Irrthums, in dem man bislang gelebt, führt nicht zum Abwerfen des Irrthums überhaupt, sondern nur zur Modifizirung dieses Irrthums. Wenn David Friedrich Strauss die positiven Religionen der Gegenwart durch den Kultus des Schönen ersetzen will, so hat er, ohne es zu merken, nur eine Religion an Stelle der anderen gesetzt, hat bei ihm die Gottesidee eine Wandlung erlitten, die, so wenig sie mit unseren Alltagsvorstellungen der Gottheit gemein zu haben scheint, in Wirklichkeit davon doch kaum weiter entfernt steht, als von diesen die Gottesidee des tiefsten Fetischismus. Sehr richtig sagt der treffliche Carus Sterne (Dr. Ernst Krause) „Auch bei dem heutigen Stande des Wissens lässt sich sagen: wem es zur inneren Befriedigung dient, das einzig Unbewegliche, Alles Bewegende, diese immerwährende Ursache, die wir voraussetzen, aber nicht vollinhaltlich erfassen können, Gott zu nennen und sein Wirken in Allem zu erkennen, was geschieht, in dem Fallen des Steines wie im Umschwung der Gestirne, der wird sich nie mit den Ergebnissen der Naturforschung in irgend einem Widerstreit befinden“¹⁾.

So ist es denn nichts anderes, als ein Anpassungsprozess im vollsten Sinne des Wortes, den die Religion durchmacht. Massgebend bleibt dabei stets das jeweilige metaphysische Bedürfniss, welches für die „geläutertste“ Weltanschauung, wie für den rohen Aberglauben die Grundlage bildet. Der strengen wissenschaftlichen Wahrheit gegenüber ist der letztere, in seiner Wesenheit mit dem Glauben völlig kongruent, eben so berechtigt, wie die erstere, diese eben so haltlos, wie jener. Ueber die Existenzberechtigung beider entscheidet nur der jeweilige

1) Carus Sterne, Werden und Vergehen. S. 4.

Kulturgrad, welcher nicht nur den Zeiten nach, sondern auch bei den Zeitgenossen eines und desselben Volkes individuell und klassenweise sehr verschieden ist. Die menschliche Psyche fordert eben unter allen Umständen ihr Recht, und es steht fest, dass es nur eine sehr geringe Anzahl hochgebildeter Denker ist, die sich bei der trostlosen Oede der materialistischen Lehren zu beruhigen vermag. Stehen wir unsererseits auch nicht an, darin die Wahrheit zu vermuthen, so darf doch Niemand, am wenigsten der Kulturforscher, vergessen, dass das Bild zu Sais jenen tödtet, der es zu entschleiern unternimmt.

Volksthum und Geschichte.

Abhängigkeit des Menschen von der Natur.

Wenn die thierischen Anfänge des menschlichen Geschlechtes jedem Zweifel entrückt sind, so ist damit noch weiter kein anderer Boden gewonnen als jener der Thatsache, dass der Mensch ein Produkt der Natur von derselben nicht losgelöst werden dürfe; diese Erkenntniss wird natürlich nicht verfehlen, auch auf die Darstellung der historischen Kulturentwicklung bedeutsamen Einfluss zu üben. Allein es gibt der Vorfragen noch mehrere, deren Erledigung in dem einen oder dem anderen Sinne dringend erforderlich ist, ehe man an eine Erklärung der Kulturverhältnisse im allgemeinen und im besonderen schreiten kann. Die Kultur stellt sich nämlich keineswegs als etwas homogenes dar, sondern wechselt bekanntlich nicht nur mit der Zeit sondern auch mit dem Raume. Wir vermögen nicht dieselbe als eine lange, langsam aber ununterbrochen aufsteigende Linie vom Anfange der Dinge bis in unsere Gegenwart zu bezeichnen; vielmehr wissen wir, dass einestheils diese Linie zu wiederholten Malen unterbrochen, andererseits überhaupt gar nicht überall auffindbar ist. An einzelnen Stellen unseres Planeten dürfen wir von einer Kultur kaum reden, geschweige denn von einer Kulturentwicklung. Was nun an solchen Erdräumen als bemerkenswertheste Verschiedenheit sofort in's Auge fällt, sind sowohl die veränderten Verhältnisse der Bodenplastik, des Klima, der Thier- und Pflanzenwelt, mit Einem Worte der äusseren, den Menschen umgebenden Natur, als auch der Mensch selbst, sein Physisches und hauptsächlich Psychisches, seine innere Natur. Es lag nahe, die Einwirkung dieser beiden Momente, deren Tragweite für das praktische Alltagsleben keinem denkenden Beobachter entgehen konnte, logischerweise auch auf die Entwicklung der Kultur zu studiren und als erklärende Faktoren heranzuziehen, — mit vollem Rechte. So wie vieles Andere bliebe ja auch diese ein ewig dunkel Geheimniss, wollte man nicht nach einer Erklärung auf natürlichem Wege forschen. Die heutige Wissenschaft vermag aber dort das Geheimniss nicht länger zu dulden, wo sie allgemeine oder spezielle, den grossen die gesammte Natur regierenden Gesetzen nicht widersprechende Gründe geltend zu machen weiss. In der Natur ist nichts übernatürlich, und wenn für

manche Erscheinung die befriedigende Erklärung nicht gegeben zu werden vermag, so rührt dies lediglich von der Unzulänglichkeit unseres Wissens, nicht aber etwa von dem Umstande her, dass übernatürliche Ursachen im Spiele sind. Sehr leicht möglich, ja fast mit bestimmter Wahrscheinlichkeit wird die Erkenntniss gewisser Dinge dem menschlichen Fassungsvermögen ewig verschlossen bleiben, doch ändert dies nichts an der Richtigkeit meiner Behauptung. Wie hoch auch in unseren eigenen Augen die erklommene Geistes- und Wissensstufe, wie gross auch der Abstand zwischen dem Menschen der Jetztzeit und dem aus unseres Geschlechtes Kindheit, ja nur in der Gegenwart zwischen dem Menschen der Gesittung und dem rohen Wilden, wir haben lange noch nicht die Berechtigung zu dem Stolze, womit wir in überhebendem Selbstbewusstsein unser Herz schwellen. Wir sind und bleiben jetzt und fürderhin nicht mehr und nicht weniger denn einzelne Organe des grossen Naturorganismus, einzelne Theile des Naturganzen, dessen All zu durchschauen uns schon in unserer Eigenschaft als blosse Theile versagt ist. Machtlos ist unseres Armes wie unseres Geistes Kraft gegenüber den einfachsten Naturgesetzen und unsere einzige und grösste Stärke beruht in der richtigen Erkenntniss und Verwerthung derselben. Je richtiger die Erkenntniss und Verwerthung, desto höher die Kultur. Im Uebrigen aber kreist sie unbekümmert fort und fort, die Erde, in unberechenbarem Zeitlaufe um der Sonne Licht und Glanz, die gleichgiltig niederscheint auf der Menschen Glück und Weh, Mensch und Thier und Strauch und Baum Strahlen, Wärme spendend, nicht weil sie will, sondern weil sie muss. Und wie der Mensch des Wurms nicht achtet, den sein Fuss zertritt, so bleibt auch er mit all seiner Kulturhöhe, mit seinem Grössentraume im Weltall ein Atom.

Solche Erwägungen sind besonders jedem zu empfehlen, welcher den Gang der Kultur auf natürlicher Basis zu schildern unternimmt. Sie werden ihn dazu leiten, die Abhängigkeit derselben von den natürlichen Einflüssen um so mehr zu erforschen, als er die Ueberzeugung gewinnt, wie wenig der Mensch sich davon zu befreien vermag. Was nun die äusseren Bande anbetrifft, worin die Menschen im Laufe der Geschichte gefesselt erscheinen, so hat man ihnen seit einiger Zeit die gebührende Beachtung zugewandt. Die Erde, der äussere Schauplatz, worauf sich die Thaten abspielen, folglich auch die Kultur zu gedeihen hat, ist in ihren Beziehungen zur menschlichen Entwicklung aufgefasst und studirt worden¹⁾. Die letzten und höchsten Wahrheiten dieser

1) Siehe hierüber: das ausführliche Kapitel „Einfluss der Natur“ in Thom. Buckle, *Geschichte der Civilisation in England*. Deutsch von Arnold Ruge. Leipzig & Heidelberg 1868. 8°. Dritte Aufl. I. Bd. S. 35–128, worin neben manchem Unrichtigen auch viel Wahres enthalten ist. Unter den hier einschlägigen Arbeiten scheint mir, obwohl es sich nur mit der Erörterung eines bestimmten Momentes befasst, das Werk von D. Jourdanet, *Influence de la pression de l'air sur la vie de l'homme. Climats d'altitude et climats de montagne*. Paris 1875. 8°. 2 Bde., besondere Erwähnung zu verdienen, ob der Gründlichkeit der darin angestellten Untersuchungen, welche den mittelbaren aber sehr intensiven Einfluss des Druckes und der Mischung der Luft auf Moral und Politik der Menschen darthun.

Forschungen werden mit der Erkenntniss ausgesprochen, dass der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verschiedenheiten der Klimate sichtlich den Entwicklungsgang unseres Geschlechtes beherrscht und den Ortsveränderungen der Kultur ihre Pfade abgesteckt haben, so dass der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Land und Wasser, von Ebenen und Höhen, also in der wagrechten und senkrechten Gestaltung des Trockenen, eine von Anfang gegebene oder wenn man will beabsichtigte Wendung menschlicher Geschehnisse zu durchschauen. In den Befähigungen, Leistungen und Schicksalen der Bewohner erkennen wir das Spiegelbild der örtlichen Natur wieder, und bewundern im Europäer und seiner hohen geistigen Blüthe das begünstigste Geschöpf der zierlichsten, gliederreichsten Planetenstelle, während wir im Neger das Erzeugniss eines verschlossenen und unbehilflichen Festlandes beklagen. Wollte man in diesem Sinne den gegebenen Raumverhältnissen irgend eine Absicht zu Grunde legen, so erschiene denn der Gang der Geschichte schon durch das Antlitz unseres Planeten vorgezeichnet, als etwas voraus Bedachtes, Unabänderliches. Gelang es der Wissenschaft, die Nothwendigkeit des Geschehenen zu erkennen, so würde sie auch mit Sehergabe den Eintritt des Künftigen verkündigen können. Folgen wir diesem Gedanken weiter, so führt er uns bis an den Abgrund einer Prädestination, der sich unser Geschlecht nicht entziehen konnte. Man dürfte dann in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, die mit tiefem Ausdrücke die „grossen Individuen der Erde“ genannt worden sind, geheimnissvoll wirkende Persönlichkeiten wittern oder wenigstens doch ihre Verrichtungen in der Geschichte unseres Geschlechtes nachweisen. Vermögen wir zwar unsererseits den in diesen Sätzen ausgesprochenen Gedanken des vorher Bedachten, Beabsichtigten, Prädestinirten keinen Beifall zu schenken, da er fast das Bestehen einer seelischen, denkenden Kraft voraussetzt, die zu den unerweislichen Dingen gehört, so müssen wir doch im Allgemeinen und in allem Uebrigen dieser Lehre tiefen Dank zollen, den stets Jeder erwirbt, der in dem was man lange Zeit für willkürlich gehalten, den Ausdruck einer Nothwendigkeit nachweist ¹⁾.

Weit weniger sorgfältig sind bisher jene Momente begründet worden, welche ich als die inneren bezeichnete und deren hohe Bedeutung kaum mehr verkannt wird: die Verschiedenheit der Menschen selbst. In der That, sobald wir den Blick über die Runde der Erdkugel schweifen lassen, gewahren wir eine mannigfaltige Verschiedenheit sowohl im äusseren Aussehen, als in dem sonstigen Benehmen der Menschen. Hautfarbe, Gesichtsausdruck, körperlicher Bau sind eben solchen Veränderungen unterworfen, wie Sprache, Fassungsvermögen,

1) Vgl. über dieses Thema folgende Arbeiten Prof. Peschel's: *Ueber die Aufgaben einer Geschichte der Erdkunde*, (Australand 1864. S. 769); *Geschichte der Erdkunde*. München 1865. 8°. S. XV. 691—694; *Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung*. (Australand 1867. S. 913); *Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde*. Leipzig 1876. 8°. 2. Aufl. S. 8.

Ideenrichtung und Empfindung. Wir unterscheiden mit Einem Worte verschiedene Rassen des menschlichen Geschlechtes, womit ausgedrückt werden soll, dass jede einzelne davon durch gewisse Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet ist, welche sie von der andern merklich unterscheidet und als solche sofort charakterisirt. Die bei den verschiedenen Rassen auch gänzlich verschieden angelegte geistige Begabung musste natürlich auf die Richtung ihrer Entwicklung, materiell wie intellektuell, einen tiefgehenden Einfluss nehmen, der in ihrer Kulturentwicklung in unverkennbarer Weise zum Ausdrucke gelangen musste. Wenn hie und da dieses Moment, das Ethnische, von Historikern entweder unabsichtlich vernachlässigt oder aber absichtlich ignorirt wird ¹⁾, so zeigt dies von einem bedauerlichen Mangel an Wissen, welchem der gesammte Schatz der heutigen ethnologischen Kenntnisse entgegensteht, oder von einer absoluten Unfähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen. Wo von den beiden Momenten, der äusseren und der inneren Natur, zur Erklärung menschlicher Gesittungszustände nur eines von beiden in's Treffen geführt wird, dort ist allemal noch genug Spielraum vorhanden, um supranaturalistische Elemente in unsere Entwicklungsgeschichte hineinzutragen, um damit die Lücken in der Erklärung auszufüllen. Wo aber eine gleichmässige Berücksichtigung beider Momente stattfindet, da schliessen sich die Lücken, auf völlig natürlichem Wege. Denn die Rassenanlagen — und hier ist es am Platze von angeborenen Prädispositionen ²⁾ zu sprechen — sind es, welche die Natur des Einflusses bestimmen, den die äusseren Momente auf die Entwicklung eines Volkes zu nehmen haben; daher also dieser Einfluss äusserer Momente ein relativer ist, der in seinen Wirkungen stärker oder schwächer hervortritt nach Massgabe des Empfänglichkeitsgrades der angeborenen Anlagen, welche er vorfindet; mit anderen Worten, die Rasse schafft den psychischen wie den physischen Charakter ³⁾. Die Antecedentien ziehen also die Konsequenzen nach sich: es gibt in den Ereignissen der Geschichte eben so eine Logik, wie im Leben des einzelnen Menschen; diese Logik besteht nicht nur für die Sitten, sie besteht auch für die Gesetze, für die Religionen, für die Literaturen. Und da in der Natur, alles was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, ist es in diesem Sinne auch richtig, dass die Geschichte eine Reihe zwingender Nothwendigkeiten ist.

1) Buckle, *Geschichte der Civilisation*. I. Bd. S. 36, dann John Stuart Mill, *Principles of political Economy*. I. Bd. S. 390 begehen den Fehler, den Einfluss der Rassenunterschiede völlig in Abrede zu stellen.

2) „Prädispositionen“ sind hier ja nicht etwa mit „Ideen“ zu verwechseln. Die Voraussetzung der „angeborenen Ideen“ ist von der Wissenschaft längst widerlegt worden.

3) Leon van der Kindere, *De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples*. S. 36 und 45.

Ursitz, Bildung und Verbreitung der Rassen.

Dass in der Gegenwart, worunter die ganze historische Zeit zu verstehen, mehrere sehr verschiedene Menschenrassen die Erde bevölkern, ist unbestritten und es handelt sich nur darum, wie diese Verschiedenheit mit der jetzt allgemein befestigten Meinung einer gemeinsamen Abstammung sämtlicher Organismen von einer Urform in Einklang zu bringen ist.

Während es ziemlich gleichgiltig bleibt, ob man die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstammen lässt¹⁾, kann man dies nicht sagen von dem Streite, ob es ursprünglich nur eine oder mehrere Rassen gegeben habe. Die Geschichte zeigt nämlich die Rassen als etwas Eigenthümliches und in ihrem Physischen sowohl als Psychischen wenigstens auf den ersten Augenschein Unwandelbares. Es wäre demnach zur Erklärung dieser Verschiedenheiten ausserordentlich bequem, das Bestehen der die Rasse bedingenden Eigenthümlichkeiten von vornherein anzunehmen²⁾. Die tieferen Forschungen der Neuzeit sind jedoch dieser Hypothese nur sehr wenig günstig, indem sie es wahrscheinlich machen, dass der Urmensch einer einzigen Rasse angehörte. Da nach dem allgemeinen Entwicklungsgesetze überall ein stetes Fortschreiten vom Niederen zum Höheren stattfindet, so muss dieser Urmensch eine noch viel tiefere Stufe eingenommen haben, als der roheste Wilde der Gegenwart³⁾, und es findet sich somit eben in den heutigen Rassen eine Bestätigung des grossen Naturgesetzes. Die Frage wo, an welcher Stelle der Erde dieses Urgeschlecht zuerst entstanden, wird wohl kaum jemals endgiltig beantwortet werden, ist auch für unsere Zwecke völlig irrelevant; nur so viel ist als sicher anzunehmen, dass dieses „Paradies“ im Süden, unter einem warmen Himmelsstriche zu suchen ist. Darüber, dass es überhaupt eine Urheimat des Menschen gegeben haben müsse, dass derselbe nicht auf der gesamten Erde autochthon sei, belehrt uns die positive Erkenntniss, dass alle ozeanischen Inseln mit wenigen Ausnahmen unbewohnt gefunden worden sind, dass also das erste Auftreten des Menschen ein kontinentales gewesen sein müsse⁴⁾, dann aber die Geographie der Pflanzen und Thiere, welche für jedes derselben seine bestimmte Heimat nachweist, von wo aus dann die Verbreitung in anderweitige Gebiete erfolgte. Der Verbreitungsbezirk des Menschen

1) Der Nutzen der Hypothese einer Abstammung von nur Einem Paare ist schlechterdings nicht einzusehen, wenn nicht etwa damit der Bibel eine Konzession gemacht werden soll. H. H. H. und Friedr. Müller weisen die Unhaltbarkeit dieser These nach.

2) Ich habe selbst lange Zeit diese Anschauung vertreten, s. B. in meiner Schrift *Die amerikanische Völkerwanderung*. Wien 1866. 8°. S. 2—4, bis ein gründlicheres Studium der Darwin'schen und damit zusammenhängenden Forschungen mich von meinem Irrthume überzeugte.

3) Gründe ganz merkwürdiger und geistreicher Art bringt hierfür Darwin vor in seinem Buche: *The Expression of the Emotions in Man and animals*. London 1872. 8°.

4) O. Peschel, *Ueber die Wanderungen der frühesten Menschenstämme*. (Ausland 1869. S. 1105—1110.)

aber ist die ganze Erde geworden, allem Anscheine nach und nach, sehr langsam. Die geographische Verbreitung der divergirenden Menschenarten lässt sich durch Wanderung am leichtesten und ungezwungensten erklären. Diese Wanderung muss jedenfalls in einer Epoche begonnen haben, wo noch die Einheit der Rasse bestand, denn gerade in der Wanderung möchten wir die Ursache zur Bildung verschiedener Rassen gewahren. Gleichwie nämlich im Thier- und Pflanzenreiche die Bildung neuer Arten durch Wanderung (Migration) und Isolirung veranlasst wird¹⁾, so muss ein ähnlicher Vorgang bei der Wanderung des Menschen obgewaltet haben. In einer neuen Heimat, unter veränderten äusseren Einflüssen des Klima, der Nahrung u. s. w. traten allmählig, vielleicht aber auch in verhältnissmässig kurzer Frist, morphologische Veränderungen ein, welche eine bestimmte Rasse gründeten. Da der Mensch fast in jeder Beziehung denselben Einflüssen gehorcht, wie die anderen Naturwesen, so haben wir in dieser urgeschichtlichen Ausbreitung die natürliche Veranlassung zur sogenannten Rassenbildung zu suchen. Man darf nur auf die auffallenden und übereinstimmenden Körperveränderungen verweisen denen alle Europäer bereits nach einem kurzjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten oder in Australien unterliegen, um einzusehen, dass ein viele Jahrtausende währender Aufenthalt in verschiedenen Erdtheilen jene tiefgehenden Unterschiede hervorbringen musste, welche wir bei den verschiedenen Menschenrassen beobachten. Die Menschen arteten sich dem Boden an, d. h. es sind in jedem Himmelstriche gewisse, in der ursprünglichen Stammgattung enthaltene und vorgebildete Keime entwickelt, andere aber so unterdrückt worden, dass sie ganz vernichtet erscheinen. Daher ist die Menschengestalt jetzt überall mit Lokalmodifikationen behaftet und die eigentliche ursprüngliche Stammbildung der Menschen ist vermuthlich erloschen.

Wenn wir nun auf diese Weise die Menschenformen als Rassen Einer Spezies auffassen, so verhehlen wir nicht, dass damit kulturgeschichtlich weiter nichts gewonnen wird. Hier treten uns doch immer die Rassen mit all' ihren Schroffheiten und Divergenzen entgegen und fordern die eingehendste Berücksichtigung. Ja, durch den grossartigen Prozess der Vererbung sind die mannigfachen Menschenrassen in den verschiedenen Erdräumen zu solch' stabilen Grössen herangediehen, dass eine Aenderung des seit Jahrtausenden anerbten Rassentypus gar nicht mehr denkbar ist, höchstens gewisse Modifikationen desselben innerhalb einer ziemlich enge begrenzten Spielweite zugestanden werden können²⁾. Diese Modifikationen gehen immerhin so weit, dass unter veränderten klimatischen Bedingungen auch veränderte Formen zum

1) Moritz Wagner, *Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen*. Leipzig 1888. 8°. und Derselbe: *Ueber den Einfluss der geographischen Isolirung und Kolonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen*. München (1870). 8°.

2) A. Bastian, *Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit*. Berlin 1888. 8°.

Vorscheine kommen. Nehmen doch beispielsweise die Abkömmlinge europäischer Ansiedler in Nord-Amerika in ihrem Schädelbau den Habitus der Amerikaner an und erhalten in sehr kurzer Zeit eine längliche Gesichtsbildung und den auffallend langen Hals. Wie das Klima verändernd auf die Hautfarbe wirkt, ist allenthalben bekannt und es wird sich wohl kaum in Abrede stellen lassen, dass auch die Form des Schädels in sehr naher Beziehung zu den klimatischen Bedingungen stehe und vielfach von denselben bestimmt wird¹⁾. Dass alle diese Veränderungen jedoch nicht so tiefgreifend sind, um die seit Jahrtausenden erblich überkommenen Rasseeigenthümlichkeiten zu vernichten, kann gleichfalls als ausgemacht gelten. Zieht man die Summe dieser Betrachtungen, so wird man dieselben vielleicht dahin zusammenfassen dürfen, dass, wenn auch in der Urzeit die geographischen Einflüsse zur Entwicklung der Spielarten oder Rassen mitgewirkt haben, durch die Quantität der in den neuen Wohnsitzen anererbten Besonderheiten diese Einflüsse auf ein so geringes Mass herabgedrückt wurden, dass sie eine Vernichtung der Spielart nicht mehr zu Stande bringen. Mit anderen Worten, der Kraft der äusseren Natur, der geographischen und klimatischen Bedingungen, steht die noch stärkere Kraft der inneren Natur, der Vererbung des angeborenen Rassencharakters entgegen, welcher die Thaten der Völker bestimmt.

Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten.

Daraus geht hervor, wie irrig die Meinungen Jener sind, welche die Handlungen und Bestrebungen der Völker durch Religion, Gesetze, Staatseinrichtungen u. dgl. erklären zu können glauben. Die Religion, sagen beispielsweise Manche, habe dem Charakter eines jeden Volkes ein bestimmtes Gepräge verliehen und seine Handlungen geleitet. Dieses ist aber aus zwei Gründen unwahr; erstens nämlich hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Wirkung hervorgebracht; dann hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Gestaltung angenommen. Der Einfluss des Christenthums auf die barbarischen Nationen des europäischen Nordens war bei weitem grösser als auf die Kulturvölker der alten Welt; jene hat es veredelt, dagegen den Untergang der letzteren beschleunigt. Vom Charakter der Völker hängt es vorzugsweise ab, wie sie die in der Gestalt einer neuen Civilisationsform auftauchende neue Religion auffassen und praktisch verwerthen; es kommt nicht blos auf das Samenkorn an, welches gesäet, sondern vorzugsweise auf den Boden, in welchen dasselbe gelegt wird. Der Charakter derselben Religion ändert

1) Man vergleiche über dieses Thema: Aitken Meigs, *Cranial forms are inseparably connected with the physics of the globe* (bei Nott and Gliddon, *Indigenous Races*. S. 350.); auch Volney bei Foissac, *Einfluss des Klima auf den Menschen*, übersetzt von Westrumb. Göttingen 1840. 8°. S. 68. und Stanhope Smith, *Versuch über die Ursachen der ungleichen Farbe und Gestalt*. 1790.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 8. Aufl. I.

sich aber je nach den Völkern; der Buddhismus China's ist sehr verschieden von jenem in Indien und Tibet, der Katholizismus anders in Italien als in Deutschland, in Frankreich anders als in Spanien. Dagegen entwickeln sich bei stammverwandten Völkern ganz ähnliche religiöse Richtungen und religiöse Institutionen, obgleich sie sich zu verschiedenen Religionen bekennen, die auf grundverschiedenen, ja oft entgegengesetzten Prinzipien beruhen. Die Religion bestimmt also nicht absolut den Charakter eines Volkes, sondern sie wird im Gegentheil von demselben, seinen Anschauungen und angeborenen Neigungen gemäss modifizirt und umgestaltet.

Eben so verhält es sich mit den Gesetzen und Staatseinrichtungen. Die nämlichen Gesetze und Staatseinrichtungen bringen bei einem Volke die segnenreichste Wirkung hervor, während sie einem anderen zum Verderben gereichen, wie z. B. die liberalen Institutionen bei den angelsächsischen und lateinischen Nationen.

Selbst die früher erwähnten äusseren Einflüsse bleiben eben weiter nichts als Einflüsse, sie bestimmen nicht. Die Lehre, wonach Klima, Bodenbeschaffenheit, Lage der Länder Charakter, Geschick und Thaten der Völker bedingt und bestimmt hätten, wie es weiter oben ausgeführt wurde, ist in diesem Sinne grundfalsch, denn Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage der Länder sind nur Bedingungen für die Art und Weise, wie der Charakter des Volkes sich äussert; ja sie geben ihm sein eigenthümliches Gepräge, sie schaffen ihn aber nicht¹⁾. Die Schifffahrt bildet nicht den Charakter des englischen Volkes, sondern ist nur ein Modus, eine Erscheinung seines Unternehmungsgeistes, welcher es charakterisirt; wenn die Engländer in einem Binnenlande wohnten, so würde sich ihr Unternehmungsgeist auf eine andere Weise äussern. Die Engländer und Nordamerikaner sind auch im südlichen Amerika und auf den Südsee-Inseln thätig und unternehmend; die Südamerikaner und die Südsee-Insulaner würden aber in England und Nordamerika eben solche Faullenzer sein, wie sie es jetzt sind. Dies lässt sich durch unzählige Beispiele aus der Geschichte beweisen, wo verschiedene Völker nach einander ein und dasselbe Land bewohnt haben und dennoch auf ganz verschiedene Weise in der Geschichte aufgetreten sind. Wie himmelweit verschieden sind die Aegypter der Pharaonen von den muhammedanischen Aegyptern; die alten Phöniker von den heutigen Syrern; die Bewohner Karthago's von jenen des jetzigen Tunis! Der Verfall der heutigen Spanier wird dem tropenähnlichen Klima des Landes zugeschrieben? Wie kommt es, dass Spanien unter den Arabern so blühte?

Nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch die einzelnen Individuen sind bekanntlich in ihren Anschauungen, Begriffen, Geistesrichtungen, Neigungen und Handlungen verschieden. Manche glaubten früher, dass der Mensch als vollkommene *tabula rasa* zur Welt komme

1) Boden und Klima hemmen öder fördern; aber die Richtung, die Entscheidung, das Wesentliche hängt von der Natur der Menschen ab. (W. Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit*. Leipzig 1870. 8o. S. 1.)

und dass man aus ihm durch Erziehung machen könne was man wolle. Dass diese Ansicht grundfalsch, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. Die Hauptsache ist der angeborene Charakter des Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert und modifizirt, aber durch nichts geschaffen und durch nichts vernichtet werden kann. Eben so geht es mit den Völkern, welche nur kollektive, grosse Individualitäten sind. Die guten und schlechten Eigenschaften der Völker haben die geistigen und materiellen Thaten derselben bestimmt und die hohe oder niedrige Stellung eines jeden Volkes in der Geschichte bedingt. Und wenn einzelne grosse Männer Grosses geleistet und ihre Völker umgestaltet und umgebildet haben, so konnten sie dies nur thun, wenn sie gutes, nämlich bildungsfähiges Material dazu hatten. Wie der Charakter der einzelnen Individuen, so ist auch der der Völker konstant ¹⁾.

Verlassen wir demnach den Boden der Naturforschung, um uns auf jenen der Kulturgeschichte zu begeben, so dürfen wir mit Fug und Recht die verschiedenen Menschentypen der Erde als etwas *a priori* Gegebenes behandeln. Mag also auch die geistige Begabung der erloschenen Urform unserer Spezies eine gleiche gewesen sein, so haben wir doch keine Veranlassung, die Gleichheit der ursprünglichen intellektuellen Begabung aller Menschenspielerarten zu proklamiren, und gerathen demnach auch mit der Erfahrung nicht in Widerspruch, wie Jene, die da behaupten, dass ein „mittleres“ Negerkind und ein „mittleres“ Europäerkind dieselbe Kraft besitzen, die vorhandene Erbschaft menschlichen Wissens anzutreten. Freilich, wenn man durch längere Geschlechtsfolgen methodisch nur intelligente Neger mit intelligenten Negerinnen paaren, und von ihrer Nachkommenschaft auf bethlehemitischen Wege alles aus der Welt schaffen würde, was wenig Besserung verspricht, so müsste sich zuletzt der Durchschnitt der Intelligenz bei der schwarzen Rasse heben. Damit ist aber für die Gleichheit der Rassen kein Beweis erbracht. Vielmehr lässt sich die Unmöglichkeit, jemals eine solche Gleichheit zu erreichen, an einem Beispiele trefflich erweisen. Sicherlich können die weisse und die schwarze Rasse — um zwei Extreme zu wählen — heute beide einen höheren Standpunkt einnehmen, als beide vor einem Jahrtausend; allein genau so wie vor einem Jahrtausend wird auch gegenwärtig eine tiefe Kluft zwischen der Kulturhöhe des Weissen und des Schwarzen bestehen, eine Kluft, welche nur dann jemals überbrückt zu werden Aussicht hätte, wenn das geistige Niveau des Schwarzen rascher stiege als jenes des Weissen. Dafür ist aber nicht der geringste Beweis vorhanden, vielmehr das Gegentheil der Fall, was sich auch sehr leicht begreift. Für die weisse Rasse stellt die Geschichte ein Steigen ihrer geistigen Höhe in geometrischer Progression fast ausser Zweifel; würden wir — was für die minderen Rassen eigentlich gar nicht annehmbar ist — denselben das nämliche Zugeständniss machen, so müssten wir doch die durch das Zusammentreffen glücklicher klimatischer und anderer

1) D. Chwolson, *Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik*. Berlin 1872. 8^o. S. 1—13.

Umstände begünstigte ursprüngliche Begabung der Weissen höher ansetzen, als für die tiefer stehenden Rassen. Halten wir uns in den allerengsten Schranken und nehmen wir an, die höchstbegabte Menschenrasse, also erwiesenermassen die weisse, sei der niedrigsten nur um ein Minimum voraus, welches Minimum ich als Einheit setze, so kann man nachstehende Progression aufstellen:

Weisse Rasse: 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64

Niedrigste „ : 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32

oder

Weisse Rasse: 3 : 6 : 12 : 24 : 48 : 96

Niedrigste „ : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64

u. s. w.

Man sieht daraus, dass unter allen Umständen keine Hoffnung auf Ausfüllung der immer klaffender werdenden Lücken vorhanden ist. Natürlich gilt dies nur von wirklich verschiedenen Rassen, nicht von blossen Kulturunterschieden. Ein jetzt tiefer in der Gesittung stehendes Volk kann sehr wohl — die Geschichte lehrt es wiederholt — berufen sein ein dermalen höher stehendes einstens zu überflügeln, denn Völker wie Individuen steigen, sinken und vergehen. Den halb-wilden Germanen gehörte die Zukunft angesichts der gealterten Römer; hier standen aber Arier Ariern gegenüber; es waltete keine Rassenverschiedenheit. Dass aber je die Unterschiede zwischen der weissen mittelländischen und einer anderen Rasse, der schwarzen, gelben oder rothen, verwischt, die Kluft ausgefüllt oder überbrückt, geschweige denn erstere von den anderen überflügelt worden wäre, dafür bietet die Geschichte kein Beispiel. Im Gegentheil können wir gerade an ihr studiren, wie mit dem Fortschreiten der Gesittung der Abgrund zwischen den weissen Mittelmeervölkern und den übrigen Rassen sich immer gähnender aufthut. Nun gibt es freilich ein Mittel, dieser Verschärfung des Rassenausdrucks vorzubeugen: die Kreuzung; allein fast lässt sich sagen, die Abhilfe ist schlimmer als das Uebel selbst. Wo sich eine hochstehende Rasse mit einer niedrigen kreuzt, entsteht allerdings ein Produkt, welches zwischen beiden die Mitte hält, allein wenn dabei die niedrigere Rasse gewonnen hat, veredelt worden ist, so ist die höhere dadurch herabgestiegen. Es wird also wohl eine Nivellirung erzielt, jedoch durchaus keine Veredlung des Geschlechts, welche doch stets die Potenzirung des besten überhaupt Bestehenden anzustreben hätte. Nur unter Rassen und Völkern, die sich ethnisch ohnehin nahestehen, deren Kulturstufe also gewöhnlich auch beiläufig dieselbe ist, darf man auf den Hinwegfall dieses Resultates rechnen. Die Natur ist und bleibt die grösste Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes nachsichtslos rächt. Gleichartiges darf sich nur mit Gleichartigem verbinden, im menschlichen Völker- wie im Thier- und Pflanzenleben; Verbindungen zwischen Ungleichartigem zeugen unfehlbar Missgeburten, was in dem uns beschäftigenden Falle selbstredend figurlich zu verstehen ist. Die Beurtheilung und das genaue Studium der Wirkungen solcher Kreuzungen, dort wo sie eingetreten sind, auf die Entwicklung der Kulturzustände ward bisher leider fast gänzlich ausser

Acht gelassen, obwohl gerade hierin der Schlüssel zu dem Verständnisse so mancher sozialen Erscheinung verborgen liegt.

Der geographische Gang der Kultur.

Wer mit Vorliebe jenem Ideenkreise anhängt, welcher in dem Getriebe des Weltalls wie nicht minder der Menschheit überall die umsichtige Hand einer ordnenden Vorsehung erkennt, würde nicht mit Unrecht behaupten, dass auf dem alten Kontinente der Segen einer sichtlichen Bevorzugung ruhe. In drei, ihrem Aeusseren sowohl als ihrer räumlichen Ausdehnung nach völlig verschiedenen Formen erscheint das Starre auf Erden gegossen. Davon dürfen wir das australische Festland billig unberücksichtigt lassen, wenn gleich wir in demselben und den zahlreichen zum Theile langsam abwärts schwebenden Inselwolken der blauen Südsee, die älteste Stelle des Erdenantlitzes schauen. Mensch und Thier und Pflanze tragen dort noch das Gepräge jener Zeit als die Känguruh Mode waren ¹⁾. Es erübrigen zur Vergleichung noch die alte und die neue Welt. Die physische Ueberlegenheit der ersteren über die zweite ist längst in der scharfsinnigsten Weise ausser Frage gestellt ²⁾. Abgesehen davon, dass die neue nur halb so geräumig ist als die alte Welt, ist diese unvergleichlich besser ausgestattet in mehrreichen Gräsern, in zählbaren Haus- und Zugthieren. Die Beobachtung, dass die Thiergeschlechter der alten Welt ihren Verwandten in der neuen an Körpergrösse und Stärke weit überlegen sind, ist nicht zu entkräften. Im ganzen mag der neue Kontinent, überdies in zwei scharf geschiedene Theile zerfallend, dem Pflanzen-, der alte dem Thierleben günstiger sein. Immerhin aber bleibt die alte Welt reicher. Im Kampfe um's Dasein finden also auch ihre Bewohner in diesen natürlichen Verhältnissen bessere Waffen, tüchtigere Werkzeuge, reichere Hilfsmittel, um zu erhöhtem Aufschwunge zu gelangen. Eine natürliche Folge ist es dann nur, wenn auch die geistigen Kräfte diesseits des Ozeans von Anfang an jenen der amerikanischen Menschheit überlegen gewesen sind. An einer späteren Stelle werde ich, ausführlicher als es bisher geschehen, die von den Kulturhistorikern gewöhnlich ganz vernachlässigte einheimische Kultur des alten Amerika behandeln und dabei zeigen, wie derselben — sicherlich von erstaunlicher Höhe — von jeher andere Pfade gesteckt waren, die auch in der That zu einer völlig abweichenden, originellen Entwicklung geführt haben.

Verweilen wir jedoch in unserem alten Kontinente, um raschen Blicks den Gang der Völkercultur zu verfolgen, wie ihn uns die Erinnerung aus dem jugendlichen Geschichtsunterricht her bewahrt hat, so wäre vorerst zu konstatiren, dass alle Kulturentwicklung, deren Darstellung hier beabsichtigt werden kann, sich abgespielt hat in einem Erdstriche, den ich, um nicht in den Verdacht kärglichen Bemessens

1) Vgl. Peschel, *Völkerkunde*. S. 341—347.

2) Von Peschel im „*Ausland*“ 1867. S. 937—945.

zu gerathen, geradezu verschwenderisch mit dem Wendekreise des Krebses im Süden, nördlich aber mit dem 60. Breitengrade abgrenzen will. Der Schauplatz unserer gesammten Kulturgeschichte liegt also zwischen der Polhöhe von Stockholm und etwa dem Parallel von Mekka¹⁾. Eine weitere Betrachtung lehrt ferner, dass im Osten die Wiege aller Gesittung zu suchen. In der alleröstlichsten Ferne, dort wo der Stille Ozean an den Gestaden der alten Welt brandet, glimmt schon in grauer Vergangenheit der Schimmer der eigenartigen chinesischen Kultur. Uns näher gerückt entfließt den geheiligten Seen von Manâsa und Ravanahrâda durch des Himâlaya wundervolle Schluchten die gewaltige Gânga, an deren Ufern vielleicht gleichzeitig mit China arische Gesittung begann. Auf der westlicher gelegenen erânischen Hochebene und dem daran grenzenden mesopotamischen Tieflande bauten sich gleichfalls in frühem Alterthume die Reiche keilschriftschreibender Völker auf, der Babylonier, Assyrier, Meder und Perser, welche die Fühlhörner ihrer Civilisation bis tief in das heute in Barbarei versunkene Kleinasien hinein erstreckten. An der von den Wogen des Mittelmeeres bespülten syrischen Küste lebten die seit Alters von Handelsgeist beseelten Israeliten und Phöniker, während weiter südlich im afrikanischen Nillande die älteste Kultur blüht, von welcher uns beglaubigte Kunde geworden. Spät erst fasst sie Fuss über'm Meere im lorbeergrünen, europäischen Hellas, später noch in Italien's lachender Flur, über der sich fast ewig heiter der blaue Himmelsdom wölbt. Rom hat im Alterthume, so darf man sagen, den Schlusspunkt aller Kulturentwicklung gebildet. Was sich an origineller Kultur von Italien westlich fand, kann vergleichsweise kaum in Betracht gezogen werden.

Der Gedankenflug, welcher uns von den Ufern des Hoangho zu jenen des Tiber geleitete, belehrt zugleich über den Gang der Kultur im Alterthume. Mit einziger Ausnahme Aegyptens, dem es nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse an Alter der Gesittung Niemand zuvorthut, wandert dieselbe in erstaunlicher Regelmässigkeit mit dem Sonnenzuge von Ost nach West²⁾. Dabei merke man wohl ihre eigenthümliche Vorliebe für die subtropischen Länder; nirgends überschritt sie den 40. Grad nördlicher Breite, nur in der allerletzten Zeit langte sie mit Rom (in 42° n. Br.) darüber hinaus. Erst in den Perioden des Mittelalters kämpfte sie sich langsam ihre Bahn zuerst nach Westen weiter und dann allmählig auch nach Norden. Spanien, Frankreich, England und Deutschland kamen an die Reihe.

Die fortschreitende Bewegung von Ost nach West hat bei utopistischen Schwärmern die Idee eines allgemeinen Rundganges der

1) Mekka liegt etwa 16 deutsche Meilen südlich vom Wendekreise des Krebses in 21° 21' n. Br.

2) Doch soll damit keineswegs behauptet werden, dass zwischen den verschiedenen Kultursitzen auch stets ein Kultursusammenhang bestanden habe, eben so wie in einzelnen Fällen und auf beschränktem Raume ein anderer Kulturgang recht wohl stattfinden konnte, so z. B. in Erân, wo man, wie der gelehrte Professor Dr. Friedrich Müller hervorhebt, das Fortschreiten der Kultur von Westen nach Osten ganz genau verfolgen kann. (*Nopara-Reise. Ethnologie. Einleitung* S. XVII.)

Kultur um die Erde wachgerufen. Sie sahen dieselbe über den Ozean nach dem Wunderlande Amerika ziehen, um von da über die Brücke Australiens zu ihren Ursitzen zurückzukehren und vielleicht von Neuem ihren Kreislauf zu beginnen. Europa, die heutige Stätte der Civilisation, erblickten sie wieder versunken in halbbarbarische Zustände, während an den Gestaden des Mississippi ein neues Geschlecht die Gesetze der Kultur diktierte. Was es mit dieser für Europa so traurigen Aussicht vorläufig auf sich hat, zeigt die einfache Betrachtung, dass mit der Neuzeit in dem Gange der Kultur ein Wendepunkt eingetreten ist, der nur allzugerne übersehen wird. An den Küsten des atlantischen Ozeans machte sie Halt und begann ihre rückläufige Bewegung, und zwar diesmal mit auffallender Begünstigung der nördlichen Länder. So wie ich im Alterthume ihr Gebiet mit dem 40. Parallel nach Norden abschliessen liess, kann dies in der Gegenwart fast mit dem nämlichen Breitengrad gegen Süden abgegrenzt werden. Spanien hat sie seit Jahrhunderten schon den Rücken gewendet, England und Frankreich haben in der jüngsten Gegenwart nach einer Richtung hin wenigstens eine Einbusse erlitten, welche ihre Kulturstellung erschüttert, Deutschland aber ist zu überraschender Grösse aufgeblüht. Die nordischen Reiche bewahren den Kulturhort, den sie seit lange errungen, und im Osten endlich sitzen Völker, welche mehr denn je begierig erscheinen, die Kulturerbschaft ihrer westlichen Nachbarn anzutreten, selbst aber schon dermalen das bisher Errungene tief nach Asien zu den Ufern des Oxus und an die Himmelsberge tragen, an die Stätten, wo im Alterthume die Völker gewohnt, deren gigantische Denkmäler wir staunend betrachten. So sehen wir denn in der alten Welt selbst sich den Kreislauf des Kulturfortschrittes vollenden, ohne befürchten zu müssen, von den Epigonen jenseits des Ozeans überflügelt zu werden. Ich werde seinerzeit zeigen, wie die Kolonisation Amerika's durch die weisse Rasse und speziell durch die Anglosachsen keineswegs als eine Fortsetzung der europäischen Kulturbewegung aufzufassen ist, wie das neugeborene amerikanische Element, ein Schössling auf fremder Erde, wenn auch die alten Pflanzen der einheimischen Bevölkerung mit Macht überwuchernd, in den unabänderlichen Naturverhältnissen Schranken begegnet, welche es zu brechen unvermögend ist. Damit soll über die Zukunft der amerikanischen Weissen kein absprechendes Urtheil gefällt werden; nichts weiter soll gesagt sein, als dass ihre Gesittung auch auf den Kontinent beschränkt bleiben muss, den sie zur neuen Heimat sich erkoren. Von einem Eingreifen ausserhalb desselben ist keine Rede. Genau dasselbe gilt von den rasch emporgeblühten europäischen Kolonien in Australien. In Amerika vermag schon jetzt ein feiner Beobachter herauszufinden, dass die Kulturentwicklung eine eigenthümliche Wendung zu nehmen begonnen, die zweifelsohne in Zukunft einer weiteren Ausbildung entgegenseht. Mit einem Worte die Kultur Amerika's wird allezeit amerikanisch bleiben, jene Europa's europäisch. Und damit mag im strengen Widerspruche zu den Vertretern einer kosmopolitischen Kulturentwicklung die feste Ansicht ausgesprochen werden, dass die Kulturentfaltung in die grossen Ländermassen der Erde gebannt ist.

Gleichwie das Pflanzen- und Thierleben der Kontinente verschieden ist und für jeden ureigenthümlich, so auch jenes der Gesittung. Die See trennt eben so gut als sie bindet, und gleichwie sie gewissen Keimen unüberwindliche Verbreitungsgrenzen zieht, so auch dem Ausdehnungstrieb der Kultur. Innerhalb der von der Natur abgemessenen Räume mag sie jeweils ihren besonderen Kreislauf vollenden; wir aber gewinnen die Lehre, dass man besser thäte von Kulturen als von einer undefinirbaren Kultur im allgemeinen zu sprechen, worunter stets doch nur die eigene Gesittung verstanden wird.

Die Morgenröthe der Kultur.

Entstehung und Entwicklung der Sprache¹⁾.

Es hiesse den Leser in die Irre führen, wollte man alle bisher vorgetragenen Ansichten als das Ergebniss positiver Erforschung darstellen; sie sind vielmehr meist blosse Spekulation, deren Werth in der inneren Wahrscheinlichkeit und mehr noch in der Analogie mit den Erscheinungen im übrigen Thierreiche beruht, von welchem die Menschheit einmal nicht loszulösen ist, am wenigsten in den primitiven Zeiten ihrer Entwicklung. Auch wer aber diese Analogien nicht gelten zu lassen gesonnen, wird mindestens den einen Punkt festhalten müssen, dass, insoferne die Sprache sicherlich behufs gegenseitiger Verständigung geschaffen wurde, die Menschen schon in irgend welcher Form zusammengescharrt gewesen sein müssen als die Sprache entstand. Der Ursprung der Sprache ist vielfach Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen, welche jedoch noch zu keinen übereinstimmenden Anschauungen geführt haben. Doch kann man sagen: Angesichts der klaffenden Verschiedenheit der auf dem Erdenrund gesprochenen Idiome ist bisher jeder Versuch, die Spuren eines gemeinschaftlichen Urquells menschlicher Rede zu entdecken, negativ ausgefallen. Die einst allgemein gehegte Idee einer universellen menschlichen Ursprache fand, je mehr man in der vergleichenden Sprachforschung fortschritt, immer weniger Anhänger. Sei es, dass man unter der Bezeichnung „Ursprache“ sich ein Idiom denke, aus dem alle übrigen entsprungen, sei es, dass man sich darunter eine vollkommenere als die späteren Sprachen vorstellte, die Ursprache ist und bleibt eine Dichtung, für die Wissenschaft der Gegenwart ein überwundener Standpunkt, wenngleich ab und zu noch der eine oder andere, Rückschrittsideen huldigende Linguist damit Galvanisirungsversuche unternimmt. Im allgemeinen gilt als ziemlich gesicherte Erkenntniss jene von der Sprachlosigkeit des Menschen,

1) In Obigem kann es nicht meine Aufgabe sein, das schwierige Thema der Sprachentstehung zu erörtern; ich begnüge mich wie überhaupt in meinem Buche, dessen Rahmen eingehende Untersuchungen von Detailfragen nicht verträgt, die Resultate der bisherigen Forschungen kurz zusammenzudrängen.

womit gleichzeitig dessen thierische Anfänge jedem Zweifel entrückt werden. Dieser sprachlose Urmensch, *homo primigenius alalus*, wie ihn Häckel, aber auch zunftmässige Sprachforscher wie Schleicher und Friedrich Müller postuliren, stellt gewissermassen ein Mittelglied her zwischen dem richtigen, sprechenden Menschen und dem menschenähnlichen, aber sprachlosen Affen. Natürlich war der Alale so wenig stimmlos wie letzterer, also wohl fähig durch Geberden und unartikulierte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken und eine Mittheilung seiner Empfindungen unter seinen Stammesgenossen zu bewirken, wie dies ja auch in der heutigen Thierwelt der Fall ist. Sicherlich gingen auch die ersten Gemüthszustände des Urmenschen über gewisse Empfindungen und Affekte, Anschauungen und Begierden nicht hinaus. Und zur Darstellung dieser reichten wohl jene einfachen, ganz individuellen Töne hin, deren Gebrauch wir an den heutigen Thieren beobachten können¹⁾. In dieser Zeit des Alalen gab es noch keine Völker, sondern nur Rassen, und auf dieser Stufe mögen die sprachlosen Menschenrassen lange gestanden sein.

Die Erklärung, wieso aus diesem sprachlosen Urmenschen der sprechende Mensch sich entwickelt habe, das ist das grosse Problem, worüber die Gelehrten sich die Köpfe zerbrechen. Trumpp z. B. fragt sich, ob das Alles, was die höchste Vernunft bekundet, von einem *homo primigenius alalus* seinen Ursprung genommen haben kann, und beruft sich auf den bekannten Satz in der alten indischen Philosophie: „Die Wirkung kann nicht grösser sein als ihre Ursache“, wobei er nur die umgekehrt lautende deutsche Weisheitsregel vergisst: kleine Ursachen, grosse Wirkungen. Und ein Anderer sagt gar mit Emphase: „Die Sprache, d. h. die Verbindung bewusster Vorstellung mit bewussten und bestimmten Lauten gehört so sehr zum Wesen des Menschen, dass wir uns keinen Menschen denken können ohne die Sprache, und dass wir dem Wesen, welchem diese Fähigkeit fehlte, den Namen Mensch versagen müssten. Wir wollen auch nicht das Wort des französischen Philosophen hier wiederholen: *l'homme a toujours parlé, ou il n'aurait jamais parlé*. Ein Wesen, welches ohne Sprache (d. h. ohne das, was wir Sprache, nicht blosse Gefühlsäusserung nennen) war nicht Mensch, sondern Thier, und hätte nie die Fähigkeit erlangt, sich zur Menschlichkeit emporzuarbeiten.“²⁾

Es kann nicht meine Absicht sein, zur Lösung der Frage nach der Sprachentstehung einen neuen Beitrag zu liefern; wie also die Sprache aus dem Alalen entstanden, untersuche ich vorläufig noch nicht; dass sie aber aus dem Alalen wenigstens entstanden sein kann, sollte nicht mit so viel Geräusch in Abrede gestellt werden. Wohl darf man mit Goethe fragen: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu

1) Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft*. Wien 1876. 8^o I. Bd. I. Abth. S. 55.

2) Joseph Kuhl, *Darwin und die Sprachwissenschaft*. Leipzig und Mainz, 1877. 8^o. S. 11.

Diensten?“ Sehen wir doch alle Tage unter unseren Augen an unseren leiblichen Kindern die Entwicklung der Sprache aus dem Alalen vor sich gehen! Dass das neugeborene Menschenkind im vollsten Sinne sprachlos ist, so sprachlos, wie nur je der Urmensch gedacht werden kann, wird wohl Niemand längnen wollen. Nach Kuhl's oben entwickelter Ansicht ist das sprachlose Kind kein Mensch, sondern ein Thier, wogegen ich nichts einzuwenden habe, so wenig als dagegen, dass man den *homo alalus* der Urzeit für ein Thier halte, aber für ein Thier in durchaus menschlicher Gestalt, gerade so wie unsere Kinder auch. Ja, ich bin mit dem Genannten der Ansicht, dass das Kind Mensch erst werde mit der Erlernung der Sprache, was wiederum erst mit der Erlernung des aufrechten Ganges möglich ist, und ich finde das Thier *homo alalus* sogar nur unter der Voraussetzung begreiflich, dass dasselbe auf allen Vieren kroch -- gerade so wie unsere heutigen Kinder. Nun lernen diese das Aufrechtgehen und das Sprechen freilich erst mit Hilfe ihrer Nächsten. Zweierlei Thatsachen stehen aber doch jedenfalls fest: Einmal, dass es sprachlose Menschenthieri wirklich gibt, dann, dass sich aus diesen sprachlosen Menschenthieren die ganze gebildete und hochgesittete Menschheit mit ihrer Sprache entwickelt. Aber nicht bloss unsere Säuglinge sind solche sprachlose Menschenthieri, sondern es ist bekannt und durch genügende Beispiele beglaubigt, dass das ohne Erziehung in der Wildniss, ohne menschlichen Umgang aufwachsende Menschenthier sprachlos bleibt, es höchstens zu unartikulirten Lauten, zu einfachen Gefühlsäusserungen bringt. Ja noch mehr: Sprach- und vernunftbegabte Menschen, welche der vollständigen Isolirung preisgegeben werden, büssen allmählich das Sprachvermögen ein. Solche Fälle von offenkundiger Verwilderung sind in jüngster Zeit wiederholt beobachtet worden. Von den Taubstummen, die nur eine anormale Erscheinung sind, rede ich gar nicht. Aber Thatsache ist es, dass es in der Gegenwart Alale gibt und geben kann, und es ist gar nicht einzusehen, warum solche Zustände nicht in der Urzeit geherrscht haben sollen. Ja, nach meinem Dafürhalten ist die Sprachlosigkeit der Kinder einer der schlagendsten Beweise zu Gunsten der Darwin'schen Theorie und zugleich der nothwendigen Annahme eines einstigen *homo alalus*. Sowie die Ontogenie die abgekürzte Wiederholung der Phylogenie ist, so muss auch — wir wissen es — jetzt noch jedes einzelne Individuum in seiner geistigen Entwicklung in abgekürzten Zügen die ganze geistige Entwicklungsgeschichte der Menschheit durchlaufen. Der Spruch des französischen Philosophen: *l'homme a toujours parlé ou il n'aurait jamais parlé*, ist gelinde gesagt ein Nonsens, denn unsere Kinder sind wiederum da, um das Gegentheil *ad oculos* zu beweisen. Wäre aber die Sprache an sich ein unlösliches Attribut der Menschheit, hätte es nie einen sprachlosen Urmenschen gegeben, so müssten wir uns eine ganz präzise Erklärung für die Sprachlosigkeit der Kinder sprechender Eltern, für die Spracheinbusse bei kompletter Verwilderung aussbitten. Die Sprachlosigkeit der Kinder lehrt uns auch, was von der Meinung zu halten ist, dass der sprachlose Urmensch nie die Fähigkeit erlangt hätte, sich zur Menschlichkeit emporzuarbeiten, und beantwortet Trumpp's Frage,

ob Alles was die höchste Vernunft bekundet, von einem *homo primigenius alalus* seinen Ursprung genommen haben könne. Sicher ist, dass die grössten Genien der civilisirten Menschheit aus solch einem sprachlosen Menschenthier sich entwickelten und Niemand bei einem neugeborenen vernunftlosen Kinde sagen kann, welche geistige Höhe der sich daraus entwickelnde Mensch dereinst erklimmen werde¹⁾. Was nun den Ursprung der artikulirten Sprache betrifft, so kann man nicht daran zweifeln, dass die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modifikationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Thiere und der eigenen instinktiven Ausrufe des Menschen verdankt. Darwin meint, dass der Urmensch oder wenigstens irgend ein sehr früher Stammvater des Menschen wahrscheinlich seine Stimme, wie es heutigen Tages einer der gibbonartigen Affen thut, in ausgedehnter Weise dazu benutzte, echt musikalische Kadenzen hervorzubringen, d. h. also zum Singen. Nach einer sehr weit verbreiteten Analogie können wir schliessen, dass dieses Vermögen besonders während der Werbung der beiden Geschlechter ausgetübt worden sein wird, um verschiedene Gemüthsbewegungen auszudrücken, wie Liebe, Eifersucht, Triumph, und gleichfalls, um als Herausforderung für die Nebenbuhler zu dienen. Die Nachahmung musikalischer Ausrufe durch artikulirte Laute mag Worten zum Ursprung gedient haben, welche verschiedene komplexe Erregungen ausdrückten. Da es auf die Frage der Nachahmung ziemliches Licht wirft, verdient die bedeutende Neigung bei unseren nächsten Verwandten, den Affen, bei Mikrocephalen, Idioten und bei den barbarischen Menschenrassen, alles, was sie hören, nachzuahmen, wohl eine Beachtung. Da die Affen sicher vieles von dem verstehen, was von Menschen zu ihnen gesprochen wird, und da sie im Urzustande bei Gefahren ihren Genossen Warnungsrufe zurufen, so erscheint es durchaus nicht unglaublich, dass irgend ein ungewöhnlich weises, affenähnliches Thier darauf gefallen sein könne, das Heulen eines Raubthieres nachzuahmen, um dadurch seinen Mitaffen die Natur der zu erwartenden Gefahr anzudeuten; und dies würde ein erster Schritt zur Bildung einer Sprache gewesen sein²⁾.

Wie wir schon wissen, kann von einem qualitativen Unterschied zwischen der Menschen- und Thierseele nicht die Rede sein, selbst wenn die Sprache, welche diesen Unterschied repräsentiren soll, in ihrer vollendetsten Form dem Thierlaute gegenübergestellt wird. Das Gesetz der Entwicklung lehrt ja gerade auf dem Gebiete des Sprachlebens nachdrücklich, wie die wunderbarsten Lautgebilde die wohlklingendsten und zugleich seelenvollsten Wörter (z. B. das vedische *sumánasyamána* oder das pindarische *Τρισολυπιονίκης*) sich im letzten Hintergrund aus unendlich einfachen Elementen aufgebaut haben. Nimmt man nun

1) Hellwald, *Der sprachlose Urmensch*. (Kosmos. Bd. I. S. 329—331.)

2) Abstammung des Menschen, übersetzt von Carus, I., 47. Vergl. dazu jetzt auch Lange, Geschichte des Materialismus II., 326 u. 437.

noch dazu, dass sämtliche Abstrakta sich erst allmählich aus Konkreten entwickelten und dass diese Konkreta selbst sich wieder häufig genug auf Schallnachahmung zurückführen lassen, so erhalten wir einen Zustand der menschlichen Sprache, welcher qualitativ von demjenigen der Thiersprache nicht viel anders verschieden ist als das nachgeahmte Hühnergeacker des Papagais von dem ehrlichen Gegacker des wirklichen Huhnes.

Da auf die menschliche Sprache, als das einzige ausschliessliche Charakteristikum des Menschen, ein ungemein grosses Gewicht gelegt wird, weil die Fähigkeit des unmittelbaren Gedankenaustausches durch den Laut angeblich kein Thier besitzt, so verlohnt es sich mit Friedrich Müller zu untersuchen: Haben die Thiere eine Sprache, analog der menschlichen, in welcher sie mit einander sich verständigen? und, im bejahenden Falle, ist diese Sprache von der menschlichen qualitativ oder bloss quantitativ verschieden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vor allem andern feststellen, worauf die menschliche Sprache beruht.

Die menschliche Sprache beruht auf der Verbindung einer Lautanschauung mit einer Sachanschauung derart, dass, wenn die eine oder die andere im Bewusstsein vorhanden ist, dadurch unmittelbar die andere hervorgerufen wird. Zwischen dem Laute Baum z. B. und der Anschauung des Baumes besteht in unserer Sprache eine Verbindung, zwar keine natürliche (da sonst der Baum einerseits in allen Sprachen also lauten müsste und andererseits das Erlernen einer fremden Sprache, wo die Anschauung des Baumes von unserer Lautanschauung „Baum“ losgelöst und mit einer anderen Lautanschauung z. B. lat. *arbor*, franz. *arbre*, engl. *tree* verbunden werden muss, ganz unmöglich wäre), aber eine durch Gewohnheit so feste, dass das Wort „Baum“, sobald es ausgesprochen wird, sogleich die Anschauung des Baumes hervorruft und umgekehrt beim Eintreten der Anschauung des Baumes in's Bewusstsein die Lautanschauung des Wortes Baum sich unwillkürlich aufdrängt. Dass die Sprache des Thieres, und mag sie von lautlicher Seite noch so beschränkt sein, auf derselben Grundlage beruhen muss, dies zeigen die Beobachtungen, welche wir in dieser Hinsicht an den Thieren zu machen Gelegenheit haben. Wenn z. B. ein Thier dem andern einen Lock- oder Warnruf zuruft, der von diesem sogleich verstanden wird, so muss zwischen dem Rufe und der Vorstellung der Lust oder Gefahr eine Verbindung vorhanden sein, da sonst einerseits die Vorstellung der Lust oder Gefahr den immer gleichen Laut nicht hervorrufen, und andererseits dieser Laut die Vorstellung der Lust oder Gefahr nicht erzeugen könnte. Es ist also in Betreff der Verbindung zwischen Aeusserem und Innerem der Sprache, d. i. zwischen Laut und Vorstellung die Sprache des Thieres von der Sprache des Menschen nicht verschieden, es existirt zwischen der Thier- und Menschensprache kein qualitativer Unterschied. Es kann also bloss ein quantitativer Unterschied zwischen beiden vorhanden sein. Diese Betrachtung Friedrich Müllers ist geeignet, die Entwicklung der

alalen Menschenthier zu den sprechenden Menschen der Geschichte nicht als ein gar so unbegreifliches Räthsel erscheinen zu lassen.¹⁾

Damit die noch sprachlosen Rassen aus diesem ihren Zustande heraustreten konnten, war jedoch die Erfüllung gewisser Vorbedingungen unerlässlich und die hierzu nöthigen Fähigkeiten konnten nur allmählig und zwar im Kampfe um's Dasein erlangt werden. Dieses gewaltige Naturgesetz der gesamten organischen Welt, dem wir trotz seiner rohen eisernen Despotie alles verdanken, was uns als gross, gut, edel und hehr gilt, zog auch den alalen Urmenschen zu seiner späteren Grösse heran. Im Kampfe mit den Raubthieren konnte der wehrlose Thiermensch ihrem scharfen, mächtigen Gebisse ein ähnliches bei seinem ursprünglichen Zahnbau nur bis zu gewissem Grade entgegenstellen. Ganz unwillkürlich suchte er auch die grosse Gelenkigkeit des Armes und der Hände zu benutzen, um sich zu vertheidigen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir die menschlichen Vorfahren unter den vorzugsweise auf Bäumen lebenden und demnach mit grosser Klettergeschicklichkeit ausgestatteten Wesen zu suchen. Zur Verwerthung der Armgelenkigkeit bei der Vertheidigung musste nun der Urmensch, ähnlich wie der Gorilla thut, zum Kampfe die Arme frei machen und sich aufrichten. So wenig wie den Kindern, welche sich auf allen Vieren fortbewegen ehe sie laufen gelernt, brauchte also der aufrechte Gang dem Urmenschen etwas Angeborenes zu sein. Aber der permanente Kampf, in den er verwickelt war, liess ihm denselben rasch zur Gewohnheit, d. h. zur andern Natur werden. Zudem musste er selbst seine Beute und Nahrung mit den gelenkigen Armen fortschleppen, da sein Gebiss ihm auch hierbei nicht so ganz wie den Raubthieren diente. Kurz, alle Umstände drängten ihn dazu, sich den aufrechten Gang in seinem Dasein allmählich anzupassen. Diese Ausbildung der menschlichen Gewohnheit des Aufrechtgehens und die sich hieran knüpfende Fortbildung der Handgeschicklichkeit wurde aber zugleich das nothwendige Hilfsmittel zur Sprachentwicklung des Menschen.

Bekanntlich ist zur Fähigkeit der Tonentwicklung und des Lautgebens eine Reihe physiologischer Vorbedingungen erforderlich, zu denen zunächst Anlage und Beschaffenheit des Kehlkopfes gehören. Nun ist es auffallend, dass die Säugethiere, die fast alle einen mehr oder weniger gleichartig gebauten Kehlkopf besitzen, niemals auch nur annähernd ähnlich das Nachsprechen in der Weise erlernen, wie dieses so vielen niedriger stehenden Vögeln gelingt. Das Räthsel erklärt sich leicht, wenn man mit Gustav Jäger den Werth der Lunge beim Sprechen in Betracht zieht. Die Lunge bietet nämlich durch die Art des Ausathmens die erste unentbehrliche Unterlage, um in bestimmt nancirter und fein modulirter Weise Sing- und Sprachtöne hervorzurufen. Dazu ist erstens erforderlich, dass die Lunge das eingeathmete Luftquantum stets nur nach und nach ausbebe, zweitens dass sie bei jeder zu betonenden Silbe einen kleinen Druck oder Stoss auszuführen im Stande sei. Nun ist leicht erkenntlich, dass jene Thiere, welche ihre Vorderglied-

1) Friedr. Müller, *Ueber die Sprache der Thiere*. (Ausland 1879. S. 195).

massen von der harten Last des Körpertragens frei machen lernen, sehr bald die Fähigkeit erlangen, ihre Lunge zu diesem Behufe fein und geschickt zu verwenden. Andererseits kann diese feinere Ausbildung der Brustkastenbewegung jenen Thieren niemals gelingen, welche sich nicht dauernd vom Boden mit den Vordergliedmassen erheben. Da bei der vierbeinigen Gangart nämlich die Brustkastenbewegung völlig abhängig von der Bewegung der Vordergliedmassen ist, die alle Freiheit aufhebt und keine feinere Nüancirung solcher Bewegungen, wie sie die artikulirten Töne verlangen, zur Geltung kommen lässt, so werden die feineren Ausathmungsarten, welche die Stimmbänder in fein abgestufte Schwingungen versetzen, hier selten oder gar nicht geübt, und die vielleicht bei einigen Affenarten und anderen Thieren aufkeimende Fähigkeit hierzu geht bei ihnen im Drange der Erlebnisse wieder verloren¹⁾. Diese aufrechte Körperhaltung ermöglicht den Gesang der Vögel, und es ist gewiss von höchstem Interesse, dass man beim Gibbon, also gerade bei demjenigen Affengeschlechte, welches den menschenähnlichen Affen der Vorzeit am nächsten steht, Arten findet, die mit dem aufrechten Gange eine solche Gewalt über die Kehlkopfmuskeln vereinen, dass sie die Tonleiter für das Ohr musikalischer Beobachter richtig singen können. *Hylobates agilis* ist das einzige Säugethier, von dem man sagen kann, dass es singe. Die Intervalle der von diesem anthropoiden Affen ausgestossenen sehr musikalischen Töne liegen um einen halben Ton auseinander und die von ihm auf- und abwärts gesungene Skala umfasst eine Oktave²⁾. Natürlich bildet jede Thierart, je nach ihrer verschiedenen Lebensweise und Gewohnheit von Ruhe und Bewegung auch verschiedene Ausathmungsgewohnheiten aus, die wieder in bestimmter Weise die Stimmbildung beeinflussen. Ferner mussten es jene Säugethiere am weitesten bringen, die ähnlich wie die Vögel die Vordergliedmassen durch Aufrechtgehen dem Drucke entzogen, der bei der vierbeinigen Stellung auf ihnen lastet.

Unter den Säugethieren war es aber allein der Mensch, der sich dauernd mit den Vordergliedmassen vom Erdboden erhob, ihm allein war es daher beschieden den Sieg der Entwicklung nach dieser Seite hin davon zu tragen und eine artikulierte Sprache auszubilden. Nur auf die oben angedeutete Weise konnte aus unartikulirten Lauten oder Schreien von Freude, Schmerz, Kummer, Vergnügen, Bedürfniss, wie sie auch das Thier kennt, die Sprache zuerst entstehen. Sie ist also durchaus keine Erfindung, sondern etwas ganz allmählig Gewordenes, ein Etwas, das einmal noch nicht vorhanden war. Wir sehen den Beweis dafür noch alltäglich in unseren Kindern, in denen die Psyche allmählig erwacht. Die Sprache ist nichts Angeborenes, wie das Weinen und Lachen, sondern ein durch Uebung zu erwerbendes Vermögen, zu

1) Siehe G. Jäger, *Nachtrag zu der Theorie über den Ursprung der Sprache*, (Aussand 1870. S. 364—365.) Vgl. dann auch das Kapitel über „die ursprüngliche Entwicklung der Sprache“ bei O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 150—205, wo Alles darauf Benützte ausführlich zusammengestellt ist.

2) Carus Sterne,, *Werden und Vergehen*. S. 490.

welcher der Mensch nichts als die Vorbedingungen auf die Welt bringt¹⁾. Alle höher organisirten Sprachen sind nach und nach aus einfachen Sprachorganismen im Verlaufe ungeheurer Zeiträume entstanden oder haben sich entwickelt. Haben doch seine Untersuchungen Brunnhofer zu dem Ergebnisse geführt: selbst die Sprache der Indogermanen war ursprünglich nur ein bald dumpf brummendes, bald kreischendes, bald brüllendes Ausstossen unartikulierter Laute, welches sich weder von dem Fledermausgeschwirre der Troglodyten Herodots noch von dem Trut- hahngekauter der heutigen Hottentotten viel unterschieden haben mag. Die Sprachen einfachsten Baues bildeten sich allmählig aus sogenannten Lautgeberden, wie sie auch das Thier besitzt, hervor und die Sprache selbst ist das Produkt eines allmählichen Werdens nach Lebensgesetzen, die wir in ihren wesentlichen Zügen aufzudecken im Stande sind.

Dies Werden geschah im Vereine und gleichzeitig mit der grösseren Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane²⁾. Parallel mit den theoretischen Anlagen des menschlichen Geistes hat die Sprache sich aus unscheinbaren Anfängen aus der Tiefe des Geistes entwickelt und bildet ein wesentliches Moment in der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst. Die Sprache ist dasjenige Element in der Entwicklung des menschlichen Geistes, mit dem erst das Bilden der Vorstellungen, also das eigentliche Denken beginnt. Nicht das Denken ist, wie mitunter gelehrt wird, die Grundlage alles Sprechens, oder hat die Sprache erschaffen, sondern umgekehrt, die Sprache hat erst dem Denken, der Vernunft ihren Ursprung gegeben. Der Begriff entsteht durch das Wort. Die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos³⁾. An der Hand der Sprache hat sich die menschliche Seele von der Thierseele losgelöst; erst mit der Sprache ist die völlige Trennung der Menschenseele von der Thierseele gegeben. Es ist zwar offenbar zu weit gegangen, wenn einige Sprachforscher behaupten, dass ohne Sprachvermögen ein Denken überhaupt unmöglich sei, aber es steht unerschütterlich fest, dass die Sprache in ihrer langsamen Entwicklung den Menschen erst zum Menschen gemacht hat. Allein die Sprache, wie sie körperliche Anlagen (Zunge

1) Dr. Hermann Brunnhofer, *Die Thierstimme in der Menschensprache der Urzeit*. (Ausland 1875. S. 614).

2) Vgl. über diese Frage: Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft*. Dann, desselben: *Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen*. Weimar 1865. 8.; ferner die wichtigen Arbeiten von Lazarus Geiger: *Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft*. Stuttgart 1868. 8^o. und: *Der Ursprung der Sprache*. Stuttgart 1870. 8^o.; endlich W. H. J. Bleek, *Ueber den Ursprung der Sprache*. Weimar 1868. 8^o. mit einem Referate darüber von Dr. Gustav Jäger im „Ausland“ 1869. S. 394—399. Jäger hatte schon früher über dieses Thema geschrieben im „Ausland“ 1867. S. 985—989 und S. 1118—1121. Obige Ansichten scheinen mir nicht entkräftet durch Whitney's gegen Schleicher polemisirendes Buch: *Oriental and linguistic studies*. Newyork 1873. Die trefflichste Publikation ist unzweifelhaft Prof. Dr. Friedrich Müller's *Grundriss der Sprachwissenschaft*. Sie steht auf dem Boden der Darwin'schen Entwicklungslehre.

3) L. Geiger, *Der Ursprung der Sprache*. Stuttgart 1869. 8^o. S. 141.

u. s. w.) voraussetzte, wirkte auch auf den Körper zurück, sie veranlasste im Gehirn das Wachsthum eines neuen Organes, welches den Affen und den sprachlosen Urmenschen noch fehlte. Die Untersuchungen der neuesten Zeit, namentlich die genialen Forschungen von Hitzig¹⁾ und Fritsch, haben bewiesen, dass die Gehirnwindungen der verschiedensten Säuger, der Affen und des Menschen in gewisser Beziehung gleichwerthig sind, dass von denselben Orten im Gehirn des Menschen, Affen oder Kaninchen die Bewegungen der Hände, Beine oder der Mundtheile hervorgerufen werden. Ein ähnliches Centralorgan (die Reil'sche Insel mit ihrer nächsten Umgebung) ist nun im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung im Menschenhirn für die Artikulation der Sprache herangebildet worden und dieses Organ fehlt auch den höchsten Thieren.

Ursprung der Religion.

So wie der thierische Schrei als Grundlage der Sprache ein Besitzthum war, das der Mensch mit den übrigen Dezi duaten theilte, wie ferner selbst das Wesen der angeborenen Handgeschicklichkeit nur eine anatomische Eigenthümlichkeit war, die der Mensch mit den ihm nahe verwandten Affenarten gemein hatte, so waren auch die frühesten Stufen und Grundlagen der tieferen Gefühle ursprünglich nur solche, welche die meisten Dezi duaten mit ihm theilten²⁾. Gleichwie sich im Thierleben die Spuren des ersten Staatswesens und seines Oberhauptes erkennen lassen, finden wir in demselben auch schon die Spuren von Religion und das religiöse Gefühlsleben im Menschen stand ursprünglich auf rein thierischer Stufe. An der Schwelle dieser Untersuchungen regt sich sogleich die lästige Frage, was wir unter Religion verstehen dürfen. Es lässt sich aber nur schwer aussprechen, welchen geistigen Schöpfungen wir den Rang von Religion zuerkennen sollen, während ganz sicherlich das Ziel der frommen Erregungen die Erkenntniss einer „sittlichen Weltordnung“ ist, für die freilich nicht die leiseste Spur eines Beweises, sehr viele aber des Gegentheiles aufgebracht werden können. Indess wird man den Glauben an geistige Wesen wohl als minimale Definition der Religion fordern dürfen³⁾. Spähen wir nach dem Entstehen der religiösen Regungen, so werden wir in der Familien- und Staatsgemeinschaft die ursprünglichste Grundlage hierfür zu erkennen haben. Kein dem Menschen etwa ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhabener scheinender Naturgewalten ist nachweisbar und eben so ist die Annahme

1) Dr. Eduard Hitzig, *Untersuchungen über das Gehirn. Abhandlungen physiologischen und pathologischen Inhaltes*. Berlin 1874. 8°.

2) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 259.

3) Darwin, *Abstammung des Menschen*. I. Bd. S. 55 und mit ihm fast wörtlich übereinstimmend Edw. B. Tylor, *Anfänge der Kultur*. I. Bd. S. 418.
v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 8. Aufl. I. 5

einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letzteren allein zugesprochenes Religionsgefühl unstatthaft. Das Problem der Entstehung der Religionen ist wiederholt Gegenstand mitunter sehr tief sinniger Betrachtungen gewesen. Im allgemeinen glaubt man kaum einer Einwendung mit dem Satze zu begegnen, dass die Religion eines der wesentlichsten Merkmale sei, welches den Menschen vom Thiere unterscheidet. Als einen der schlagendsten Beweise führt man von Alters her an, dass man von keinem Volke wisse, dem jedwede religiöse Begriffe fehlen ¹⁾. Gegen die Behauptungen von Reisenden, dass ein Volk keine Religion habe, muss sich in der That Jeder mit doppelter Vorsicht waffnen, und der grosse Streit, ob es ein Volk „ohne Religion“ gebe, muss als ein offener bezeichnet, noch wahrscheinlicher aber in verneinendem Sinne beantwortet werden ²⁾.

Wie dem auch sei, in der Familien- und Staatsgemeinschaft lässt sich der gemeinsame Ausgangspunkt der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen auffinden. Im Familienleben bildeten sich und wuchsen die Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhabenen scheinenden hohen Alter, dem Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. Auch der Begriff des Erhabenen, der die beiden Elemente von Furcht und Liebe in sich schliesst, war kein angeborener, sondern wurde erst ursprünglich erlernt und nach und nach erkannt und erfasst. Der Unerfahrenheit der Jüngeren trat die natürliche Erhabenheit des Alters, des Stammältesten oder auch des Oberhauptes der Gemeinschaft gegenüber; das Gefühl für das Erhabene erklärt die Verehrung und Anhänglichkeit der Menge für diese Führer, eine Verehrung, die sich in frühester Zeit zu einem förmlichen Kultus entwickelte. Dieser Kultus und die damit verbundene gewissermassen sklavische Hingebung an das Stammoberhaupt war aber nicht, wie viele Schriftsteller lehren, eine thatsächliche „Vergötterung“ des Herrschers, denn der Begriff Gottes und einer sich davon ableitenden Vergötterung war damals noch gar nicht gebildet. Es verhält sich mit der Religion also nicht anders wie mit der Intelligenz und der Kunst. Wie Handgeschick, Sprache, Intelligenz und Kunst von der niedrigsten thierischen Stufe

1) *En tot generibus nullum est animal praeter hominem quod habeat notitiam aliquam Dei, ipsique in hominibus nulla gens est, neque tam immanueta neque tam fera, quae non etiamis ignoret qualem Deum habere debeat, tamen habendum sciat.* (Joan. 8. 16.)

2) Peschel verneint die Frage nach völlig religionslosen Völkern in der Gegenwart ganz entschieden (*Völkerkunde* S. 273), doch haben sich gewichtige Stimmen auch für die gegentheilige Ansicht erhoben. Als Völker, welchen jeder wirkliche religiöse Begriff und Sinn völlig abgeht, nennt ein gewiegter Forscher, Dr. Moritz Wagner, verschiedene Stämme Südafrika's (nach Levaillant, siehe auch G. Fritsch, *Die Eingebornen Südafrika's, ethnographisch und anatomisch beschrieben*. Breslau 1873. 8°. S. 57), die Eekimo (nach Ross), Stämme im Amazonas-Gebiete (nach Spix und Martius, Wallace, Bates und Burmeister) die Indianer des Gran Chaco, die Jivaros-Stämme in der Provinzia Oriental von Ecuador, die Wilden des Feuerlandes, die Bewohner der Salomons-Inseln, einzelne Horden Australiens, selbst einige schwarze Völkerschaften Süd-Asiens und die Bari-Neger (nach Knobelecher). (*Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre*. „Beil. zur Allg. Ztg.“ 1873. Nr. 92.)

aus wachsen mussten, so auch die Religion. Dem mit der Zauberei auf das innigste verknüpften, ohne das Zauberthum und Zauberesen unerklärlichen Fetischismus, der tiefsten Religionsstufe der Gegenwart, ging eine noch niedrigere, religiöse Weltanschauung voraus, in welcher der Beherrscher und Beschützer der Gemeinde den ersten Ansatzpunkt zur Grundlage einer Reihe von religiösen Handlungen bildet, welche wir in Nachklängen bei heutigen Naturvölkern noch wiederfinden. Diese Weltanschauung charakterisirte sich durch den Mangel bestimmter Begriffsbildungen, worunter wir hauptsächlich eine klare Todesvorstellung vermissen. Diese hängt mit der Auffassung des Seelenbegriffes innig zusammen, welcher gleichfalls erst in einer späteren Epoche ausgebildet wurde.

Die ersten Erscheinungen dieser primitiven Religion sind die Leichenverehrung und der Thierkultus. Mit der ersteren stehen in direktem Zusammenhange die Leichenkonservirung (durch Einbalsamirung) und der Gräberbau, von welch' beiden das alte Aegypten die grossartigsten Beispiele hinterlassen hat. Hierher gehören wahrscheinlich auch die räthselhaften Dolmen und verwandte Bauten, welche aus der vormetallischen Epoche stammend, über einen grossen Theil der Erde verbreitet sind und in den meisten Fällen Grabstellen gewesen zu sein scheinen. Wie sich nun dem Grab- und Leichenkult folgerichtig der aus der dem Stammesoberhaupte dargebrachten Liebesgabe entsprossene, spätere Opferkult anschloss, so konnte der erstere ohne irgend einen Thierkultus nicht gedacht werden. Wo sich bössartige Raubthiere als Verfolger der Menschen bekunden, da werden sie auch überall in eigenthümlich menschlicher Weise verehrt, nicht nur gefürchtet und verabscheut. Die heute noch vielfach verbreitete Vorstellung, dass mit dem Fleische und Gebeine auch die Kräfte des Lebenden in den Körper des verschlingenden Raubthieres übergehen, gab Veranlassung zu der Verehrung bestimmter Thiere, dann aber zur Nachahmung der thierischen Handlungsweise, indem auch der Mensch durch die Aufnahme des Fleisches getödteter Genossen oder gefallener Feinde als Nahrung seine individuellen Kräfte zu verbessern meinte. So entstand die weitverbreitete Anthropophagie, der Kannibalismus der Urzeit als Ergebniss derselben Ideenverbindung jener Weltanschauung, welche Leichen- und Thierkultus entstehen liess¹⁾. Dass auch bei den Urbewohnern

1) Diese Erklärung der Menschenfresserei dünkt manchen ungenügend. Nach Henne am Rhyn (*Deutsche Warte*. VIII. Bd. S. 23) trieb dazu gewiss zu allererst Hunger, erst später der Aberglaube, aber auch die Rachsucht, das Strafrecht und endlich die raffinierte Wohlschmackerei. Bezüglich des ersten der genannten Motive sagt nun eine Autorität vom Range Peschel's: „Noch immer, so oft sie auch widerlegt worden ist, wird die Ansicht wiederholt, dass Mangel an thierischer Nahrung die Menschen zum Genuss ihres eigenen Fleisches verleitet haben möge. Aus Herrn v. Martius' Werke wird man aber einsehen, dass wenigstens den Jägerstämmen Brasiliens es an Fleisch zur erforderlichen Ergänzung der Pflanzennahrung nie gefehlt habe, also diese angeblich physiologische Entschuldigung der Anthropophagie dort nicht Stich hält.“ (*Ausland* 1867. S. 867.) Das Verzeichniss der in der Gegenwart dem Kannibalismus huldigenden Völker siehe bei Peschel, *Völkerrunde*. S. 165–168. Am ausführlichsten handelt darüber Dr. Richard Andree, *Die Verbreitung der Anthropophagie*. Leipzig 1874. 8°. (Aus den *Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig* 1873).

Europa's der Kannibalismus, woran sich in einer späteren Zeit die Sitte der Menschenopfer knüpfen sollte¹⁾, in vollster Blüthe stand, ist nicht unwahrscheinlich gemacht worden²⁾. Es war dies freilich zu einer Epoche, die unberechenbar weit hinter uns liegt, wahrscheinlich bald nach der Zeit der Sprachbildung und noch vor der Erfindung des Feuerzündens. So seltsam es übrigens klingen mag, anthropophage Völker nehmen, wie die Gegenwart noch zu beobachten gestattet, nicht immer, aber doch in den meisten Fällen eine höhere Stufe ein als ihre Nachbarn³⁾. Die Wahrheit ist also, dass Völker, die sich dem Genuße von Menschenfleisch hingeben, durchaus nicht an geistiger Entwicklung gehindert werden, und ebenso gewiss ist, dass jedes anthropophage Volk tapfer und seinen Nachbarn kriegerisch überlegen erscheint⁴⁾. Der Kannibalismus der Ureuropäer zieht daher für letztere keineswegs eine ungünstige Auslegung nach sich.

Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen.

Wir sind gezwungen, die Kunst Feuer zu entzünden, für den ersten erheblichen Schritt in der Entwicklung der Kultur zu halten; diese Kunst reicht zweifelsohne in sehr hohes Alter zurück, denn es scheint, dass der Mensch, als er sich über Europa verbreitete, dieselbe schon mitbrachte. Das Feuer ist gegenwärtig der wichtigste Helfer selbst der rohesten Völker, und die völlig irrige Behauptung, es gebe Menschenstämme ohne Feuer, ist gründlich widerlegt. So gross ist die Bedeutsamkeit dieser Kunst, dass man kaum absieht, wie ohne sie der Mensch hätte thierischen Zuständen entwachsen können. Es ward, so dünkt mir, mit Erfolg gezeigt, wie auch der Gebrauch des Feuers weder eine durch Zufall veranlasste noch absichtlich herbeigeführte

1) Peschel a. a. O. S. 168 macht übrigens mit Recht aufmerksam, dass ihr örtliches Vorkommen durchaus nicht eine Anthropophagie in der Vorzeit andeute und nicht überall, wo Menschenopfer üblich, auch Anthropophagie im Gebrauche war oder sei.

2) Ueber diese Frage debattirte seinerzeit sehr eifrig der in Paris tagende urgeschichtliche Kongress und jener zu Kopenhagen 1869.

3) „So waren die begabtesten Bewohner Westindiens zur Zeit der Entdeckung die Kariben, aus deren verstümmelten Namen die Bezeichnung Kannibalen entstanden ist Die alten Mexikaner waren ebenfalls nicht frei vom Flecken der Anthropophagie; ferner hatte sich unter den begabtesten der polynesischen Stämme, bei den Maori Neuseelands, die empfindende Gewohnheit, die Leichen der Feinde zu verschmausen am längsten erhalten; die Viti-Insulaner, denen man geistige Fähigkeiten gewiss nicht absprechen darf, hatten den Menschenfrass zu einer Art Kultus ausgebildet. Im Äquatorialen Afrika sind die von Du Chaillu geschilderten Fan-Neger der kräftigste und begabteste Stamm der Westküste, gerade so wie unter den nackten Negern der oberen Nilzufüsse die bekleideten Niam-Niam von Petherik als ein hochgestiegener Menschenstamm beschrieben werden, und doch sind die Fan und die Niam-Niam dem Kannibalismus ergeben. Und wie hoch stehen nicht die Batta im Vergleich zu den andern eingebornen Stämmen Sumatra's!“ (Peschel im *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 867.)

4) Peschel, *Völkerkunde*. S. 166 und 167.

Entdeckung sei, sondern in konsequenter Folge des bisherigen Kultur-
ganges nothwendigerweise erfunden werden musste. Während
der Steinzeit waren nämlich die Kunsttriebe gewachsen, wie sich aus
den gemachten Funden ergibt, und hatte der Mensch sich bestimmte
Hantierungen angeeignet, gewisse Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben
von Holz- und Steinstücken durch Gewohnheit erworben, worin die
äusseren Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens zu suchen
sind. Denn es scheint begründet, dass das erste von Menschenhänden
erzeugte Feuer lediglich durch Reibung hervorgerufen ward, und weder
die Erdölquellen und Vulkane zu dieser Entdeckung Veranlassung
gaben, noch etwa Waldbrände dem Urmenschen den Vorgang zur Feuer-
zündung in die Hände spielten¹⁾. Eben so wahrscheinlich klingt die
Annahme, dass diese wichtige Erfindung von den mit der Herstellung
der Steingeräthe beschäftigten und dadurch im Besitze der erforderlichen
technischen Fertigkeit befindlichen Arbeitern ausgegangen sei, und diese
Arbeiter konnten nichts anderes sein als die Sklaven der Urzeit²⁾.
Denn die Sklaverei ist so alt wie das Menscenthum, auf die natürliche
Ungleichheit der physischen Kräfte ursprünglich gegründet, in welcher
auch die Inferiorität des weiblichen Geschlechtes ihre Ursache hat. Die
physische Macht war die erste Aristokratie, d. h. die Macht hat stets
geherrscht; da es in der Urzeit eine andere als die physische Macht
nicht gab, so knüpfte auch an diese sich die Herrschaft. Beispiele, die
sich noch in der Gegenwart an Naturvölkern studiren lassen, machen
es mehr denn wahrscheinlich, dass auch in der Urzeit nebst den
Weibern es vorzugsweise die Lahmen und Krüppel waren, auf deren
Sklavenschultern alle schwere Arbeit lag. Von Natur aus arbeitet
der Mensch eben so wenig als das Thier, die Arbeit erscheint ihm
eine Last, von der Nothwendigkeit ihm aufgezungen, deren er sich
wo thunlich zu entledigen trachtet. Der Starke wälzt sie auf den
Schwachen eben kraft des Rechts des Stärkeren, welches herrscht und
herrschen wird, herrschen muss in der organischen wie in der anor-
ganischen Natur. Ist doch das Gesetz der Attraktion, das den Weltbau
zusammenhält, nichts anderes als das Recht des Stärkeren übersetzt
in's anorganische Reich! Das Recht des Stärkeren ist ein
Naturgesetz.

An den Umstand, dass von dem Arbeiterthum der Urzeit das
Feuer erfunden worden und überhaupt an diese merkwürdige Erfindung
selbst knüpft sich eine Hypothese, die ohne Zwang eine Reihe ur-
geschichtlicher sozialen Erscheinungen zu erklären geeignet ist. Dar-
nach hätte die Feuererfindung zunächst zweierlei zur Folge gehabt. In
erster Linie gab sie Anstoss zu einer übersinnlichen geheimnissvollen
Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte, in zweiter Reihe
mussten, da nicht Alle die zur Feuerzündung erforderliche Geschick-
lichkeit besaßen, sich jene, welche dem Holze die sprühende Flamme

1) Ausführliches darüber siehe bei: Clémence Roger. *Le feu chez les peup-
lades primitives.* (*Revue d'anthropologie*, 1876. S. 664—690).

2) Caspari. A. a. O. II. Bd. S. 24.

zu entlocken verstanden, mit einem gewissen Nimbus umkleiden, der um so höher stieg, als diese die nützliche, wohlthätige Erfindung für sich auszubeuten wussten. Während einerseits nun die naive, rein sinnliche Beziehungsweise von Ursache und Wirkung einer höheren Betrachtung wich und der urmenschlichen Phantasie z. B. die emporzügelnde Flamme als Schlange erschien, galt das Hervorrufen dieses nach urmenschlicher Anschauung im Holze verborgenen Feuers für eine unerklärliche That höherer Kräfte, welche den Feuerentzündern innewohnten. Diese geheimnissvolle That war Magie, Zauberei, die Feuerentzündler Zauberer. Mit Einem Rucke waren dadurch die urgeschichtlichen Sklaven in den Besitz der Herrschaft gelangt, denn ihre Kunst war in den Augen ihrer Mitmenschen eine stärkere Macht als die physische Kraft, welche an und für sich gleichen Zauber nicht zu vollbringen vermochte. Diese Feuerschamanen der Urzeit waren also die ersten Götter und Priester zugleich in einer Person¹⁾. Was ihre Macht, ihr Uebergewicht von jener unberechenbaren Vergangenheit bis auf heutige Tage begründet hat, war, dass sie mehr wussten oder verrichten konnten, als die grosse Menge; ihre Ueberlegenheit ist also eine geistige, ja sie wurden geradezu die Träger des höchsten menschlichen Wissens. So kann es nicht wundern, wenn die bisher dem Stammältesten bezeugten Huldigungen auf die rasch mächtig werdenden Magier und Zauberer sich übertrugen, man sie als ehrfurchteinflössende erhabene Wesen betrachtete und ihnen Opfer darbrachte.

So wie also die Anfänge des Priesterthumes sich auf die Feuererfindung zurückführen lassen, so datirt von jener Epoche das Erscheinen des Fetischismus²⁾. War die magische Flamme eine Schlange, — der Schlangenkultus³⁾ gehört zu den verbreitetsten Geistesphänomenen auf Erden⁴⁾ — so entwickelte sich auch gar bald die fetischistische Erhabenheit von Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein, ja man begann die leuchtenden Gestirne selbst in Zusammenhang damit zu bringen. Es war der Ursprung des Sabäismus, des Sterndienstes. Das Licht hatte zugleich den Farbensinn der Völker geschärft und mit der Lichtfarbe vergesellschaftete Zaubersfarben geschaffen, die zur Erweiterung

1) Noch in der Gegenwart bedeutet *Nyaka*, der Titel der Zauberdoktoren der Bechuana, keinen Priester, sondern einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen. (Fritsch, *Die Eingebornen Südafrika's*. S. 167—168.)

2) Fritz Schulze, *Der Fetischismus, ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte*. Leipzig 1871. 8°. Vgl. auch den trefflichen Abschnitt: Schamanismus in Peschel's *Völkerkunde*. S. 274—283.

3) Ueber den Ursprung des Schlangenkultus vergl. die Ausführungen C. Stani-land Wake's in der *British association for the advancement of Science* zu Brighton 1872. (Siehe *Nature*. VI. Bd. S. 885.)

4) *Die Schlangenernährung bei verschiedenen Völkern*. (Globus. VIII. Bd. S. 246 bis 250.) Die Verbreitung des Schlangenkult in Amerika behandelt E. Geo. Squier in seinem *Serpent Symbol and the worship of the reciprocal principles of Nature*, Newyork 1854.

des Thierkultus beitrugen. Endlich brachte die Feuerzeit eine völlig neue Begriffsbildung hervor. Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod waren stets schwer erklärliche Erscheinungen gewesen, welche das kindliche Nachdenken der Urperiode in Anspruch nahmen. Die Begriffe der Seele und des Geistes bestanden zu jener Zeit noch eben so wenig als die Gottesidee. Während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus entwickelten sich zuerst die beiden ersteren, später die letztere. Mit dem Feuer verknüpfte sich naturgemäss die Vorstellung der Wärme und der warme Menschenathem leitete demnach von selbst zur Annahme eines innerlichen glimmenden Feuers, welches den Seelenbegriff bildete. Die Seele erscheint nun als rauchender Athemdampf, die Zeugung als Feuerreibung; gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewusstsein und gab, da eine magische, geheimnissvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag, Veranlassung zu jenem in frühester Zeit weit verbreiteten Phallusdienst, dem wir bei vielen Völkern des Alterthums begegnen.

Auch die Sitte der Leichenverbrennung, der Ahnenkultus¹⁾ und die Menschenopfer stehen damit in Verbindung. Rasch und innig verschmolz mit dem Feuer- und Zauberkult der Gestirndienst; es erscheint dabei nicht auffällig, wenn man dazu überging, der strahlenden Sonne das flammende Opferfeuer darzubringen und freiwillig gaben sich anfangs Menschen den erhabenen heiligen Wesen hin, um bei ihnen als lichte Seelen Aufnahme zu finden. In weiterer logischer Folge ward die Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper, die Heilung dagegen als Reinigung aufgefasst. Diese Reinigung suchte man aber zunächst durch die Feuerschamanen zu erhalten, die somit auch als die ersten Heilkünstler auftraten. Noch in der Gegenwart mahnt der Medizinnmann der Indianer an die ärztliche Thätigkeit des Priesters, der selbst im christlichen, gesitteten Europa noch in vielen Fällen auch ein leiblicher Helfer des Kranken zu sein hat.

Der an den Feuerkult sich eng anschliessende Sonnendienst sollte eine weitere Entwicklungsphase der Urgeschichte bezeichnen, indem er zur Anbetung von Erscheinungen hinüberführte, die nicht mehr wahrgenommen, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden können. Dieses Fortrücken des Kausalitätsdranges bezeichnet einen grossen und erfreulichen Entwicklungsabschnitt bei jedem Volke, das ihn erreichte²⁾. Die flammenden Sterne am nächtlichen Himmel dachte man sich durch ähnliche, nur noch grössere als die irdischen Magier entzündet; als aber mit der Zeit die Macht der menschlichen Zauberer auf ein gewisses

1) Das Verzeichniss der Völker, bei welchen Ahnenkultus (Manenverehrung) herrscht siehe bei Tylor, *Anfänge der Kultur*. II. Bd. S. 118—119.

2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 265.

Mass herabsank, je mehr man erkannte, dass die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten, tauchten hinter jenen am Himmel unfehlbaren Erscheinungen Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Macht zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher immer mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen waren die Götter. Das Wesen der Autorität, das im Menschenthume seine natürlichen Stützen und Träger hat, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch diese neu entstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Jetzt also erst war der Gottesbegriff entstanden und die genauere Trennung von Göttern und Priestern vor sich gegangen; aus dem Schamanen- und Zaubernthume, welches für sich selbst als Urheber der wunderbaren Erscheinungen die Verehrung der Menge in Anspruch nahm, trat das eigentliche Priesterthum, welches nur mehr vorgab, der Diener jener übernatürlichen Göttermächte zu sein. Mit dem Sinken des Schamanenthums stieg naturgemäss wieder die Macht der Stammesoberhäupter, und auf diese Epoche gehen die ersten Keime jener sozialen Kämpfe zurück, welche schon in der Urzeit zwischen Priester- und weltlichen Fürsten stattfanden, die Völker spalteten und oft zur Auswanderung zwangen, und bei den begabtesten Nationen Ueberlieferungen und Sagenklänge bis heute hinterlassen haben.

Wohnt der hier vorgetragenen Hypothese nicht in allen Theilen nachweislich historische Wahrheit inne, so lässt sie doch zur natürlichen Erklärung der kulturgeschichtlichen Phänomene an Wahrscheinlichkeit kaum irgend etwas zu wünschen übrig. Wir verfolgen aus thierischen Anfängen den Ursprung der Religion, welche wächst mit den zunehmenden Kulturfortschritten.

Der Unsterblichkeitsglaube und die Todtenbestattung.

Mit den religiösen Regungen in innigstem Zusammenhange steht der Unsterblichkeitsglaube, der wiederum in den bei der Todtenbestattung üblichen Gebräuchen seinen lebhaftesten Ausdruck findet. Nothwendig ist es daher, über die letzteren eine kurze Ueberschau zu halten, doch müssen wir zuvor dem Ursprunge der Unsterblichkeitsidee einige Worte widmen. Jedermann sieht ein, dass ein solcher Gedanke erst nach der Bildung des Seelenbegriffes entstehen konnte. Zur Zeit als der Begriff der „Seele“ noch nicht entwickelt war, gab es natürlich auch keinen Glauben an eine Unsterblichkeit. Im vorübergehenden Abschnitte haben wir erfahren, wie der Urmensch sehr allmählig die Vorstellung einer „Seele“ in Folge der Erfindung des Feuerzündens gewann; erst jetzt konnte der neue Irrthum einer unsterblichen Seele Wurzel fassen, denn gleichwie Schuld Schuld gebiert, so spriest ein Irrthum aus dem anderen hervor.

Auch in dieser Frage sind die Zeugnisse der Ethnologie am werth-

vollsten. Man hat freilich dieselben mit der Behauptung zu entkräften versucht, dass Naturvölker, deren religiöse Gefühle auf dem Nullpunkte stehen, von einer früheren Vollkommenheit in solchen Zustand der Barbarei herabgesunken seien. Diese Lehre beruht aber auf nicht einem haltbaren und erweislichen Fundamente. Wohl kennen wir Beispiele des Verfalls in der Geschichte, die Ursachen der Erscheinung sind aber stets unserer Untersuchung zugänglich und lassen uns darin eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Aufwärtstrebens erblicken. Die Annahme einer ursprünglichen Vollkommenheit ist eine absolut willkürliche, sowohl der gesunden Vernunft als der alltäglichen Beobachtung widersprechende; eben so wenig gab es von Anfang an einen der gesamten Menschheit gemeinsamen Unsterblichkeitsglauben, von dem etwa nur einige gesunkene Völker gelassen hätten. Es ist wahr, dass diese glückliche Ausgeburth der Phantasie, dieser wohlthätige Irrthum, welchen wir „Unsterblichkeit der Seele“ nennen, zu den am weitesten verbreiteten Geistesphänomenen gehört; dennoch ist er nicht allgemein und besitzen wir glücklicherweise einige Beispiele von Längnung der Unsterblichkeit bei Naturvölkern, an welchen selbst die spitzfindigsten Argumentationen nicht zu deuten vermögen. Hierher gehört das geradezu köstliche Gespräch zwischen Sir Samuel White Baker und dem Afrikaner Commoro, einem Häuptlinge der Latuka östlich vom weissen Nil, welchen der englische Reisende vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung einer Fortdauer nach dem Tode nöthigen wollte¹⁾. Ist man bisher nur bei Negern auf eine Längnung der Unsterblichkeit gestossen, so haben wir doch gar keinen Beweis dafür, dass die Negervölker jemals eine höhere Kulturstufe besessen, von der sie hätten herabsinken können. Ein solcher Beweis müsste aber absolut erbracht werden, ehe man den Unsterblichkeitsglauben als Gemeingut der ganzen Menschheit betrachten dürfte. Nicht der menschliche Geist im allgemeinen, sondern bloss der Geist einer allerdings grossen Reihe von Völkern trägt die Idee der Ewigkeit überhaupt und speziell die Idee seiner Unsterblichkeit in sich, kann daher also nimmer als ein Beweis für die Unsterblichkeit angerufen werden.

Ich habe die Unsterblichkeitsidee eine glückliche Ausgeburth der Phantasie genannt, denn kein naturwissenschaftlich Geschulter wird heute wohl mehr denken, dass es eine Unsterblichkeit von Etwas geben könne, das im landläufigen Sinne genommen überhaupt nicht existirt. Wir definirten die Seele als das Resultat der Integrirung aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte, und es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu erkennen, dass das Resultat der Integrirung mit dem Hinwegfallen der wirkenden Kräfte aufhören muss. Wollte aber Jemand sagen, die Einstellung im Wirken der im Organismus vorhan-

1) Siehe dasselbe bei Samuel White Baker, *The Albert Nyansa, great basin of the Nile, and Explorations of the Nile Sources*. London 1866. 8°. I. Bd. S. 247 bis 250. Deutsche Leser finden eine getreue Uebersetzung desselben in Herm. von Barth, *Ostafrika vom Limpopo zum Somalilande*. Leipzig 1875. 8°. S. 432—435.

denen Kräfte bedeute nicht das Aufhören dieser Kräfte selbst, so steht ihm dies immerhin frei, es wird ihm aber nicht gelingen den Unbefangenen davon zu überzeugen, dass diese Kräfte nicht die Umsetzung erfahren, welche der Eintritt des Todes und der darauf folgende Verwesungsprozess in mass- und wägbare Weise bewirkt. Wohin die den menschlichen Körper bildenden Substanzen (denen auch die Kräfte innewohnen) nach dem Tode gelangen, darauf ertheilt die Chemie genügende Auskunft, um zu wissen, dass von einem Resultate der Integrierung dieser Kräfte, welches wir Seele nennen könnten, weiter keine Rede ist. Weitbrecht weist freilich darauf hin, dass es rein unbegreiflich wäre, wie unserem eng begrenzten Gehirn und Nervensystem Fähigkeit und Veranlassung zur Bildung der über alles Sichtbare hinausgehenden Ideen vom Unendlichen und Ewigen werden sollte. Allein abgesehen davon, dass diese Fähigkeit nicht allen Menschen zukommt, könnte man es mit dem nämlichen Rechte unbegreiflich finden, dass unser eng begrenztes Gehirn irgend eine andere Wahnvorstellung erzeuge. Keine Philosophie der Welt vermag daher für die Unsterblichkeit auch nur den leisesten Schein eines Beweises vorzubringen, und wenn auch das Gegentheil sich nicht streng beweisen lässt, so springt dessen Wahrscheinlichkeit, die sich überdies mit allen sonstigen Erscheinungen in der organischen Natur allein im Einklange befindet, doch sofort in's Auge. Stehen wir also nicht an, die Unsterblichkeit der Seele für einen offenbaren Irrthum zu erkennen, so muss doch der Kulturhistoriker sofort hinzufügen, dass dieser Irrthum ein überaus wohlthätiger, zivilisatorischer gewesen und noch ist. Je höher die Gesittung, desto fester hängen die Völker an diesem Gedanken, desto mehr hegen und pflegen sie ihn, desto mehr vertiefen sie sich in denselben und bilden sie ihn aus. Die Unsterblichkeitsidee ist also gleichwie die Religion und das Ideale überhaupt ein wahrer Kulturmesser.

Traumerscheinungen sind es wohl immer gewesen, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen. Mag aber auch diese Erklärung nicht ausreichend befunden werden, so ist es doch immerhin ein Erklärungsversuch, während die Gegner der Entwicklungslehre selbst einen solchen schuldig bleiben. Weder das Bewusstsein vom „Ich“ noch den Begriff einer vergeltenden Gerechtigkeit jenseits des Grabes, welche beide als Einwände gegen den Erklärungsversuch der Transmutationstheorie in's Treffen geführt werden, vermögen die Gegner selbst genetisch zu erklären. Wir thun demnach wohl am besten an den vorläufigen Erklärungen festzuhalten, so lange bessere nicht gefunden sind.

Das geheimnissvolle Dunkel, welches den Tod umgibt, erstreckt sich bis zu gewissem Grade auch auf den vorhergehenden Auflösungsprozess, insofern dieser nämlich nicht durch offenkundige äussere Veranlassungen hervorgerufen worden ist. Das Natürliche wird eben auf natürliche Weise behandelt. Anders mussten innere verborgene Ursachen dem Vorstellungsvermögen ungebildeter Völker erscheinen: allenthalben begegnet man daher der ursprünglichen Auffassung, dass Krank-

heiten durch die Berührung mit etwas Uebernatürlichem entstehen; es heisst, der Kranke sei „besessen“¹⁾).

Der Geist, der den Sterblichen in Besitz genommen, kann ein an und für sich guter sein, der bloss durch das Leiden den Menschen für begangenes Unrecht zu strafen beabsichtigt; weit häufiger jedoch ist es ein böser, dem Menschen feindselig gesinnter, den man für die Ursache des Uebels hält, und dem man daher auf alle mögliche Weise entgegen treten muss. Die Behandlung eines solchen Kranken ist also auf die Vertreibung des bösen Geistes bedacht, und unter einer Voraussetzung begreift es sich, dass man den verstorbenen Dulder keineswegs für todt hält, wenn er selbst im Grabe liegt, — unter jener nämlich, dass man sich für überzeugt hält, der Verstorbene habe es besser als der in Plage und Schmerz Lebende.

Die Anschauung, dass Krankheiten durch einen ausserhalb des Menschen stehenden Geist verursacht werden, muss als eine rein menschliche bezeichnet werden; erst die Wissenschaft zeigte uns das eigentliche Wesen und die richtige Behandlung derselben. Selbst die gebildetsten Nationen der Erde suchten für die Krankheiten des Leibes gewisse mystische Ursachen. War es nun eine gewisse, unbestimmbare Furcht, mit der man die Krankheit und den damit Behafteten betrachtete, so streckte sich diese zuweilen sogar auf den Todten (und dessen Besitzthümer) aus, und die Scheu vor dem Tode gab zu den seltsamsten Gebräuchen Anlass. Sogar bei Völkern, die eine Geschichte besitzen, findet man die Vorstellung von der Unreinheit des Todes; die mosaischen Gesetzbücher sowie die Magier der Meder und Perser sprechen deutlich vom Abscheu vor dem Tode. So beruht denn die häufig lieblose Behandlung, welche bei verschiedenen Völkern dem Sterbenden und Todten zu Theil wird, zunächst auf der Auffassung des Lebens von Seite des betreffenden Volkes.

Dem gegenüber verschaffen sich aber auch wieder solche Gefühle Geltung, welche wir als „menschliche“ bezeichnen. Man versammelt sich um das Lager des Sterbenden, man gibt dort und am Grabe seinem Schmerze Ausdruck, man wendet Alles auf, um das Begräbniss feierlich und grossartig zu gestalten. Die Klageweiber, von denen die Propheten in Israel erzählen, sind hier zu erwähnen. Indess offenbart sich die Sorge um den Dahingeschiedenen nicht blos in Klagen; ganz besonders äussert sie sich in der Behandlung seiner Leiche. Bei historischen Völkern wissen wir, dass der Verstorbene sogar einen unanfechtbaren Anspruch auf gewisse Liebesbeweise hatte, sowie ein feierliches Begräbniss für eine heilige Verpflichtung der Hinterbliebenen gegenüber dem Dahingeschiedenen galt.

Der erste Liebesdienst, den man der entseelten Hülle erwies, bestand im Zudrücken der Augen und im Schliessen des Mundes; sodann wusch man die Leiche, salbte sie mit wohlriechenden Oelen,

1) Das Nachstehende lehnt sich an an Dr. Hans Hildebrand, *Folkens tro om sin döda*. Stockholm 1874. 8°.

hüllte sie in Leinen oder in kostbare Gewänder, und legte sie schliesslich auf ein Paradebett im Vorsaal des Hauses.

Sobald die irdischen Ueberreste des Verstorbenen der letzten Ruhestätte anvertraut waren, pflegte man das sogenannte „Totdenmahl“ oder den Leichenschmauss zu feiern ¹⁾; dass dieser Brauch ein in den menschlichen Gefühlen begründeter, können uns zum Theile die Sitten der Naturvölker lehren. Es war eben der letzte Umgang, den man mit dem Verstorbenen pflog. In den ältesten Gräbern findet man daher Ueberreste von gehaltenen Mahlzeiten.

Auch bei den Naturvölkern gibt sich zuweilen eine grosse Besorgniss für die Dahingegangenen kund, und namentlich äussert sich deutlich in ihren Gebräuchen der Wunsch, die Ueberreste des Verstorbenen so nahe wie möglich bei sich zu behalten; wo dies nicht angeht, begnügt man sich mit der Aufbewahrung der wichtigsten Theile, etwa des Kopfes, und einzelne Karibestämme nehmen sogar die pulverisirten Gebeine ihrer Angehörigen in den Trunk gemischt, zu sich. Letztere Sitte bekundet offenbar zugleich eine gewisse Unfähigkeit, sich das Fortleben des Menschen, sei es im Reiche der Todten, sei es im Grabe, zu denken.

Treten wir nun der Vorstellung von dem Zustande der Todten näher, so begegnen wir zunächst der Frage: unter welcher Gestalt wird die Auflösung des menschlichen Wesens am einfachsten aufgefasst? Vor Kurzem noch war der Leib lebendig und bewegte sich; jetzt ist er todt und keiner freiwilligen Bewegung fähig. Etwas muss verschwunden sein, die „Seele“ hat ihn verlassen und eine Reise angetreten, den Körper seinem Schicksale überlassend.

Die Vorstellungen der Völker über die Seelenwanderung sind überaus mannigfaltig; nach den Einen geht die Seele des Verstorbenen in ein anderes, menschliches oder auch thierisches Wesen über und lebt in demselben fort; tiefer steht jene Vorstellung, wonach dieselbe in Pflanzen oder Bäumen ihren Aufenthalt nimmt und folglich nur mehr ein vegetirendes Dasein führt. Einer anderen Auffassung zufolge unternahm die Seele eine Wanderung nach entfernten Gegenden; und nachdem in vielen Fällen die Leiche in die Erde versenkt wurde, lag die Vorstellung nahe, dass die Reise der Seele in derselben Richtung stattfinde. In der Auffassung des Seelenlebens nach dem Tode findet man indess bei den verschiedenen Völkern die schärfsten Gegensätze ²⁾, was sich wohl daraus erklärt, dass die Begriffe von gut und schlecht keine feststehenden sind und folglich mit ihnen auch die natürlichen Vorstellungen von der Wiedervergeltung in der anderen Welt wechseln.

Aber nicht bloss in der Unterwelt suchte man eine Wohnstätte

1) Vgl. hierüber das achte Kapitel in A. de Gubernatis, *Storia popolare degli usi funebri Indo-Europei*. Milano 1878.

2) Eine recht brauchbare Zusammenstellung der darüber herrschenden Ansichten gibt Otto Henne Am-Rhyn. *Das Jenseits*. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig 1881. 8^o.

für die abgeschiedenen Seelen; auch nach dem blauen Himmel wagte man die Blicke zu erheben. Noch besitzen wir in unserer Sprache den bildlichen Ausdruck „Himmelsgewölbe“, für Kinder und Naturvölker ist dies jedoch kein blosses Bild. Als eine Nebenform dieser Auffassung ist jene zu bezeichnen, die den Aufenthaltsort der Seelen in die Sonne und den Mond verlegt.

In Zeiten aber, wo das geographische Wissen noch in der Kindheit lag, brauchte man nicht unumgänglich die Wohnstätte der Seelen ober oder unter der Erde zu suchen; man konnte sie ebenso gut auf der Erde selbst und zwar in weitabgelegenen, schwer zugänglichen Gegenden finden. Dies that man denn auch und namentlich scheint der Gedanke einer weiten Seereise viel Anziehendes für die Volkphantasie gehabt zu haben. Mit letzterer Vorstellung hängt auch die Gestalt gewisser Gräber und Grabhügel zusammen, welche eine unverkennbare Schiffsform zeigen. Manche Völker bestatten noch heutzutage ihre Todten in Kähnen; als dann die Sitte abkam, bewahrte man die Erinnerung an den alten Brauch dadurch, dass man im Innern der Gräber ein Kanoe aufhing und schliesslich bloss die Schiffsform für die Grabhügel beibehielt. Wahrscheinlich sogar sind die Nietnagel, die man so häufig in Gräbern aus dem Eisenzeitalter findet, als symbolische Merkmale des alten „Todtenschiffes“ anzusehen.

Die Reise, welche der Todte zurückzulegen hatte, war nicht selten mit Fährlichkeiten der verschiedensten Art verbunden, wesshalb es sich empfahl, dieselbe in grösserer Gesellschaft zu unternehmen. So sehen wir, dass man zuerst des Verstorbenen Weiber, dann dessen Diener oder Sklaven umbrachte. In der Werthschätzung des Lebens unterscheiden sich die Naturvölker von uns und zwar wird dieser Unterschied um so merklicher, je tiefer jene noch stehen. Letztere glauben, übrigens ganz logisch, auch an die Thierseele und betrachten diese nur in gewisser Beziehung als von der des Menschen verschieden, wesshalb wohl auch Thiere dem Verstorbenen als Reisegefährten beigesellt werden.

Als letzten, aber greifbarsten Beweises von der Fürsorglichkeit unserer Vorfahren für ihre Todten sei endlich der Grabmäler und Ruhestätten gedacht, welche sie den irdischen Ueberresten ihrer Verstorbenen bereiteten. Wie gebildet auch ein Volk sein mochte, dauernd vermochte keines den Gedanken festzuhalten, dass die flüchtige Seele eigentlich das Bleibende am Menschen, der greifbare Körper hingegen das Vergängliche sei. Vielmehr war man stets geneigt, dem todten Körper eine gewisse Menschlichkeit zuzuerkennen. Ihren allgemeinsten Ausdruck fand diese Vorstellung in dem Umstande, dass man dem Todten einen seiner zu Lebzeiten bewohnten Behausung ähnlichen Bau zur bleibenden Ruhestätte anwies, und gewiss ist es bemerkenswerth, dass die Haus- und Kammerform allenthalben eine der gebräuchlichsten Grabgestalten bildet. Sogar die Naturvölker bieten zahlreiche Beispiele von behausungähnlichen Grabmälern dar, und somit scheint die Behauptung berechtigt: es sei menschlich zu glauben, der Todte bedürfe

eines Hauses zu seiner Wohnung, und sein Körper habe dieselben Bedürfnisse wie der lebende Mensch.

Hiermit ist die weitere Ausstattung der Gräber von selber vorgezeichnet: wenigstens für die erste Zeit bedurfte der Verstorbene einiger Nahrung, so wie der Mittel, um im spätern Verlaufe sich welche zu verschaffen (Münzen); auch Waffen brauchte er zu seiner eventuellen Vertheidigung, und zur Zeit als die Todten noch angekleidet bestattet wurden, versah man sie auch mit Geschmeide und Schmuckgegenständen, wobei natürlich immer die Voraussetzung zu Grunde lag, dass der Todte sich dieser Dinge bedienen und erfreuen könne.

Indess machte die Symbolisirung immer grössere Fortschritte. Endlich gelangte man dahin, das Grab selber zu symbolisiren: aus den Riesenbauten des Alterthums entwickelte sich in steter Verkleinerung der moderne — Sarg. Bei den Naturvölkern der neueren Zeit scheinen Steinsärge ziemlich selten zu sein; man gebraucht häufiger Holz oder noch leichteres Material zu diesem Zweck; überhaupt lehrt die Erfahrung, dass man oft nichts anderes beabsichtigt, als den Leichnam in irgend Etwas einzuhüllen, was ihn vor dem Verderben zu schützen geeignet wäre. Nebst diesem Streben nach Aufbewahrung der Leiche macht sich in vielen Fällen, wo die Grabform nicht an sich eine besondere Andeutung hat, der Wunsch geltend, den Verstorbenen durch den Umfang oder die Gestalt seiner Ruhestätte zu ehren.

Aber nicht bloss diese äussere Gestalt des Grabes, auch die Lage, in welcher der Todte im Grabe ruht, deutet an, dass man die Leiche für mehr als bloss ein todttes Ding ansah; oft werden die Todten sitzend begraben. Der Todte nimmt nur auf kurze Dauer in seiner einsamen Behausung Platz, so dass er, nach kurzer Rast, wieder aufspringen, die Waffen und sonstigen Geräthschaften, die ihm zur Seite liegen, ergreifen, mit der vorhandenen Nahrung sich stärken und in der Hauptsache ein seinem früheren, ähnliches Leben fortsetzen könne. Man kann indess auch in ausgestreckter Lage, auf dem Rücken oder der Seite liegend, sich ausruhen. Frühzeitig kam daher der Brauch auf, die Todten in liegender Stellung zu begraben, und so finden wir bei allen historischen Völkern der alten Welt nur liegende, niemals sitzende Leichen.

Fasst man nun Alles, was bisher über Grabmäler, deren Umfang und Einrichtung, die Leichen und deren Stellung gesagt wurde, näher in's Auge, so wird sich zeigen, dass in den meisten Fällen bloss von einer Bestattung der unversehrten oder grösstentheils unversehrten Leichen, d. h. von einem Begräbniss, die Rede sein konnte. Und in der That, so alt die Sitte der Leichenverbrennung auch ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass sie jünger ist als das Begräbniss. Dies erklärt sich wohl zum Theil auf natürliche Weise aus den oben entwickelten ursprünglichen Anschauungen über das Fortleben des Menschen nach dem Tode, welchem eine gewaltsame Vertilgung der Leiche gewiss nicht förderlich sein konnte. Es musste nothwendigerweise eine Wandlung in der Volksauffassung vor sich gegangen sein, und somit bezeichnet die Leichenverbrennung gewissermassen einen

Fortschritt gegen die Beerdigung, obgleich es sehr irrig wäre, daraus den Schluss zu ziehen, dass ein leichenverbrennendes Volk in Civilisation höher stehe, als ein begrabendes. Uebrigens ist es erwiesen und bei vielen Naturvölkern noch heute zu beobachten, dass beide Bestattungsarten gleichzeitig vorkommen.

Die Anfänge der Familie¹⁾.

So wie das erste Auftreten des Menschen, verschleiert auch nebelhafte Ferne die Anfänge der menschlichen Gesellschaft, und wie in so vielen anderen Fällen der Urgeschichte ist es nur die vergleichende Völkerkunde, welcher wir einen Wink über das dereinst Gewesene verdanken; räthselhaft klingende Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuche haben sich bei den verschiedenen Völkern der Erde erhalten und werfen im Zusammenhange mit abgerissenen Notizen alter Schriftsteller allein ein dürftiges Licht auf die menschlichen Urzustände. Auch hier gilt der Satz, dass die Sitten jener Stämme, die wir heute auf der tiefsten Sprosse der Gesittungsleiter gewahren, uns den annäherndsten Begriff von den primitiven Zuständen der menschlichen Gesellschaft geben. Die Bestrebungen, letztere schon bei ihren ersten Schritten durch eine möglichst breite Kluft von den übrigen Organismen zu sondern, erlahmen zusehends mehr und mehr an Beweiskraft, ja selbst die herrlichsten Versuche um die „Ehrenrettung“ des Menschengeschlechtes dienen nur dazu, uns recht fühlbar zu machen, wie nahe das Urmenschentum seinen thierischen Verwandten stand. Von diesem Gesichtspunkte aus, so unangenehm zartbesaitete Gemüther auch davon berührt werden mögen, liesse sich also Wenig oder Nichts gegen die von einigen Forschern²⁾ ausgesprochene Ansicht von einer ehelosen Vorzeit unseres Geschlechtes einwenden. Doch wird diese Anschauung von gewiegter Seite durch den Hinweis bekämpft, dass schon bei Thieren, nämlich bei Affen, Raub- und Hufthieren, Wiederkäuern, bei Singhühnern und Raubvögeln strenge Paarung sich findet³⁾. Neuere

1) A. Giraud-Teulon, *Les Origines de la famille. Questions sur les antécédents des sociétés patriarcales*. Genève et Paris 1874. 8°. und *Revue d'Anthropologie*. Paris 1874. S. 784—744.

2) Sir John Lubbock, *The origin of civilisation and the primitive condition of man*. London 1870. 8°. S. 50—118. In der auf Grund einer neuen Auflage veranstalteten deutschen Ausgabe dieses Werkes (*Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand der Menschengeschlechtes*, erläutert durch das innere und äussere Leben der Wilden, deutsch von A. Passow. Jena 1875. 8°. S. 59—130) ist das betreffende Kapitel noch um Vieles vertieft. — Dann John F. Mac Lennan, *Primitive Marriage: an inquiry into the origin of the form of capture in marriage ceremonies*. Edinburgh 1865. 8°. — Lewis Morgan, *Systems of consanguinity and affinity in the human family*. Washington 1871. 8°. — Dr. Alb. Herm. Post, *Die Geschlechtergenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe*. Oldenburg 1875. 8°. — A. Giraud-Teulon, *La Mère chez certains peuples de l'antiquité*. Paris & Leipzig 1867. 8°. S. 8.

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 289.

Untersuchungen¹⁾ haben aber ergeben, dass die thierische Familiengemeinschaft ein durch Gefühl und Nutzen gehaltenes Naturbedürfniss ist, und alle jene Anekdoten, wonach die Störche mit grosser Strenge auf eheliche Treue halten sollen, unbewiesen oder die hier vorliegenden Beobachtungen einer anderen Deutung fähig sind. Nirgends ist eheliche Untreue häufiger, als gerade unter den Tauben, die uns doch als Muster des Gegentheils genannt werden, und die Menge von Bastarden in der Thierwelt, welche nicht bloss im Zustande der Zähmung mit Betheiligung des Menschen, sondern auch im freien Leben vorkommen²⁾, sprechen deutlich für eine ziemliche Ungebundenheit der geschlechtlichen Beziehungen. Abgesehen also davon, würde doch diesem Hinweise, der in den monogamischen Gewohnheiten der Affen entschieden seinen höchsten Werth erhält, so wie jenem, wonach die Promiscuität der Erhaltung der Gattung schädlich sei, da sie Unfruchtbarkeit nach sich ziehe, da eine Thatsache schwerer wiegt als alles Theoretisiren, eine unverdiente Beweiskraft zugemuthet werden, wenn es richtig ist, dass noch in der Gegenwart der absoluteste Kommunismus der Weiber in einigen Bezirken Neuseelands, Südamerika's, auf den Andamanen und den Nikobaren herrsche³⁾. Von solchen Zuständen vollkommenster Gemeinschaft der Männer und Frauen, wo also jedes Weib jedem Manne und umgekehrt gehört, liegen Berichte aus Afrika und von einer ganzen Reihe von Völkern im Alterthume vor. Auch manche Indianerhorde am Columbia-River und in Neu-Mexiko scheint in dem gedachten Zustande zu leben. Möglich, dass es fortgesetzten Forschungen gelingt, die genannten Stämme von dem auf ihnen lastenden Verdachte zu reinigen⁴⁾; so lange dies aber nicht geschehen, wird sich auch die Annahme einer familienlosen Vorzeit unseres Geschlechtes nicht erfolgreich von der Hand weisen lassen. Der Mensch lebte ursprünglich nur in Stämmen vereint, nicht familienweise. Innerhalb des Stammes gab es als Unterabtheilungen nur Generationen nicht Familien. Die Kinder gehörten dem Stamme, nicht dem Vater oder der Mutter. Innerhalb des Stammes herrschte volle geschlechtliche Freiheit, und so kennzeichnete die freie Vermischung der Geschlechter ohne Rücksicht auf Dauer oder Bande der Blutsverwandtschaft, ja mitunter sogar die Oeffentlichkeit derselben, die ersten gesellschaftlichen Zusammenballungen oder Geschlechtsgenossenschaften.

Ist die Frage, ob in der That ein solcher Zustand des Hetärismus allgemein der Ausgangspunkt aller menschlichen Organisation gewesen, schwerlich jetzt schon spruchreif, so spricht doch unendlich viel dafür und die wissenschaftliche Forschung zieht täglich neue Thatsachen zu Gunsten einer solchen Deutung

1) Jürgen Bona Meyer, *Philosophische Streitfragen*. Bonn 1874. 8°. S. 327.

2) *Animal Depravity*. (*The Quarterly Journal of Science*. 1875. S. 426—427.)

3) Giraud-Teulon, *Origines de la famille*. S. 50. Leider gibt der Autor gerade für diese wichtige Stelle keine Belege.

4) Wie dies für die Australier Poschel versucht. (*Völkerkunde*. S. 228.)

an's Licht. Der Urzustand einer Weibergemeinschaft mit Ausschluss irgend eines Verhältnisses zwischen einem einzelnen Manne und einem einzelnen Weibe findet sich zur Zeit auf der Erde gar nicht mehr. Eine namhafte Anzahl von Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, denen wir heute noch bei wilden Stämmen begegnen, scheinen aber nur unter einer solchen Voraussetzung einer vernünftigen Deutung fähig zu werden. So vermögen wir eine ganze Reihe von Stadien nachzuweisen, welche das gegenseitige Verhältniss der beiden Geschlechter durchlief, bis es bei der Familie und der Ehe im modernen Sinne anlangte.

Auf dieser untersten Stufe des Hetärismus waren wie in der Thierwelt Ehebruch und Blutschande dem Worte und der Bedeutung nach unbekannt, kamen täglich vor und waren sogar oft durch die Religion geheiligt. Bekanntlich galten Geschwisterehen, die heute noch im Königreiche von Madagaskar üblich, bei vielen Völkern des Alterthums für durchaus erlaubt und es ist gewiss ein bedeutsames Zeichen, dass in so vielen Mythologien die Götter mit ihren Schwestern sich vermählen und die Sage manches Herrschergeschlecht von einem vermählten Geschwisterpaare ableitet¹⁾. Selbst die germanische Edda bietet solche Beispiele. Da wir nun Geschwisterehen besonders bei schon höher gestiegenen Völkern, wie z. B. Persern, Aegyptern, Peruanern kennen, andererseits bei Völkern mit urzeitlichen Zuständen eine ausserordentlich entwickelte Scheu vor blutschänderischen Ehen zu bemerken ist, so müsste man geradezu auf die verlassene und unhaltbare Theorie der ursprünglichen Vollkommenheit, von der die alten Kulturnationen herabgesunken, zurückgreifen²⁾, will man sich nicht zu der Ansicht bekennen, dass in den Geschwisterehen der gedachten Völker ein Ueberbleibsel aus einer barbarischen, ehelosen Vorzeit, in der ange deuteten Scheu mancher Naturvölker der Gegenwart aber das Produkt eines späteren Entwicklungsstadiums zu erkennen sei.

Eine etwas höhere Stufe als die Gemeinschafts-ehe ist die, dass zwar jeder Stammgenosse eine bestimmte Frau ehelicht, aber allen Stammgenossen erlaubt ist, sie zu gebrauchen. Uebergangsformen von der ursprünglichen reinen Weibergemeinschaft bilden die polygynischen und die polyandrischen Verhältnisse. Polyandrie oder die gleichzeitige Vermählung einer Frau mit mehreren Männern ist, wenngleich nicht so verbreitet wie die Polygamie, doch viel häufiger als man denkt. Wahrscheinlich sind die polyandrischen Ehen Ueberbleibsel aus einem früheren Hetärismus³⁾, doch können sie wohl auch durch Frauenmangel

1) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 95.

2) Dies thut auch Staniland Wake, indem er die geschlechtlichen Ausschreitungen der Naturvölker als Erschlaffung des vom Menschen in einer früheren Epoche erkannten moralischen Bandes auffasst. (*Revue d'Anthrop.* III. Vol. S. 736.

3) Post, *Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit*. S. 22. Die Fälle, in welchen Kriegerkasten Ehelosigkeit als Gelübde vorgeschrieben war, dürfen indess mit den übrigen Fällen von Polyandrie nicht zusammengeworfen werden. (Peschel. *Völkerkunde*. S. 222.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

veranlasst werden. In allen diesen Fällen tritt zugleich der allgemeine Gesichtspunkt hervor, dass die Weiber sich ganz und gar wie sonstiges Gut vererben und mit dieser Vererbung auch zugleich der maritale Gebrauch des Weibes eintritt.

Auch die polygynische Ehe ist als eine Mittelstufe zwischen Weibergemeinschaft und Monogamie anzusehen. Bei allen tiefer stehenden Völkerschaften, bei welchen nicht noch beschränkte Weibergemeinschaft oder Polyandrie besteht, ist Polygynie oder Polygamie gebräuchlich und wo, wie es häufig geschieht, ein Mann nur Eine Frau hat, da hat dies darin seinen Grund, dass er deren nicht mehr erhalten kann. Es ist nicht die Sitte, die ihn beschränkt, sondern die Noth. Die monogamische Ehe als sittlich-rechtlich allein zulässige Ehe ist stets eine Form hoher Kultur und bei manchen Völkerschaften erhält sich die polygynische Ehe noch auf weit vorgeschrittenen Entwicklungsstufen, während sie bei anderen schon verhältnissmässig früh in die monogamische übergeht. Für die auffallende Häufigkeit der Polygamie besitzen wir übrigens mehrere sehr wirksame Erklärungsgründe. In der Tropenzone werden die Mädchen z. B. ungemein früh heirathsfähig; ihre Schönheit entwickelt sich bald und verwelkt eben so schnell, während die Männer dagegen ungleich länger im Besitze ihrer vollen Kraft bleiben. Ein zweiter, kaum nicht minder durchgreifender Grund ist, dass lange nach der Entwöhnung die Milch der hauptsächlichste und wichtigste Theil der Kindernahrung bleibt. Bei Ermangelung der Hausthiere können die Kleinen daher nicht vor Ablauf mehrerer Jahre entwöhnt werden, und während dieser ganzen Zeit leben gewöhnlich die Eheleute getrennt; hat also ein Mann nicht mehrere Frauen, so sieht er sich oftmals vollständig vereinsamt.

Alles in Allem genommen besitzen wir kein Recht, die heute uns geläufige Auffassung der Ehe und der Familie als die ursprüngliche, von allem Anbeginne an gültige, weil einzig natürliche zu betrachten. Wer vermag überhaupt angesichts der vielfachen Rösselsprünge der menschlichen Phantasie, die ja nur unserer geläuterten Denkweise als Geistesverirrungen erscheinen, zu entscheiden, was beim Menschen natürlich sei. Mit der angeblichen Unnatur verscheuchen wir demnach das unliebsame Gespenst der ehelosen Vorzeit wohl nur bei Solchen, welche selbst nur zu gerne bereit sind, das Haupt zu verhüllen. Diese bleiben auch die Erklärung einiger der seltsamsten Kulturphänomene schuldig, die sonst eine eben so ungezwungene als natürliche ist. Geht man von dem urzeitlichen Hetärismus aus, so wird verständlich, dass die Einzel-ehe als ein Einbruch in die Rechte Aller aufgefasst wurde und eine Sühne verlangte. Diese Auffassung hat sich bis zur Stunde in Indien erhalten. Sie erklärt die seltsame Erscheinung des gleichzeitigen Hetärismus der Mädchen bei strenger Keuschheit der Frauen ¹⁾; sie erklärt

1) Die Erklärungen, welche Staniland Wake dafür gegeben (*Rev. d'Anthrop.* Vol. III. S. 736—737) sind wohl nicht ausreichend. Dagegen ist es allerdings Thatsache, dass in einigen Gegenden Englands ein Mädchen nur dann einen Gatten findet, wenn es früher schon ein Kind gehabt; in der holländischen Provinz Seeland und, wenn wir nicht irren, in Oberösterreich herrscht eine gleiche Sitte.

jene eigenthümlichen religiösen Kulte des Alterthums, welche wie der Mylitta-, Anaitis- und Aphroditendienst, das Opfer der Jungfrauschaft erheischten. Wir gewinnen kein Verständniß, wenn die nach neueren Forschungen fast allgemein verbreitete kultliche Prostitution kurzweg als sittliche Gesunkenheit bezeichnet wird, während sich aus den Sitten der lebenden Naturvölker ableiten lässt, dass die Hingebung der Mädchen die darauf folgende Periode der ehelichen Treue zu sühnen bestimmt ist. Eine ganze Reihe der merkwürdigsten Ceremonien müssen lediglich als für die Ehe dargebrachte Sühnopfer betrachtet werden, deren Vollziehung ein älteres Kulturstadium noch erheischte. Bevor z. B. eine mannbare Jungfrau bei dem Bafote sich versprochen hat, wird sie in lange Gewänder gehüllt, unter eigenthümlichen Tänzen und Gesängen von Dorf zu Dorf geführt und, unbeschadet ihrer künftigen Verehelichung, das *jus primae noctis* zum Verkauf ausgedoten ¹⁾.

Die weitverbreitete antike kultliche Prostitution ²⁾ verschwindet mit dem Fortschreiten der Gesittung; im alten Hellas ist frühzeitig schon der obligatorische Hetärismus der Mädchen auf eine eigene Körperschaft, jene der Hierodulen, beschränkt, und die hohe Achtung, womit das gesittete Griechenland in seiner Blüthezeit das Hetärenthum behandelte, mag wohl zum Theile ein Nachklang jener älteren Anschauungen sein. Fügen wir hinzu, dass auch in Indien die Hetären vom Nimbus der Heiligkeit umstrahlt und in Abessinien ³⁾ von der öffentlichen Meinung hochgehalten werden. Alles dies lässt sich erst befriedigend erklären, wenn man davon ausgeht, dass die Keuschheit eine Pflicht, ehe sie eine Tugend wurde. Darum wird Ehebruch so häufig bloß als Verletzung des Eigenthums betrachtet und mit einer leichten Geldstrafe gesühnt, ohne die Ehre des Weibes zu berühren. Darum hatte auch das Benehmen der Lydierinnen, welche in den Tempeln ihre eigene Mitgift verdienten, in den Augen der Mitwelt nichts Anstößiges; in der Sahara und in Japan streichen die Eltern den aus dem Gewerbe der Töchter entsprechenden Gewinnst ein, ohne irgend ein Aergerniß zu erregen. Lange Jahrhunderte mussten vergehen, der allgemeine Wohlstand musste sich ansehnlich heben, ehe

1) Hermann Soyaux. *Aus Westafrika*. Leipzig 1879. 8°. Bd. I. S. 161. Für diese und ähnliche Sitten wäre übrigens eine passendere Bezeichnung als *jus primae noctis* zu wählen; dass ein solches in juridischem Sinne nie und nirgends existirt hat, ist nachgewiesen durch: Karl Schmidt. *Jus primae noctis*. Eine geschichtliche Untersuchung. Freiburg 1882. 8°.

2) Völlig unzureichend ist wohl die Auslegung Staniland Wake's, der darin bloß eine Sitte der Gastfreundschaft sieht und den im Oriente dominirenden Wunsch der Frauen, einen Sohn zu gebären, als weiteren Beweggrund annimmt. (*Revue d'Anthropologie*. III. Vol. S. 741 und ff.; wo die Argumente des britischen Geistlichen als unstichhaltig widerlegt werden.)

3) Combes et Tamisier, *Voyage en Abyssinie*. Paris 1838. 8°. II. Vol. S. 116: *Les courtisanes jouissent, en général, d'une grande considération; ce nom, qui est devenu chez nous une insulte, est un titre honorable.*

die Familie dazu gelangen konnte, der Tochter ein Mitgift, eine Aussteuer zu geben und die Ehe im modernen Sinne zu ermöglichen ¹⁾).

Nachklänge des Hetärismus der Urzeit sind auch jene Bestimmungen, welche dem Ehemann gestatten, falls seine Frau durch seine Schuld unfruchtbar bleibt, sie zu zwingen, von einem Andern sich befruchten zu lassen. Nicht selten ist die schnöde Sitte, die Weiber und Töchter Gastfreunden zu überlassen. Mit der ursprünglichen Weibergemeinschaft steht der älteste Zustand des ehelichen Verhältnisses im genauesten Zusammenhange. Auch wo ein einzelner Mann zu einem einzelnen Weibe in ein eheliches Verhältniss tritt, ist dies ursprünglich ein sehr loses. Es finden sich häufig Ehen auf Probe und Ehen auf Zeit, andererseits eine grosse Leichtigkeit in der Auflösung der Ehe. Ehen auf Lebzeiten und beschränkte Scheidungsgründe treten erst auf einer vorgerückten Kulturstufe auf. Auch die europäischen Völker zeigen ursprünglich überall ein geringe Festigkeit des ehelichen Bandes, für welches besondere Formen anfänglich gar nicht bestehen. Als solche treten später Raub und Kauf auf.

So lange der Hetärismus bei einer Geschlechtsgenossenschaft dauert, leben Geschlechtsgenossen endogamisch, d. h. sie verkehren geschlechtlich nur unter einander, nicht mit den Angehörigen anderer Stämme. Mit dem Zerfalle der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in kleinere Verbände und mit der allmählichen Entwicklung der individuellen Ehe tritt das umgekehrte Prinzip, jenes der Exogamie hervor. Es wird alsdann verboten, innerhalb derselben Sippe zu heirathen und jeder Blutsfreund muss seine Gattin einer fremden Sippe entnehmen. Wenn sich auf dieser Stufe eine endogamische Ehe noch erhält, so ist dies meist in anormalen Verhältnissen begründet. Diese Verdrängung der Gemeinschaftsehe durch die Einzelnehe geht Hand in Hand mit der Organisirung der Tribe, worunter wir eine Gruppe Blutsverwandter verstehen, deren Verwandtschaft ausschliesslich durch die Abkunft väterlicher- oder mütterlicherseits bestimmt wird. Die Tribe umfasst also niemals die Abkömmlinge aus kommunistischen, d. h. ehelosen Verbindungen, und ihr Ursprung führt uns zweifelsohne in die ältesten Perioden der keimenden Gesittung zurück. Die weitere Entwicklung kann man sich auf zweierlei Weise denken: entweder man nimmt an, dass die Einzelnehe die Exogamie und dann den Mädehenmord nach sich zog, oder man erblickt die Veranlassung zur Bildung der Tribe, ihr organisches Prinzip, in der Exogamie, in dem Verbot der Ehe zwischen Individuen desselben Stammes, die sich alle als blutverwandt ansahen. Dieses weitverbreitete Gesetz der Exogamie erklärt die bei den Dravida Indiens und Indianern Nordamerika's herrschende Auffassung, wonach ein Mann seinen Brudersohn als Sohn, seinen Schwestersohn dagegen als Neffen betrachtet, während umgekehrt eine Frau ihren Schwestersohn als Sohn und den Brudersohn

1) Ein altes lateinisches Sprichwort bewahrt die Erinnerung an die einstige Art, die Mitgift zu erwerben: *tesco more tute tibi dotem quaeris corpore.*

als Neffen bezeichnet. Nur mit der Exogamie gelingt es, diese Eigenthümlichkeit zu deuten; sie verbot die Geschwisterehen, nicht aber jene mit der Frau des Bruders, welche ja einem fremden Stamme angehören musste. Wie man sieht, traf die Neuerung nur einen kleinen Kreis von Verwandten und liess die alte Weibergemeinschaft noch zum guten Theile bestehen; dennoch bekundet sie einen ansehnlichen Schritt auf der Bahn dessen, was uns als Fortschritt gilt. Der Institution der Tribe kommt der Werth einer grossen reformatorischen Bewegung, der Exogamie jener eines sozialen und moralischen Prinzipes zu, indem sie den blutschänderischen Ehen gewisse Schranken zog. Wahrscheinlich fällt die Bildung des Begriffes der Blutschande erst in jene Epochen, obwohl nichts berechtigt, die Exogamie durch den Abscheu vor derselben zu erklären; im Laufe der Zeit erhob man wohl zum moralischen Gesetze, was anfänglich bloss Nothwendigkeit gewesen. Deshalb lässt sich auch aus der Scheu heutiger Naturvölker vor blutschänderischen Verbindungen kein positiver Beweis gegen eine ehelose Vorzeit ziehen. Es entspricht sicher der Wahrheit mehr, wenn das Aufkommen der Exogamie, anstatt auf Rechnung moralischer Regungen bei den Urvölkern, auf jene der einfachen Nützlichkeit oder Nothwendigkeit gesetzt wird. Eine solche konnte der Mangel an Weibern sein, verursacht durch grundsätzliche Tödtung der weiblichen Kinder, wie sie jetzt noch in grossem Style bei einer Menge wilder Stämme und sogar im gebildeten China im Schwange geht. In der so weit verbreiteten Sitte des Frauenraubes, von der gezeigt wurde¹⁾, dass sie mit nichts als Rohheit auszulegen sei, ist eine deutliche Spur exogamischer Gewohnheiten zu erkennen. Auf ihr beruht aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Anfang aller individuellen Ehe; der enge Zusammenhang zwischen Gewalt und Ehe ist unverkennbar. So lange die Weiber einer Geschlechtsgenossenschaft allen Geschlechtsgenossen gemeinsam sind, kann keiner ursprünglich an einem bestimmten Weibe ein individuelles Recht geltend machen. Nur ein Raub konnte ursprünglich einem Manne das Recht gewähren, seinen Stammgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschliesslich für sich in Anspruch zu nehmen. Das Symbol des Raubes blieb selbst dann noch bestehen, als die Nothwendigkeit seiner wirklichen Ausführung bereits lange erloschen war. Einer späteren Entwicklungsstufe gehört die Ehe durch Kauf an, welche schon das Bestehen einer individuellen Ehe voraussetzt. Doch gilt bei ihr noch vollständig die alte Anschauung, dass alle Weiber, wie das Vieh und sonstiges Gut, Eigenthum der Blutsfreunde und beziehungsweise der Häuptlinge sind. Diese sind es, welche die Braut dem Bräutigam gegen Zahlung eines Brautpreises verkaufen und auch für etwaige Mängel derselben einstehen. In dieser Periode des Brautkaufs wird unehelicher Umgang mit einem Frauenzimmer lediglich als ein Rechtsbruch des Mannes wider die Rechte der

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 235. Auch diese Auffassung des Frauenraubs wird von Staniland Wake bestritten. (*Revue d'Anthropol.* III. Vol. S. 738—739.)

Geschlechtsgeossen der Frau aufgefasst. Nothzucht, Ehebruch und ausserehelicher Verkehr werden daher ganz leicht behandelt. In der Urzeit, wo jeder Rechtsbruch masslos gerächt wird, verfällt der Verführer dem Tode, auf vorgerückteren Stufen kann der Frauenschänder seinen Rechtsbruch sühnen, und die Busse fällt anfangs den Blutsfreunden, später aber der Geschändeten selbst zu. Die Periode des Brautkaufs erreicht endlich ihr Ende, indem aus dem früheren wirklichen Kaufe allmählig ein Scheinkauf wird. Diese alte Form geht alsdann langsam, nachdem ihr Inhalt weggefallen, zu Grunde und führt damit den völligen Untergang des alten Brautkaufs herbei.

Einen Einblick in die Geschlechtsverhältnisse verschiedener Völker gewähren die Bezeichnungen für Blutsverwandte. Bei einer stattlichen Reihe von Stämmen weichen diese Benennungen von den unserigen völlig ab, in der Weise, dass die Abkömmlinge eines gemeinsamen Ahnherrn oder einer gemeinsamen Ahnmutter sich, wenn sie derselben Geschlechtsfolge angehören, den Namen Bruder oder Schwester geben; sie nennen sämtliche Zugehörige der nächst früheren Geschlechtsfolge Väter und die der nächstfolgenden Söhne. Das Bewusstsein einer individuellen Verwandtschaft besteht hier nicht; es gibt nur die Verwandtschaft mit dem ganzen Stamme; die ganze Horde hat das Kind zu Eltern. Die Benennungen Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Vetter existiren nicht; ja es gibt nicht einmal Wörter für Vater und Mutter in unserem individuellen Sinne. Diese eigenthümliche Auffassung der Verwandtschaft hatte und hat noch eine weite Verbreitung; sie herrscht namentlich auf den Eilanden der Südsee, welche bis zu ihrer relativ jungen Besetzung durch die Europäer sich einer ungestörten Entwicklungsruhe erfreuen konnten. Wenn man nun darin die Reste einer ehelosen Vorzeit, einer Periode des Hetärismus zu erkennen glaubt, so wird diese Meinung wohl kaum durch die Erwägung widerlegt, dass nicht die Grade der Blutnähe, sondern die Zeitfolge der Geschlechter und der Rang innerhalb der Familie bezeichnet werden sollten¹⁾, denn jedenfalls wird durch die gewählten Bezeichnungen der Begriff der Familie selbst derart erweitert, dass er unter Umständen hart an den Hetärismus streifen kann. Zudem wissen wir von Hawaii ganz speziell, dass bis in's vorige Jahrhundert die dortigen Kanaken sich durch keine verwandtschaftliche Rücksicht in ihren geschlechtlichen Verbindungen beirren liessen²⁾. Das besprochene Nomenklatorsystem nach Geschlechtsfolgen ist in unseren Tagen mit mancherlei Modifikationen noch bei vielen Völkerschaften in Uebung, obwohl das ihm zu Grunde liegende Familienwesen der Urzeit seither völlig verschiedene Formen angenommen hat. Man bemerkt, dass das Prinzip der Verwandtschaft nach Geschlechtsfolgen sich mit dem der individuellen Verwandtschaft kombinirt, und dies tritt wiederum gleichzeitig mit der Organisirung der Tribes ein.

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 242.

2) Varigny, *Quatorze ans aux îles Sandwich*. Paris 1874. 8°. S. 159.

Die Tribe konnte sich auf zweierlei Art organisiren; nach der Abstammung, sei es durch die Weiber, sei es durch die Männer. Beide Arten bestehen heute noch, scheinen jedoch nicht der nämlichen Entwicklungsphase anzugehören, und man dürfte kaum anstehen, die Genealogie durch die Weiber für die ältere Form zu halten. In der That konnte der Begriff der Abstammung, der Zusammengehörigkeit dem rohen Urmenschen zuerst durch das Vorhandensein der Nabelschnur *ad oculos* bewiesen werden, die denn bei manchen Naturvölkern heute noch in besonderer Achtung steht¹⁾. Ausserdem aber beweist das Beispiel Hawaii's, wo wir den Uebergang aus dem Stadium des Hetärismus in jenes der Familie beobachten können, dass dieser sich zuerst auf dem Wege der Abstammung durch die Weiber vollzog; vielleicht würden die Kanaken Hawaii's, ohne die Dazwischenkunft der Europäer, ganz von selbst in der Folge von der weiblichen zur männlichen Deszendenz übergegangen sein, wie auf den Tonga-Inseln, wo diese Wandlung in unseren Tagen vor sich geht.

Die zur Bildung bestimmter Familien inmitten der Horde leitenden Motive können in einer Steigerung des allgemeinen Wohlstandes liegen, wie ja fast alle grossen Gesittungsschritte an tiefergehende Aenderungen in der ökonomischen Lage der Völker anknüpfen. Eine solche war unstreitig der Uebergang vom Nomadenthume zur Bodensässigkeit; jedenfalls hat letztere mindestens zur Bildung besonderer Familien ermuthigt, um die Ausdehnung der primitiven Verwandtschaften einzuschränken; denn ein natürlicher Trieb leitet den Menschen, die Zahl der Mittheilnehmer an seiner Habe zu verringern und mit dem Kommunismus zu brechen. Selbstredend vollzog diese Entwicklung sich nur äusserst langsam und jede ihrer Phasen charakterisirt sich durch einen Kampf zwischen dem alten und dem sich neu bildenden Eigenthumsrechte.

Die Völkerkunde versieht uns mit einer genügenden Menge von Beispielen, welche beweisen, dass das Gefühl der Vaterliebe dem Menschen nicht angeboren ist, und es lässt sich darthun, dass es als eine spätere Konsequenz des Eigenthumsrechtes zu betrachten sei. Die ersten Beziehungen zwischen Vater und Kind sind jene des Herrn zum Sklaven, und bei vielen afrikanischen Stämmen gelten die Kinder nur was sie als Arbeiter oder Verkaufsgegenstand werth sind; bei anderen herrscht ausgesprochene Feindschaft zwischen Vater und Kindern. So scheint die Vaterliebe eher als eine Errungenschaft der Gesittung, denn als von der Natur gegeben, wie ja auch im Reiche der übrigen thierischen Organismen keine Spur davon zu finden ist. Sie tritt erst dann auf, wenn aus der kommunistischen Habe sich der Begriff des Eigenthums

1) Die Viti-Insulaner beerdigen die Nabelschnur in grosser Ceremonie. (Siehe George Springer Rowe, *Fiji and the Fijians*, London 1858. 8°. I. Bd. *The islands and their inhabitants*, by Thomas Williams, S. 176.) In Uganda und Unyoro verziert man sie mit Perlen, bewahrt sie das ganze Leben des Individuums hindurch und begräbt sie mit ihm. (John Hanning Speke, *Journal of the Sources of the Nile* London 1863.) 8°. Vgl. auch Dr. H. Ploss in der Zeitschr. f. Ethnologie. 1872. S. 188-189.

ausgelöst hat. Die auf der männlichen Deszendenz beruhende patriarchalische Familie ist im Gegensatze zu jener, welche wir die gynaiokratische nennen wollen, eine civilrechtliche Einrichtung. Ehe man dahin gelangte, fanden wohl verschiedene Anläufe statt, deren Spuren meist verschwunden sind. Vielleicht gehört in die Kategorie dieser Anläufe, dieser Uebergangsstadien von der weiblichen zur männlichen Deszendenz, die Polyandrie unter Brüdern, wie sie bei den Tibetanern und den Toda der Nilgherries, ja selbst vereinzelt im *Mahabharata* vorkommt. Bemerkenswerth ist, dass die beiden Wörter für Vater *pater* und *genitor* sich auch darin unterscheiden, dass ersteres den Besitz, letzteres dagegen die physische Vaterschaft ausdrückte; allmählig erst wurden sie dem Sinne nach identisch.

Die eigentliche Vaterschaft hebt erst an, als mit der Ehe eine Art persönliches Eigenthum auftritt: nur wenn dem Manne der ausschliessliche Besitz seiner Frau für eine gewisse Zeit gesichert ist, vermag er sich als Vater seiner Kinder zu betrachten und eine patriarchalische Familie zu gründen. Kriegerische Rassen, bei denen das Eigenthum grössere Stabilität genoss, konnten daher leichter zur Ehe gelangen. Schon am Beginne der Geschichte lernen wir also den Krieg und die kriegerischen Tugenden als einen civilisatorischen Faktor kennen. Bei sehr vielen Völkern aber fand, wie wir sahen, die Ehe Eingang auf dem Wege des Kaufes und Verkaufes der Weiber. Wo dies der Fall, haben sich die Gewohnheiten der hetärischen Zeit länger als sonst erhalten. Als der im Hetärismus lebende Stamm Verbindungen mit Fremden einzugehen begann, verkaufte die Familie nicht das Mädchen selbst, sondern nur das Ueberlassungsrecht desselben; bei vielen Völkern muss der Ehemann zu seiner Frau ziehen. Deutlich prägt sich dieses Verhältniss in den einst üblichen *Ambek-Anak*-Ehen auf Sumátra und den *Beena*-Ehen auf Ceylon und den indischen Kocchs aus. Auch war der Kauf einer Frau für Viele keine leichte Sache; der Unbemittelte sah sich genöthigt, um die Frau zu erwerben, ihren Kaufpreis durch eigene Arbeit abzuverdienen, im Hause der Schwiegereltern Sklavendienste zu leisten, wovon selbst die Bibel ein bekanntes Beispiel verzeichnet. Endlich gewährt der Kauf der Frau nicht überall auch den Besitz der Kinder, welche der Vater wieder durch eine besondere Zahlung erwerben muss, wenn ihm dieses Recht überhaupt zugestanden wird. Unter solchen Umständen bietet ihre eigene Familie der Frau einen solchen Rückhalt, dass sie eine wahre Tyrannei über ihren Gemahl ausübt ¹⁾.

In Afrika erkennt man auch noch die männlicherseits gemachten Anstrengungen, um mit dem alten gynaiokratischen Familiensysteme zu brechen, wonach die Kinder der Mutter gehören und folgen. Wir sehen dort die Verbindung des Mannes mit seiner Sklavin sich vollziehen, und den Kindern dieser letzteren, nicht seiner eigentlichen Ehefrau hinterlässt der Vater seine Habe. Viele Berberstämme bekunden

1) Ladislaus Magyar, *Reisen in Südafrika*. 1849—1857. Pesth und Leipzig 1859. 8^e. I. Bd. S. 236.

eine auffallende Neigung, fremde Sklavinnen statt Weiber aus ihrem eigenen Stamme zu heirathen. Die Vererbung des väterlichen Besitzes auf die Kinder der Sklavin ist ein sichtbarer Schritt zur Herstellung der patriarchalischen Familie¹⁾.

Ueber die Art und Weise, wie die Gesetze über das Eigenthum und insbesondere das Erbrecht durch die urzeitlichen Verwandtschaftssysteme beeinflusst wurden, bieten die Basken²⁾ einen schlagenden Beleg. Nach altbaskischem Rechte blieb es dem Zufalle überlassen, zu entscheiden, ob die Familie sich durch weibliche oder männliche Genealogie fortpflanzen würde, je nachdem das erstgeborene Kind ein Mädchen oder ein Knabe war. Sogar jetzt noch, wo seit einem Jahrhundert die französische Civilgesetzgebung im Lande herrscht³⁾, erhält sich die alte Sitte, indem die Eltern das erstgeborene Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, auf jede gesetzlich zulässige Weise bedenken, ja die jüngeren Geschwister freiwillig ihm ihren Antheil abtreten. Dieses Recht der Erstgeburt beruht in dem Wunsche, die Güter der Familie ungetheilt zu erhalten; der Erstgeborene ist weniger ihr Besitzer als ihr Verwalter, wesshalb er sich auch nie mit einem erstgeborenen, also wieder erbberechtigten Kinde vermählt. Gleichen Sitten huldigen die Japaner, so zu sagen am anderen Ende des Erdballes.

Das Charakteristische der gynaikokratischen Familie, — denn nur auf diese erstreckte sich diese „Herrschaft des Weibes“⁴⁾, ist die Anerkennung der mütterlichen Deszendenz und die juridische Erbfolge der Kinder nach der Mutter in Namen und Besitz. Fast in keinem Theile unserer Erde fehlt dieser Zustand, den man nur sehr unzutreffend ein „Recht des Schwächeren“⁵⁾ nennen könnte. Wäre diese Bezeichnung richtig, so würde sie allein genügen, um jedweden Glauben an einstige gynaikokratische Zustände in der Vorzeit unseres Geschlechtes zu verscheuchen, denn keine anderen als die Naturgesetze schwangen damals wie heute ihr Szepter. Naturgesetz ist aber allein das Recht des Stärkeren, und dieses wird nirgends gefährdet dort, wo heute noch das im Neffeuerbrecht sich aussprechende mütterliche Prinzip in der Familie waltet. Ob dieses nun auf die Unsicherheit der Vaterschaft (*pater incertus, mater certa*) oder lediglich auf seltsame Vorstellungen der Wilden von der Zeugung zurückzuführen sei, bleibe dahingestellt; wahrscheinlicher ist immerhin das Erstere. Eben so wenig lässt sich behaupten, dass Ungewissheit über die Vaterschaft, wie sie

1) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 142—171.

2) M. Eugène Cordier, *Les droits de famille aux Pyrénées*. (Revue hist. de Droit français et étranger. Paris 1859. S. 257—300. 353—398. 492—520.)

3) Die Civilgesetzgebung der Basken ward erst 1768 reformirt.

4) Eine Gynaikokratie im Sinne J. J. Bachofen's (*Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt, nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. Stuttgart 1881. 4^o.) wird von Lubbock, Peschel und Post, mit Recht in Abrede gestellt.

5) Peschel, *Völkerkunde*. S. 244.

Frauengemeinschaft oder Vielmännerei wachrufen würde, auch bei solchen Stämmen nicht zum Neffenerbrecht geführt haben könne, welche den aus vier Welttheilen bekannten Brauch des männlichen Kindbettes (*Couvade*) beobachten¹⁾, denn diese seltsame Sitte wird von den Verfechtern der alten Gynaikokratie mit mehr Glück gedeutet als durch den Hinweis auf die bei einigen Horden herrschende Voraussetzung, dass noch ein leibliches Band zwischen dem Vater und dem Neugeborenen bestehe. Auch diese Frage scheint im Uebrigen noch nicht spruchreif, und ist eine Entscheidung an dieser Stelle auch gar nicht zu fällen nöthig. Dass gynaikokratische Sitten bei allen Völkern sich dereinst eingestellt, so zu sagen ein nothwendiges Durchgangsstadium in der Entwicklungsgeschichte der Familie gewesen, wagen die Anhänger dieser Theorie selbst nicht zu behaupten, zumal weder Arier noch Semiten irgendwelche Spuren davon aufweisen. Wohl aber mag dies bei jenen Völkern der Fall gewesen sein, welche ihnen auf dem jetzigen Boden vorangingen oder sie verdrängten. Im *Mahabharata* spricht sich wiederholt der Abscheu gegen die Blutschande aus; wesentlich tiefer stehen die diesbezüglichen Ansichten der Semiten, da die hebräische Legende die Entstehung des Menschengeschlechtes direkt aus Blutschande hervorgehen lässt²⁾. Was die beiden klassischen Kulturvölker des Alterthums anbelangt, so hatten sie anfänglich wohl exogamische Gewohnheiten³⁾, doch ist die Ansicht ausgesprochen und zu begründen versucht worden, dass für die römische *gens* der Ursprung in der mütterlichen Deszendenz, welche vor der väterlichen geherrscht hätte, zu suchen sei⁴⁾. Der Gegensatz zwischen dem väterlichen und mütterlichen Rechte spiegelt sich auch in der konfusen Verwirrung der Hellenen ab, während das Civilrecht der Römer den Charakter einer Reaktion gegen die früheren Einrichtungen trägt. Die Untersuchungen über die Stellung des Weibes im alten Aegypten, wo besonders der Schwester des Königs eine wichtige Rolle zukam, leiten zu der Ansicht, dass das patriarchalische Regiment in mehreren Theilen Afrika's auf dem Wege der Eroberung eingeführt wurde. Und hier offenbart sich sofort ein tief einschneidender Kontrast, indem die nach männlicher Deszendenz geordnete Familie zugleich auch eine aristokratische, die gynaikokratische hingegen eine demokratische Gesellschaft bezeichnet. So begegnen wir der Demokratie, die man gemeinlich als eine fort-

1) Peschel. A. a. O. S. 246. — Siehe bei Tylor, *Researches into the early history of mankind and the development of civilisation*. London 1865. 8°. S. 288, dann bei Peschel, A. a. O. S. 26 das Verzeichniss jener Völkerschaften, bei welchen die Sitte der *Couvade* herrscht. Dr. Ploss führt in einem Vortrage in der anthropologischen Gesellschaft (abgedruckt im 10. *Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde*, Leips. 1871) diese Sitte auf die Anschauung der Naturvölker zurück, wonach das Kind noch direkter vom Vater als von der Mutter abhängt.

2) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 185 und Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie*. Wien 1875. 8°. S. 38.

3) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 181. In gleichem Sinne deutet den Raub der Sabinerinnen Peschel, *Völkerkunde*. S. 285.

4) Giraud-Teulon, A. a. O. S. 208—234

geschrittene Phase der Gesittung schildert, die man sogar als das Ziel der jetzigen Civilisation auszugeben liebt, schon auf den alleruntersten, längst überholten Stufen der sozialen Entwicklung. Nicht unmöglich, dass die patriarchalische Ordnung ursprünglich nur den reichen Familien und höheren Ständen eigen, von denen sie auf die Volksmassen überging. Unter allen Umständen dürfte man die, gleichviel ob monogamische oder polygamische Ehe mit dem Familienprinzip der männlichen Deszendenz für das Ergebniss eines langen, langsam gereiften Entwicklungsprozesses zu betrachten berechtigt sein.

Die Arbeit ein Naturgesetz.

Wir vermögen nimmer die Anfänge der Kultur mit Erfolg aufzudecken, ohne zu vergleichenden Blicken auf die Naturvölker der Gegenwart unsere Zuflucht zu nehmen. Gleichwie nach den Lehren der Biologie die graduelle Entwicklung des Embryo die Geschichte des ganzen Stammes in kurzen Zügen darstellt, so weisen uns die bestehenden Kulturabstufungen der Völker der Gegenwart den Gang, den die Gesittung des ganzen Geschlechts eingeschlagen. Die Frage nach der Planetenstelle, wo zuerst eine Kulturentwicklung begann, muss leider unbeantwortet bleiben; wir vermögen sie nicht zu bezeichnen. Mit ziemlicher Gewissheit lässt sich indess vermuthen, dass sie in der gemässigten Zone lag. In der heissen Zone herrscht nämlich eine ertaunliche Geschichtslosigkeit. Sieht man ab von dem schmalen Nordrande Afrika's und dem fruchtbaren Niltbale, wo schon frühzeitig Kultur erblühte, so findet man im weiten Innern dieses Welttheiles nur barbarische Stämme ohne Geschichte, unbeachtet dahinschwindend. Freilich war diese Gesittungsstufe noch lange nicht so tief als gemeinhin behauptet und geduldig vernommen wird; jedenfalls muss man die Völker dieser heissen Landschaften noch hoch über jene stellen, welche den sibirischen Norden Asiens und die seebedeckten Ebenen des vereisten Nordamerika bewohnen. Dort ist nur eine schwache Spur dessen zu finden, was man menschliche Gesellschaft nennt. Aehnliches trifft man an der dem kalten Südpole zugewendeten Spitze Patagoniens und des Feuerlandes, wo das sturmumbrauste Kap Hoorn auf trauriger Felsen-einöde in den Ozean hinausragt. Die gemässigte Zone erscheint demnach als allein zur Entwicklung der geistigen Kultur geeignet. Nach früheren Begriffen glaubte man dies dahin erklären zu müssen, dass in den nordischen Gegenden die Kälte, in den südlichen hingegen die Hitze das Gedeihen der zum Leben erforderlichen Thiere und Pflanzen hemme, sie also unfruchtbar mache, während die gemässigte Zone allein den Vorzug besitze, alle Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Wenngleich für den höchsten Norden richtig, lässt sich diese Behauptung nicht auf die Tropengebiete anwenden, welche an Produktenreichtum im Gegentheile alle anderen Länder übertreffen. Fast wäre man also verleitet zu folgern, wenn schon die gemässigte Zone der Sitz der Kultur geworden, so sollten um so viel mehr die Tropen mit

ihrer überschwenglichen Fülle, ihrem Ueberflusse aller Art, mit noch weit höherer Kultur ausgestattet sein. Dass dem nicht so, findet seine Begründung darin, dass der Gesittungsaufschwung bedingt wird nicht dadurch, dass die Natur das zum Lebensunterhalte Erforderliche, sondern wie sie es hervorbringt. Nicht blos weil das heisse Klima auf Geist und Körper erschlaffend wirkt, sondern eben weil die Tropennatur in üppiger Fülle und ohne Betheiligung des Menschen selbst alles Nothwendige erzeugt, waren die Erdstriche zwischen den Wendekreisen nicht befähigt, der Ursitz der Kultur zu werden. Hier bedarf der Mensch zu seinem Unterhalte weder der Arbeit noch der damit verbundenen geistigen Thätigkeit; gedankenlos pflückt er zur Nahrung sich die saftige Frucht vom Baume, wie heute noch auf manchen Eilanden des Stillen Ozeans, und bleibt dabei Naturmensch. Anders in gemässigten Himmelsstrichen, wo die Natur weniger freigebig, wo dem Boden erst durch Mühe und saure Arbeit die Frucht entlockt werden will, wo die Beeren des Waldgebüsches und die wenigen einheimischen Obstgattungen kaum genügten, das nackte Leben zu fristen. Hier musste der Mensch sinnen und arbeiten.

Und hiermit stehen wir an der Schwelle des Kulturbeginns. Der erste Kulturmensch war jener, der zuerst arbeitete. An die Arbeit knüpft sich die gesammte Kulturentwicklung der Menschheit, sie ist ihr bedingender Faktor. Die Arbeit, die materielle Arbeit erheischte zuerst Thätigkeit des Geistes und mit ihrer Entwicklung musste auch diese sich steigern. Was aber zur Arbeit trieb, das war die Noth, ein anderes völlig materielles Moment. Dies verdient vor Allem betont zu werden Jenen gegenüber, welche für das Erwachen des Geistes nach übernatürlichen Ursachen spähen. Wir gewahren in der Arbeit die erste kulturhistorische, zugleich aber auch die erste volkswirtschaftliche That, indem sie als die Bekämpferin der Noth auftritt. Und da sich das Schicksal des Menschengeschlechts, die Entwicklung der Staaten und Völker auf ökonomische Gesetze zurückführen lässt, so erfordert das Erscheinen der Arbeit, welche jede volkswirtschaftliche Bewegung beherrscht, eine besondere Beachtung. Die Arbeit ist eines jener Phänomene, die, wandelbar wie auch die Kulturregungen der Menschheit gewesen, doch stets als ein Beständiges, ihrem inneren Wesen nach Unveränderliches sich darstellt. Die Form, in welcher die Arbeit verrichtet, geleistet wird, wechselt mit den Zeiten und den Völkern, sie selbst, die Arbeit, bleibt mit all' ihren Mühen, Beschwerden und tyrannischen Heischesätzen. Sie muss verrichtet werden und ist auch, ob so oder anders, allzeit verrichtet worden. Es ändert nichts an ihrem Wesen, dass sie sich mit zunehmender Kultur als geistige wie als materielle Arbeit uns aufdrängt. Und wenn wir, um das Wesen der Arbeit zu erklären, nach Vergleichen in der Natur suchen, so begegnet uns unwillkürlich das ganze Zeugungsgeschäft in derselben als eine ewige Arbeit der Naturkräfte. Jede Verrichtung einer Kraft ist Arbeit und wenn auch die Werkstätten der Natur mitunter noch geheimnissvoll dem Forscherauge sich entziehen, das Keimen, Sprossen und Blühen ist doch die Arbeit, die sich im organischen Reiche mit

unerbittlicher Nothwendigkeit vollzieht. Mit anderen Worten, in der Natur wie im Menschenleben ist die Arbeit das Werden, der Werdeprozess. Damit ist zugleich erklärt, warum die Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Entfaltung unabänderlich eine beherrschende Stellung einnimmt und stets einnehmen wird, denn die Arbeit ist ein Naturgesetz.

Die primitiven Formen des Eigenthums.

Das natürliche Resultat der Arbeit war das Gut, das Erworbene, das Eigenthum. Insoferne diese Arbeit sich ursprünglich auf rohe Kraftäusserung beschränkte, wird gegen den berühmten Satz: „Eigenthum ist Diebstahl“¹⁾ sich nur wenig Erhebliches einwenden lassen. Ganz unhaltbar dünkt uns die mehrfach vertretene Ansicht: „Das Eigenthum ist für jeden Menschen Bedingung seines Lebens und seiner Entwicklung. Es ist in der Natur des Menschen selbst begründet und muss daher als primitives, absolutes Recht betrachtet werden, das von keinem äusserlichen Akt, wie Okkupation, Arbeit, Kontrakt abhängt. Das Recht entstammt direkt der Natur des Menschen und es genügt Mensch zu sein, um Eigenthumsrecht zu besitzen.“ Das Eigenthum hat sich vielmehr durch die Besitzergreifung, d. h. durch die Arbeit gebildet; sie enthielt in ihrer Macht das Eigenthum und musste es durch die Entwicklung ihrer Gesetze hervorbringen. Diese Thatsache war allerdings kein Recht in dem Sinne, wie dieses sich später entwickelt hat; „das Eigenthum, das natürliche Produkt der Besitznahme und der Arbeit, war ein Prinzip des Vorgeifens und der Eroberung“²⁾; sein Entstehen fällt noch in eine rechtlose Zeit. Zustände, wo unter Menschen Eigenthum nicht unterschieden worden wäre, liegen also jenseits der Grenze unseres Forschens³⁾. Dagegen vermögen wir wohl die verschiedenen Formen zu erkennen, unter denen das Eigenthum in der Geschichte der menschlichen Kultur aufgetreten ist.

Wie wir auf den Anfangsstufen des geschlechtsgenossenschaftlichen Lebens Weiber- und Kindergemeinschaft finden, so finden wir auch allgemeine Gütergemeinschaft. Wie es keine individuelle Ehe gab und keine individuelle Vater- und Mutterschaft, so fehlte es auch an jedem individuellen Eigenthum, und die Entstehung eines solchen hält genau Schritt mit der Entstehung einer individuellen Ehe und einer individuellen Elternschaft. Der Kommunismus ist die Urform der Gesellschaft, aus welcher die Civilisation die Menschen herausgeführt hat, nicht die Form, zu der, wie die modernen Kommunisten lehren, sie hinführt. Er bildet das tiefste, nicht das höchste Niveau menschlicher Gesittung und herrscht heute noch bei den allerrohesten

1) Proudhon. A. a. O. II. Bd. S. 301.

2) A. a. O. II. Bd. S. 219.

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 521.

Völkern, so z. B. einigen Australierstämmen ¹⁾. Die älteste Geschlechts-genossenschaft besitzt alles Gut, bewegliches sowohl wie unbewegliches, gemeinsam und ungetheilt. Wie Keiner ein Weib für sich hat, so hat auch Keiner irgend ein Gut für sich.

Den ersten Anfang zu einem individuellen Eigenthume finden wir darin, dass einzelne Gegenstände des beweglichen Vermögens, welche eine hervorragende Beziehung zu einem einzelnen Geschlechts-genossen haben, als diesem allein gehörig betrachtet werden. Ueberhaupt entsteht ein individuelles Eigenthum zuerst am beweglichen Vermögen, während beim Immobiliareigenthum noch lange die alte Vermögens-gemeinschaft bestehen bleibt. Alles Grundeigenthum steht in der ältesten Zeit im ungetheilten Besitz der Geschlechts-genossenschaft, sei es des Stammes, sei es der kleineren Sippenverbände. Wenigstens gilt dies dann, wenn die Völkerschaften sesshaft geworden; denn so lange sie noch ein Jäger- oder Nomadenleben führen, kann man von einem Grundeigenthum nicht sprechen; es finden sich an dessen Stelle nur abgegrenzte Jagd- oder Wanderungsbezirke, wie solche z. B. in Brasilien oder Australien vorkommen. Einen solchen sozialen Charakter besitzt denn auch das Eigenthum in allen historisch bekannt gewordenen primitiven Gemeinschaften, in Asien, Europa, Afrika, bei den Indern, Slaven und Germanen. Bei allen diesen Stämmen sicherte das Recht jedem Einzelnen den Genuss eines bestimmten Eigenthums zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, in so ferne er das Land als Gemeingut benützen kann; hört aber seine persönliche Nutzung auf, so tritt das alte Stammeseigenthum wieder in Kraft. Ein individuelles Eigenthumsrecht des einzelnen Geschlechts-genossen an Grund und Boden fehlt ursprünglich ganz. Alles Eigenthum erscheint unveräusserlich und unvererblich. Eine Vererblichkeit des Grundeigenthums ist immer schon ein Zeichen vorgeschrittener Entwicklung; auch eine Veräusserlichkeit tritt erst spät ein. Berechtigt zur Nutzung des Stammlandes ist nur der Stammesgenosse. Fremden ist eine solche Nutzung nicht gestattet. Die Ungetheiltheit des Gemeineigenthums in der ältesten Zeit hat vielfach auch eine gemeinsame Bearbeitung desselben zur Folge. Am vollständigsten ausgeprägt ist dieses System heute noch in der russischen Dorfgemeinschaft, *Mir*, und in jener auf Java, *Dessa* genannt. E. de Laveleye ²⁾ hat gezeigt, wie schon hier das Prinzip der Individualität, der Sparsamkeit mächtig ist, der Trieb zu Verbesserungen durchaus nicht abgeht, dagegen manche Vorzüge, welche unserer Lebensart fehlen, dort vorhanden sind. Dies kann durchaus nicht befremden, wenn wir bedenken, dass jede Civilisationsstufe, auch die niedrigste, Vorzüge besitzt, welche den höheren abgehen und umgekehrt, womit jedoch noch keineswegs ein Zurücksehen solch entschwundener Kulturperioden gutgeheissen wird. Jede neue Entwicklungsphase vermehrt zwar im Ganzen die Summe der Kulturphänomene, nicht aber ohne manche Erscheinung

1) *Ausland* 1862. S. 598—594.

2) E. de Laveleye, *De la propriété et de ses formes primitives*.

der Vergangenheit zu zerstören, darunter auch solche, welche einen wahren Vorzug begründeten. So fehlte den antiken Dorfgemeinschaften vor Allem jene Geisel unserer westlichen Civilisationen, das Proletariat; es kann nicht entstehen, denn jeder besitzt die nöthigen Lebensmittel und jede Familie sorgt für Kranke und Greise. Die Familienliebe, welche bei uns beinahe alle Kraft verloren hat, vereinigt dort alle Glieder. Jedes Mitglied der Gemeinde ist sein eigener Herr; jeder arbeitet für sich selbst, rechnet auf seine Zukunft und lebt ruhig, während bei uns der Arbeiter stets um seinen Lohn besorgt sein muss. Dabei muss immer noch bedacht werden, dass die Wohlthaten dieses Systems durch die lange Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft, welcher überhaupt alle Vorwürfe zu machen sind, die man gewöhnlich dem Dorfsystem macht, beeinträchtigt wurden. Das russische Dorfsystem hat ferner für die Kolonisation dieses grossen Reiches ähnlich gewirkt, wie im Mittelalter die Klöster und hat so Resultate verwirklicht, welche der individuellen Kraft unmöglich zu erreichen gewesen wären. Aehnliches finden wir in den freilich ziemlich spärlich vorhandenen Dessa. In allen diesen Gemeinschaften herrschen die einfachsten ökonomischen Verhältnisse. Die Gründe werden weder verkauft, noch vermietet, noch testirt, Kontrakte sind beinahe unbekannt, Zinsen werden kaum geahnt. Der Tausch beschränkt sich auf die wichtigsten Lebensmittel; Konkurrenz existirt nicht und das Herkommen bestimmt die Preise. Unsere Lebensregel, am billigsten zu kaufen und am theuersten zu verkaufen, ist hier unbekannt und das Leben hat etwas vom Vegetativen, es ist einfach und regelmässig. Auch das Erbrecht zeigt grosse Vorzüge. Jeder ist an dem gemeinschaftlichen Fond theilhaft, sobald er das produktive Alter erreicht: er hat nicht erst den Tod der Eltern abzuwarten, ein Verhältniss, welches bekanntlich zu monströsen Thaten führt und an das traurige Ereigniss des Hinscheidens der Eltern zu meist frohe Gefühle knüpft. Auch kann Niemand anders gedeihen als durch seine eigene, auf das gemeinsame Produktionswerkzeug angewendete Arbeit, Niemanden trifft unverdiente Strafe, wenn der Vater verschwenderisch war, Niemand unverdienter Lohn, wenn der Vater grosse Schätze sammelte; Jeder ist seines Glückes Schmied und so haben wir denn auch die richtige Triebfeder des Individualismus entdeckt.

Die Freiheit und das Eigenthum *pro indiviso* für Alle, das waren auch bei den germanischen Stämmen — wie wir aus Diodor, Tacitus, Horaz etc. wissen — die wesentlichen, gewissermassen inhärenten Rechte der Persönlichkeit. Diese egalitäre Organisation gab dem Individuum eine ausserordentliche Kraft, welche es erklärlich macht, dass nicht sehr zahlreiche Barbarenhorden das römische Reich unterwarfen, trotz seiner künstlichen Administration, seiner vollständigen Centralisation und seinem Civilrechte, welches man die geschriebene Vernunft nannte. Noch bis in die Neuzeit hinein hat sich bei diesen uralten agrarischen Genossenschaften das Gesamteigenthum am ganzen Grundbesitz erhalten und dieser wurde nur periodisch unter die Genossen-schafter zu privativer Nutzniessung nach dem Loos vertheilt, soweit

letztere nicht gemeinsam war. Davon finden sich aber auch anderwärts noch Spuren, so dass es wohl keinem Zweifel unterliegt, dass die Frage ob die einzelne Feldmark zunächst Gesamteigenthum gewesen oder sofort als Sondereigenthum ausgegeben wurde, im ersten Sinn zu beantworten ist, wenn auch die Auftheilung in Sondereigenthum, die hier jetzt durch die Gesetzgebung gefördert wird, sich dort durch Verlängerung der Verloosungsperioden und schliessliches Unterlassen derselben viel früher vollzog. Aber selbst bis in's klassische Alterthum lassen sich die unwiderleglichsten Spuren des Gemeindeguthums verfolgen; wir finden dasselbe in Griechenland und Rom. Für das Gemeindeguthum sprechen die vielen Spuren, welche dasselbe in der Lykurgischen Gesetzgebung zurückgelassen, spricht in Rom die älteste Form des Eigenthumserwerbs, die *mancipatio*, welche auf Grundeigenthum nicht angewendet werden konnte, spricht die älteste Bezeichnung für das Vermögen, *pecunia*, *familia pecuniarum*. Dessgleichen lässt sich aus der Thatsache, dass sowohl bei Griechen als bei Römern in ältester Zeit das Viehgeld existirte, der Schluss ziehen, dass hier das Grundeigenthum allgemein gewesen sein muss. Noch mehr wird aber diese Thatsache dadurch bestärkt, dass weder in Griechenland noch in Rom Immobilien testirt werden konnten, was wohl beweist, dass dieselben dem individuellen Willen nicht unterworfen waren. Das alte Recht kennt das Testament nicht, weder in Athen, Sparta, Korinth, Theben noch in Rom, ebenso bei den Germanen (*nullum testamentum*). Finden wir uns hierdurch in der Ueberzeugung bestärkt, dass in der That das Gemeindeguthum eine allgemeine und bei allen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe wiederkehrende Erscheinung ist, so finden wir anderseits hierin auch neuerdings die Bestätigung der Ansicht Maine's, dass das Testament durchaus kein Naturrecht, sondern das Resultat der Rechtsentwicklung in einem gewissen Stadium, vielleicht eine Erfindung der Römer sei.

Das Gemeindeguthum bildet die älteste Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Eigenthums. Auf einer weitem Stufe erscheint das Familieneigenthum. Nachdem das Gemeindeguthum und die periodische Theilung in Vergessenheit geriethen, wurde Grund und Boden nicht unmittelbar individuelles Eigenthum, sondern erst unveräusserliches Erbgut der in Hausgemeinschaft lebenden Familie. Es ist nicht möglich, dieses Moment der Evolution, welche das Grundeigenthum vom Alleigen zum Sondereigen führte, überall wahrzunehmen; aber wir können es noch als lebensfähige Institution bei den Südslaven der früheren österreichischen Militärgrenze und der Türkei studiren. In früherer Zeit, und zumal im Mittelalter aber, waren diese Hauskommunionen sehr verbreitet, so namentlich in Frankreich und Italien, welches letzteres auch heute noch manche Spuren derselben aufweist, ja, wie uns bekannt, findet Leslie neuerdings in der Auvergne manche Reminiscenzen dieser Form des Grundeigenthums. Aus der Hauskommunion hat sich erst in Folge zahlreicher Einflüsse das schroffe, unbeschränkte Eigenthumsrecht an Grund und Boden entwickelt. Dasselbe ist heute allgemein verbreitet, obwohl nie vergessen werden darf, dass selbst gegenwärtig die

die Benutzung und die Eigenthumsverhältnisse an Grund und Boden ziemliche Verschiedenheiten aufweisen. Laveleye erwähnt in erster Linie die für ihn mustergiltige Institution der Allmenden in der Schweiz, die in Holland unter dem Namen *beeklemrecht*, in Italien als *contratto di livello*, in Portugal als *aforamento*, in der Bretagne als *quevais*, im Elsass als Erbpacht bekannte Emphyteuse, die in den sandigen Gegenden der Niederlande noch erhaltene germanische Mark, die bereits genannten russischen und südslavischen Systeme, endlich die in neuerer Zeit in England und Deutschland errichteten kooperativen Landgenossenschaften.

Aus dem Gesagten lässt sich, wie man sieht, durchaus nicht die absolute Nothwendigkeit irgend einer bestimmten Form des Eigenthumsrechts folgern. Eben so wenig besteht eine solche für die Ehe und die Familie. Die beste Ordnung ist nicht dieselbe für Wilde und für civilisirte Menschen. Eine Eigenthumsordnung, welche hier die grösste Produktion und die beste Vertheilung garantirt, mag dort von den ungünstigsten Resultaten begleitet sein. Welches für einen gegebenen Moment die beste Eigenthumsordnung ist, kann nur das Studium der Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse, seiner Gefühle, der gewöhnlichen Folgen seiner Handlungen lehren. Diese beste Ordnung ist dann das Recht. Denn es ist der kürzeste, der rechte Weg zur Vervollkommenng. Alles was in dieser Ordnung jedem gebührt, ist sein individuelles Recht, jene Thätigkeit, für welche Jemand am geeignetsten ist und wo er den übrigen am nützlichsten sein kann, *the right man in the right place*. Die für diese Thätigkeit nöthigen Produktionsmittel, in dem Masse als sie vorhanden, bilden sein legales Patrimonium. So lange die Menschen nur Jagd, Weide und Ackerbau kennen, ist dieses Patrimonium ein Theil des Bodens, das Allmend. In den Städten des Mittelalters, wo die Industrie sich entwickelte, war es ein Platz in der Korporation, mit einem Eigenthumsantheil an allem, was dieser Korporation gehörte. Die Gleichheitsbewegung, welche die gegenwärtige Gesellschaft so tief durchwühlt, wird wahrscheinlich dahin zielen, von neuem das Eigenthumsrecht erkennen zu lehren und dessen Uebung zu garantiren durch Institutionen, welche den gegenwärtigen Anforderungen der Industrie und den Forderungen der souveränen Gerechtigkeit gemäss sind. Im Allgemeinen aber erkennen wir, dass das Eigenthumsrecht immer dem Interessenkreise der Gesellschaft folgt, und da wo dieser Interessenkreis mit den Grenzen des Dorfes zusammenfällt, Gesamteigenthum wird, wo er sich bis auf die Familie einengt, Familieneigenthum wird, wo dieser Interessenkreis endlich nur das Individuum an sich umfasst, wie in unsern vom Selbstinteresse beherrschten Gesellschaften, zu der schroffen Gestaltung des Individualeigenthums führt.

Krieg und Friede.

Die Entstehung des Eigenthums, sagten wir oben, fällt noch in eine rechtlose Zeit. Obwohl sich gegenwärtig kaum ein Volk nennen lässt, bei welchem nicht einige, wenn auch noch so grobe Rechtsbegriffe vorhanden wären, so kann doch nicht daran gezweifelt werden, dass es eine Zeit gab, wo selbst diese grössten Begriffe fehlten. Das Recht ist nämlich rein menschlich, von selbst hervorgewachsen aus der Gruppierung zu gesellschaftlicher Gemeinschaft. Nirgends in der Natur ist ein Analogon zu finden; ein „Naturrecht“ kennt die Wissenschaft nicht. In der Natur herrscht nur Ein Recht, welches kein Recht ist, das Recht des Stärkeren, die Gewalt. Das Recht in der Natur, sagt schon Spinoza sehr richtig, läuft darauf hinaus, dass der grosse Fisch den kleinen verschlingt. Die Gewalt ist aber auch in der That die oberste Rechtsquelle, indem ohne sie keine Gesetzgebung denkbar ist. Im Verlaufe meiner Darstellung wird sich unschwer ergeben, wie im Grunde genommen das Recht des Stärkeren auch in der Menschengeschichte zu allen Zeiten seine Gültigkeit bewahrt hat. Zugleich aber ist es allemal das Resultat des Kampfes um's Dasein, der von den Epochen des Elch und Höhlenbären bis auf die Gegenwart unter stets wandelnden Formen die Menschheit in Athem hält.

Betrachten wir diesen Kampf ums Dasein nun näher, so gewahren wir alsbald, dass das, was sich täglich und stündlich in der belebten Natur vor unseren Augen abwickelt, nichts als Krieg ist, Krieg in allen Tonarten, Krieg der Elemente mit den Organismen, Krieg der Thiere mit den Pflanzen, Krieg der Thiere unter einander, Krieg der Pflanzen unter einander, weil unser eigner und jedes Thiers und jeder Pflanze Leichnam nichts ist als ein grosses Schlachtfeld, auf welchem sich die Zellen, die ihn zusammensetzen, bekriegen. Vergleichen wir alle die Kriege, welche die Menschen, seit sie auf zwei Füssen wandeln, mit Wort, That und Gedanken, mit Nadel, Feder, Elle, Degen, Kanone, Dampfmaschine und Telegraph, mit Hand, Fuss, Augen, Ohren, Zähnen, Zunge und Stimme gegen einander führen. Wenn wir alle die zahllosen Opfer zusammenzählen, die in diesen Kriegen gefallen, so gäbe das nur eine sehr schwache Vorstellung von dem Krieg Aller gegen Alle, der in der Natur herrscht. Daraus schöpft man wohl mit Recht die Ueberzeugung, dass der Krieg, und zwar der Vernichtungskrieg — denn das sind die Naturkriege alle — ein Naturgesetz ist, ohne welches die belebte Welt nicht nur das nicht wäre was sie ist, sondern überhaupt nicht bestehen könnte. Das wichtigste Resultat des allgemeinen Naturkrieges, entwickelt Gustav Jäger¹⁾, ist die Beseitigung der Leistungsunfähigkeit. Gestrost kann man behaupten, wenn mit einemmale aller Vernichtungskrieg in der Natur aufhören, der sogenannte natürliche Tod überall

1) Ausland 1870. S. 1161—1162.

an die Stelle des gewaltsamen treten, jede Konkurrenz um Nahrung und Obdach aufhören, kurz jener Zustand hereinbrechen würde, den Elihu Burritt und seine Nachbeter, unsere Friedensapostel, als Gipfel aller Glückseligkeit anpreisen, so wäre binnen längerer oder kürzerer Zeit die Welt — ein Narrenhaus voll der tollsten Missgeburten. Das wäre aber noch das geringste Unglück; das schwerwiegendste ist folgendes: Für den Beobachter ist es ganz ausser Zweifel, dass die Eigenschaften eines Wesens, leibliche und intellektuelle, zwar zunächst nicht in ihrer Anlage, aber in dem Grade von Ausbildung, den sie erlangen, abhängen von dem Mass von Arbeit, welches der Organismus in der betreffenden Richtung aufgewendet hat. In dem Masse als dieses Arbeitsquantum vermindert wird, geht — freilich nicht auf einmal, aber im Laufe einiger Generationen — die Eigenschaft, ja selbst der betreffende Körperteil verloren. Genau ebenso geht es mit den geistigen Fähigkeiten, an denen sich noch leichter bis ins Detail hinein beweisen lässt, dass die Höhe ihrer Ausbildung in genauem Verhältniss steht zu dem Arbeitsquantum, welches dieselben zu leisten hatten. Von was hängt aber das Arbeitsquantum ab? Von dem Kampf ums Dasein, von den grösseren oder geringeren Schwierigkeiten welche der Selbsterhaltungstrieb bei seiner Bethätigung findet. Je heftiger und schwieriger der Kampf, um so höher die Ausbildung der dabei in Gebrauch gesetzten Organe und Fähigkeiten, d. h. um so höher wird die Leistungsfähigkeit, Tauglichkeit eines Organismus in der betreffenden Richtung steigen. Also der allgemeine Krieg ist die Quelle aller und jeder körperlichen und geistigen Tugend (denn Tugend kommt von Taugen), und mit dem allgemeinen Weltfrieden hat nicht bloss die Tugend ihren Werth verloren, sondern sie wird einfach aufhören zu existiren, es wird in der ganzen Lebewelt nicht einmal so viel Tugend zu finden sein als in einem Grashalm, der doch noch die Dreistigkeit hat Wind und Wetter zu trotzen.

Das ist aber noch nicht alles. Man spricht immer von dem jedem Lebewesen angeborenen Selbsterhaltungstrieb. Ein geistreichender Feuilletonist gab einmal seinen Lesern folgende Weisheit zum Besten: „In der Natur gibt es nichts als einen Selbsterhaltungstrieb der Individuen, und dieser Trieb, der nichts als das eine Selbst kennt, ist wohl der schlechteste Apologet der erhabenen Kriegsidee, die Opfer fordert zum allgemeinen Besten, welche die Individuen vernichtet, um die Gattung zu erhalten... Das Einzelwesen, wie die Natur es bietet, geht euch nimmermehr in den Kampf. Das hat just so viel Muth, als sein Selbsterhaltungstrieb erfordert, und seine Tapferkeit endet mit dem Hunger“¹⁾. Diese auf Verblüffung des Lesers berechnete Auslassung vermag einer näheren Prüfung natürlich nicht standzuhalten. Der vorurtheilslose Naturforscher findet nämlich, dass nicht nur eine unglaubliche Abstufung in der Intensität dieses Selbsterhaltungstriebes vorhanden ist, sondern dass Thiere zur Welt kommen,

1) *Tagespresse* vom 18. November 1870.

welche gar keinen besitzen, die nicht fressen, nicht saugen, selbst wenn die Nahrung ihnen mühelos geboten wird. Der allgemeine Vernichtungskrieg allein ist es, welchem wir es verdanken, dass alle solche Unmöglichkeiten, dass alle Organismen, deren Selbsterhaltungstrieb nicht auf der Höhe der Situation steht, zu Grunde gehen. Der Kampf ums Dasein ist also nicht nur die Quelle der Tugenden, d. h. der Mittel, welcher sich der Selbsterhaltungstrieb bedient, sondern geradezu die Quelle des Selbsterhaltungstriebes selbst. Und jetzt, man nehme diesen hinweg und die ganze organische Welt hat aufgehört zu existiren. Also: so paradox es klingen mag, der allgemeine Vernichtungskrieg ist es, der die ganze Lebewelt nicht bloss zu dem gemacht hat, was sie ist, sondern geradezu die unerlässliche Bedingung ihrer Existenz überhaupt.

Man mag sich wehren wie man will: die leibliche Existenz des Menschen und der menschlichen Gesellschaft unterliegt denselben Naturgesetzen wie die ganze übrige Lebewelt; auch vom Menschen gilt: der Kampf ums Dasein, der allgemeine Vernichtungskrieg, der von Himmel und Erde, von Thier- und Pflanzenwelt und von den Menschen unter einander geführt wird, ist die Quelle aller menschlichen Tugend, die Bedingung seiner Existenz überhaupt. Ohne ihn würde das Menschengeschlecht nicht bloss bis zum Affen, sondern noch unter den Affen kommen.

Für gewisse Formen des Vernichtungskampfes der Menschen unter einander, die sogenannte friedliche Konkurrenz der Arbeit, läugnet dies auch wohl kaum ein vernünftiger, unterrichteter Mensch, obwohl auch die gebildetsten Nationalökonomien die Sache nicht so ernst nehmen wie der Naturforscher. Nach ersterer Meinung würde der Mensch ohne diesen Kampf nur seine Kulturstufe einbüssen, aber immer noch Mensch bleiben, während der letztere geradezu den Verlust der Menschenwürde und zum Schluss die unausbleibliche Vernichtung prophezeit.

Einstimmig fast wird dagegen der mit Feuer und Schwert geführte Krieg der Menschen unter einander als ein Verbrechen gebrandmarkt, der doch nur eine der Formen des Kampfes ums Dasein, freilich eine der akutesten, ist. Hier lodert der Kampf ums Dasein so recht zu hellen Flammen auf, hier bricht die Gewalt mit Gewalt sich Bahn, hier springt die Rechtlosigkeit des Eigenthums, des Besitzes grell in die Augen. Dem Sieger, dem Stärkeren verbleibt die Beute, das Eigenthum. Und dennoch erheischt die Wahrheit zu bekennen: es scheint ein Naturgesetz, mag man es nun erklären und deuten wie man will, dass alle die grossen erhebenden Tugenden der Menschheit sich um das Schwert sammeln. Der Krieg der Staaten gegen einander ist die einzige Quelle eines ganz bestimmten Komplexes von Tugenden, welche mit Recht, seit es eine Civilisation gibt, hochgehalten werden, weil sie das *fundamentum regnorum* sind: die Bürgertugenden, die *virtus* der alten Römer, die „Mannheit“ der Deutschen, der Patriotismus der Neuzeit; es ist durchaus vereinbar, jeden Krieg, auch den siegreichsten, für ein nationales Unglück zu halten, — denn dies ist er momentan — und doch der Einsicht sich nicht zu verschliessen, dass seine Nachwirkungen im grossen und ganzen segensreiche sind, welche den augen-

blicklichen Nachtheil hundertfach aufwiegen. Denn er ist es, welcher unter allen Umständen die Tugenden zeitigt oder neu erweckt, welche die unabweisliche Grundlage der Staatenbildung sind, und die da heissen: Achtung vor dem Gesetz, Opferwilligkeit gegenüber dem öffentlichen Wohl und gegenüber den Nebenmenschen, Unterordnung des Eigenwillens unter den Gesamtwillen, Selbstvertrauen und Tapferkeit in allen Wechselfällen des Lebens, Sinn und Verständniss für das jeder Organisation zu Grunde liegende Prinzip der Arbeitstheilung, gründlicher Hass gegen das unfruchtbare Maulheldenthum, Ehrfurcht vor der Leistungsfähigkeit. Aus den Klagen angeblicher Menschenfreunde über die Verderblichkeit des Krieges spricht eben so viel Mangel an Muth als an Vaterlandsliebe. Und die Völker haben auch seit jeher instinktiv empfunden, dass hauptsächlich der Krieg Grosses, Dauerndes schafft, indem sie dem Gott der Schlachten die prächtigsten Tempel errichteten, selten nur dem des Ackerbaues und der Liebe, und die Kriegshelden vornehmlich, weit mehr jedenfalls als Dichter und Philosophen, diejenigen Sterblichen sind, deren Name Jahrtausende hindurch im Gedächtniss der Völker und zwar der Volksmassen lebt. Und man hat durchaus kein Recht, dies nur von einer bestimmten Entwicklungsperiode der Menschheit gelten zu lassen, sobald man zugeben muss, dass dieselbe in unseren Tagen noch nicht abgeschlossen ist.

Nüchterne Denker, jedem unfruchtbaren Träumen abhold, haben diese Wahrheiten in vollem Umfange erkannt und, wie Treitschke, Gustav Jäger und Lasson in Deutschland, dann Walter Bagehot in England, auch den Muth gehabt dies öffentlich auszusprechen, wofür sie sich freilich den Spott und die Herabsetzung der literarischen Plebs gefallen lassen mussten. Widerlegt, anders denn mit hohlen Phrasen, konnten sie freilich nicht werden, während Bagehot den siegreichen Nachweis erbringen konnte, dass jeder grosse Fortschritt in der Civilisation mit einem Kriege verbunden sei. Einen ähnlichen Widerspruch kleiner Menschen erfuhr auch der grösste Schlachtenlenker der Gegenwart, als er sich nicht scheute, vom Kriege zu erklären: „Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat gibt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren“¹⁾. Unter den mannigfachen Bekämpfungen,²⁾ welche diese Ansichten erfuhren, vermochte keine die Thatsache zu beseitigen, dass eine Nation, sobald sie aufhört muthvoll zu sein, auch aufhört, sich selbst zu achten; sie wird dann nothwendig epikuräisch, kriechend, knechtisch und niederträchtig, welchen Gedanken die Römer sehr richtig damit ausdrückten, dass sie Tapferkeit und Tugend mit Einem Worte bezeichneten. Geschichte und Völkerkunde bieten uns Beispiele in Hülle und Fülle dafür, dass mit dem Sinken des kriegerischen Geistes Entartung sich paart.

1) Generalfeldmarschall Graf Moltke's Brief an Bluntschli, dd. Berlin, 11. Dec. 1880.

2) Die geistreichste darunter ist: „*Preussische Ethik und Polemik*“ von L. P. (Ludwig Pfau) Stuttgart, 8°.

Wir sagen nicht mit dem erwähnten berühmten Feldherrn: „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung“, weil wir eine göttliche Weltordnung nicht anerkennen; aber wir sagen, und das ist dasselbe: Der Krieg ist ein Naturgesetz, eine der ältesten Naturerscheinungen, für dessen Berechtigung die gesamte Natur in die Schranken tritt. Ist doch das Leben der ganzen Natur, selbst das menschliche Leben ein ewiger Kampf der Gegenwart mit der Zukunft. Der Krieg liegt im Grundcharakter aller organischen Wesen und kann auch mit zunehmender Gesittung an seiner Schärfe nicht verlieren. Zu behaupten: „Appelle an die Waffen werden aufhören und ein internationaler Gesetzkodex, welcher in allen wohlgeordneten Staaten vorherrscht, wird an Stelle der Selbstwehr adoptirt werden“, ¹⁾ ist eine gerade so haltlose, unbeweisbare Spekulation wie die Phrase: Wenn das Menschengeschlecht in seiner Kulturarbeit erst noch eine Staffel höher gestiegen ist, wenn jene Humanität, die das Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit der Nationen in sich schliesst und darum den Krieg verdammten muss, noch zu vollerer und schönerer Blüthe sich entfaltet hat, dann werde das Volk seine Helden auf anderem Gebiete suchen, als auf den blutigen Feldern der Schlacht und mit dem wachsenden Abscheu vor dem Kriege werde mehr und mehr die Bewunderung jener dämonischen Grössen die er erzeugt, verschwinden. Weder das Eine noch das Andere wird jemals eintreten, weil einfach der menschlichen Natur zuwider. Man darf mit Feldmarschall Moltke hoffen, dass der Krieg immer seltener zur Anwendung gelangen wird, aber es ist keinem Staate gestattet, sich vollständig davon loszusagen. Denn die Kultur vermehrt die Interessen, geistige wie materielle, und damit zugleich die Konflikte, die schliesslich im Kriege ihre letzte Lösung finden. Ja, wenn hinsichtlich dessen, was Alles zur Wohlfahrt, Unabhängigkeit und Ehre eines Landes gehört, die Begriffe ganz genau festgestellt wären, dann könnte man allerdings einmal auf den ewigen Frieden hoffen, wenn nämlich alle Länder sich im Besitze ihrer Wohlfahrt, Unabhängigkeit und Ehre befinden. Aber gerade in dieser Beziehung gehen die Begriffe weit auseinander und es entsteht oft wegen unwichtiger Dinge ein Streit zwischen unmittelbaren Nachbarn. Denn was dem Einen passt, ist nicht immer auch dem Anderen recht und schliesslich ist nur der Sieger im Stande, von der Wohlfahrt, Unabhängigkeit und Ehre eines Landes die Definition zu geben, die auch von den Anderen anerkannt werden muss.

Das Problem des „ewigen Friedens“ hat ernste und wirklich grosse Denker beschäftigt. Männer, welche allen Phantasmen sorgsam aus dem Wege gingen, welche die Dinge nach ihrer Tiefe zu ergründen suchten, haben die Herstellung des ewigen Friedens für eine Möglichkeit gehalten. Man braucht nun den Abbé Castel de St. Pierre, Immanuel Kant, Jean Jacques Rousseau und wer sonst noch von einem allgemeinen Völkerrechte träumte, weder für Schwärmer noch für Narren

1) Laskers Brief an Herrn Lewis Appleton in London, Juni 1881.

zu halten, und kann dennoch der Ansicht huldigen, dass sie irrten. Ja, es darf billig bezweifelt werden, ob sie heute noch ihre Idee aufrecht erhalten würden, im Besitz der Kenntnisse, welche die moderne Völkerkunde uns zur Verfügung stellt. So weit ich alle Friedensapostel der Vergangenheit und Gegenwart in's Auge zu fassen vermag, waren sie ausnahmslos alles Andere, nur keine Ethnologen. Dagegen kann ich nicht einen Völkerkundigen finden, der an die Möglichkeit des ewigen Friedens glaubt. Bis jetzt sicherlich hat die Friedensidee keine Erfolge aufzuweisen, der Erfolg ist denjenigen geblieben, welche den Krieg machen. Die „Olivenblätter“ Elihu Burritt's, die Friedensfamilie, die er behufs der Verbreitung der Friedensideen gründete, die Friedensliga und Friedenskongresse, die sich später daraus entwickelten, der „internationale Schiedsgerichts- und Friedensverein“ in London (*International Arbitration and Peace Association*) sie haben sämtlich keinen Krieg, keinen blutigen Zusammenstoss verhindert, sobald nur sonst eine Veranlassung hiezu vorhanden war. Der Fortschritt in den Kriegswissenschaften ist ebenso gross wie der Fortschritt in den Friedenskünsten, und Nordamerika selber wurde von einem blutigen Bürgerkriege heimgesucht. Das ist nun einmal gewiss, dass unsere Civilisation die Bedingungen des ewigen Friedens noch nicht geschaffen hat. Aber auch für die Zukunft ist daran nicht zu denken. Der ewige Friede, soll er wirklich den Anforderungen der Philanthropen entsprechen, die zwischen dem Wilden und dem Gesitteten keinen Unterschied machen dürfen, setzt nämlich die allgemeine Verbrüderung der Menschheit voraus, d. h. aller auf Erden lebenden Menschen, nicht bloss etwa der europäischen Kulturnationen. Und den Glauben an die Möglichkeit einer solchen Verbrüderung darf man mit Fug und Recht als einen auf grober Unwissenheit beruhenden Aberglauben bezeichnen. Der ewige Friede ist ein Traum, und, wie Moltke sehr tief hinzufügt, nicht einmal ein schöner Traum. Denn der ewige Friede wäre der Völkertod. So bleibt denn die Welt in alle Zukunft der Unruhe überlassen, weil Unruhe Leben ist, und für Elihu Burritt und seine Nachbeter bleibt nichts übrig als ein verwelktes Oelblatt.

Jäger- und Fischervölker.

Die Arbeit, die Quelle des Eigenthums, vermissen wir selbst in den untersten Kulturstadien nicht, wenn auch begreiflicherweise die Summe derselben damals noch ausserordentlich gering gewesen. Sie steigerte sich natürlich mit jeder zunehmenden Bildungsstufe. Die alten Kulturgeschichtschreiber haben für diese wachsende Bildung eine Schablone ersonnen, wonach sie überall annahmen, dass die Menschen zuerst Jäger, dann Hirten und zuletzt Ackerbauer gewesen seien. Dies ist nun sicherlich nicht richtig in dem Sinne, dass jedes Volk diese Stufenleiter durchlaufen haben müsse; richtig dagegen ist, dass in diesen Stadien, welche gegenwärtig noch, wenn auch kaum in voller Reinheit angetroffen werden, in der That verschiedene Kulturabstufungen vor-

liegen, deren jede einzelne auch ein verschiedenes Arbeitsquantum erheischt. Deshalb scheint mir eine nähere Prüfung derselben nicht überflüssig. Ich beginne mit der untersten dieser Stufen, jener der Jäger- und Fischervölker.

Kaum geboren, verlangt der Mensch nach Nahrung; die Jagd, das Töden des Wildes ist das einfachste Mittel zu deren Beschaffung; überall beinahe ist sie ausführbar, will der Mensch nur bescheiden mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen, denn nirgends auf Erden entbehrt der Mensch der Gesellschaft der Thiere. Die Jagd ist aber zugleich an und für sich eine Arbeit, eine Anspannung physischer Kräfte, und dass sie als Arbeit, nicht etwa als Vergnügen von den wirklichen Jägerstämmen aufgefasst wird, dardür sind wir an dem Beispiele der patagonischen Tehuelchen belehrt worden ¹⁾. Sie ist auch mit den Attributen der Arbeit ausgestattet, indem sie, freilich sehr primitive Güter erzeugt. Das Gut ist aber das Produkt der Arbeit; jede Arbeit muss einen Gewinn ergeben ²⁾, sonst unterzieht sich ihr Niemand. Der Gewinn, das erworbene Gut der Jagd besteht nun einfach in dem Erwerbe der Nahrung durch das Fleisch des erlegten Wildes und in dessen Fell, welches als Schutz gegen die Unbill der Jahreszeiten dient. Weitere Bedürfnisse kennt der Mensch auf der Stufe des Jagdlebens eben nicht. Bach- oder Quellwasser ist ihm Trank, die Bäume des Waldes wölben sich ihm zum Dach während der Nachtruhe oder es birgt irgend eine Felsenhöhle den ermüdeten Jäger. Der Geselligkeit bedarf er noch nicht; er sorgt für sich und nur für sich, wozu das Erträgniss seiner Jagd vollkommen ausreicht. Seine Arbeit endet also mit dem Beschaffen des täglichen Mundvorrathes; der Mensch verhält sich der Natur gegenüber als Raubthier; er bezwingt ihr Leben nur, indem er es tödtet ³⁾, denn lebend bringt es ihm keinen Nutzen. Jägervölker bewohnen daher vorzugsweise den Wald, weil sich hier zu meist das reichste Thierleben entfaltet, und es ist demnach die Vermuthung nicht unstatthaft, dass in der Urzeit, welche wir uns nach den hinterlassenen Spuren zu urtheilen von Jägern bevölkert denken, auch die Verbreitung der Wälder eine viel grössere gewesen. Da aber weiters ausgedehnte Waldungen die Ebenen und das wellenförmige Hügelland mit grösserer Vorliebe als das Hochgebirge aufsuchen, so folgt daraus, dass wir uns auch die Jägervölker zunächst an die schwächeren Erhebungen der Erdrinde gebannt zu denken haben. An den Jagdstämmen der Jetztzeit erhält dieser Satz eine treffliche, allerdings nicht ausnahmslose Bestätigung.

An diese Erwägung anknüpfend ward der Gedanke ausgesprochen,

1) Siehe Chaworth Musters, *At home with the Patagonians. A year's wanderings over untrodden ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro*. London 1871. 8°. S. 174 und *Ausland* 1872. S. 173.

2) P. J. Proudhon, *Die Widersprüche der Nationalökonomie oder die Philosophie der Noth*. Deutsch von Wilhelm Jordan. Leipzig o. J. 8°. Zweite Ausgabe. I. Bd. S. 113.

3) Wuttke, *Geschichte des Heidenthums*. Breslau 1862. 8°. I. Bd. S. 46–47.

dass die Kultur nicht in den Tiefen entstanden, sondern ein Kind der Gebirge sei. So anmuthig das Gewand, worin sich dieser geistreiche Gedanke hüllt, so wäre es doch verfehlt, sich davon bestechen zu lassen, denn nur theilweise kann man ihm zustimmen. Ist es einerseits ein Uebersehen, dass die Jägerhorden der Niederungen doch immerhin im Besitze einer gewissen Kultursumme sich befinden müssen, ohne welche wir es nicht wagen dürften, sie als die erste Kulturstufe zu betrachten, so entbehrt es andererseits der völligen Genauigkeit, dass von den Höhen die Kultur niedersteige. So sprechen mehrere Anzeichen dafür, dass in den europäischen Alpen wenigstens die Pfahlbauer von der Tiefe in die Höhe stiegen, und das unter allen Amerikanern höchstge-reifte Volk der Maya lebte auf der flachen yukatekischen Halbinsel. Wir sind also wohl zu dem Ausspruche berechtigt, dass die niedrigen Jägerstämme zwar allerdings aus den Hochlanden verbannt, nicht aber dass die höheren Gesittungsanfänge ausschliesslich an diese gefesselt erscheinen.

Der Natur der Sache nach konnten die Heimstätten der Jäger, die Waldgebiete nur spärlich bewohnt sein; im steten Kampfe mit dem flüchtigen Einzelwesen des Wildes bedarf der rohe Jäger zu seinen Lebenszwecken eines weiten Raumes, grösser als in irgend einer anderen Entwicklungsphase der menschlichen Gesellschaft; auf grösstem Raume treffen wir unter den Jägern die geringste Bevölkerung. Die Jagd ist ferner unverträglich mit dem Aufschwunge zu einem erhöhten Kulturleben, denn die Entwicklung der Völker steht in strenger, wenn auch nicht absoluter Abhängigkeit von ihrer Ernährungsweise. Nur dort finden wir die frühesten und lange Zeit vereinsamten Lichtpunkte der menschlichen Gesellschaft, wo sich die Bevölkerung am leichtesten verdichten konnte. Die Jagd auf einem gewissen Gebiete von gewissem Wildreichthume kann dagegen nur eine genau und karg bemessene Bevölkerung ernähren. Mehrt sich ein Stamm über den Fleischertrag seiner Reviere hinaus, so werden die Männer theils von Mangel theils vom Bewusstsein ihrer überlegenen Zahl getrieben, die Jagdgründe ihrer Nachbarn zu betreten. Die unausbleibliche Folge sind dann Fehden — geführt im Kampfe um's Dasein — wo der stärkere Stamm den schwächeren entweder aufreibt oder verdrängt, in welch' letzterem Falle dieser wiederum verdrängen oder ausrotten muss. Starke Jägerstämme können sich daher wohl ausbreiten, nicht aber sich verdichten ¹⁾.

Den Jägern schliessen sich die Fischervölker an, dermalen jedoch nur in geringer Anzahl über die Erde verbreitet. Die Urheber der dänischen und sonstigen Kjökkenmøddinger mögen einem solchen Fischer-volke vielleicht angehört haben. Meistens an der Seeküste, seltener an Flussufern lebend, dürfen wir auch die Fischer zu den Bewohnern der Ebene zählen. In ihrer Bildung überragen sie den Jäger nur um ein wenig, doch ist eine Gesittungsunahme — wenn auch sehr un-

1) Oskar Peschel, *Die Abhängigkeit der menschlichen Gesittung von den Länder-gestalten*. (Australand 1868. S. 291.)

bedeutend — nicht zu verkennen. Der Fischer hat den Kampf nicht mehr bloss gegen ein Einzelwesen, sondern auch gegen eine allgemeine Naturmacht, das Wasser, aufzunehmen und durchzuführen; das Bewältigen der Natur ist so zu sagen in die zweite Potenz getreten; ein Doppeltes ist zu umspannen. Die Fischer wohnen daher auch näher an einander und sind oft bei der Tücke des zu bekämpfenden Elementes auf gegenseitige Hilfeleistung angewiesen. Bei ihnen also wird man die ersten Spuren geselligen Zusammenlebens, der menschlichen Gesellschaft zu suchen haben. Der Raum, welchen der Einzelne zu seinem Lebensbedarfe beansprucht, ist minder ausgedehnt als bei dem Jäger, und hie und da bemerkt man die rohesten Urfänge der Schifffahrt, welche freilich durch die jeweilige Beschaffenheit der Küsten gefördert oder gehemmt wurde ¹⁾.

Hirtenvölker.

Das Hirtenleben, der Herdenbetrieb kennzeichnet die nächste Kulturstufe. Hier wird das Thier als lebendes Wesen dem Menschen dienstbar; die Natur wird nicht mehr dadurch bewältigt, dass das Lebende getödtet, sondern, dass es erhalten und dem Menschen unterworfen wird. Ein kleineres Gebiet genügt für die Bedürfnisse des Einzelnen; der Mensch wird milder, sein Gemüth sanfter, seine Neigungen wenden sich den milchgebenden Thieren zu, die seinen Reichtum bilden und deren Zucht ihn vermehrt. Der erste Schritt zur Milderung der Sitten ist damit geschehen. Mag es auch nur erst gewissermassen ein Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen nahrungspendenden thierischen Hausgenossen sein, immerhin dürfen wir darin den Keim der Gefühle erblicken, welche die gegenseitige Annäherung der Menschen an einander, wenn auch durch anderweitige zwingende Umstände veranlasst, befördern helfen.

Das Hirtenleben ist mit dem Nomadenthume innig verwebt. Jäger und Fischer, wengleich mehr Raum für den Einzelnen benöthigend als der Hirte, können nicht eigentlich Nomaden genannt werden. Wohl streift der Jäger planlos durch die Wälder und kehrt vielleicht zur Stelle nimmer zurück, von der er ausgegangen; er gehorcht dabei aber keinem sichtbaren Gesetze der Nothwendigkeit; anders der Hirt: er muss die abgeweideten Triften verlassen, und seinen Herden neue Nahrung suchen; er kehrt aber wieder zurück, sobald der Nachwuchs stattgefunden und verlässt im eigentlichen Sinne ein gewisses Gebiet nicht. Der Nomade ist fast stets ein Sohn der Steppe, jener weiten Grasfluren, welche in beiden Erdhalben unabsehbare Räume bedecken. Der nomadisirende Hirte ist jedoch eine der alten Welt allein eigenthümliche Kulturerscheinung. Dies allein zeigt zur Genüge, wie sehr

¹⁾ Siehe Peschel, im *Ausland* 1868. S. 169—176 und in seiner *Völkerkunde* S. 195—208.

Jene in die Irre gehen, welche an einer schablonenhaften Kulturentfaltung der Menschheit festhalten. Die amerikanischen Völker haben die Milchwirtschaft und daher das Hirtenleben nie gekannt; desto ausgebreiteter waren die Nomadenstämme in den weiten Steppen Asiens, von denen man sich keine allzu düstere Vorstellung machen darf¹⁾. Im Allgemeinen erscheint das Leben der Nomaden in der Steppe einförmig; es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge; um die Herden und um den Krieg; denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, doch liegt ihm am Kampfe selbst nichts, er will nur Beute machen.

Ueberschauen wir den Kulturgewinn der Hirtenstufe, so kann seine Bedeutung dem denkenden Beobachter nicht entgehen. Das Leben ist ein vielbeschäftigtes geworden, die Bedürfnisse haben sich gemehrt, der Mensch hat erlernt sich ein luftiges Haus zu bauen, dem freilich noch der Mangel der Unstabilität anklebt. Während die Jäger sich wegen der ungeheuren Ausdehnung der Landstrecke, die zur Ernährung eines einzelnen Menschen erforderlich ist, im günstigsten Falle in kleinen Stämmen von mehreren Hunderten oder höchstens Tausenden zusammenfinden, vereinigen sich die Hirten schon zu hunderttausenden unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, welchem sie, gerade wie die Jäger ihren Häuptlingen, der Natur der Dinge nach eine despotische Gewalt einräumen, weil in dieser Entwicklungsperiode die Gewalt des gemeinsamen Oberhauptes über Leben und Tod das festgegliederte Gesetz ersetzen muss²⁾. Es ist ferner das Wort „Reichthum“ genannt worden; in der That darf bei den Hirten schon von einem solchen die Rede sein; der Besitz, das Eigenthum hat konkrete Formen angenommen und in der natürlichen Fruchtbarkeit der Herdenthiere war auch die Vermehrung des Besitzes eingeschlossen; zudem wächst der Reichthum in jenem Zustande der Ungetheiltheit, wo der Handel Nichts ist, wo Jeder Alles noch für sich allein produziirt und die Arbeit sich noch im geringsten Stadium der Freiheit befindet, wie die Zahl der Individuen. Das Hirtenleben zeigt jedoch im Vergleiche zu den niedrigeren Stufen schon eine wesentliche Verdichtung, die Hauptbedingung zu jedem höheren Aufschwunge der Kultur.

Uebergang zum Ackerbau.

Gleichwie mit der vormetallischen Zeit sich für uns die vorgeschichtliche Periode abschliesst, so darf uns auch die Stufe des Hirtenlebens, das Nomadenthum so zu sagen, als eine prähistorische Erscheinung gelten. Mit dem Gebrauch der Metalle und der Einführung

1) Selbst in einer der gemiedensten Steppen, in der barabinschen, hat Middendorff ein wohniges Plätzchen, ein Paradies auf Erden, entdeckt. (A. v. Middendorff, *Die Barab.* St. Petersburg & Leipzig 1870. 4^o.) Vgl. auch das Kapitel: Wüsten und Steppenbilder in meinem Buche: *Die Russen in Centralasien*. Augsburg 1873. 8^o. S. 29-38.

2) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie*. I. Bd. S. 13.

des Ackerbaues hebt die kulturhistorische Gegenwart an. Ich beeeile mich jedoch gegen die etwaige Ansicht Verwahrung einzulegen, als ob diese beiden Ereignisse als gleichzeitig aufzufassen wären. Andererseits ist sehr ernst davor zu warnen, geistige Gesittungsstufen mit irgend einer bestimmten Ernährungsweise unwiderruflich verknüpft zu denken. Nichts ist zum mindesten weniger erweislich¹⁾. Baumzucht treffen wir beispielsweise nicht bloss in der Südsee, sondern bei den rohen Völkern Guyana's, wie umgekehrt die nomadischen Beduinen Arabiens vor und während Muhammed's Auftreten, ja noch jetzt als die besten Richter über Grammatik und für feine Kenner der Poesie galten und gelten. So wie in der Geologie und Ethnologie gibt es auch in der Geschichte kein streng gesondertes Aufeinander, sondern nur ein zusammenfliessendes Ineinander. Es ist auch keineswegs ausgemacht, dass die Völker die verschiedenen Kulturabstufungen, wie sie hier angegeben sind, jede einzeln durchleben mussten. Manche Stämme überspringen die eine oder andere, manche sind auf der untersten Stufe stehen geblieben. So bietet ja die Gegenwart genügende Beispiele, von Jäger-, Fischer- und Hirtenvölkern, genau wie sie die Steinzeit bei einzelnen Indianerstämmen Nordamerika's erhalten hat. Bei der Entdeckung dieses Welttheiles — noch sind es nicht vierhundert Jahre her — standen seine grossen Kulturreiche noch mit halbem Fusse im vormetallischen Alter und das zweitausendjährige Kulturmetall der europäischen Gegenwart gehörte zu den unbekannten Dingen. Noch im Kampfe mit den deutschen Ordensrittern bedienten sich die lettischen, den Slaven stamm- und sprachverwandten heidnischen Preussen steinerner Streit- äxte. Mit Recht darf man aber diese Erscheinungen als archaische bezeichnen, als an Epochen gemahnend, die längst hinabgerollt in den Schoos der Zeit. Ganz dasselbe gilt bekanntlich von einer Menge Gebräuche und Sitten im Alltagsleben der modernen Kulturnationen, über deren Entstehung und Bedeutung sich nur der Forscher Rechenschaft zu geben weiss; sie ragen eben als Ueberbleibsel der Vergangenheit — Ueberbleibsel nennt sie Tylor — mitunter seltsam kontrastirend, in die Jetztwelt herein.

Nicht nur also, dass an eine Gleichaltrigkeit der Metalle und des Ackerbaues gar nicht zu denken ist, scheint es kaum zweifelhaft, dass letzterer unbedingt weiter in's Alterthum zurückreicht. Ackerbau trieben, dies steht fest, die Bewohner der europäischen Pfahlbauten. Eine grosse Zahl der Pfahlbauten, namentlich jene in der Schweiz, gehören aber noch der vormetallischen Zeit an.

Im Gegensatz zum Nomadenthume ist der Ackerbau ein Kind der Berge. In den Gebirgen liegt nämlich der weniger ergiebige Boden und dieser wurde bei Besiedlung der Erde zuerst in Kultur genommen; allmählich erst und stufenweise ward bei den geschichtlichen Fortschritten der Civilisation zu den besseren Bodengattungen übergegangen. Auch um dieses Gesetz aufzudecken, musste der Vergleich mit den

1) Dies bedingt keinen Widerspruch gegen das auf S. 106 hierüber Bemerkte.

Vorgängen der Gegenwart dienen, welche am besten in den Kolonisationsversuchen unkultivirter Landstriche Amerika's beobachtet wurden. Hier kann man die Hindernisse bemerken, welche den Menschen in seinen ersten Bewirthschaftungsbemühungen gerade von der Beackerung des üppigsten Bodens abhielten. Was aber das heutige Geschlecht nicht zu leisten vermag, konnte vor Jahrtausenden noch viel weniger geleistet werden. In den ersten Stadien seiner Entwicklung konnte der Mensch den besseren Boden nicht in Angriff nehmen, weil dieser seinen Bearbeitungskräften unbedingt unzugänglich war. Der fruchtbarste Boden liegt gewöhnlich in den Niederungen der Flussthäler und ist häufig übertheucht, so dass er ohne Entwässerung nicht brauchbar ist und überdies durch die von ihm aufsteigenden giftigen Dünste Gesundheit und Leben gefährdet. Ein Volk, welches eben erst zum Ackerbane übergeht, daher an Anzahl verhältnissmässig unentwickelt sein muss, kann aber solche umfassende Arbeiten nicht ausführen, es kann weder Entwässerungen vornehmen, noch Moräste trocken legen. Nur durch das allmähliche Steigen der Bevölkerung und die sich hieran knüpfende Entwicklung der Fähigkeiten, nur durch die vereinigte und künstlich gesteigerte Kraft einer dichten und in der Technik fortgeschrittenen Volksmenge kann die Landwirthschaft auf den fruchtreichsten Boden übertragen werden. Schon die üppige Vegetation, womit die vom Menschen ungebändigte Natur den an inneren Vorzügen reichsten Boden bedeckt, ist eine Hemmung, zu deren Ueberwindung so viel Menschenkraft gehört, als den dünn bevölkerten und eben zum Ackerbau übergehenden Gemeinwesen der Vorzeit nicht zu Gebote stand. Ursprünglich thut der Mensch, was er vermag; aber er vermag eben nur das weniger ergiebige Land, also besonders die Bergabhänge anzubauen. Erst allmählig steigt er nach Massgabe der wachsenden Kraft seines Geschlechtes in die Thäler nieder und folgt so dem Laufe der Flüsse, an deren Quellen ihm seine Ansiedlungen zuerst gelungen waren. Dabei kommt der natürliche Wasserabzug, durch die Schwerkraft ausgeübt, dem Menschen, ohne dass er es weis, zu Statten. Einzig darauf eingerichtet, dem Boden überhaupt Erträge abzugewinnen, greift die Kultur ganz von selbst zu den Ländereien, welche leicht aufzulockern sind und natürlichen Wasserabzug besitzen. Die Bergabhänge sind in dieser Hinsicht ursprünglich die geeignetsten und auf ihnen gedeihen daher auch die ersten Ansiedlungen ¹⁾.

Es wäre durch den hiermit angedeuteten Besiedlungsgang der Erde abermals dargethan, in welch' tiefer Abhängigkeit der Mensch von der Beschaffenheit der äusseren Natur sich befindet, und für eine Menge von Folge-Erscheinungen wieder eine natürliche Erklärung gewonnen. Wenn der reichste Boden von dem wilden Jäger oder Nomaden mit dem besten Willen nicht bearbeitet werden kann, so gehen eben so

1) Eugen Dühring, *Carey's Umwälzung der Volkswirtschaftslehre und Sozialwissenschaft*. München 1865. 8°. S. 63—66. Dann in ausführlicher Behandlung bei H. C. Carey, *Sozialökonomie*. Nach dem amerikanischen Originalen übersetzt. Berlin 1866. 8°. S. 30—52.

wenig rohe Horden zum Ackerbaue über dort, wo das Bodenertragniss nicht die Mühe lohnt und mindestens zum Lebensunterhalte hinreicht, denn von Natur aus ist der Mensch nicht arbeitsam; er unterzieht sich der Arbeit, weil er nicht anders kann, weil sie ein Naturgesetz, und beschränkt sich auf das Minimum dessen, was dieses Gesetz von ihm fordert. Kein eigentlich wildes oder halbbarbarisches Volk bequemt sich zur mühsamen Arbeit, so lange nicht der Sporn der Noth und Gefahr es dazu drängt. Dem Wilden erscheint die Arbeit als eine Qual und erst mit der Gewöhnung an dieselbe versöhnt er sich mit ihr¹⁾. Ein solches mit Arbeitsvermehrung verbundenes Aufsteigen ist aber dort schon gar nicht zu hoffen, wo die natürlichen Bedingungen dazu fehlen. Der Jäger wird nie zum Hirten in Gegenden ohne Weideland, aus dem einfachen Grunde, weil die Thierwelt ebenfalls in genauem Zusammenhange mit der äusseren Natur steht, das Vorkommen und Gedeihen milchspendender Säugethiere also an das Vorhandensein von Weideland geknüpft ist. So hat die ungleiche Vertheilung der Thiere auf der Erde nicht wenig zur rascheren oder langsameren Entwicklung der Menschheit beigetragen. Die Wiederkäufer, in allen Zonen leicht zu akklimatisiren, sind dem afrikanischen Jäger wie dem Mongolen, dem Malayen und dem kaukasischen Menschen gefolgt. Obwohl mehrere Säugethiere und viele Pflanzen den nördlichen Gebieten der alten und neuen Welt angehören, besitzt Amerika doch nur als Repräsentanten der Rinder den Bison und den Moschusochsen, deren Weibchen trotz der fetten Weidegründe nur wenig Milch geben. Der amerikanische Jäger war daher auf den Ackerbau nicht durch die vorhergehende Pflege der Herde und die Gewohnheiten des Hirtenlebens vorbereitet; niemals war der Andenbewohner versucht, das Lama, das Alpaka, oder das Guanako zu melken und es bedarf dann wohl keiner übernatürlichen Erklärung, wenn der Gang der dortigen Kulturentwicklung seine eigenen, abgesonderten Pfade eingeschlagen hat.

Dort wo also der Erde fruchtbarem Schoosse in genügender Menge nahrhafte Vegetabilien entspiessen, dort kann der Mensch Ackerbau treiben und sich niederlassen, ansässig werden. Erst aber mit der Baumkultur trat die strenge Sesshaftigkeit ein, denn die Geschichte weiss allerdings von ackerbautreibenden Völkern, die doch Nomaden waren, wie z. B. die alten Germanen,²⁾ wie heute noch viele Indianerstämme des nördlichen Amerika. Bäume aber wollen langsam gezogen werden und verändern nie den Ort, daher auch der Begriff des Eigenthums an unbeweglichen Gütern erst mit der Baumzucht sich verschärfen konnte. Für die Sesshaftigkeit ist also der dauernde Betrieb des Ackerbaues das Kriterium³⁾. Was der Boden in einem

1) Moritz Wagner. *Ausland* 1867. S. 418.

2) Jul. Caesar, *De bello gallico*. VI. 22.

3) Hermann Doergens, *Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte* Leipzig 1872. 8°. S. 59

Jahre gewährt, wird er an Ernte auch im künftigen nicht versagen und der Mensch braucht nicht mehr in der Ferne zu suchen, was er stets zur Hand hat. Dieser Zustand der Dinge ist der günstigste zur Staaten- und Nationenbildung. Der Mensch ist ein geselliges Thier und verabscheut die Vereinzelung; als Nomade irrte er mit seinen Stammesgenossen einher, jetzt genügt ihm ein noch weit kleinerer Raum um sich zu ernähren; er tritt seinem Mitmenschen räumlich näher, die Bevölkerung verdichtet sich und es entsteht allmählich die Gesellschaft.

Wer nun mit einem grossen Sophisten in der menschlichen Gesellschaft das Ergebniss einer freien Vereinbarung erblickt, der wird Jenem grollen, der mit rauher Hand dieses Wahngebilde zerstört und die Bildung der Gesellschaft auf das Gesetz der Nothwendigkeit zurückführt. Einem Naturgesetze folgend sind die Menschen gezwungen, sich in Völkergruppen, in Staaten zu organisiren, welche zwar je nach Rasse und Bildungsgrad des Geschlechtes eine verschiedene Gestalt annehmen, aber gleichwohl in allen Stufen der Kultur eine überraschende Aehnlichkeit zeigen ¹⁾. Die Gesellschaft findet nun ihren, wenn auch nicht alleinigen, so doch wichtigsten Ausdruck im Staate, und dieser ist weder von dem Volkswillen noch von der Vernunft, noch von einem göttlichen Willen, sondern lediglich von der Natur ausgegangen ²⁾. Unter Natur ist hier selbstredend das Zusammen- und Ineinandergreifen aller jener Umstände zu verstehen, welche ausserhalb der menschlichen Machtsphäre liegen. Der Staat entsteht durch natürliche Kräfte und ist nach seiner Grundlage ein Naturprodukt.

In welche Zeit die Bildung des ersten Staates fällt, Niemand vermag es zu sagen. Offenbar lag dieser Staatenbildung ein langwieriger Prozess zu Grunde, dessen Dauer völlig unabsehbar ist. Religion und Priesterschaft, Kriegerthum und Familie müssen schon eine bestimmte Entwicklung durchlebt haben, ehe jedes einzelne dieser Elemente mit den anderen in Wechselbeziehung treten konnte, wie es das Wesen des Staates erfordert.

1) M. Wirth, *Grundsätze der Nationalökonomie*, I. Bd. S. 11.

2) Konstantin Frantz, *Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft*. Leipzig und Heidelberg 1870. 8°.

Europa's vorgeschichtliche Kultur.

Begründung der ethnologischen Geschichtsbehandlung.

Was ist Kultur? fragt einer der bedeutendsten modernen Kulturhistoriker ¹⁾ und bemerkt sehr richtig, die Antwort darauf hält schwer, sehr schwer. Eine klare, bündige Definition des Begriffes ist noch nicht gegeben worden. Kultur oder Civilisation im weitesten ethnographischen Sinne ist jener Inbegriff von Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Gesetz, Sitte und allen übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche der Mensch als Glied der Gesellschaft sich angeeignet hat, sagt Tylor, ²⁾ und Oskar Peschel will unter Gesittung alle durch menschliches Nachsinnen der Natur abgerungenen Vortheile, die Veredlung ihrer Gaben, den leichten Erwerb und die Verbesserung der Nährstoffe, die Erfindungen zur Abkürzung der Arbeit, die Einrichtung zu einem geordneten Beisammenleben, endlich die höchsten Güter der Menschen, die Erkenntniss unserer selbst, das Streben nach höherer Würde, nach idealen Vorbildern, mit Einem Worte die Religion zusammenfassen ³⁾. Welches das erste Stadium dessen gewesen, was wir in obigem Sinne als Kultur zu bezeichnen pflegen, vermag im Grunde genommen Niemand genau zu sagen, da heute, wie schon wiederholt betont, nirgends mehr Menschen im Urzustande leben. In den Wilden der Gegenwart haben wir keinen Anfang, sondern das Ende der Anfänge der Gesittung vor uns. Dennoch besitzen wir untrügliche Mittel, um in die vorgeschichtlichen Tiefen unserer Kulturanfänge hinabzusteigen. Es erweist sich nämlich, dass ein jeder Mensch, im strengen Einklange mit dem biologischen Gesetze, wonach die Geschichte des Embryo die abgekürzte Geschichte des Stammes ist, die Abkürzung der ganzen Weltgeschichte in der folgerechten Entwicklung vom Säugling und vom Kinde an bis zur vollen Reife real darstellt ⁴⁾. Nachweisbar zeigen die Kinder höherer und höchstgestiegener Rassen die nämlichen Eigenschaften und

1) J. J. Honegger, *Allgemeine Kulturgeschichte*, Leipzig 1882. 8°. I. Bd. S. 8.

2) Tylor, *Die Anfänge der Kultur*. I. Bd. S. 1.

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 468.

4) Paul v. Lillienfeld, *Die Sozialwissenschaft der Zukunft*. II. Bd. S. 114.

Geistesemanationen, welche die Wilden, die sogenannten „Naturvölker“ — im blossen Gegensatz zu den civilisirten Nationen — an den Tag legen. Letztere sind also wahre Kinder, und die physische Ausbildung ihrer höheren Organe steht auf keiner anderen Stufe als bei den wirklichen Kindern der Kulturvölker. Das Gehirn des Negers ist kleiner, als das des Europäers, überhaupt thierähnlicher; seine Windungen sind weniger zahlreich. Ihr ganzes Nervensystem ist minder fein entwickelt als beim Kulturmenschen, und es kann auch gar nicht anders sein, wenn wir bedenken, dass durch sein feineres, edleres, höher entwickeltes Nervensystem der Mensch sich allein vom höchst entwickelten Thiere unterscheidet, dieser Unterschied aber gerade das Resultat der geschichtlichen Entwicklung des Menschen ist¹⁾.

Die Bezeichnung der Naturvölker als Kinder ist bisher im Grunde immer nur bildlich geschehen. Etwas ganz anderes ist aber die Anerkennung der Realität der allmählichen Entwicklung des Menschen vom Standpunkte des Entwicklungsgesetzes der Geschichte aus. Letzterer muss den Parallelismus zwischen der Keimesgeschichte der höheren Nervenorgane eines jeden Menschen mit der Stammesgeschichte des ganzen Menschengeschlechtes als etwas eben so Reales anerkennen, wie solches in Betreff des Parallelismus zwischen der embryologischen und paläontologischen Entwicklung in der organischen Natur der Fall. Wenn also im Nachfolgenden Ausdrücke, wie „Kindheit der Menschheit“, „volle Reife“, „jugendliche“ oder „alternde Völker“ gebraucht werden, so ist damit stets ein positiver, realer, kein bildlicher Sinn verknüpft; man komme deshalb nicht mit dem Einwande, dass die Heranziehung der Analogie von Kindheit, Jünglingsalter u. s. w. im Völkerleben nicht viel austrage, um unser Erkennen und Verstehen schärfer und eindringlicher zu gestalten. Es handelt sich eben um keine Analogie mehr, sondern um eine Realität; die Analogie erklärt freilich nichts, die Realität aber Alles.

Desshalb ist das Studium der Naturvölker als des wichtigsten Vergleichsmittels, für unsere Aufgabe von so hohem Werthe; nur dadurch vermag man in die Geheimnisse der vorgeschichtlichen Kultur einzudringen, deren Höhe annähernd abzuschätzen. Und für die Berechtigung, die gegenwärtig noch herrschenden Zustände dieser Naturvölker zur Rekonstruktion der menschlichen Urzustände heranzuziehen, direkte Schlüsse aus dieser Gegenwart auf die Vergangenheit zu folgern, bürgt das Gesetz der dreifachen Uebereinstimmung des Nach-, Neben- und Uebereinander, dafür liefert endlich einen sprechenden Beweis der sonst unerklärliche Umstand, dass fast ausnahmslos alle jene Denkmäler die wir für die ältesten Spuren menschlichen Schaffens halten müssen, in nahezu identischer Form bei den heutigen Naturvölkern vorkommen. Dies gilt von Dolmen und Muschelhügeln, von Pfahlbauten und Hünengräbern. Das Verständniss der urgeschichtlichen Kulturphasen wird desshalb — dies lässt sich mit Bestimmtheit behaupten — am meisten

1) Lillienfeld. A. a. O. S. 73.

durch die vergleichende Völkerkunde gefördert, welche sich für die Auffassung auch der ferneren Entwicklung immer unentbehrlicher herausstellt.

Die vorgeschichtlichen Zeitalter.

Um die bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte besser übersehen zu können, hat man bereits die gewonnenen Resultate übersichtlich geordnet und den unmessbaren Zeitraum, über den sie sich erstrecken, in verschiedene Perioden getheilt. Wie man in der Geschichte der Staaten und Völker von Alterthum, Mittelalter und Neuzeit spricht, theilt man die Urgeschichte der Menschen in ein Zeitalter der Steine oder richtiger vormetallisches und in ein Zeitalter der Metalle ein. Fast überall nämlich ergab sich, dass der Benützung der Metalle jene des Steines zu Werkzeugen, Waffen u. dgl. vorangegangen ist, genau wie unsere eigenen Kinder bei ihren Spielen und Verrichtungen des Steines als Hammer oder Werkzeuges sich heute noch bedienen. Spuren eines solchen Steinalters, welches sich jedoch auf jene allerfrüheste Kulturstufe (etwa der Zeit der schwäbischen Höhlen entsprechend) beschränkt, auf welcher in der That der Gebrauch jedweden Metalls unbekannt war, finden sich in Aegypten wie in China, und manch zurückgebliebene Völkerschaft lebt noch darin. Die beiden grossen Zeiträume der vormetallischen und der Metallzeit umfassen wiederum verschiedene Unterabtheilungen, welchen jedoch bis jetzt ausschliesslich die Verhältnisse Nord- und Mitteleuropas zu Grunde liegen. Sie besitzen daher nur lokalen Werth. Alle diese Perioden und Unterabtheilungen sind durch die allmähligsten Uebergänge miteinander verbunden, fliessen ineinander und spielen auch vielfach durcheinander oder laufen nebeneinander her, so dass eine Bestimmung der Gleichaltigkeit in vielen Fällen unmöglich ist.

Die Metallzeit fällt in Europa mit ihren Anfängen auch noch in die vorhistorische Zeit, d. h. wir wissen nichts davon, wie und wann das Metall zuerst von den Menschen in Gebrauch genommen ward. Wir begegnen hier dem Eisen und der Bronze. Fürderhin kann man nicht mehr wohl von einer Bronzezeit, die man sich früher als dem Eisenalter vorangegangen dachte, sprechen, wenn man darunter eine Periode verstanden haben will, in welcher das Eisen gänzlich unbekannt und Bronze das einzige, sowohl zu Waffen als Werkzeugen verwendete Material war. Zahlreiche Nachweise ergaben auf das unwiderleglichste, dass die Verwendung des Eisens sich bis zurück in die frühesten Perioden der Geschichte verfolgen lässt und dass eine besondere Bronzezeit für Europa wenigstens nicht existirt. In Amerika ging ihr ein reines Kupferalter voraus, und ein Gleiches war bei den alten Tschuden im Altai der Fall.

Die Höhlenzeit.

Die ältesten Spuren des Menschen finden sich, nach den Annahmen nicht weniger Forscher, in der Mitte der Tertiärzeit, in den oberen Schichten der Miocän-Ablagerungen. Doch sind diese Spuren noch nicht als gesichert zu betrachten, und genauere Forschungen müssen erst noch die Existenz des Menschen in den tertiären Gebilden unseres Erdtheiles bestätigen. Dagegen sind Zeugnisse für die Anwesenheit des Menschen seit Beginn der gegenwärtigen Erdperiode in mannigfachster Art vorhanden. Wir lassen diese letzte, quaternäre Periode der Erdgeschichte gewöhnlich an der Eiszeit beginnen, welche so zu sagen die Grenze zwischen Tertiär und Quaternär bildet, und theilen das Quaternär wieder in zwei Epochen: eine ältere, das Diluvium und eine jüngere, das Alluvium, in der wir uns noch befinden.

In den Geröll-, Sand- und Lehmlagerungen nun, welche die Wasser der Diluvialzeit über die Erde gebreitet haben, finden sich an vielen Orten rohe Werkzeuge von menschlicher Hand in unmittelbarer Nachbarschaft der Reste jener ausgestorbenen Thiere, welche in der Glazialepoche unseren Erdtheil belebten. Man trifft dergleichen in den Sandgruben und Eisbänken der Flüsse Englands und Frankreichs, sowie in den meisten diluvialen Schwemmgebilden Belgiens, Deutschlands, Italiens, Spaniens, ja selbst Osteuropa's. Die klassische Fundstelle solcher Reste in Europa ist indess das Sommethal in der Pikardie, wo roh behauene Aexte aus Feuerstein in den ältesten Schichten des diluvialen Gerölles vorkommen. Lange hat man die ernstesten Zweifel an der menschlichen Herkunft dieser Dinge gehegt, und der hochverdiente Boucher de Perthes, der Entdecker dieser Reste, hatte einen langen und heissen Kampf zu kämpfen, bis ihm die Genugthuung ward, die Echtheit seiner Funde allgemein und unbestritten anerkannt zu sehen. Seither sind ganz ähnliche Produkte — Artefakte nennt sie der Forscher — in den meisten Ländern Europas dem Schoosse der Erde entstiegen; überall sind es vorwiegend Feuersteingeräthe, augenscheinlich Waffen, die mit groben Schlägen in meist ei- und mandelförmige Gestalt gebracht sind und so ziemlich das Einfachste, für Kampf und Jagd Wirksamste darstellen, was sich der Mensch überhaupt zu bilden vermochte.

Neben den älteren Schwemmgebilden sind in erster Reihe die Höhlen, welche uns die meisten Spuren vom vorgeschichtlichen Menschen aufbewahrt haben, sie erweisen als wichtigste Thatsache zweifellos, dass der Mensch bereits Zeuge der Eiszeit war, wenn er auch vielleicht erst am Ende derselben in Europa gelebt haben sollte. Sicher ist: er lebte und wohnte zum Theile zusammen mit den furchtbaren Raubthieren und kolossalen Dickhäutern jener Epoche, jagte sie und bearbeitete in roher Weise die verschiedenen Theile ihres Skeletes, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Ja, der berühmte, englische Geologe, Boyd Dawkins ist durch seine eifrige Durchforschung der englischen Höhlen zu dem Schlusse gedrängt worden, dass dort

schon vor der Eiszeit, also in präglazialer Epoche, der Mensch mit den postpliocänen Säugethieren erschienen sei.

Nicht alle Höhlenfunde sind gleich alt; dies geht schon aus der Betrachtung hervor, dass eine und die nämliche Höhle lange, unberechenbare Epochen hindurch benutzt worden sein, also die Spuren sehr verschiedener Kulturstadien in sich schliessen kann. Ist doch die berühmte Viktoria-Höhle bei Settle in Yorkshire nachweislich noch im III. Jahrh. unserer Zeitrechnung bewohnt gewesen! Eine gewissenhafte Höhlenforschung und Klassifizierung der Funde stösst demnach auf sehr erhebliche Schwierigkeiten. Allgemein betrachtete man als die ältesten solche Reste, welche unter anderen mit den Knochen des Mammuth, eines wollhaarigen Elefanten vergesellschaftet gefunden werden; jünger hielt man jene, bei welchen das Renthier die Stelle des Mammuth vertritt. Das Mammuth ist nämlich völlig ausgestorben, während das Ren gegenwärtig noch die arktischen Gebiete bewohnt; wie seine zahlreichen Knochenreste beweisen, war es in früherer Zeit über ganz Mitteleuropa bis an die Pyrenäen verbreitet, und man schliesst aus der Anwesenheit dieses kälteliebenden Thieres, dass unser Klima damals ein viel strengeres, eiszeitliches gewesen sein müsse. Man hat lange, auf Grund der erwähnten Thatsachen, eine ältere Mammuth- und eine jüngere Renthierzeit unterschieden. Jetzt weiss man aber, dass beide Thiere zur selben Zeit nördlich von den Alpen und Pyrenäen hausten, und in sehr vielen Knochenhöhlen kommen auf diesem Gebiete deren Gebeine in den gleichen Schichten vor. Es geht mithin nicht an, zwischen Mammuth- und Renthierzeit einen Alters-Unterschied zu machen, und wir bezeichnen die Entwicklungsstufe des europäischen Menschen, die aus den Schwemmgebilden und den Höhlen sich offenbart, einfach als die Höhlenzeit.

Es ist also diese Höhlenzeit die älteste Epoche, von der wir in Bezug auf den Menschen in Mitteleuropa wissen. Ueber sie gewähren Aufschluss nebst den erwähnten Ablagerungen des Sommethales, zahlreiche Höhlen in England, Frankreich, Belgien, Deutschland und der Schweiz. Unter den französischen Höhlen sind jene des Périgord, an den Ufern der Dordogne, in Belgien die an der Lesse die berühmtesten. In Deutschland haben Schwaben, Franken, Bayern und Westphalen bisher die ansehnlichsten Höhlenfunde ergeben. In Schwaben ragen namentlich durch ihre Bedeutung der Hohlefels bei Schelklingen im Achthale, dann die Station bei der Abtei Schussenried im schwäbischen Saulgau hervor. Mit dem Hohlefels stimmt im Allgemeinen die „Räuberhöhle“ im Schelmengraben im Naabthale bei Etterzhausen (Oberpfalz) überein. In neuerer Zeit sind bei Schaffhausen in der Schweiz die wichtigen Höhlen von Thayingen und Freudenthal erschlossen worden.

Von der Lebensweise der Menschen, welche in der Höhlenzeit Mitteleuropa bewohnten, können wir uns nach den vorhandenen Funden ein ziemlich genaues Bild entwerfen. Ackerbau und Viehzucht waren ihnen unbekannt, Hausthiere standen ihnen noch nicht zur Seite, sie lebten von Jagd, vom Fleische der Thiere, die sie oft nur nach hartem

Kämpfe erlegen konnten. Denn es waren mitunter ganz dräuende Gestalten, mit denen sie es aufzunehmen hatten. Dennoch bewältigten sie den mächtigen Höhlenbären, ja selbst das zweihörnige Nashorn, welches damals noch unsere Wälder zerstampfte. Ein anderes wichtiges Jagdthier war das Ren, dessen Knochen wie jene des Höhlenbären, zu Geräthen dienen mussten, dann das Ross, welches gleichfalls des Fleisches wegen gejagt worden zu sein scheint. Mit Sorgfalt und Gier sogen diese Ureuropäer das Mark der Knochen aus, wie die fast konstante Bruchart der längeren Knochenröhren zeigt; einige Stämme stehen sogar im Verdachte dem Menschenfrasse ergeben gewesen zu sein. Ueberhaupt war das Dasein fast ausschliesslich der Befriedigung der rohen, sinnlichen Bedürfnisse gewidmet, und diese waren nur im erbitterten Kampfe gegen eine starke, physisch überlegene, thierische Umgebung zu erringen. Krieg hiess die Loosung in jenem unwirthlichen Paradiese des Diluvialmenschen. Bezeichnend für seinen Kulturzustand bleibt, dass von den 5 in der Höhle zu Cro Magnon gefundenen menschlichen Skeleten der ausgewachsene Mann die vernarbte Spur einer schweren Verwundung am Beine erkennen lässt und auch der weibliche Schädel offenbar durch ein spitziges Instrument gewaltsam verletzt war.

Im Kampfe gegen Mensch und Thier besass der Ureuropäer bloss Waffen aus Stein oder aus gespaltenen oder geschnitzten Knochen und Geweihen; das gleiche Material diente zur Herstellung aller übrigen Werkzeuge und Geräthschaften. Metalle sind wenigstens bis jetzt in so früher Zeit nicht gefunden worden. In Schussenried beweisen bearbeitete Geweihe, Feuersteinmesser, vom Feuer geschwärzte Schiefer- und Sandsteinplatten, welche offenbar als Schüsseln oder Pfannen dienten, Nadeln aus Holz und Knochen unwiderleglich, dass die Bewohner dieser Gegend auf einer sehr niedrigen, aber doch schon überhaupt auf einer Kulturstufe standen; Töpferei war ihnen anfangs wohl noch fremd, doch trat sie sehr frühzeitig in einer allerdings rohen, schwärzlichen Waare auf. Auch der Sinn für Schmuck muss frühzeitig erwacht sein, denn in Schwaben wie in Frankreich bergen die Höhlen Knollen rother Farbe, die wahrscheinlich zum Bemalen des Körpers diente; endlich zeigt sich schon der Beginn eines gewissen Luxus in der Produktion höchst primitiver Schmucksachen, wie durchbohrte Kugeln und Scheiben, zu Ketten und Ringen zusammengereihte Schneckenhäuser u. dgl. Ja, sogar künstlerische Versuche, plastische und bildliche Darstellungen von Thieren und Ornamenten fanden sich, namentlich in der südfranzösischen Höhlen, neuerdings aber auch in Thayingen.

Im Allgemeinen weisen die Vorkommnisse der Höhlenzeit überall eine merkwürdige Uebereinstimmung auf und Oskar Fraas ist der Ansicht, man könne bereits die Thatsache des Zusammenhangs jener uralten Bevölkerung konstatiren, die im Süden von Frankreich ebenso wie an den Ufern der Lesse in Belgien, in Burgund und am Rheine, an den Quellen der Donau und des Neckars einerlei Gebräuche und Handhabung von Feuerstein und Beil zeigt.

Gegen die Kunstleistungen dieser Höhlenmenschen sind nun aller-

dings sehr beträchtliche Zweifel erhoben worden, und ich muss bei diesem Umstande um so eher verweilen, als dieser Frage eine für die gesammte Urgeschichte weit tragende Bedeutung zukommt. An der Spitze der uns erhaltenen Zeichnungen, die auf Thierknochen eingritz sind, steht als überraschendste die in der Grotte *La Madeleine* entdeckte, den Kampf zweier Mammuth darstellend. Die Art und Weise der Ausführung zeigt von unzweifelhaft künstlerischem Sinne, und geradezu von hoher Vollendung ist die Zeichnung eines „grasenden Renthieres“ unter den Tayinger Funden. Wir müssen uns sagen, dass wir unter den heute lebenden Naturvölkern keines kennen, welches auch nur annähernd solche Zeichnungen zu entwerfen verstünde, dass also die Kunstfertigkeit des mitteleuropäischen Urmenschen unvergleichlich höher stand als jene irgend eines im Uebrigen noch so sehr gestiegenen Naturvolkes der Gegenwart. Was die Sache noch räthselhafter macht, ist, dass auch aus späterer Zeit keine Leistung der vorhistorischen Völker auf dem Felde der Kunst bekannt ist, welche mit diesen Zeichnungen der Mammuth- und Renthiergenossen in Parallele gesetzt werden könnte. Die gedachte Erscheinung steht also ohne Beispiel da und man musste geradezu annehmen, dass in den ersten Stadien der Kultur der Mensch einen Kunstsinn besessen, der im Laufe der ferneren Entwicklung ihm völlig abhanden gekommen.

Nun ist freilich der Fund von *La Madeleine* unter Umständen erfolgt, welche den Verdacht einer möglichen Fälschung nicht gänzlich ausschliessen, und was die Tayinger Zeichnungen anbelangt, so sind zwei derselben, Fuchs und Bär darstellend, als thatsächliche Fälschungen erwiesen worden. Sehr begreiflicher Weise haben diese offenkundigen Fälschungen die Frage aufgeworfen, wie es sich mit der Echtheit der übrigen Thierbilder verhalte, für deren Unechtheit noch keine Beweise vorliegen, und diese Frage verdient in der That die reiflichste Erwägung Angesichts der verschiedenen Fälschungen, womit die wissenschaftliche Welt schon mystifizirt worden ist. Sind doch die moabitischen Töpferwaaren, welche für das Berliner Museum angekauft wurden, von den hervorragendsten Kennern gleichfalls als Fälschungen anerkannt worden. Die Frage nach der Echtheit der urgeschichtlichen Thierbilder hat die im Jahre 1877 zu Konstanz tagende Versammlung der deutschen Anthropologen lebhaft beschäftigt, eine Einigung konnte jedoch nicht erzielt werden. Den Vertheidigern standen auch Zweifler an der Echtheit gegenüber und ein endgültiges Urtheil wäre vielleicht jetzt noch übereilt. Doch ist seither Professor Fraas für die Echtheit mit sehr schwer wiegenden Argumenten eingetreten, und sind auch in der englischen Höhle von Robin Hood ganz ähnliche Zeichnungen eines Pferdes zum Vorschein gekommen.

Längst wird sich dem Leser die Frage aufgedrängt haben, wie alt denn beiläufig die Reste der Höhlenzeit sind, aus welcher unsere zweifelhaften Thierbilder stammen. Eine bestimmte Antwort vermag die Forschung darauf leider nicht zu ertheilen. Hören wir bloss die Geologen, so müssten wir mit unabsehbaren Zeiträumen rechnen, die eben seit dem Ende der Eiszeit verstrichen sein sollen. Der Engländer

James Croll, dem Bernhard v. Cotta und James Geikie beipflichten, setzt den Schluss der letzten Glazialperiode auf 200,000 Jahre vor die Gegenwart. Bescheidener war Thomas Belt, welcher bloss 20,000 Jahre dafür annimmt. Nun ist man aber über das geologische Alter der Höhlen noch gar nicht einig. Nachdem man sie lange alle für postglazial gehalten, rückt man sie jetzt zum Theile in die Periode zwischen die erste und zweite Eiszeit hinauf, macht sie aus nacheiszeitlichen zu voreiszeitlichen. Der Schotte James Geikie, dem wir die ausführlichste Arbeit über die Eiszeit verdanken, gelangt zu Schlüssen, welche die Anwesenheit des Menschen auf den britischen Inseln in eine ungemein hohe Vergangenheit hinaufrücken: in eine voreiszeitliche Epoche, wo diese Eilande noch mit dem europäischen Festlande verbunden gewesen, wo die Themse noch ein Nebenfluss des Rheines war. Alles hängt davon ab, wie entfernt von der Gegenwart wir uns eben die Eiszeit denken, denn feststehend erscheint in der That, dass der Mensch ein Zeitgenosse der letzten Gletscherepoche gewesen. Der Stuttgarter Geologe und Anthropologe Prof. Fraas vertritt nun die Ansicht, dass die Eiszeit keineswegs so sehr weit hinter uns liege, dass zwischen ihr und dem Heute höchstens ein paar tausend Jahre verstrichen seien. Und er stützt diese seine Meinung auf den Umstand, dass das Ren noch zur Zeit Julius Cäsar's im Schwarzwald umherstreifte. Wenigstens liefert der römische Feldherr die Beschreibung eines Thieres, das nach dem Urtheile der meisten Sachverständigen nur als Ren gedeutet werden kann. Und Prof. Kjerulf, ein bedeutender norgwegischer Geologe, hat erst unlängst nachgewiesen, dass die ungeheuren Zeiträume, die für manche geologische Vorgänge der Jetztzeit berechnet wurden, unbegründet sind, und dass nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniss gestattet ist, an die Stelle der vermutheten Hunderttausende von Jahren einige wenige tausend zu setzen.

Es lässt sich nicht läugnen, dass eine solche Annahme eine Menge von Schwierigkeiten wie mit einem Schlage beseitigen würde und mit den sonst bekannten Thatsachen weit besser im Einklange steht als ein so ungemein hohes Alter des europäischen Menschen. Haben doch schon seit geraumer Zeit die urgeschichtlichen Forschungen gelehrt, dass die ungeheuren Zeiträume, mit denen man anfänglich so freigebig sein zu müssen glaubte, um ein sehr Beträchtliches einzuschränken seien. Wenn wir bedenken, dass wir schon über die keltische Zeit Mitteleuropa's so gut wie gar nichts wissen, welche doch in Frankreich bis auf die Eroberung durch die Römer herabreicht, so hindert uns allerdings nichts, die Eiszeit-Troglodyten auf höchstens 2000 Jahre vor unsere Aera oder noch weniger zu setzen. Ein Jahrtausend mag wenig sein für den Geologen; für die Menschengeschichte ist es sehr, sehr viel. In einem Jahrtausend können Barbaren zu Kulturnationen heranreifen, wie es ja die Geschichte unseres eigenen deutschen Volkes beweist. Kein Geringerer als L. Lindenschmit hat gezeigt, dass die Deutschen erst zur Merowinger-Zeit, also vor etwas mehr denn einem Jahrtausend, aus dem Kreise der halbwilden Stämme herausgetreten sind, und ihre Vorfahren, die Germanen, standen auf durchaus bar-

barischer Stufe. In einem Jahrtausend sage ich, konnte also auch die Gesittung der Menschen aus der Höhlenzeit sich sehr wohl zu jener der Stämme entwickeln, welche in Mitteleuropa von den Römern angetroffen wurden. Dann aber vermöchten wir für die überraschenden Thierzeichnungen jener frühen Epoche, eine befriedigende Erklärung zu geben: sie sind dann wahrscheinlich nach klassischen Vorbildern entworfen worden; mit anderen Worten, die Berührungen der klassischen Völker des Südens mit den nördlichen Barbaren sind weit älter als gemeinlich angenommen wird. Die Ren-thierjäger der mitteleuropäischen Höhlen haben wahrscheinlich — alles drängt zu diesem Schlusse — zu einer Zeit gelebt, als in anderen Theilen unserer Erde schon geordnete Staaten und eine hohe Stufe der Kultur existirten.

Die megalithische Zeit.

In noch viel höherem Grade gilt dies für die Epoche aus welcher die dänischen Muschelanhäufungen stammen. Kjökkenmöddinger d. h. Küchenunrathhaufen, Küchenabfälle nennen sie die dänischen Gelehrten. Es sind grossartige Bänke am jetzigen Meeresufer, meist aus Muschelschalen, dann aus einzelnen Thierknochen sowie verirrten Steingeräthen bestehend, und wallartig am Strande auf weite Entfernungen hin sich erstreckend. Aehnliche Reste wurden seither an vielen Orten in Schottland, Nordamerika, Brasilien ¹⁾, im Feuerland und Australien entdeckt ²⁾. Die dänischen Küchenabfälle bestehen aus den festen Ueberresten von vier Muschelarten: der Auster (*Ostrea edulis*), der essbaren Herzmuschel (*Cardium edule*), der Miesmuschel (*Mytilus edulis*) und einer Strandschnecke (*Littorina littorea*). Die Thiere aller vier Arten werden noch jetzt als Nahrung genossen. Mit Bestimmtheit lässt sich aussprechen, dass die Dänen der Kjökkenmöddinger nicht etwa bloss im Sommer an dem Strande verweilten, sondern das ganze Jahr über, denn die Knochen der Säugethiere beweisen, dass sie in allen Stufen des Wachstums verzehrt wurden. Alle sind behufs Herausnahme des Markes zerschlagen. Dass diese Kjökkenmöddinger etwas jünger sind als die Funde in den Dordogne-Höhlen ergibt sich daraus, dass in den Kjökkenmöddingern das Ren schon fehlt, dafür aber die Gebeine, wenigstens eines Hausthieres, des Hundes, vorkommen. Auch war den Dänen der Kjökkenmöddinger-Periode die Kunst des

1) *Sambaquis* nennt man sie dort; sie kommen in den Provinzen Espiritu Santo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul als kegelförmige Hügel auf breiter Grundlage vor. Was J. J. von Tschudi im IV. Bande seiner *Reisen durch Südamerika* davon berichtet, findet sich im wesentlichen Auszuge im *Ausland* 1868. S. 771. Vgl. ferner: Prof. Georg Schütz de Capanema, *Die Sambaquis oder Muschelhügel Brasiliens* (in Petermann's *Geograph. Mitth.* 1874. S. 228—230) und Dr. Karl Rath, *Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.* (*Globus.* XXVI, Bd. S. 194—198, S. 214—218.)

2) *Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen.* (*Globus.* V. Bd. S. 149—152.)

Spinnens schon bekannt, denn Spinnwirteln fehlen in den Muschelhaufen nicht völlig, während die Renthiermenschen in Frankreich und Deutschland sich bloss auf das Nähen verstanden. Das Nähen ist also nachweislich älter als das Spinnen. Wie alt die Kjökkenmöddinger eigentlich sind, lässt sich nicht schätzen; anfänglich hat man sie gleichfalls nach vielen Jahrtausenden bemessen wollen; allein selbst der berühmte, dänische Alterthumsforscher Worsaae, der die Muschelhaufen als sehr alte Reste betrachtet, meint doch dafür kein höheres Alter als das Ende der sogenannten Renthierzeit — also den Schluss der Höhlenzeit annehmen zu können. Für das Alter der Kjökkenmöddinger besitzen wir bloss einen einzigen Anhaltspunkt. Gegenwärtig ist nämlich Dänemark mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, wir wissen aber, dass früher dort die Eichen der vorherrschende Baum gewesen, der jetzt im Verschwinden begriffen ist und nur mehr hier und da in wenig bevölkerten Gegenden getroffen wird. Vor den Eichenhainen grüntem aber auf Festland und Inseln dunkle Nadelwälder, wie die Durchforschung der Torfmoore ergab, und in dieser Zeit entstanden die Kjökkenmöddinger; denn sie enthalten die Gebeine des Auerhahnes, der sich von den Sprossen der Tannen nährt. Selbst diese Kenntniss zwingt indes nicht, das Alter der dänischen Küchenabfälle auf mehr denn einige Jahrhunderte von unserer Zeitrechnung hinaufzurücken.

In den Höhlenfunden und auch in den Kjökkenmöddingern — in letzteren mit einer einzigen Ausnahme — kennen wir, soweit Stein in Frage kommt, bloss Werkzeuge aus roh gehauenen Steinen, meistens Feuersteinen. Die erwähnte Ausnahme bildet ein einziger, in den Muschelhöhlen Dänemarks gemachter Fund von einem geschliffenen Steingeräth, und auf den Unterschied zwischen rohem und geschliffenem oder polirten Stein hat man lange eine relative Alterseintheilung der Urzeit gründen zu können geglaubt. Man nahm an, dass der Mensch zuerst den Stein roh benutzt und höchstens in allgemeinen Umrissen geschlagen habe, um daraus die zweckdienliche Form seiner Werkzeuge zu gewinnen. Erst viel später sei er so weit fortgeschritten, den Stein statt einfach zu behauen, zu glätten, zu schleifen oder zu poliren. Man meinte deshalb ein ältere, mit rohen ungeschliffenen Steingeräthen, und eine jüngere Steinzeit mit geglätteten Werkzeugen unterscheiden zu dürfen und brachte dafür auch die Bezeichnungen paläolithische und neolitische Epoche auf. Nun hat der Mineralog, Professor Heinrich Fischer in Freiburg, aber sehr scharfsinnig dargethan, dass lediglich die Natur des zur Verwendung gelangenden Stoffes für die Art seiner Bearbeitung massgebend gewesen sein könne.

Für die nur behauenen Steinwerkzeuge ist das Material nämlich stets bloss Obsidian, Feuerstein und Jaspis, also einfache Mineralien; diese haben mit einander die Eigenschaft gemein, beim Zerschlagen einen sogenannten muscheligen Bruch mit erhabenen scharfen Kanten zu besitzen, die an sich trefflich zu Schneidewerkzeugen sich eignen. Der Gedanke des Schleifens von Feuerstein konnte angesichts dieser Eigenschaften erst dann auftauchen, wenn die natürlich schroffen Kanten

der Werkzeuge durch Gebrauch stumpf geworden waren und der Vorrath an frischem Gesteinsmaterial zu Ende ging. Das Material für die matt oder glänzend geschliffenen Steinwerkzeuge besteht dagegen in der Regel aus Felsarten, die beim Zerschlagen nicht freiwillig so scharfe Kanten liefern, wie der Mensch ihrer bedurfte. Bei diesen erreichte er seinen Zweck bloss durch die viel längere und mühsamere Art des Polirens.

Mit dieser Erwägung verliert die Ansicht, dass bei jedem Urvolke dem Zeitalter der geschliffenen Steine das der behauenen vorangehen musste, ihren Halt. Wir müssen vielmehr sagen: Die Beschaffenheit der Gesteine, die sich dem Menschen in seinen Wohnstätten und auf seinen Wanderungen darboten, führte ihn ganz einfach und naturgemäss zu der Art und Weise, wie er sie zu bearbeiten hatte. Dasselbe Volk hatte, wenn es wanderte, im Feuersteingebiete seine Werkzeuge hauptsächlich durch Zuhauen gewonnen: im Bereiche der krystallinischen Gesteine aber musste es sie durch Schleifen herstellen. Es blieb ihm gar keine andere Wahl.

Ob behauen oder polirt wäre demnach für die Altersbestimmung der Steingeräthe an sich werthlos. Die Typen beider Sorten können zu gleicher Zeit neben einander entstanden sein. Geschliffene Stein geräthe kennen wir in Fülle aus Norddeutschland, Dänemark und der skandinavischen Halbinsel, und sehr viele überraschen durch die ausserordentliche Schönheit ihrer Form und ihrer Bearbeitung. Die Museen in Deutschland, besonders in München, Mainz und Wiesbaden enthalten davon zahlreiche, herrliche Muster; alle aber übertrifft das Museum zu St. Germain en Laye bei Paris und in erster Reihe jenes für Nordische Oldsager zu Kopenhagen. Namentlich in Letzterem kann man die prächtigsten Exemplare geglätteter Steinwerkzeuge jeglicher Art bewundern. Die polirten Steingeräthe treten im Norden unseres Erdtheiles auf in Gesellschaft von grossartigen Steindenkmälern, die sich als Grabmonumente erwiesen. Da sind vor allen die Dolmen, aus mächtigen, unregelmässigen Steinen gebildete Gräber, die gleichsam als riesenhafte Pfeiler eine grosse Horizontaltafel tragen. Ihnen folgen neue, aus anderen, mit einiger Kunst zusammengestellten viereckig behauenen Steinen aufgebaut. Diese Steintische, auch Cromlechs oder Menhirs genannt, erfreuen sich einer ungemeinen Verbreitung nicht bloss in Europa, sondern auch in Nordafrika und bis nach Indien. Im Norden Europa's stehen die Dolmen wohl im Zusammenhange mit den schwedischen Gånggrifter (Ganggräber), in Dänemark Jaettestuer d. i. Riesenkamern genannt. An beide schliessen sich die Hünengräber oder Hünenbetten an, in ganz Europa, von Russland bis Frankreich und Spanien verbreitet. Ich nenne die Epoche, welche diese Denkmäler charakterisiren, die megalithische Zeit.

Diese Periode ist unserem Verständnisse wesentlich näher gerückt als die Höhlenzeit, obwohl beide möglicherweise gleichzeitig nebeneinander existirt haben. Die Funde der megalithischen Epoche eröffnen uns nämlich einen weit tieferen Einblick in die Kultur der damaligen Menschen. Neben den zahlreichen polirten Steingeräthen standen auch

die Metalle im Gebrauch, denn ohne Metallkeile wären die Granitblöcke der Gräber nicht zu spalten, ohne Metallmeissel ihre inneren platten Wandflächen nicht herzustellen gewesen. Auch fehlt es nicht an einer grossen Reihe glaubwürdiger Thatsachen, welche das Vorkommen von Metall in den Steinbauten ausser allen Zweifel stellen. Unter den Metallen bemerken wir das Eisen, welches in Steingravern auf Rügen, in einem Gangbau in Westphalen, in Hünengravern der Altmark und selbst in den Dolmen auf der dänischen Insel Møen aufgefunden wurde. Diese Funde sind um so schwerwiegender, als kein Metall leichter zerstörbar ist wie Eisen; aus dem Nichtvorhandensein von Eisenartefakten darf daher noch kein sicherer Schluss auf dessen etwaiges Unbekanntsein gezogen werden. An sonstigen Metallen fanden sich Gold- und Bronzesachen in Steingravern und Dolmen; ausserdem weisen schon die ältesten Steingraber Urnen und Haushaltsgeschirre auf, welche reich verziert und mit der grössten Sorgfalt gearbeitet sind.

Da die Hünengraber sich in allen Gegenden finden, in welchen die germanischen Kegelgraber vorkommen, so wird daraus geschlossen, dass auch sie altgermanisch sind. Wenigstens kann man es als sicher betrachten, dass die Erbauer der ältesten heidnischen Steingraber bereits mit Heerdenvieh und Hausthieren wohl versehen waren und daneben auch Ackerbau trieben, jedenfalls Indogermanen waren, also der Völkerfamilie angehörten, zu welcher auch in der Gegenwart die meisten Nationen Europa's zählen.

Gegen diese Ansicht liesse sich der Einwand erheben, dass bei den Indogermanen von jeher und ursprünglich der Leichenbrand eigenthümlich gewesen, während dagegen in der Zeit der Steingraber nur eine Inhumation, eine Beerdigung der Leichen stattfand. Dr. Christian Hostmann in Celle hat es nun sehr wahrscheinlich gemacht, dass auch in den Steingravern die Verbrennung der Leichen wenigstens als vorherrschend zu betrachten sei, die sich freilich nicht immer auf den vollständigen Körper erstreckte. In vielen Fällen wurde — so sehr unser heutiges Gefühl gegen einen solchen Vorgang sich sträubt — das Fleisch von den Knochen losgelöst und bloss ersteres der verzehrenden Flamme, die letzteren der Erde übergeben. Einer solchen wenig ansprechenden Sitte huldigen heutzutage noch mehrere Naturvölker. Jedenfalls vermag die Skeletirung der Leichen das gleichzeitige Auftreten von unverbrannten und verbrannten Knochen in den Steingravern zu erklären. Das gemischte Vorkommen und die enge Gemeinschaft der verschiedenartigsten Bestattungsformen schliesst aber auf alle Fälle jeden Gedanken an einen chronologischen und ethnologischen Unterschied zwischen ihnen vollständig aus.

Jünger wahrscheinlich, höchstens gleichalterig mit den Denkmälern der megalithischen Zeit sind die Pfahlbauten oder die in Seen erbauten menschlichen Ansiedlungen. Diese Sitte kann uns nicht mehr überraschen, seitdem wir die gewaltige Ausdehnung der modernen Pfahlbauten in Ostasien kennen. Ueberall in Birma, Siam und Kambodscha sind die Bambuhütten auf Pfahlrösten erbaut und mehrere Fuss über dem Erdboden erhoben, während auf den grossen Strömen, vornehm-

lich am Menam, wahre schwimmende Städte angesiedelt sind. Auch die Papua Neuguinea's leben in Pfahlwohnungen und dasselbe thun in Afrika sowohl die Mangandscha als die Bassaneger auf der Insel Loko im Benue. Auch Commander Cameron hat bei seiner Durchquerung Afrikas echte Pfahlbauten im Morhya-See entdeckt. Endlich wird die nämliche Sitte bei manchen Indianern Süd - Amerikas beobachtet.

In Europa erscheinen die Seeansiedlungen hauptsächlich im Gebiete der Alpen und deren Vorberge. Von Osten beginnend, können wir sie verfolgen von den Seen Kärntens und Oberösterreichs durch Bayern, die Schweiz und Oberitalien, über Savoyen und das südliche Frankreich bis an die Pyrenäen; dort dehnen sie sich in den Thälern von dem Mittelmeere bis an den atlantischen Ozean aus. Ausserdem gibt es noch Pfahlbauten in den Seen Mecklenburgs und Hinterpommerns, ja selbst in Polen. Die Pfahlleute trieben nebst Viehzucht auch Ackerbau; und desgleichen verstanden sie sich auf die Mehlbereitung und den Bau künstlicher Wohnungen; ohne Kähne hätten sie ihre Ansiedlungen nicht erreichen können; die ältesten Pfahlbauten wie z. B. Robenhausen enthalten Reste von Kleidungsstücken; man wusste also die Leinfaden zu Geweben herzurichten. Ohne besonderen kriegerischen Sinn hielten die Pfahlbaubewohner viel auf Putz und Schmuck, und Webstuhl, Spindel, Kochherd, Handmühle u. s. w. bildeten nothwendige Einrichtungstücke.

Aus den Pfahlwerken hob man Geräte aus polirtem und unpolirtem Stein, aus Eisen und aus Bronze. Die Steingeräthe sind in der Minderheit vorhanden und kommen hauptsächlich in der Ostschweiz und zum Theil in Mecklenburg vor. Eisensachen sind fast ausschliesslich den Pfahlbauten Brandenburgs, Hinterpommerns und theilweise Mecklenburgs eigen. Da, wie die Denkmale der megalithischen Periode lehren, das Eisen in den ältesten Zeiten neben dem Steine vorkommt, so dürfen wir auch die Pfahlbauten mit ausschliesslichen Steinwerkzeugen nicht gerade deshalb für älter halten als jene mit Eisenfunden. Neben dem Eisen, welches auch in den Schweizer Pfahlbauten nicht selten ist, begegnet man häufig der Bronze, einem Gemisch von Kupfer und Zinn, aus welchem eine grosse Menge von Gegenständen des täglichen Gebrauchs wie des Schmuckes hergestellt wurde. Da Bronze weit dauerhafter als das leicht vergängliche Eisen ist, so gibt es viele Pfahlbauten, in denen nebst Stein bloss Bronze aufzufinden ist. In diese Kategorie gehört der unlängst entdeckte Pfahlbau im Laibacher Moor. Die wenigen dort ausgegrabenen Bronzeobjekte gewähren einen Anhaltspunkt, um die Zeitperiode, in welche dieser für alt geltende Pfahlbau zu setzen ist, wenigstens annähernd zu bestimmen. Diese Bronzesachen sind nämlich völlig übereinstimmend mit den vielen ihrer Art, die erwiesenermassen durch den Handel aus den grossen Fabriken Italiens, namentlich Etruriens, nach dem Norden vertrieben wurden. Die Zeit der Blüthe dieser etruskischen Etablissements, welche auch die Römer mit ihren Erzeugnissen versahen, und des Handels nach unseren Ländern fällt aber in die Periode der römischen Republik. Es besteht

kein Grund irgend einen Pfahlbau der Schweiz oder sonst eines Landes für wesentlich älter zu halten und wir werden daher kaum irren, wenn wir die Pfahlbauten im Allgemeinen in das erste Jahrtausend vor unserer Aera versetzen. Ihre Dauer darf man wahrscheinlich höchstens nach Jahrhunderten, nimmer nach Jahrtausenden, wie man anfangs beliebte, bemessen. Wahrscheinlich hörten sie wenige Jahrhunderte vor Chr. erst auf bewohnt zu sein; wenigstens kann man dies von den Seedörfern Oberitaliens annehmen, denn 79 v. Chr. als Plinius schrieb, musste ihr Andenken aus dem Gedächtnisse der Menschen schon entschwunden sein, sonst hätte jener gewissenhafte Berichterstatter ihrer sicher Erwähnung gethan.

Zeitalter der Metalle.

Ob die Bronze oder das Eisen unseren Vorfahren zuerst bekannt ward, ist dermalen kaum mehr fraglich. Lange nahm man allgemein das erstere an, und erst jüngst erhoben sich gewichtige Stimmen zu Gunsten der zweiten Ansicht. Nach Jules Oppert wäre im Orient wenigstens die Bearbeitung des Eisens der Bronzeindustrie vorgegangen und Lenormant thut dar, dass in den meisten Ländern beide Metalle fast gleichzeitig bekannt, in ihrer Anwendung aber durch lokale Umstände beeinflusst wurden. Doch erreichten die Völker die verschiedenen Stufen der Entwicklung keineswegs gleichzeitig. Es ist das vormetallische Zeitalter keine abgeschlossene Epoche, vielmehr ein Zustand des menschlichen Fortschrittes, welcher in Betreff des Zeitpunktes beträchtlich in dem einen wie in dem anderen Lande wechselt. Auch liess das Bekanntwerden mit der Metallbearbeitung nicht sogleich alle Steinwaffen und Steinwerkzeuge verschwinden. Die altgewohnten Geräthe wurden aus ökonomischen Rücksichten noch lange beibehalten. Bei den meisten wilden Stämmen, welche Metall bearbeiten, wie z. B. den Negern, bildet diese Beschäftigung innerhalb des Stammes selbst wieder eine gewisse Art von Geheimkunst, welche gewisse Familien vom Vater auf den Sohn vererben, ohne sie anderen aus dem Volke mitzutheilen. Endlich waren ganze Völkerschaften am Schlusse des letzten Jahrhunderts und selbst in unseren Tagen noch nicht einmal aus der Steinzeit herausgekommen. Höchst wahrscheinlich besaßen, als bei uns die Dolmen zuerst aufgeführt wurden, die Völker Asiens bereits seit Jahrhunderten Eisen und Bronze nebst allen Geheimnissen einer materiell weit vorgeschrittenen Kultur. Die Pfahlbauten der Schweiz, Savoyens und des Dauphiné waren noch, wenigstens zum Theil bewohnt, als Marseille und andere Städte von den Griechen gegründet wurden; ja manche reichten, wie wir sahen, ganz zuverlässig in die römische Periode herab, d. h. in eine Epoche, wo der Süden Europa's schon einer hohen Kultur sich erfreute. In Hellas entfaltete sich schon das reiche Kunstleben, welches die gerechte Bewunderung der späteren Geschlechter erregt, in Italien blühte das gewerbtätige Volk der Etrusker, welches dem emporkommenden Römerthume als

Lehrmeister diene. In beiden Ländern sowie im ganzen Oriente, wo die Wiege noch viel antikerer Gesittungszentren lag, war die Kenntniss und der Gebrauch der Metalle von Alters her in Uebung. Aegypter, Phöniker und Hebräer bedienten sich des Eisens, und später auch der Bronze, deren Herkunft eine noch immer unaufgehellte ist.

Schon das ausgedehnte Vorkommen der Bronze macht die Frage nach ihrer Herkunft überaus heikel. Für eine Menge Erzeugnisse primitivsten menschlichen Kunstfleisses fällt es ungemein schwer zu glauben, ihre Erfindung sei eine konkrete, nur einmal vollbrachte That gewesen, und habe sich allmählig von ihrem Entstehungszentrum aus über die ganze Erde verbreitet. Bekanntlich herrschte die Bronze-kultur auch im neuen Kontinente, wo sie freilich eine viel spätere Entwicklungsstufe bezeichnet, doch weisen die urgeschichtlichen Funde in Amerika, dem Alter nach zweifellos jünger als die europäischen und asiatischen, eine in jeder Hinsicht auffallende Uebereinstimmung mit jenen auf. Erwiesenermassen sind alle Vermuthungen über einen antiken Kulturverkehr zwischen Altamerika und dem Oriente mehr oder minder haltlos und ohne wissenschaftliche Berechtigung. Für die Ursprünglichkeit der altamerikanischen Civilisationen besitzen wir dagegen eine Fülle kaum widerlegbarer Argumente; man wird also wohl oder übel einräumen müssen, dass die Erfindung der Bronze ein zweitesmal in Altamerika sich wiederholt hat. Die alten Bearbeitungsmethoden der Metalle lassen aus nicht bestreitbaren Thatsachen erkennen, dass diese Methoden von drei, der Gegend nach ganz verschiedenen Erfindungsmittelpunkten ausgingen: der erste und älteste lag in Asien, wo der vorderasiatische Orient eines der wichtigsten Gebiete der Bronze-kultur bildet, der zweite in Afrika, inmitten der schwarzen Rasse, welche, ohne die Bronze überhaupt zu kennen, doch schon den ersten Schritt zur Darstellung des Eisens gethan; der dritte endlich gehört der rothen Rasse in Amerika an.

Was nun die europäische Bronze anbelangt, so ist wohl die in Asien heimische Kunst des Erzgusses als ein Erbgut wandernder Völkerstämme mit diesen nach Europa gekommen. Dass aber die Bronze in ihrer allgemeinen Verwendung älter sei als das Eisen, ist damit nicht erwiesen. Griechen und Italiker benutzten vorerst das Eisen und empfangen erst später vom Orient die Kenntniss der Bronze. In den homerischen Gesängen sehen wir die innigste Vertrautheit mit dem Eisen hervortreten, welches im Gegensatze zur Bronze als praktisches und ganz gemeinnütziges Metall behandelt wird. Der Landmann und der Hirte benützen es zu verschiedenen Geräthen der Landwirthschaft. Aber noch mehr: Homer berichtet, wie der Schmied (*Χαλκῆς*) die glühende Axt und das Beil eintaucht in eisiges Wasser, das zischend emporbraust; dies, sagt Homer, verleiht dem Eisen die gewaltige Härte. Unzweifelhaft geht hieraus hervor, dass im homerischen Zeitalter nicht bloss das Eisen, sondern sogar der Stahl zu den gewöhnlichen Geräthen des wirthschaftlichen Lebens benutzt wurde; selbstverständlich schmiedete man ihn auch zu Trutz Waffen aus. Das griechische Kampfschwert, welches die homerischen Helden vor Troja schwangen, war

aus Stahl, nicht, wie allgemein angenommen wird, aus Bronze. Aus letzterem Stoffe konnte es schon deshalb nicht gefertigt sein, weil die Hellenen erst gegen Ende des siebten Jahrhunderts, also lange nach Homer, mit dem schwierigen Erzgusse bekannt wurden. Auch die semitischen Völkerschaften, die nachweislichen Lehrmeister der Hellenen, bedienten sich ausschliesslich des Eisenschwertes; unter allen in Kleinasien entdeckten semitischen Alterthümern sind wohl Eisenschwerter in Menge, niemals aber auch nur ein einziges Bronzeschwert zu Tage gekommen. Ging also bei den Orientalen das Stahlschwert der Bronze- waffe voraus, um so mehr bei den Griechen, welche von jenen die ersten Keime ihrer technischen Kultur empfangen. Die Ergebnisse der Ausgrabungen bestätigen diese Ansicht in vollstem Umfange. Man kennt weder in Griechenland noch in Unteritalien ein Bronzeschwert, dessen Alter sich höher als das fünfte Jahrhundert ansetzen liesse. Wohl aber wurde einem Grabe auf dem Kerameikos ein Eisenschwert entnommen und dieses befand sich neben den ältesten attischen Vasen, die in's achte Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass im Orient wie bei den Völkern des klassischen Alterthums in Europa das Eisen vorwiegend zu Nutzgeräthen, zu Dingen des täglichen Gebrauches, die später bekannt gewordene Bronze dagegen mit Vorliebe zu Zier- und Schmuckgegenständen, zu Luxussachen verarbeitet wurde. Bronze galt als das Kostbarere, Edlere und es beruht lediglich auf dem Bestreben, ihren Heroen etwas Aussergewöhnliches beizulegen, wenn die Klassiker ihnen Erz- waffen zuschreiben. Es ist genau so, als wenn ein moderner Dichter die Heerführer der Gegenwart goldene Schlachtschwerter schwingen liesse. Bekanntlich werden in Russland zur Belohnung goldene Ehrensäbel verliehen; dass sie aber wirklich gebraucht würden, dies wäre eine ganz irrige Annahme. Die thatsächlich gefundenen Bronzeschwerter der Griechen, sowie jene des skandinavischen Nordens können schon ihrer Form wegen niemals als Trutzwaffen gedient haben. Dazu fehlen ihnen alle nöthigen Eigenschaften; ihre Führung wird fast unmöglich gemacht durch die auffallend kurzen und verhältnissmässig zu leichten Griffe. Zum Stossen aber macht sie das Fehlen eines Stichblattes untauglich. Sie können also nur sogenannte Staatswaffen gewesen sein, im Style der Paradedegen späterer Jahrhunderte, oder aber dienten sie als Mitgabe für die Verstorbenen zum Ersatze des wirklichen stählernen Kampfschwertes.

Ihre höchste fabrikmässige Entwicklung erreichte die Bronzetechnik bei den Etruskern, welche seit unvordenklichen Zeiten auch im Besitze der Eisenbereitung sich befanden. Es erfordert nämlich die primitive Methode, ein gutes, hämmerbares Eisen unmittelbar aus dem Erze zu gewinnen, einen weit geringeren Grad von Geschicklichkeit als die Fabrikation der Bronze. Nichts ist leichter, sagt John Percy, einer der ersten Metallurgen der Gegenwart, als die Gewinnung eines hämmerbaren Eisens aus dazu geeignetem Erze; von allen metallurgischen Prozessen muss dieser als der einfachste betrachtet werden. Immer und überall ging auch das einfachere Schmiedehandwerk der Kunst des

Metallgiessens voran; deshalb ist die erste Stufe der Metallurgie, das Schmieden der rothglühenden Eisenluppe, sogar bei den rohesten Naturvölkern anzutreffen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch die Menschen der megalithischen Zeit Mitteleuropas das Schmieden des Eisen kannten und anwendeten. Dr. Christian Hostmann hat den Nachweis geliefert, dass sie dasselbe aus dem weitverbreiteten, leicht zu gewinnenden Rasen- Sumpf- und Wiesenerz darstellten. Die Herstellung der Bronzelegirung bedingt dagegen zuerst die Kenntniss des Kupferausbringens und des Zinnschmelzens, dann der Kunst zu formen und zu giessen. Bei allen Völkern, welche Eisen und Bronze verwendeten, müssen wir daher stets annehmen, dass die Eisenbearbeitung jener der Bronzefabrikation voran ging, und so ist es auch bei dem gewerbthätigen Handelsvolke der Etrusker gewesen.

Heute herrscht kein Zweifel darüber, dass Etrurien schon frühzeitig in einigen Handelsbeziehungen mit fernen Ländern stand. Gold, Elfenbein, Bernstein, indische Edelsteine, besonders Smaragden, Zinn, Purpur sind so häufig, dass sie durch geregelte Verbindungen eingeführt worden sein müssen. In seiner hochentwickelten Bronzeindustrie fand Etrurien eine passende und auch viel begehrte Rimesse für diese Einfuhrartikel, und so gelangten im Tausche gegen Bernstein, Felle, Federn, Wolle, Wachs und sonstige Naturprodukte, häufig auch gegen Kriegsgefangene und Sklaven etruskische Bronzesachen nach den Ländern im Norden der Alpen. Einen grossen Theil der Verbreitung dieser Bronzegeräthe setzt L. Lindenschmit auf Rechnung von Wanderhandwerkern, wie sie seit dem frühen Mittelalter bis zum vorigen Jahrh. noch, auf Märkten und durch regelmässige Umreisen in gewissen Distrikten ihre Metallwaaren im Lande verbreiteten.

Die in Mittel- und Nordeuropa zahlreich aufgefundenen Bronzesachen sind also dort nicht erzeugt, sondern eingeführt worden. Wer die hohe, künstlerische Vollendung einzelner Stücke betrachtet, wird nicht bezweifeln, dass Niemand Anderer als ein kulturell sehr fortgeschrittener Urheber für dieselben angenommen werden könne. Wären die Bronzeobjekte in den Ländern erzeugt, wo wir sie finden, so müsste dort ein Kulturzustand geherrscht haben, der im hellen Widerspruche mit allen sonstigen vorhandenen Nachrichten steht. Von keiner innerhalb des alten Germanien gefundenen Bronze lässt sich auch nur annähernd ein höheres Alter als das 4. Jahrh. v. Chr. wahrscheinlich machen. Die ersten Berichte der Römer schildern uns — nur wenige Jahrhunderte später — die Bewohner Germaniens als ein durchaus rohes Barbarenvolk, dem wir niemals die Herstellung solch herrlicher Bronzesachen zumuthen dürfen. Uebrigens finden sich an diesen alten Erzsachen gerade die charakteristischen, geometrischen Zierrathe wieder, welche für die alten, griechischen und etruskischen Bronzen bezeichnend sind. Die grössere Einfachheit und Rohheit der meisten cisalpinen Erzsachen alter Zeit lässt sich aber dadurch erklären, dass sie zum Barbarengebrauche in Masse hergestellt wurden. Ja aller Wahrscheinlichkeit nach nahmen die etruskischen Fabrikanten, wie es ja noch heute geschieht, auf die Geschmacksrichtung einzelner Gebiete Rücksicht,

so dass wir nicht überall den gleichen Formen begegnen. Daraus hat man für die einzelnen Gegenden besondere einheimische Kulturen mit selbständiger Richtung ableiten und ihnen eine Gesittungsstufe zusprechen wollen, für welche jedoch jegliche Anhaltspunkte fehlen. Gerade in dem gänzlichen Mangel an einfachen praktischen Geräthschaften und in ihrer fast alleinigen Beschränkung auf einige bestimmte Klassen von Tand, Schmucksachen und zum Theil unbrauchbarer Waffen, liegt ein sicherer Beweis, dass durch die nordischen Bronzen keine Gesamtkultur vertreten wird.

Die cisalpinen Bewohner Europas waren also im Besitze keiner ihnen eigenthümlichen Kultur, sie vermochten sich zu keiner technischen und künstlerischen Leistung aufzuschwingen, wie die nordischen Bronzesachen sie darstellen. Sie liessen sich dieselben vielmehr zuführen, wie in der Gegenwart die Neger Afrikas von den Europäern die Glasperlen sich zuführen lassen, mit denen sie sich schmücken. Sie waren Barbaren als die Römer mit ihnen in Berührung traten und sind Barbaren von jeher gewesen. Von den Bewohnern Germaniens ist dies überzeugend nachgewiesen, und nichts, gar nichts, berechtigt zu schliessen, dass in Skandinavien andere, günstigere Verhältnisse geherrscht hätten. Vielmehr ward die nordische Metallararbeit erst nach dem vollen Eintritt in die Erbschaft römischer Kultur und zwar erst im Mittelalter fähig, jene Stufe der Geschicklichkeit zu erreichen, welche sich in jedem römischen Bronze- und Eisengeräth als die Ueberlieferung einer mehr als tausendjährigen Kultur zu erkennen gibt.

Man hat geglaubt, und glaubt theilweise noch, die mannigfachen Erscheinungen in der Vorgeschichte Europas durch die Annahme von Einwanderungen verschiedener Völker erklären zu können, von denen sonst keine geschichtliche Spur erhalten. Man liess Bronzevölker auftreten und Steinvölker, aber Niemand wusste zu sagen, woher diese Völker gekommen sein sollten, was aus ihnen geworden. Die anthropologischen Forschungen, die Untersuchung der aus den verschiedenen Perioden erhaltenen Menschenreste, haben solche Hypothesen in keiner Weise begünstigt. Mehr oder minder ergaben die Messungen der Schädel und der übrigen Knochenreste fast überall, dass die Menschen jenes entfernten Alterthums im Wesentlichen mit den heutigen Bewohnern der nämlichen Gegenden übereinstimmen. Vom nördlichen Deutschland darf man desshalb mit Sicherheit behaupten, dass wir seit der megalithischen- bis auf die Römerzeit ein und dasselbe Volk, nur auf verschiedener Kulturstufe vor uns sehen. Dieses Volk war ein indogermanisches, wahrscheinlich die direkten Vorfahren der Germanen selbst.

Das Reich der Mitte im Alterthume.

Ursprung und Alter der chinesischen Kultur.

Das vornehmste Volk der mongolischen, richtiger hochasiatischen Rasse, die Chinesen, sind nach der Tradition vom Westen in die Becken des Hoang-ho und Yang-tse-Kiang eingewandert. Vor ihnen aber sass im Lande bereits ein anderes Volk, dessen Ueberreste, die Miao-tse und andere jetzt barbarische Stämme nunmehr den gebirgigen Süden China's bewohnen¹⁾. Diese Stämme sind nicht Angehörige einer verschiedenen Rasse, sondern nur eines anderen Volkes und hängen mit den Hinterindiern oder Malayochinesen zusammen. Es muss also der Einwanderung der Chinesen jene dieser Aboriginer vorangegangen sein²⁾. China ist ein von drei Gebirgen eingeschlossenes und drei mächtigen Strömen, dem Hoang-ho, Yang-tse-Kiang und Tschu-Kiang, durchschnittenes grosses Becken. Die Gebirge liefern alle Minerale, deren die Civilisation bedarf, während Fauna und Flora der Ebenen Alles darbieten, des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu wecken. Im Osten, wo das Meer die Grenze, liegen gut gegliederte Küsten, um einen Verkehr zwischen den einzelnen Theilen aufkommen zu lassen, ohne jedoch zur Schifffahrt besonders zu verlocken.

Soweit die Kunde reicht, wohnte hier ein Volk, welches ohne näheren Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens, aus sich selbst eine eigenthümliche Kultur erzeugte. Grundverschieden von jener des Abendlandes, der sie in keiner Beziehung nachsteht, hat sie eine eben so grosse, wenn nicht grössere Anzahl von Völkern

1) Prichard, *The natural history of man*. London 1855. 8^o. 4. edit. I. Bd. S. 230, ferner Karl v. Scherzer, *Einige Beiträge zur Ethnographie China's*. Wien 1859. 8^o. S. 2—4. Die Miao-tse (Miao-tse) werden auch von den Chinesen für die Ureinwohner des Landes gehalten. Ueber ihre Geschichte siehe: *Revue d'Anthropologie*. III. Bd. S. 699. Vgl. auch *Sitten und Gewohnheiten im Kwei-Tschéu* (Ausland 1872. S. 115—118), wo über die Miao-tse und andere wilde Stämme berichtet wird. Ferner Dr. Ch. E. Martin, *Étude ethnographique sur les Chinois et les Miao-tse*. Paris 1878. 8^o.

2) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie*. (Behm's Geographisches Jahrbuch. IV. Bd. S. 314.)

beeinflusst. Doch kann sie überhaupt mit dieser vermöge ihres heterogenen Charakters gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden ¹⁾).

Werden wir nach dem Alter der chinesischen Kultur befragt, so müssen wir zunächst antworten, dass 2000 Jahre v. Chr. die chinesische Nation noch nicht bestanden hat. Die beglaubigte Geschichte wird von den Chinesen bis auf Yao oder nach der herkömmlichen Zeitrechnung auf 2357 v. Chr. zurückgeführt, und die vorhandenen Sagen sprechen von noch weit höherem Alter. Allein alle Traditionen über das Alterthum der Einwohner der „blumigen Mitte“ sind reine Fabel. Sie zeigen uns das Volk in einem Urzustande, wo selbst das Feuer noch zu den unbekannten Dingen gehörte; ohne feste Wohnsitze, in Thierfelle gekleidet, zogen, diesen Schilderungen zufolge, die chinesischen Urväter umher, von Wurzeln und Insekten sich nährend. Die mit Sicherheit festgestellte chinesische Chronologie reicht aber nur in relativ viel jüngere Epochen zurück, nämlich bis 775, höchstens 841 *) v. Chr. Was man sonst aus Angaben von Sonnenfinsternissen zu berechnen versuchte, hat eine sorgfältige Prüfung als unzuverlässig dargethan.

Der grösseren Uebersichtlichkeit halber kann man China's Geschichte in vier Perioden zerlegen. Die erste, das halbhistorische Zeitalter, beginnt mit Yao und reicht bis auf Konfucius, also nach gewöhnlicher Annahme von 2357 bis 552 v. Chr.; die zweite, das Alterthum geht bis zur Tang-Dynastie, 618 n. Chr.; die dritte, das Mittelalter und zugleich die Zeit der höchsten Blüthe bis zur Vertreibung der Mongolen 618—1368, die vierte endlich, die Neuzeit von 1368 bis auf die Gegenwart.

Ueber die halbhistorische Zeit China's ist nur Weniges bekannt. Als die „Hundert Familien“ ihre Wiege im Kuen-Luen verliessen und den ersten Grund zu ihrer Schrift legten, befanden sie sich noch im Steinalter. Das Studium der 200 ersten Hieroglyphen, der Grundlage für das Schriftsystem der Chinesen, zeigt, dass diese damals noch keine Metalle besaßen, obgleich sie schon neun bis zehn verschiedene Waffengattungen führten. Aber die Miao-tse, von den „Hundert Familien“ nach dem Süden verdrängt, waren mit kurzen, selbstgeschmiedeten eisernen Schwertern und Beilen versehen. So wurde hier ein Volk, welches schon die Metalle zu bearbeiten verstand, durch ein anderes überwunden und vertrieben, das nur Steinwaffen kannte. Auf diesen Triumph eines Volksstammes der barbarischer als die Miao-tse, folgte bald die eigene Entwicklung der chinesischen Kultur, unabhängig und fern von der übrigen Welt. Seit den Zeiten Yu's, zwanzig Jahrhunderte vor unserer Aera, kannten die Chinesen bereits alle Metalle; sie verarbeiteten aber weder Eisen noch Zinn,

1) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie. S. XVI—XVII.*

2) Nach Dr. Heinr. Plath, *Ueber die chronologischen Grundlagen der alten chinesischen Geschichte. (Sitzungsberichte der k. bayr. Akademie der Wissenschaften. II. 1. München 1867.)*

sondern schmiedeten nur reines Kupfer, Gold und Silber. Unter der Dynastie der Tscheu dagegen (1123—247 v. Chr.) blühte das Zeitalter der Bronze, deren Mischungsverhältnisse jedoch keinem der antiken vorderasiatischen und occidentalischen entsprechen. Am Ende der Tscheu-Dynastie endlich begann die Eisenverarbeitung. Innerhalb seiner viertausendjährigen Lebensdauer machte China eine Entwicklungskrankheit durch, indem ein Zerfall der kaiserlichen Macht und das Emporkommen von kleinen Sonder- und Raubstaaten überstanden werden musste, bis unter den Thsin die kaiserliche Gewalt stärker denn je sich wieder aufrichtete. Der grösste Herrscher jener Dynastie und vielleicht der bedeutendste Monarch der chinesischen Geschichte, Schihoangti war es, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. die berühmte grosse Mauer auführen liess, nicht wie Manche gerne behaupten zur Abwehr etwaiger abendländischen Belehrungen, sondern zum Schutze der nördlichen Reichsgrenze gegen die Einfälle der Hunnen. Noch zu Konfucius' Zeiten, um 550 v. Chr., erstreckte sich das Reich nordwärts nicht bis an den Yang-tse-Kiang, und das Gebiet des ersten Herrscherhauses hatte noch Raum in dem grossen Ellenbogen, den der Hoang-ho in der Provinz Schansi bildet. Erst 547 v. Chr. wurde Tschekiang einverleibt und Süd-China, das heisst Fokien, Fuangtung, Kuangsi, Kwei-tschu im Süden der Nanlingkette durch Kolonisten seit 214 v. Chr. auf friedlichem Wege erworben.

Sprache und Schrift der Chinesen.

Auf sehr hohes Alter der chinesischen Gesittung weist zweifellos die Sprache. Es ist dies die „Wortstammsprache“, welche aus lauter einsilbigen Wörtern besteht; es gibt hier keine Deklination oder Konjugation. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Funktionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormals alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab Anfangs nur Wurzeln, keine Wörter, und erst durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umrisse. Die Stellungsgesetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht bloss für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguss, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsaktionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialektisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude missbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Grosses leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt¹⁾.

1) Peschel, *China und seine Kultur*. (Ausland 1872. S. 315.) Ueber die chinesische Sprache vgl. auch die erste Abhandlung in Prof. Robert K. Douglas' Buche: *The language and literature of China. Two lectures delivered at the Royal Institution in and June 1875*. London 1875. 8°.

Gleich originell und eigenthümlich ist die chinesische Schrift, die wir jedoch erst verstehen lernen, wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Schrift überhaupt werfen. Wie alles Andere entwickelt sich auch die Schrift aus unscheinbaren Anfängen, und geht mit der ganzen Entwicklung des Menschen, vor Allem mit seiner auf die Begriffsbildung gerichteten Geistesthätigkeit und seiner Sprache Hand in Hand¹⁾. Die Schrift wurde also nicht erfunden, sondern ist allmählig entstanden. Im Zustande der Schriftlosigkeit ist der Mensch an die Gegenwart hingegeben, auf mündliche Ueberlieferung angewiesen; als Stütze des oft treulos im Stiche lassenden Gedächtnisses stellen sich dann Formen und Bräuche ein, als Mahner dienende Gegenstände, wie Merk- und Wahrzeichen, Sinnbilder, Kerben und Marken,²⁾ Knoten und Kreuze, kaum aber wie ein deutscher Forscher glaubt,³⁾ die Hautmalerei. Alle diese Dinge sind aber keinesfalls Schrift, nicht einmal Vorstufen dazu. Die Knotenschrift der alten Chinesen⁴⁾ und Peruaner (die *Quippu*) werden gleichfalls nur irrthümlich zur eigentlichen Schrift gerechnet. Wirkliche Schrift entspringt aus der Malerei, welcher wir so ziemlich bei allen Naturvölkern begegnen. Einen merklichen Fortschritt gegenüber der Schriftmalerei bezeichnet schon die Bilderschrift, dennoch steht sie der eigentlichen Schrift noch ziemlich fern. Sie geht eben so wenig wie erstere von der Sprache aus, der lautlichen Darstellung des Gedankens, sie bringt gleich dieser nicht den Laut, sondern den Gedanken selbst zur Darstellung. Ein weiterer Fortschritt besteht in der Ablösung des Lautes von der durch ihn repräsentirten Anschauung auf sprachlicher Seite und in der Substituierung eines bestimmten leicht zu erkennenden Bildes für den einer Reihe von Vorstellungen gemeinsamen Laut auf Seite der Schrift. Für diesen Fortschritt müssen aber in der durch die Schrift darzustellenden Sprache selbst die Bedingungen vorhanden sein, d. h. sie muss diverse Reihen von Homophonien besitzen, die wiederum nur in einer Sprache möglich sind, worin der grösste Theil der Wörter oder wenigstens der Wurzelwörter im Zustande der Einsilbigkeit sich befindet. Diese Bedingungen erfüllen unter den Sprachen der alten Kulturvölker bloss zwei, jene China's und des alten Aegyptens. Beide haben es auch wirklich zu einer ihren Bedürfnissen vollkommen angemessenen Lautschrift gebracht. Diese ist zunächst Wort-

1) Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft*. I. Bd. I. Abth. S. 150.

2) Wie z. B. die neuerlich aufgefundenen Botenstöcke der Australier, die man als Anfänge der Schrift deuten will.

3) Heinr. Wutke, *Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alphabetarisch schreibenden Völker*. Leipzig 1872. 8". I. Bd. In der Tätowirung, welche der gelehrte Verfasser als Aetschrift auffasst können wir keine Anfänge der Schrift erkennen.

4) Die eingewanderten Stammväter der Chinesen bedienten sich wie andere Mittel- und Nordasiaten zuerst verschlungenener und geknüpfter Bänder oder Stränge mit Knoten, also einer sogenannten Knotenschrift, die sich bis auf die Gegenwart bei den Miao-tee erhalten hat,

schrift, d. h. sie bringt die ganzen den Anschauungen entsprechenden Worte zur Darstellung und hat von der Zusammensetzung der Worte aus einfacheren Elementen kein Bewusstsein. Vermöge des einsilbigen Baues der chinesischen Sprache ist auch innerhalb derselben ein Fortschritt von der Wortschrift zur Silben- und Buchstabenschrift nicht möglich. Er wurde ausserhalb derselben und zwar nur in der ersteren Richtung, nämlich zur Silbenschrift, auf dem Gebiete des Japanischen vollzogen.

Die chinesische Schrift war ursprünglich eine Bilderschrift, welche die verschiedenen Anschauungen durch die entsprechenden Bilder darstellte. Zu ihrer Entwicklung bedurfte auch sie einer langsamen Reife; spät erst trat die Wendung zu lautlicher Bezeichnung und die Vervielfältigung der Zeichen für das Nämliche ein. Die Ausbildung der Schrift war demnach eine sehr allmähliche und viele Erfinder haben fort und fort an ihr geschaffen. So wie sie heute noch besteht, ist sie so eigenartig, dass sie zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute prinzipiell unfähig ist, und nur durch Annahme eines eigentlich willkürlichen, aber konventionell bestimmten Systems nothdürftig für jenen Zweck benutzt werden kann. Zu diesem allgemeinen Nothstande tritt noch der besondere, dass gewisse, unsern arischen und semitischen Sprachen ganz geläufige Laute, wie *b*, *d*, *g*, und namentlich *r* im Chinesischen ganz fehlen, oder mindestens im Anlaut des Wortes nicht gesprochen werden können¹⁾.

So einfach die Sprache und so unbehilflich die Schrift der Chinesen uns nun bedünken mag, so sind diese doch dadurch in den Besitz einer der ältesten und reichsten Literaturen der Welt gelangt. In frühester Zeit gab es schon fleissige Geschichtsschreiber, deren Treue zwar Einige etwas in Zweifel ziehen. Auch die übrige Litteratur China's, die gelehrte wie die poetische, ist zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen. Wie früh man aber eigentlich Annalen besass, ist nicht ermittelt. Im *Schu-king* liegt nur eine Sammlung einzelner alter geschichtlicher Dokumente vom Kaiser Yao bis auf Ping-wang, nach gewöhnlicher Zeitrechnung von 2357 bis 720 v. Chr. vor. Wo der *Schu-king* aufhört, beginnt Konfucius Chronik seines Vaterlandes Lu in Schan-tung und der anderen kleinen damaligen Reiche 720—480 v. Chr.

Aelteste Kulturschätze.

Für die Beurtheilung der alten Kultur der Chinesen ist es wichtig zu erfahren, dass die chinesische Reichschronik schon mit völlig geordneten Zuständen beginnt. Unter Yü, dem Stifter der ersten Dynastie, werden bereits Kanäle angestochen. Im Rathe der Krone geniesst der Minister der öffentlichen Arbeiten eine bevorzugte Stellung und das Ackerland wird nach Bonitätsklassen besteuert, denn die Chinesen waren

1) Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen*. (Ausland 1872. S. 578.)

von jeher vorwiegend ein ackerbauendes Volk, welches das vom Gelben und Blauen Flusse angeschwemmte Doppeldelta gegen die Strom- und Meeresfluthen sicherte und dadurch dem Ackerbaue gewann. Es gab im alten China schon eine geschäftige Polizei, Passwesen und Thorschreiber; ferner Jagdverbote zur Brüt- und Werfezeit, Schutz der Eier im Neste der Singvögel vor räuberischen Händen, Verbote gegen Tragen von Waffen oder scharfes Reiten durch die Gassen. Die Erfindung der Reitkunst ist bei den Chinesen jedenfalls sehr alt, da schon in der Geschichte der Dynastie Schang bei Gelegenheit einer angeblich in das Jahr 2155 v. Chr. fallenden Sonnenfinsterniss im Schu-king von reitenden Mandarinen die Rede ist ¹⁾. Wagen sollen schon im dritten Jahrtausend v. Chr. in Gebrauch gewesen sein ²⁾. Die Kultur der Seide ward seit Jahrtausenden betrieben ³⁾; irdenes Geschirr kannte man ebenfalls seit dem grauesten Alterthume, während die Porzellanbäckerei sich erst etwa 187—185 v. Chr. entwickelte und 130 v. Chr. die Rebe gleichzeitig mit dem an die *herba medica* erinnernden Krante *Moso*, einem vorzüglichen Pferdefutter, nach dem Reiche der Mitte eingeführt wurde. Der Thee war ursprünglich nicht bekannt; wohl deshalb, weil sich die damaligen Reichsgrenzen noch nicht über die botanische Heimat des Tschastrauches, nämlich über den Süden erstreckten. Indessen scheinen doch einige wenige und dunkle Aussprüche bei sehr alten chinesischen Schriftstellern darauf hinzudeuten, dass der Thee wenigstens als medizinische Droge bereits lange vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war; das Theebrauen ward aber erst durch budhistische Mönche verbreitet und ist vielleicht nicht älter als unsere Zeitrechnung. Papier war noch nicht erfunden, man schrieb auf Bambustafeln, auch verewigte man Begebenheiten wohl in Erz. Die Erfindung des Papiers fällt aber erst in das Jahr 153 v. Chr., jene der Tusche ⁴⁾ gar in die Epoche 220—419 n. Chr. Dass die Chinesen die grössten und weittragendsten Erfindungen der Neuzeit, nämlich den Buchdruck und die Bereitung des Pulvers, welch letzteres sie allerdings nur zu Feuerwerken verwandten, schon lange vor uns besaßen, ist erwiesen; in Bezug auf den Buchdruck blieben sie bei der Herstellung hölzerner Platten stehen; sie mussten es wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache; zwar soll auch bei ihnen die Kunst mit beweglichen Lettern, zu drucken (1041—1049 n. Chr.), erfunden worden sein; natürlich waren es keine beweglichen Buchstaben, sondern die kursiv gewordenen

1) Max Jähns, *Boss und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen*. Leipzig 1872. 8°. II. Bd. S. 7.

2) Wells-Williams, *Das Reich der Mitte*. Uebersetzt von Collmann. Kassel 1852. 8°. I. Bd. S. 490 und Adolf Schlieben, *Die Pferde des Alterthums*. Neuwied und Leipzig 1867. 8°. S. 19.

3) Die chinesischen Seidenseuge werden bereits vom Propheten Ezechiel (XVI, 18) erwähnt.

4) Siehe J. Goshkewitsch, *Ueber die Methode der Tuschbereitung in: Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft zu Peking über China*. Aus dem Russischen von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg, Berlin 1858. 8°. II. Bd. S. 481—493.

Silbenbilder der chinesischen Schrift, auf beweglichen Stücken Porzellan zusammengesetzt. Diese Kunst musste aber wieder in Verfall gerathen, weil der Letterndruck doch nur bei Buchstabenschrift mit grossem Erfolge sich anwenden lässt. Von allen Völkern der Erde sind die Chinesen das einzige, welches liest, schreibt und druckt, ohne das Buchstabiren erfunden zu haben.

Damit sind jedoch die materiellen Kulturschätze der Chinesen noch nicht erschöpft. In jüngster Zeit wurde sogar zu beweisen versucht, dass die Sternkunde aus China stamme, von wo die übrigen alten Völker des Westens sie entlehnt hätten ¹⁾. Die Nordweisung der freischwebenden Magnetnadel, dies ist gewiss, kannten die Chinesen seit 121 n. Chr., vermochten aber weder von ihr noch von den anderen nautischen Instrumenten den gehörigen Gebrauch zu machen. Ihre Fahrten erstreckten sich daher in der Regel nicht weiter als nach Japan, den Philippinen, Java und der Halbinsel Malakka, ausnahmsweise einmal nach Schidda am Rothen Meere. Damit soll übrigens nicht etwa angedeutet sein, dass den Chinesen Handelsgeist fehlte; ganz das Gegentheil ist der Fall. Geprägtes Metallgeld besaßen sie zwar nicht, Papiergeld dagegen haben sie schon seit 109 v. Chr. in Umlauf gesetzt. Mit Zahlen wussten sie überhaupt von jeher geschickt umzugehen; sie sind nicht nur die Erfinder des Rechenbrettes ²⁾ sondern verwenden beim Kopfrechnen die Glieder der Finger an der linken Hand als Ziffern bis zu einer Grösse von 99999 ³⁾ und zwar so, dass jeder Finger vom kleinen angefangen einen höheren dezimalen Stellenwerth besitzt als der nächste. Da sie nach dem Dezimalsysteme zählten, ihrer Zeiteintheilung sogar an Stelle unserer Wochen Dekaden zu Grunde gelegt hatten und den Pythagoräischen Lehrsatz, wenn auch in graphischer, rein empirischer Weise kannten, so bleibt der sich bis in die Gegenwart erhaltende Gebrauch des Rechenbrettes immerhin eine auffallende Erscheinung.

Die angebliche Erstarrung der chinesischen Kultur.

Die aufgezählten Erfindungen und Kulturbereicherungen zwingen uns nicht nur eine hohe Achtung vor dem Höhenpunkte der alten chinesischen Gesittung ab, sondern widerlegen auch die sehr oberflächliche Ansicht, China sei eine erstarrte Säule, ein Volk, dessen Kultur sich seit Jahrtausenden nicht von der Stelle bewegt, dem der Fortschritt ein völlig unverständlicher Begriff. Neuerdings las man zur

1) G. Schlegel, *Uranographie chinoise, ou preuves directes que l'astronomie primitive est originaire de la Chine, et qu'elle a été empruntée par les anciens peuples occidentaux à la sphère chinoise*. La Haye. 1875. 8°. 2 Bde. mit Atlas.

2) Siehe darüber Goshkewitsch, *Ueber das chinesische Rechenbrett in Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft*. I. Bd. S. 296—310.

3) Ausland 1868. S. 718. *Fingerrechnen bis 100000 in China*, dann *Chinesische Arithmetik*, (*Aus der Natur* 1873. S. 94.)

grelleren Bezeichnung dieser Zustände sogar das Wort „Versteinerung.“ Die oben vorgebrachten Zeitangaben ergeben stillschweigend, dass die Bewohner des himmlischen Reiches fort und fort theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Aufnahme fremder Gedanken ihre Zustände verbessert haben. Dabei hatten wir die technischen Fortschritte ausschliesslich im Auge; leicht lässt sich zeigen, dass auch auf den anderen Gebieten des Volkslebens kein Stillstand stattgefunden. Oder wäre das etwa Versteinerung zu nennen, wenn auf religiösem Felde drei neue Religionssysteme auftreten, Wurzel fassen und jedes für sich weite Verbreitung finden können? Oder ist darin etwa Versteinerung zu erblicken, dass das chinesische Alterthum kein Privateigenthum am Grundbesitze kannte, die Gegenwart aber wohl? Musste nicht mit einer so einschneidenden Veränderung eine bedeutungsvolle Umgestaltung der sozialen Verhältnisse Hand in Hand, gehen? So weit sich die chinesische Entwicklung überschauen lässt, herrscht auch hier stete Bewegung, ist auch hier das Völkerleben in beständigem Flusse. Wahr, dass dieser nicht mit so gewaltigem Toben und Gepolter über Katarakte stürzt, wie bei anderen Nationen, sondern im ebenen Bette einer stillen Entwicklung ruhig dahinfliessen, dass er aber versiegt sei, ist eine haltlose Behauptung. Dies soll noch eine weitere Betrachtung der chinesischen Kultur illustriren.

Die Nahrung eines Volkes ist bedingt durch Land und Klima, durch Beschäftigung — ob es ein ackerbauendes oder Jäger-, Hirten- und Fischervolk ist — dann durch seinen auswärtigen Verkehr; was aber die Zubereitung der Speisen betrifft, durch seine technische Geschicklichkeit. Obwohl nun die Chinesen niemals ein Nomadenvolk gewesen, so hielten sie doch auch Vieh, und Jagd wie Fischfang war ihnen nicht unbekannt. Sie lebten von Fleisch- und Pflanzenkost. Auch Fische wurden gegessen und selbst Hundefleisch, bei Hungersnoth oder Belagerung wohl auch Menschen nicht verschmäht; doch galt im Allgemeinen das Schlachten von Thieren dem milden Sinne ihrer Weisen für abstoßend. Selbst in dieser so materiellen Ernährungsfrage brachten spätere Zeiten eine Neuerung; auch auf diesem Gebiete ist man in China nicht stehen geblieben oder erstarrt, denn von der jetzigen grossen Entenzucht und dem künstlichen Ausbrüten der Eier findet sich im Alterthume noch keine Spur. Ueberhaupt ist der Chinese der Gegenwart pantophag geworden, d. h. er isst Alles, selbst Hothurien, bei deren Anblick schon den Ungewöhnten leises Schauern anwandelt. Früher war aber selbst die Kost vollständig normirt und auf gewisse Dinge beschränkt. Die Pflanzenkost bestand zunächst aus fünf Feldfrüchten, Reis, den zwei Hirsearten *Schu* (*Milium globosum*) und *Tsi* (*Holcus sorghum*), dem Sommerweizen und dem *Panicum verticillatum* (*So*). Dass die Chinesen sich nicht sorgfältig gegen jede Neuerung verschlossen, zeigt, dass sie später unter ihre Nahrungsmittel auch den Mais aufnahmen, der wahrscheinlich erst nach der Entdeckung Amerika's in's Land kam. Auch das Zuckerrohr ward erst später angebaut, und die Kenntniss der Zuckerbereitung verdanken sie erst den Indern, Die feineren Gewürze, Gewürznelken,

Kardamom, Muskatnuss und Muskatblüthe, dann Kampher und Aloeholz kamen erst 630 n. Chr. aus dem Süden, d. i. wohl aus dem indischen Archipel nach China. Dass mit dem Import solcher Artikel gleichzeitig eine allgemeine Verfeinerung der Genüsse Platz greifen musste, leuchtet ein. Was die Getränke betrifft, so war wie schon erwähnt, der Thee (*tscha*, in Fo-kien *te*), der jetzt in China eine so grosse Rolle spielt, den alten Chinesen noch unbekannt; eben so aber Kuhmilch, und Butter und Käse sind noch jetzt nicht in Gebrauch. Da sich fast kein Volk der Erde nennen lässt, dem der Genuss berausender Nahrungsmittel fremd wäre, so besaßen auch die Chinesen schon von Alters her ihren Wein, nämlich ein gegohrenes Getränk aus Reis oder Hirse und die ältesten Schriftdenkmale enthalten schon Klagen über unmässiges Zechen. Hanfpräparate gebrauchte man bereits im III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als chirurgische Betäubungsmittel. Die Chinesen bezeichnen die Pflanze mit dem auf das Sanskrit weisenden Namen *Huang*. Zur Zubereitung der Speisen diente nebst Essig Salz, dessen Gewinnung schon in den entferntesten Zeiten in eben so hoher Achtung stand, wie der Ackerbau. Im Alterthume wurde in China das Salz vorzugsweise durch Auskochen aus dem Seewasser gewonnen; erst unter der Dynastie Tan, seit 620 n. Chr., fing man an, Salz aus den Landseen mittelst Austrocknens an der Sonne zu ziehen¹⁾. Und um noch einen anderen Kulturfortschritt aufzuzählen, sei noch hinzugefügt, dass die alten Chinesen ihre Mahlzeiten auf der Erde sitzend, auf Matten einnahmen. Stühle und Tische sollen erst unter der Dynastie Liang, 502 – 556 n. Chr., aufgekommen sein²⁾.

Ist schon, wie hieraus hervorgeht, auf diesem Gebiete des Volkslebens von einem Stillstande, einem Stehenbleiben keine Rede, so ist dies noch weniger im Uebrigen der Fall. Das alte China war kein erobernder Staat; die Urbevölkerung wurde nicht wie anderwärts unterjocht, sondern trat allmählig in den chinesischen Kulturstaat ein. Das alte China kannte daher auch keine Sklaverei, wenigstens keine Privatsklaven; dagegen lebte stets die Frau vom Manne, der Sohn vom Vater in beständiger Unterworfenheit, so dass, so lange dieser lebte, er nicht einmal Eigenthum erwerben konnte. Schon oben gedachte ich der tiefeingreifenden Veränderungen, welche das Eigenthum am Grundbesitze in China durchgemacht; im Alterthume gab es wie gesagt, gar keinen Privatgrundbesitz; unter den ersten drei Dynastien war der Staat der einzige gesetzliche Eigenthümer aller Ländereien, welche er zur Bearbeitung unter die Familien vertheilte. Jeder musste ausserdem einige Tage im Jahre frohnen, um die öffentlichen Arbeiten, Wege, Kanäle u. dgl. zu beschaffen. Ganz China erscheint also damals wie ein grosses Pachtgut oder eine Reihe von grossen Landgütern. Erst

1) P. Zwehtkoff, *Bemerkungen über die Salzproduktion in China*. (*Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft*, II. Bd. S. 497.)

2) Dr. Joh. H. Plath, *Ueber die Nahrungsweise der alten Chinesen nach den Quellen*. (*Ansalnd* 1869. S. 1212–1214.)

seit der vierten Dynastie (seit 230 v. Chr.) bildete sich das Privateigenthum am Grundbesitze immer mehr aus. Ein aufmerksames Studium der mannigfachen Phasen, in welche die Grundbesitzfrage in China getreten, lehrt, dass jede derselben nicht nur, wie leicht begreiflich, eine soziale Umwälzung zur Folge hatte, sondern auch stets die Denkkräfte der chinesischen Staatsmänner auf das Regste angespannt hat. Wohl und Wehe der immer mehr anschwellenden Bevölkerung hingen von der jeweiligen Regelung dieser hochwichtigen Frage ab, die an sich allein genügte, die Geister nie in Stagnation verfallen zu lassen¹⁾.

Bei den angedeuteten Verhältnissen des Grundeigenthumes konnte von einer Ausbildung des Privatrechtes, wie später in Europa, nicht die Rede sein. blieb aber die Entwicklung des Privatrechtes beschränkt, so war die Polizeigesetzgebung um so ausgedehnter. Fortwährend fanden Zählungen des Volkes in den einzelnen Distrikten statt, die dann von den höheren Behörden zusammengestellt wurden, um darnach eine genaue Uebersicht der gesammten Bevölkerung zu haben. Ehelosigkeit war nicht Sitte; ein eigener Beamter hatte daher für die Verheirathung der Unverehelichten zu sorgen; er schlichtete auch alle nicht kriminellen Ehestreitigkeiten und führte genaue Geburtslisten. Man begreift, wie in dem durch und durch organisirten Reiche und bei der Freude, welche die Chinesen überhaupt am Kindersegen haben, sie zu einem Volke von so vielen Millionen Köpfen anschwellen konnten.

Es gab ferner besondere Aufseher über die Berge, Wälder, Wasserläufe und Teiche; besondere Beamte hatten die Kanäle und Gräben anzulegen, andere für Reinlichkeit der Strassen zu sorgen; es gab eine eigene Marktpolizei und eine Passpolizei unter besonderen Passbeamten. Wer eine längere Reise antrat, bedurfte eines Passes mit Angabe des Wanderzieles. Nachtwächter patrouillirten die Nacht hindurch und verhafteten die Herumschweifenden. Was die Kriminalgesetzgebung betrifft, so besass sie keine bestimmte Definition der einzelnen Verbrechen, und fiel dort manches dem Kriminalrecht anheim, was im Abendlande nur als Vergehen gegen die Moral gilt. Bemerkenswerth ist, dass der Chinese ein Recht des Aufstandes gegen tyrannische Herrscher anerkennt. Die Strafen waren im Allgemeinen und im Gegensatze zu der späteren Praxis nicht zu hart, wenn auch einzelne Tyrannen besonders grausame Strafen ersannen. Tortur und Gottesurtheile kannte man nicht. Vor Gericht galt kein Unterschied der Stände oder des Geschlechtes²⁾.

Im Wesentlichen haben sich diese Einrichtungen im Laufe der

1) Für eine eingehendere Erörterung dieser gemeiniglich sehr oberflächlich abgefertigten Frage fehlt hier leider der Raum; dankenswerthe Belehrung findet der Leser aber in der interessanten Schrift von J. Sacharow, *Ueber das Grundeigenthum in China*, (*Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft*, I. Bd. S. 1—45.)

2) *Gesetz und Recht im alten China*. (Ausland 1867, S. 600—612, nach Plath's Forschungen.

chinesischen Geschichte hindurch erhalten, wenn auch jede einzelne ihren eigenen Gestaltungsprozess durchlief. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass der Chinese mit einer gewissen Leidenschaft am Alterthümlichen und Uranfänglichen hängt. Dies auch der Grund, warum er bei ungenügend tiefer Betrachtung noch so zu sagen auf einer der ersten Stufen zu stehen scheint, auf der sich die menschliche Gesellschaft zu gliedern beginnt. Jeder Befehl in China kommt aus väterlichem Munde, Gehorsam ist die erste heilige Kindespflicht und Todesstrafe droht Jedem, der sich an seinen Eltern vergreifen wollte. Die unbedingte Macht der Monarchen gründet sich auf den Rechtssatz, dass sie die Väter der chinesischen Gesellschaft sind. Die Machtfülle der bürgerlichen Obrigkeit beruht wesentlich nur auf dem moralischen Ansehen, denn China hatte bis vor Kurzem als stehendes Heer nur seine acht Banner Mandschu-Soldaten, jedes von 10,000 Mann, die sich in dem weiten Reiche vollständig verloren. Die Diener der öffentlichen Sicherheit sind an Zahl ebenfalls verschwindend klein, so dass der Mandarin einer Provinz oder Stadt von physischen Zwangsmitteln völlig entblösst ist. Wohl darf es unsere Bewunderung, fast unseren Neid erregen, dass 300 Millionen Menschen mit einem geradezu geringfügigen Aufwand von Staatssöldnern ohne Störung ihren Beruf verfolgen. So etwas ist nur denkbar innerhalb einer Gesellschaft, die seit Jahrtausenden bereits den Schulzwang eingeführt hat, welche kein Amt verleiht ohne günstig bestandene Prüfung, wo jedes Verdienst erworben sein will, und wo es keinen erblichen, sondern nur einen persönlichen Adel gibt. Freilich müssen wir auch der Schattenseiten gedenken, welche diese Sparsamkeit am Verwaltungsaufwande mit sich bringt. Leben und Eigenthum geniessen in China nur mangelhafte Sicherheit, die Küstengewässer werden ohne Unterlass von Piraten beunruhigt und es hat fast nie eine Zeit gegeben, wo in dem grossen Reiche nicht irgend ein Aufruhr geherrscht hätte. Der Hang zu geheimen Gesellschaften, den die Chinesen auch als Auswanderer überall mitbringen, trägt das meiste dazu bei, dass die Fackel des Bürgerkrieges bald da, bald dort auflodert.

Familien- und Geschlechtsleben.

Auch sonst bewahrten die Chinesen gleich anderen Völkern manche Sitte aus grauer Vorzeit. Wir rechnen dazu die Scheu vor Ehen zwischen Blutsverwandten, die bei ihnen so weit geht, dass sie nur Frauen heirathen, die einen anderen Familiennamen führen. Diese Familiennamen reichen hinauf in ehrwürdiges Alterthum. Während in Europa selbst Dynastien ihre Ahnherren urkundlich höchstens ein Jahrtausend zurückverfolgen können, leben in China noch Nachkommen des Kung-fu-tse, die nicht blos ihren Stammbaum bis auf diesen Moralphilosophen zurückführen, sondern auch beweisen können, dass ihr Ahnherr selbst wieder seinen Familiennamen schon 1121 v. Chr. nachweisen konnte. So erklärt sich der Sinn der spöttischen Frage, welche Chinesen

an europäische Fremdlinge richten: „Habt ihr auch Familiennamen?“ nämlich so altbeglaubigte wie wir. Jene Scheu vor blutsnahen Mischungen theilen sie mit Völkern, deren Zustände die frühesten Stufen der Gesittung noch vergegenwärtigen, mit den Australiern, den Arowaken Guyana's, den Ostjaken und Samojeden, bei denen stets die Ehe der Namensverwandten verboten war, mit Kafirn und Hottentotten, welch letztere jede Blutschande mit dem Tode bestrafen. Umgekehrt finden wir gerade bei Völkern von hohem Kulturschliffe das Gegentheil. Bei den Inka-Peruanern, den Aegyptern, und zwar nicht nur unter den Ptolemäern, sondern sogar im alten Reiche, endlich bei den Altpertern und Hellenen war die Ehe selbst mit der Schwester verstatet, der wir doch in Bezug auf Blutmischung näher stehen, als selbst unseren Müttern oder Töchtern. Das alterthümliche Gepräge des Chinesenthums hat den Irrthum veranlasst, dass wir dieser Nation Abneigung gegen Fortschritte zuschreiben.

Ward Auffrischung des Blutes in China als Grundsatz stets befolgt, so weisen doch die Beziehungen der Geschlechter zu einander nicht dieselbe Stabilität auf. Als höchstes Glück schätzt zwar auch heute noch der Chinese das Familienglück, und die Ehe ist ein wichtiger Akt; die Stellung der Frau besitzt eine soziale Geltung, wie kaum irgendwo im Oriente, und für weibliche Tugenden hat der Chinese feines Verständniss. Allein die Reinheit der ehelichen Verhältnisse ward im Laufe der Zeit durch die eingerissene Sittenverderbniss, wenn dieser Ausdruck zulässig, wesentlich beeinträchtigt. Und darin wieder ist kein Stillstand bemerkbar. Die sogenannte Sittenverderbniss steht nämlich in direktem Verhältnisse zum Wachstume der Civilisation; obwohl oft genug den Untergang der Völker beschleunigend, ist sie doch kein Rückschritt, sondern eine ganz natürliche Entwicklungsphase. Ein Blick auf die frühesten Zustände der gesitteten Völker lehrt, dass sie von einer grösseren Einfachheit der geschlechtlichen Sitten begleitet waren, wobei jedoch keineswegs eine den Begriffen des Alltagslebens entsprechende „Moralität“ gemeint ist. Vielmehr wurden nach einem alten klassischen Sprüchwort manche Dinge in primitivster Natürlichkeit aufgefasst und darnach behandelt. Die Scham wie das Erröthen sind von keiner übersinnlichen Macht in den Menschen gelegt, sondern haben wohl ursprünglich überhaupt eben so wenig bestanden, wie gegenwärtig noch beim Thiere. Heute wissen wir jedoch, dass die Möglichkeit der Entfaltung dieser physischen Vorgänge schon im Thierreiche gegeben war¹⁾. Sie stellten sich erst mit dem Heraustreten aus den

1) Medizinische Beobachtungen ergaben, dass die Einzelheiten, aus denen sich diese Erscheinung zusammensetzt, die Beschleunigung des Herschlagens, die geistige Verwirrung und die Röthe, welche sich gleichzeitig über Antlitz und Brust ergiesst, auch sehr schnell beim Einathmen von Amylnitrit eintreten. W. Filleme zeigte nun vor Kurzem, dass diese künstliche wie die natürliche Scham Beide gleichmässig dadurch entstehen, dass eine Gehirnpartie, welche die Blutgefäss-, Athmungs- und Herznerven gleichseitig beeinflusst, ihre regelnde Thätigkeit vorübergehend einstellt. Es wurde ferner nachgewiesen, dass die meisten Säugethiere in denselben Zustand versetzt werden

Urzuständen ein und sind ein Produkt wachsender Gesittung ¹⁾. So darf man mit Gewissheit annehmen, dass nirgends die monogamische Ehe das Ursprüngliche, Natürliche ist, sondern erst mit der Zeit, tieferer Einsicht und veränderten geistigen Bedürfnissen aus der Polygamie sich entwickelt hat. Dafür spricht, dass es kein Volk auf Erden, ob roh oder gebildet, gibt, wo neben den wie inamer geregelten ehelichen Beziehungen der Geschlechter nicht auch mehr oder minder ausgebreitete Prostitution herrscht. Die Prostitution ist aber so alt als die Geschichte unseres Geschlechtes und entwickelt sich mit zunehmender Gesittung, so dass man sagen darf, man könne aus ihren mehr oder minder präzisirten Formen genau eben so richtig auf die Kulturhöhe eines Volkes schliessen, wie aus jenen des ehelichen Lebens selbst. Je höher die Begriffe von der Strenge der ehelichen Bande, desto entwickelter im Allgemeinen das Gewerbe der Prostitution. Für diese Erscheinung gibt es eine eben so einfache als natürliche Erklärung. Die Prostitution ist nichts anderes, als die Folge der durch die zunehmende Kultur erheischten grösseren Einschränkung eines Naturtriebes, dessen Befriedigung aber ein ewiges Bedürfniss des menschlichen Thieres bleibt. Da in den Anfängen die Ehe selten in ihrer vollen Reinheit auftritt, sondern gewöhnlich noch vermischt mit Polygamie, so steht natürlich auch die Prostitution noch auf tiefer Stufe. In China kann man dies recht wohl beobachten. Trotz aller Freude am Kindersegen, trotz der Heiligkeit, welche so zu sagen der Ehe inne- wohnte und die Gattin mit einem besonderen sozialen Schimmer umstrahlte, war dem Chinesen von jeher das Halten von Konkubinen (*Tsie*) in unbestimmter Anzahl neben der einen Frau (*tsi*) verstattet. Aus den in den zahlreichen Romanen ²⁾ und Sittenschilderungen der chinesischen Schriftsteller eingestreuten Bemerkungen, Anekdoten u. dgl. ist das Zunehmen der Prostitution, die Ausbildung ihrer Formen ersichtlich; wenn also gegenwärtig in China die Prostitution eine Ausdehnung und Ausbildung gewonnen hat, von der man sich nur schwer eine Vorstellung macht ³⁾, so lässt sich daraus völlig sicher schliessen, nicht nur dass sich das soziale Leben im Allgemeinen erheblich verfeinert, sondern auch die ehelichen Beziehungen in so ferne eine Veränderung erlitten haben müssen, als die Bande gegenwärtig straffer geschnürt sind denn zuvor. Es ist also auch hier von einem Stillstande nichts zu be-

konnten, dass also die Anlage, unter Herzklopfen zu erröthen und in Verwirrung zu gerathen, schon bei den Thieren vorhanden ist (Carus Sterne, *Werden und Vergehen* Erste Aufl. S. 346—347.)

1) Siehe hierüber das interessante Kapitel über das Erröthen bei Darwin, *The Expression of the Emotions in Man and animals*. London 1872. 8°.

2) Z. B. „Die Oelverkaufsbude, welche das schönste Mädchen hatte“, — „Der Weisheitsbeutel“, — „Erotica aus dem Jaspisthurm“.

3) Gustav Schlegel, *Iets over de prostitutie in China*. (*Verhandelingen van het Batav. Genootschap van Kunsten en wetenschappen*. XXXII. Deel. 1866. 4°.) und Dr. C. v. Scherzer, *Zur Geschichte der Prostitution in China*. (*Ausland* 1867. S. 84—89, 67—61.)

merken. Mit der Entwicklung der Prostitution ist aber nicht im Geringsten eine Degradation des Weibes und seiner sozialen Stellung verbunden, und nichts falscher, als für die chinesische „Frau“ die entwürdigende Stellung einer Sklavin anzunehmen. In der Familie bleibt allerdings der Hausvater unumschränkter Gebieter und im Leben sind die beiden Geschlechter von einander strenge geschieden, so dass dem Weibe, in China durch Bescheidenheit und Eingezogenheit ausgezeichnet, als Wirkungskreis nur die Familie bleibt, allein alle Beobachter stimmen darin überein, dass der „moralische“ Standpunkt der chinesischen Frauen trotz der obengeschilderten Verhältnisse immer noch ein höherer sei, als jene der Damen des alten Rom.

Religiöse und geistige Entwicklung der Chinesen.

Die alte Volksreligion der Chinesen, wie sie in ihren kanonischen Büchern niedergelegt ist, hängt mit dem Schamanismus der übrigen hochasiatischen Rasse zusammen, aus dem sie sich entwickelt hat. Dieser gründet sich auf die Verehrung der grossen Naturdinge, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Erde, Berge, Flüsse, Seen, Feuer u. s. w., so wie der Geister der abgeschiedenen Vorfahren. Gegenstand der Verehrung der alten chinesischen Volksreligion sind demnach die drei Grundwesen (*san tsai*); der erhabene Himmel (*hoang tian*), die Erde (*ti*) und der Mensch (*dschin*). Der Himmel breitete sich über Alles aus, die Erde trägt und nährt Alles und aus der Vereinigung beider entsteht Alles — und auch der Mensch. Die ganze Natur ist von Geistern belebt, denen man gleich den beiden grossen Erzeugern des Alls, Himmel und Erde, opfern muss. Im Uebrigen ist diese Religion von überraschender Einfachheit; sie kennt keine Offenbarung, es gibt nur eine heilige, unabänderliche Ordnung der Natur; trotz der vorgeschriebenen Opfer ¹⁾ kennt sie keinen Priesterstand, weder Götterbilder noch Tempel; da es keinen Priesterstand gab, so bildete sich auch keine Dogmatik aus, es gibt keinen ausserweltlichen Gott und keine Schöpfung der Welt durch denselben aus Nichts. Beide Sätze erscheinen dem Chinesen absurd. Obwohl er an ein Fortleben nach dem Tode glaubt, kennt er dennoch weder Belohnung noch Strafe; vielmehr meint er, dass den Thaten schon hiernieden Belohnung und Strafe unmittelbar nachfolge. Die Idee einer Erbsünde ist ihm vollständig unbekannt. Nur der Manenkultus hat sich stark entwickelt und in einer Hinsicht als Kulturhemmniss erwiesen, denn gewiss hätten die Chinesen schon Eisenbahnen erbaut, wenn nicht die Scheu, auf alte Begräbnisplätze zu stossen und die Ruhe der Todten zu stören,

1) Von den frühesten Zeiten an haben die Chinesen gesucht, Schang-ti „die höchste Gottheit“ mit dem Blute von Stieren und Ziegen zu versöhnen. Sie brachten ebenfalls Brandopfer wie die Juden. (*Ausland* 1868. S. 398.)

das Gewissen eines Volkes belasten müsste, das eifrig dem Ahnendienste obliegt¹⁾.

Diese in kurzen Zügen geschilderte Religion ist die noch heutzutage in China offizielle. An ihr, kaum mehr denn verblühter Materialismus, wurde stets von den Personen gewöhnlicher Durchschnittsbildung festgehalten. Die Philosophen vertieften dieselbe zu einem Systeme mit zwei Prinzipien an der Spitze, einem starken, männlichen (*yang*) und einem schwachen, weiblichen (*yin*). Aus der Verbindung beider ist die Welt hervorgegangen.

Diese alte Volksreligion empfing dann später eine weitere Ausbildung durch die Schriften der Klassiker, deren Bedeutung nicht genugsam gewürdigt werden kann. Die neun kanonischen Bücher Chinas (*King*) haben einen gewaltigeren und nachhaltigeren Einfluss auf den chinesischen Geist geübt, als irgend ein anderes Werk auf eine gleich grosse Bevölkerung, die einzige Bibel vielleicht ausgenommen²⁾. In ihnen finden wir die Hauptquellen des religiösen und politischen, zugleich aber den Ursprung des Aberglaubens, der die Handlungen des Volkes so mächtig beeinflusst. Unter diesen Klassikern glänzt in erster Reihe der Name eines Zeitgenossen des Pythagoras, Konfucius (*Kung-fut-se*)³⁾, der die Werke der Alten gelichtet und gesichtet, ja die Doktrin der Alten zu der seinigen gemacht hat. Seine Kommentatoren zählen in China nach Tausenden, stimmen aber selten mit einander überein. Konfucius stiftete eigentlich keine Religion; er that im Grunde nichts, als die Lehren der Alten in ein politisch-moralisches System zu bringen, wobei er immer den bürgerlichen Nutzen zum höchsten Zweck hatte. Seine Sittenlehre muss daher in idealistischen Augen tief unter der buddhistischen stehen; sie beschäftigt sich nämlich ausschliesslich mit dem Staate und dessen Grundlage, der

1) Siehe: *Moralische Hindernisse des Eisenbahnbaues in China*. (Ausland 1889. S. 768.

2) Vgl. darüber Douglas, *The language and literature of China*. London 1875. 8'.

3) Konfucius. in seiner Kindheit *Tschung-ne* genannt, wurde geboren 549 v. Chr. im Staate Lu, im Distrikte Kin-fu-hien der jetzigen Provinz Schan-tung und starb 477 v. Chr. Für jene, welche sich in das Studium des chinesischen Philosophen versenken wollen, zitiere ich Amiot. *Abrégé historique des principaux traits de la vie de Konfucius*. Paris 1784. 4'. Das beste mir bekannte Werk ist jenes von James Legge: *The life and teachings of Konfucius with explanatory notes*. London 1867. 8'. Neuere Bücher sind: E. Faber, *Lehrbegriff des Konfucius und Quellen zu Konfucius und dem Konfucianismus*. London 1873. 8'. *Konfucius. Essai historique par un missionnaire*. Rome 1874. 8'. J. H. Plath, *Konfucius und seiner Schüler Leben und Lehren*. München 1874. Konfucius, *Tu-hio*. *Die erhabene Wissenschaft. Aus dem Chinesischen, übersetzt und erklärt von Reinhold v. Plänckner*. Leipzig 1875. 8'. Konfucius *Tschung-jong*. *Der unwandelbare Seelengrund. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold v. Plänckner*. Leipzig 1878. 8'. — Die Familie des Konfucius lebt noch heute in der 77. Generation und ist wohl das älteste Adelsgeschlecht der Welt. Die Nachkommen des Konfucius leben in der Provinz Schan-tung im nördlichen China, wo sie grosse Ländereien und bedeutende Kohlenbergwerke besitzen. Alle Mitglieder der Familie haben das Recht, sich „Quany“ (Hersog) zu nennen. Dabei geniessen dieselben das höchste Ansehen sowohl am Hofe in Peking, wie auch im ganzen chinesischen Reiche, und erfreuen sie sich grosser Vorrechte.

Familie. Auf ein Jenseits oder die Gottheit geht sie gar nicht ein, sie verwirft sogar den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, ist also gleichfalls ein verfeinerter Materialismus. Seinen Schülern empfahl er Unrecht mit Gerechtigkeit und Wohlwollen mit Wohlwollen zu vergelten. Ganz in diesem Sinne schärfte er die Pflichten der Blutrache ein. Nüchternheit, scharfer Verstand und weltmännische Klugheit charakterisiren die Moralsätze des Konfucius, und es ist gewiss nicht richtig, darin die Ursache der langsamen Entwicklung China's zu suchen, denn eine unmittelbare Konsequenz derselben ist die Werthhaltung der Arbeit. Nur durch ihren Bienenfleiss aber, durch ihre Arbeit erklimmen die Chinesen so früh eine hohe Gesittungsstufe; und wenn sie in späterer Zeit ihre wirthschaftliche Grösse nicht in gleichem Verhältnisse vermehrten, so trifft die Schuld wohl hauptsächlich jene Religionssysteme, die unter verschiedenen Formen die Faulheit predigen.

In China nämlich, so wenig wie anderwärts, konnte der Konfucianismus, eine Religion ohne Priesterstand und Dogmatik, welche über diese Welt nicht hinausgeht, dem gemeinen Volke mit seinen verschiedenen Bedürfnissen und Anlagen des Gemüthes auf die Dauer Befriedigung gewähren. Es ist dies das erste grosse Beispiel in der Geschichte von dem so oft wiederholten Scheitern des Materialismus an der Glaubensbedürftigkeit der menschlichen Psyche. An der trostlosen Oede seiner Lehren vermochte sich nicht einmal ein so durchaus praktisch angelegtes Volk wie die Chinesen zu beruhigen, und so blieb er auf die höheren Stände, die gebildeten Klassen beschränkt. So sehen wir überall die Verbreitung der realistischen Weltanschauung an ein vermehrtes Wissen gebunden, weil dieses allein theilweisen Ersatz für den mangelnden Glauben zu bieten vermag. Wo aber dieses Wissen fehlt, begehrt der Mensch nach jener ausgiebigen Befriedigung seiner Phantasie und seines Gemüthes, womit der Idealismus, der süsse Irrthum, seine Anhänger beglückt. Desshalb fanden auch in China zwei andere Religionssysteme, das *Tao* und der Buddhismus bei der Menge grossen Beifall.

Der Gründer der Tao-Religion ist Li-pe-Yang, gewöhnlich Lao-tse (altes Kind) genannt, ein Zeitgenosse des Konfucius und 604 v. Chr. in der heutigen Provinz Honan geboren. Der *Tao-te-king*, das Glaubensbuch Lao-tse's und seiner Sekte, *Tao-sse*, leidet indess so sehr an Dunkelheiten, dass schon der Name *Tao* oder der des höchsten Wesens eine Menge Deutungen zulässt¹⁾. Das Wort *Tao* soll ursprünglich „Weg“, dann ein thätiges Prinzip bedeuten, von dem etwas ausgeht. Lao-tse lehrte ein höchstes logosartiges Wesen als Schöpfer der Körperwelt, durch dessen wahre Erkenntniss, die nur durch Intelligenz möglich ist, und durch das im Herzen Tragen dieses Gottes, was allein durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden möglich ist, er in Jedem die sittliche Vollkommen-

1) Lao-tse, *Tao-te-king*. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold v. Plänckner. Leipzig 1870. 8°. S. VII.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

heit im Individuum schaffen will. Die Sittenlehre des Weltweisen war also eine durchaus reine, sie predigte Sanftmuth und Duldung, wie die buddhistische; ihr Zweck ist die Befreiung des Menschen von den Uebeln durch Enthaltbarkeit von den Genüssen dieser Welt und durch Bezähmung und Ausrottung der Begierden, denn „nur der, welcher ganz von Leidenschaften frei ist, wird im Stande sein, das höchste geistige Wesen zu erfassen; der dagegen, dessen Seele beständig von Leidenschaften getrübt ist, sieht nur das endliche — die Schöpfung.“ Lao-tse lehrte auch die Unsterblichkeit der Seele und sagte: „Nicht ist das Verlassen des Körpers für uns ein Unglück, sondern in Wahrheit wird es heissen: wir haben das ewige Leben empfangen.“

Im Munde des Konfucius sind längst schon Lehren entdeckt worden, die fast wörtlich in der Bergpredigt wiederkehren. Aber auch bei Lao-tse kommen Sätze vor, vom reinsten evangelischen Klange und die oft wie aus dem neuen Testamente herausgeschnitten erscheinen; deshalb meinten die Jesuitenmissionäre des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, es müsse das Geheimniss des Christenthums den Chinesen ein halbes Jahrtausend vor Christo geoffenbart worden sein. Wie die Lehre Zenos und wie das Christenthum empfahl die Tao-Religion Abtödtung des Fleisches, Entsagung und Zurückgezogenheit von allen Geschäften des täglichen Lebens als einziges Mittel der Befreiung. Gleich wie den Stoikern und den Christen gilt den Tao-sse daher der unthätige beschauliche Einsiedler für den vollendetsten der Menschen, und als ob ein Fluch auf allen Religionen lastete, brachten Lao-tses Schüler und Nachfolger, die sich Doktoren der Vernunft nannten, sich und die Tao-Lehre durch verächtlichen Schamanistenbetrug bald in Missachtung; durch ihre Verirrungen und Abgeschmacktheiten sind sie seitdem zur Zielscheibe des öffentlichen Spottes geworden. Einen schärferen Gegensatz als jenen zwischen den Schülern Konfucius' und Lao-tses kann man sich demnach nicht denken.

Eine weit grössere Verbreitung als die Tao-Lehre fand in späterer Zeit unter dem gemeinen Volke der von Indien eingeschleppte Buddhismus, der bei den Anhängern Lao-tses gerade wegen der ähnlichen Tendenzen auf heftige Opposition stiess. Der Buddhismus passt indess mehr für ein passives Volk, weniger für eines, das gleich den Chinesen an harte Arbeit gewöhnt ist. Der chinesische Buddhismus (dort Foismus¹⁾ genannt) weicht auch von jenem auf Ceylon und Hinterindien bedeutend ab, indem er durch die nüchterne chinesische Weltanschauung gemildert und popularisirt ward²⁾. Wir haben

1) Die Chinesen konnten das Wort Buddha so gut aussprechen wie wir, allein schreiben, den Ton nachmalen, das konnten sie mit ihrer Schrift nicht; denn es gab nun einmal im Chinesischen keine Silbe *bu* und ebenso wenig eine Silbe *dha* oder *da*. Dem Chinesen blieb nun nichts anderes übrig, als für das *bu* und *da* zwei Silben zu unterlegen, die wenigstens annähernd so zu klingen schienen, und so wurde aus Buddha der chinesische *Fo-to*, oder abgekürzt *Fo*, wie er noch heute in China heisst. (Bacmeister im „Ausland“ 1872. S. 578.)

2) Siehe hierüber: Ernest J. Eitel, *Buddhism, its historical, theoretical and popular aspects*. London 1873. 8o.

somit hier ein eklatantes Beispiel für die Beeinflussung religiöser Systeme durch äussere Umstände.

Den Chinesen steht Mang-tse¹⁾ oder wie er mit seinem latinisirten Namen heisst, Mencius als Philosoph sogleich nach Confucius selbst. Beinahe zwei Jahrhunderte nach seinem grossen Vorgänger, in China's trübster Zeit geboren, überkam er das Prestige, das derselbe für alle Lehrer der abstrakten Wissenschaft gewonnen, zugleich mit den Erfahrungen, welche dieser Philosoph an den Höfen der Fürsten, denen zu dienen er sich herabgelassen, gesammelt hatte. Allein die Lehren beider Männer sind so verschieden, wie ihre Erziehung, Lebensweise, Erscheinung, Art und Weise. Mit all den Hauptereignissen im Leben des Konfucius, seinem Benehmen am Hofe, seinem Verhalten während eines Gewitters, ja selbst der unveränderlichen Art seines im Bette Liegens, sind wir vertraut: von Mencius aber wissen wir nur ungemein wenig Persönliches. Seine chinesischen Biographen erzählen, dass er 371 v. Chr. im Staate Tsow, d. i. der modernen Provinz Shantung, geboren war und das Alter des Plato, 84 Jahre, erreicht haben soll. Sein Vater starb, als er sich noch in früher Kindheit befand, und er war nun ganz seiner Mutter Tschang-shi überlassen, die alle chinesischen Schriftsteller als Musterbild einer Matrone preisen.

Eines seiner wichtigsten Erlebnisse ist seine Begegnung mit den Schülern des Heu-Hing; obwohl den Abendländern kaum dem Namen nach bekannt, war dieser chinesische Denker doch aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Mensch, der sich, was heute so alltäglich, für die Rechte der Arbeiter erhitze, und die Argumente, die in der Begegnung zwischen ihm und Mencius gebraucht wurden, sind seither tausendmal von Streitern wiederholt worden, welche von der Existenz des chinesischen Kommunisten keine blasse Ahnung besitzen. Mencius antwortete mit einer gleichfalls oft benützten Theorie: Die einen, sagte er, arbeiten mit dem Kopfe, die andern mit den Händen; die mit dem Kopfe arbeiten, regieren die anderen; die mit den Händen arbeiten, werden von anderen regiert; jene, welche von anderen regiert werden, haben diese zu erhalten; jene, welche regieren, werden von ihnen erhalten.

Mencius' ausserordentliche Verdienste fanden nicht, wie bei Konfucius, die verdiente Würdigung sofort nach seinem Hinscheiden, vielmehr dauerte es mehrere Jahrhunderte, ehe seine Werke in die Reihe der Klassiker aufgenommen wurden. Zwei grosse Dinge waren es, womit die politischen und ethischen Doktrinen des Mencius sich vorwiegend befassen: die Beziehungen des Regenten zu den Regierten, und die moralische Natur des Menschen. Seine Regierungsprinzipien werden noch zur Stunde als Autorität in allen religiösen, politischen

1) *Mengtsen vel Mencium edidit latina interpretatione Stanislas Julien. Paris 1824*, eine treffliche Arbeit. Neuestens erschien die verdienstvolle Uebersetzung von Dr. James Legge, *The life and works of Mencius. With Essays and notes. London 1875*. 8.- an welche sich Obliges anlehnt.

und kommerziellen Fragen angerufen, und in der That haben wenige Denker einfachere und gesündere Regierungssaxiome aufgestellt, als dieser alte Lehrmeister der Chinesen. Sein erster Grundsatz lautet: das Volk ist das wichtigste Element in einer Nation. Wer in dem gewöhnlichen Wahne befangen, dass die Freiheit ein hellenisches Gewächs, dass die freiheitlichen Doktrinen hellenischer Inspiration ihren Ursprung verdanken, wird mit Ueberraschung diesen Satz, die Grundlage jeder rationellen Freiheit, in China ausgesprochen finden, dem Lande, welches uns als die Wiege des starrsten Konservatismus und Despotismus gilt. Nach dem Volke kommt, Mencius zufolge, das Reich und erst in dritter und letzter Reihe der Fürst. Die Berechtigung des Tyrannenmordes, den man in der Gegenwart nicht übel Lust hat für eine jesuitische Erfindung auszugeben, verht er mit den nämlichen Gründen wie Milton zweitausend Jahre später.

In ethischer Hinsicht kämpfte Mencius gegen damals sehr verbreitete, nach seiner Ansicht das Volk zu korrumpiren geeignete Lehren an. Drei Philosophen insbesondere hatten den scharfen Stachel seiner Argumentation zu fühlen, worin er Konfucius zweifellos überlegen war: zunächst Yang-Tschu, dessen Lehre mit dem steten Refrain *Vanitas Vanitatum* endet. Die Philosophie des Yang-Tschu, dem kyrenaischen Hegesias nicht unähnlich, gelangt zu dem Schlusse, dass jeder nur für sich selbst leben und alle moralischen Erwägungen über Bord werfen solle. Es war die Philosophie des Egoismus, denn Yang sagte, wenn er das Reich mit einem einzigen Haare retten könnte, er würde es nicht ausreissen. Solche Lehren konnten das Verhältniss zwischen Monarchen und Unterthanen ernstlich trüben, die allgemeine Wohlfahrt gefährden. Der zweite, gegen den Mencius' Zorn sich wandte, war Mih-Teih oder Mih-tse, entschieden der originellste Denker des himmlischen Reiches. In dem von Parteien durchwühlten Lande erhob er sich, ein philanthropischer Träumer, um 600 Jahre vor Chr. die Lehre allgemeiner Menschenliebe zu predigen; zudem hatte er in zwei Bänden die Irrthümer des Konfucianismus dargelegt; er bemühte sich nicht bloss die Ehrfurcht vor dem verbliebenen Weltweisen zu untergraben, sondern auch die Entfernung zwischen Fürst und Unterthan zu verringern; endlich erhob er seine Stimme gegen die Leichenzeremonien, die er für zu kostspielig und langweilig erklärte, womit der chinesische Bentham freilich höchst unpopulär wurde. Der Grund, warum Mencius gegen Mihs philanthropische Lehrsätze sich auflehnte war, dass nach seiner Ansicht eine Liebe, welche gleichmässig alle Menschen umfasst, unverträglich sei mit der besonderen, intensiveren Liebe, welche man den Eltern schulde, ein Argument, das an die seit Konfucius' Tagen tiefsten und heiligsten Gefühle der Chinesen appellirte. Sein dritter Gegner endlich war der Zeitgenosse Ka u, welcher bestritt, dass zwischen Tugend und Laster ein essentieller Unterschied bestehe.

Die wichtigsten positiven Lehrsätze Mencius' sind leider nur zum Theile klar und verständlich, ja gerade seine Haupttheorie über das *Ke* ist völlig dunkel. Wie so viele Philosophen und die christliche

Glaubenslehre selbst ging auch er von dem Satze aus: Ursprünglich ist die menschliche Natur gut; das Gefühl des Mitleids sei allen Menschen gemeinsam; in seinen diesbezüglichen Argumentationen antizipierte Mencius augenscheinlich die Doktrinen von Hutcheson und Hume; dagegen finden wir ihn in Uebereinstimmung mit Plato und Butler, wenn er erklärt, der Mensch sei für die Tugend geschaffen, denn seine Natur beruhe auf einer Konstitution, worin das Höhere dem Niederen dient. Zweifelsohne haben des Mencius' politische Maximen einen wohlthätigen und befruchtenden Einfluss auf Charakter und Institutionen seiner Volksgenossen geübt; Beweis dessen, dass sie stets von Tyrannen und Bedrückern angefeindet wurden und beim Volke wie bei den Weisen als die *Magna Charta* der schwarzhaarigen Rasse galten. Der Mann, der so gewaltigen Einfluss geübt auf Generationen einer nach vielen Millionen zählenden Bevölkerung, kann sich kühn in eine Reihe stellen mit seinen westlichen Zeitgenossen Aristoteles, Zeno, Epikur und Demosthenes.

Dieser Blick auf die philosophische Bewegung im alten China zeigt uns zugleich den Hegelianismus, Benthamismus und Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts, deren Theorien über Moral und Philosophie vor mehr denn zweitausend Jahren an den Ufern des Hoang-ho vorgetragen wurden. Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne.

Noch kurz haben wir, ehe wir von China scheiden, seine geistigen Erzeugnisse, Litteratur und Wissenschaft zu betrachten. Von jeher stand die Volksbildung in China auf hoher Stufe; die Staatsbürger China's zerfallen in vier Klassen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute¹⁾. Der Stand der Gelehrten bildet den streng persönlichen Adel, woraus die Beamten für die öffentlichen Aemter gewählt werden; in den Gelehrtenstand kann jeder Staatsbürger eintreten, sobald er die erforderliche Bildung sich aneignet und durch Prüfung darüber ausweisen kann. Der Pöbel — nicht die Armuth, welche überhaupt nicht verachtet wird — ist von Ehrenämtern ausgeschlossen. Man kann darnach ermessen, dass in China auf allgemeine Bildung ein unendliches Gewicht gelegt wird, da sie allein den Weg zu sozialer Höhe erschliesst. Wie aber überall, wo die Volksbildung allgemein, entspricht auch in China derselben nicht der Stand der Wissenschaften. Während die Chinesen in universeller Bildung manchem europäischen und vielleicht dem ganzen Abendlande überlegen sind, — in früherer Zeit zweifelsohne — lässt sich von den Wissenschaften nicht das Gleiche behaupten. Die ganze Naturanlage drängt die Chinesen nur nach praktischen Dingen hin, und alle ihre Entdeckungen und Erfindungen sind nicht so sehr Resultate wissenschaftlicher Vorbildung und Nachforschung, als Folge praktischer Handgriffe und Verbesse-

1) Als ausserhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes“ stehend werden betrachtet: Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler und alle jene Personen, welche kein bestimmtes Obdach haben.

rungen¹⁾. Ihre Litteratur ist reich und mannigfaltig; grosse Dichtwerke von erhabenem Schwunge wurden allerdings nicht geschaffen, jedoch der Wurf im Kleineren gelang vorzüglich. Das übliche absprechende Urtheil über die chinesische Literatur rührt eben nur von der Unkenntniss derselben her. Dass auch hierin eine Reihe ganz verschiedener Entwicklungsstadien zu verzeichnen, darüber beruhigen uns Jene, die sich mit dem allerdings schwierigen Studium der chinesischen Sprache und Litteratur wirklich befasst haben.

In Allem und Jedem gewährt man also in China eine beständige Entwicklung. Diese Kulturbewegung geht langsamer vor sich als anderwärts, aber sie ist da; dem aufmerksamen Beobachter kann sie nicht entgehen. Den langsameren, einseitigeren Entwicklungsgang verschulden aber mehrere Faktoren: zunächst eine Rassenanlage, nämlich die Biegsamkeit des chinesischen Menschenschlages, der, allen Gegensätzen der Lufterwärmung zum Trotz, in Maimatschin an der sibirischen Grenze, wo das Quecksilber jeden Winter in der Thermometerröhre gefriert, eben so unangefochten gedeiht, wie in der Treibhauswärme Singapurs, wo die Muskatnuss als Handelsgewächs gebaut wird. Die Einfälle von Wanderhorden unterbrachen daher nur auf kurze Zeit das stetige Wachsthum, denn der siegreiche Fremdling auf dem Throne erlag bald der geistigen Ueberlegenheit der Beherrschten. Mongolen und Mandschu mochten Dynastien stiften, geändert wurde aber in China damit nichts, als der Name des Herrscherhauses.

Dazu trug der fernere Umstand bei, dass die Chinesen rings umgeben waren von Völkern gleicher Abstammung, nämlich von Mongoliden, die von ihnen frühzeitig durch ihre Gesittung überragt wurden. Die tellurische Abgeschlossenheit, deren sie sich ausserdem erfreuen, vergönnte ihnen Jahrtausende ruhiger, innerer Entwicklung, ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten. Freilich hat diese geographische Abgeschlossenheit, die man sich indess nicht so gross vorstellen darf, wie gewöhnlich geschieht²⁾, andererseits ihre Schatten

1) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. 186.

2) Siehe hierüber: Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen.* (Ausland 1872. S. 579—580.), dann E. Bretschneider, *On the knowledge possessed by the ancient Chinese of the Arabs and Arabian colonies and other western countries.* London 1871. Arabische Gesandtschaften kamen seit 651 n. Chr. an den chinesischen Hof. Dagegen sind die Annahmen Reinaud's über einen alten Handelsverkehr des römischen Reiches mit Indien und China nicht stichhaltig. (Reinaud, *Relations politiques et commerciales de l'Empire romain avec l'Asie orientale* im *Journal asiatique* 1863.) Vor Jahren hat Kapitän P. Cave in einer Studie über die *Geschichte der Entwicklung der Beziehungen Europa's zu China* — die ich jedoch nur aus einem Berichte in der *Allgemeinen Zeitung* 1872 Nr. 246 kenne — gesagt, dass chinesische Schriftsteller des Alterthums in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von der römischen Civilisation sprechen und uns Kunde geben von diplomatischen Beziehungen, welche China vor 19 Jahrhunderten, durch Absendung einer Gesandtschaft nach Rom, mit dem Westen angeknüpft hätte. Die Redaktion erinnert in einer Fussnote an eine Stelle in Humboldt's *Kosmos* IV. Bd. S. 51, wonach auch unter Mark Aurel, dem *An-tsun* der Historiker der Han-Dynastie, römische Legaten über Tunkin nach China gekommen wären. Humboldt theilt dieses Faktum jedoch ohne Quellennachweis mit, und die ganze Verbindung China's

auf sie geworfen, indem sie ihnen die akuten Formen des Kampfes um's Dasein versagte und dadurch von raschem Vorwärtstürmen zurückhielt. Jede ruhige friedliche Entwicklung — dies sei nie vergessen — ist auch eine langsame¹⁾. Je heftiger aber der Kampf um's Dasein entbrennt, desto grösser der Kulturgewinn.

Aus diesen beiden Faktoren, dem Rasselement und der örtlichen Beschaffenheit ihres Landes erklären sich befriedigend die scheinbaren Widersprüche in dem Kulturgange der Chinesen. „Sie unter allen hochgestiegenen Völkern verdanken am wenigsten fremden Anregungen, wir, das heisst die Europäer, und vorzugsweise die Nordeuropäer verdanken bis etwa um das XIII. Jahrhundert fast Alles, mit Ausnahme unserer Sprache, der Belehrung fremder Völker. Wir sind Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen, die Chinesen sind Autodidakten. Dabei blieb es aber. Ueberall bemerken wir, dass die Chinesen nicht über eine gewisse Höhe geistiger Entwicklung hinaus gelangten. Sie haben selbstständig eine eigene Schrift, aber nur Silbenzeichen, nicht Lautzeichen erfunden; sie hatten den Plattendruck längst gekannt, aber die früh benutzten beweglichen Typen wieder aufgegeben. Sie hatten die Nordweisung der Magnethadel entdeckt, aber benutzten sie nie als Kompass, sie kannten das Pulver, aber nie die Feuerrohre, sie haben das Rechnenbrett, aber nicht den Stellenwerth der Zahlen erfunden, astronomische Vorgänge seit Jahrtausenden beobachtet, aber die Thierkreistheilung von auswärts sich zuführen lassen. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert, und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick, der uns den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen enthüllt. Wenn die Chinesen in dieser Geistesrichtung noch völlig unentwickelt neben uns stehen, so wird hier wiederum die Macht der geographischen Verhältnisse fühlbar. Die Chinesen waren in ihrer östlichen Abgeschlossenheit, wie erwähnt, umgeben von Völkern, an denen sie wenig zu beneiden fanden, und wodurch sich ihre Eitelkeit auf ihre alte Kultur einigermaßen erklärt. Vorbilder in anderen Völkern bekamen sie erst dann zu Gesicht, als diese ihnen bereits weit vorausgeeilt waren. Jetzt aber bedrängt sie eine reifere Kultur im Norden und an ihrem Seegestade, und nach Jahrtausend langer Ruhe wird ihnen zum ersten Mal ein geistiger Kampf angeboten, deren Ausgang bei einer Gesellschaft von 300 Millionen mit tiefgewurzelten Sitten und einfachen gesunden Verhältnissen menschliche Kurzsichtigkeit nicht voraussehen kann“²⁾.

mit dem alten Rom ist trefflich widerlegt im *Ausland* 1863. S. 1122—1126. Ueber die Verbindungen mit Indien vgl. Renaudot, *Anciennes relations des Indes et de la Chine*. Paris 1817, dann die überaus trefflichen Arbeiten des Franzosen Stanislas Julien: *Voyages des pèlerins bouddhistes*, enthaltend die Reisen des Hiouen-thsang.

1) „Friedfertigkeit, wenn wir die Vorgänge der belebten Schöpfung richtig verstehen, bedeutet aber so viel wie Erstarrung.“ Peschel, *Völkerkunde*. S. 325.

2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 374—375.

Die ostarischen Völker.

Arier und Indogermanen.

Die grossen Arbeiten der Philologen lassen einen eigenthümlich gearteten Sprachstamm erkennen, welcher mit keinem andern irgend welchen nachweisbaren Zusammenhang besitzt. Man nennt ihn nicht sehr glücklich den indoeuropäischen oder indogermanischen und es umfasst derselbe in der Gegenwart die meisten Völker Europas und mehrere in Asien. Man kann darin drei grosse Gruppen unterscheiden: eine nördliche, nämlich das Lettoslavische und Deutsche, eine südliche, Griechisch, Lateinisch und Keltisch, endlich eine ferne südöstliche Gruppe in Asien: Eränisch und Sanskrit. Für die Völker, welche diese Idiome sprechen, ist der Name Arier mehr und mehr in Aufnahme gekommen und diese sollen eine eigene, von den übrigen durchaus getrennte Rasse weisshäutiger, blauäugiger und blondhaariger Menschen mit hohem Körperwuchs und länglichen schmalen Schädeln ursprünglich gebildet haben¹⁾. Mit dem Namen Arier verbinden wir einen ethnischen Begriff, während die Bezeichnung Indogermanen ein rein linguistischer Begriff ist. Da im Laufe der Zeit viele Nichtarier indogermanische Idiome angenommen, so sind nicht alle Indogermanen Arier, wohl aber alle Arier Indogermanen. Es kann nicht scharf genug darauf hingewiesen werden, dass es wohl indogermanische Sprachen, nicht aber indogermanische Volksstämme gibt. Der reine Arya ist heute fast überall eine Mythe.

Die Inder können wegen ihrer allzugrossen Vermischung mit dravidischen Stämmen als reine Arier kaum in Betracht gezogen werden. Die Eranier sind gleichfalls ein Mischvolk. In Susiana und Medien z. B. wohnte eine kuschitische Bevölkerung, die wahrscheinlich mit den vorhistorischen Sumeriern Mesopotamiens verwandt war und später die eranische Sprache angenommen hat. Unter den Persern kommen, wie der treffliche Kenner dieses Volkes Dr. Polak versichert, blonde Individuen gar nicht vor, und Professor Dr. Karabacek

1) Theodor Pöschke, *Die Arier*. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Jena 1878. 8°. S. 12—47.

setzt hinzu, dass eine blonde Jungfrau der persischen poetischen Literatur unbekannt ist.

Ujfalvy¹⁾ hat dagegen zuerst in Pendjkend, der Hauptstadt Kohistans in Centralasien, eranische Galttscha mit blonden Haaren und blauen Augen bemerkt. Bei den Galttscha zwischen dem Zerefschän und dem Hissar-Gebirge finden sich nicht nur blonde, sondern auch rothhaarige Individuen. Merkwürdig ist ferner, dass die Galttscha nach den Messungen Ujfalvys brachykephal sind, während bei den Persern nach Dr. Polak und Girard de Rialle,²⁾ die Dolichocephalie vorherrscht. Man darf aber auch die blonden Eranier Centralasiens mit den blonden Germanen und blonden Kymren (im Sinne Brocas) nicht in Verbindung bringen, da diese wiederum langköpfig sind. Topinard hat in den brachykephalen Galttscha Verwandte der brachykephalen Kelten (z. B. der Savoyarden) erblickt und erklärt, dass hier zum erstenmale bei zwei arischen Stämmen Sprache und Abstammung übereinstimmen. Die brachykephalen Kelten sind aber schwarzhaarig, während die Galttscha es nur zum Theil sind. Wo wir also uns hinwenden, begegnet die Frage nach dem ursprünglichen und eigentlichen Typus der Arier Schwierigkeiten. Man hat ferner angenommen, dass die in den Gebirgstälern der Balkanhalbinsel abgeschlossenen Albanesen sich am reinsten erhalten haben. Die Nordalbanesen (Geghen) sind aber durchweg schwarzhaarig, während die epirotischen Albanesen (Tosken) blond sind. Virchow hat auf die Brachycephalie der Albanesen hingewiesen. Die alten Japygier Süditaliens, die doch unzweifelhaft auch Illyrier gewesen sind, waren wiederum nach Nicolucci dolichocephal. Wie dem auch sein mag, die Frage und Herkunft der einzelnen arischen Stämme ist eine unentschiedene, und man wird wohl annehmen müssen, dass eine Anzahl Volksstämme der mittelländischen Rasse die arischen Sprachen angenommen hat.

Die älteste Kultur der Arier.

Zunächst sollen nur Inder und Perser, nämlich die ostarische Gruppe, die zuerst im Alterthume zu bedeutsamer Kulturhöhe sich emporschwang, betrachtet werden. Die vergleichende Sprachforschung hat die Verwandtschaft und gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen aller indogermanischen Völker nachgewiesen; ebenso wichtig ist die Erkenntniss, dass die Grundzüge der Religion und Sitte den Ariern gemeinsam waren, während tiefe Unterschiede die Völker dieses Stammes sowohl von den Hamiten als von den Semiten trennen³⁾; gleich-

1) Ujfalvy, *Le Kohistan, le Ferghanah et Kouldja*. Paris 1878.

2) *Revue scientifique* 1879. S. 1120.

3) Rudolf Friedrich Grau, *Ursprünge und Ziele unserer Kulturentwicklung*, Gütersloh 1875. 8°. S. 77—78.

wohl gehören alle drei Stämme, Indogermanen, Semiten und Hamiten der nämlichen, mittelländischen Race an.

Die Urheimat der Indogermanen wird in Centralasien, speziell in den Hochlanden nördlich von Erân, in neuerer Zeit aber im südlichen Europa ¹⁾ gesucht. Wenn nun die erstere dieser beiden Ansichten gemeinlich vorgetragen wird, als ob man es hier mit einer unerschütterlichen historischen Thatsache zu thun hätte, so mag sofort daran erinnert werden, dass die Ursprünge der Indogermanen für uns noch immer in das tiefste Dunkel gehüllt sind und die Hypothese ihrer Herabkunft von dem erânischen Hochplateau in der Nähe des Hindu-kuh eben so wenig für historisch gelten kann, als die von ihrer Herkunft aus der Tiefebene Südeuropas. Das erste wirkliche Licht gewähren die ältesten Schriften der Hindu. Wir finden die Verfasser der Veda und ihr Volk noch nicht in Indien selbst ansässig, sondern nur an dessen Grenzen, im Pundschâb oder Fünfstromlande. Die Berührungen der Anschauungen dieser ältesten Inder mit denen der ältesten Erânier sind noch auffällig genug und die Trennung in zwei Völker kann nicht sehr lange vorher stattgefunden haben; alles deutet hin, dass gerade wie später das Vordringen der Indogermanen oder Arya nach Osten von Erân aus erfolgt sei. Ob dies lediglich durch Völkerwanderung geschah, wissen wir nicht; doch möchte rathsam sein, mit den „Völkerwanderungen“ weniger Verschwendung zu treiben. Die Ausbreitung der Arya dürfte sich eher ihrer allmählichen Ausdehnung als der Wanderung eines grossen Volkshaufens zuschreiben lassen ²⁾. Indem das indogermanische Urvolk sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloss in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mussten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige immer fester begründete Existenz. Natürlich muss man für solche Vorgänge einen sehr langen Zeitraum annehmen, dessen Anfänge weit vor unserer Geschichte liegen, doch lässt sich hierdurch die Trennung der Völker völlig ungezwungen und naturgemäss erklären.

Ehe sich die Indogermanen spalteten, waren schon die wesentlichsten Grundlagen der Kultur vorhanden, und die getheilten Stämme nahmen sie als gemeinsames Erbe mit in die Fremde. Schon das indogermanische Urvolk sprach eine herrliche, überaus reiche, wohlklingende Sprache, woraus sich dann die einzelnen Idiome allmählig entwickelten. Jene Ursprache nun lässt auch die Grundzüge des damaligen Kulturzustandes erkennen. Da war schon Haus und Hof und Feld und Vieh; ja es gab schon Dörfer und grössere Zusammenwohnungen. Fast in derselben Mannigfaltigkeit umgeben unsere Haustihiere den Besitzer, vor-

1) Joh. Gust. Cuno, *Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde*. Erster Theil. *Die Skythen*. Berlin 1871. 8°.

2) Friedrich Spiegel, *Das Umland der Indogermanen*. (Ausland 1871. S. 558 bis 558.)

nehmlich Stier und Kuh, aber auch Pferd, Schaf, Ziege und Schwein; dazu kommt Gans und Ente; schon schützte den Herrn und sein Haus der treue Hund. Noch in seinen frühesten Sitzen trieb das indogermanische Urvolk Viehzucht und auch einen gewissen Ackerbau. Es gab ein umfriedetes, bebautes Feld, auf dem der Pflug seine Arbeit hatte und es wuchs da ein Getreide, das die Mühle für den menschlichen Gebrauch zurüstete. Um aber den Acker mit dem Pfluge zu bestellen, musste man die Thiere unter das Joch bringen; ein Wagen führte die Früchte des Feldes heim. Im Hause wie auf dem Altar loderte das Feuer; doch würzte Salz¹⁾ noch nicht die Speisen. Man kannte auch Metalle, Gold und Silber. Aber man gebrauchte die Edelmetalle nicht als Tauschmittel, sondern als Kleinodien oder Leibes schmuck, dann Kupfer; ob auch Eisen ist unentschieden. Wenn es aber schon Rasirmesser²⁾ in der indogermanischen Urzeit gegeben habe, — die Sitte des Bartscheerens würde einen schon sehr ansehnlichen Kulturgrad verrathen — so können sie nur aus scharf schneidenden Metallen, also Eisen hergestellt gewesen sein. Dasselbe gilt von den Waffen, die nach Andern jedoch aus Erz oder Bronze bestanden, deren Gebrauch man den Ariern allerdings nicht absprechen kann. Doch folgt daraus nicht, dass sie dieselbe auch erfunden haben. Als Werthmesser galt das Vieh (*pecunia*)³⁾. Wahrscheinlich befanden sich die Indogermanen noch in jenem eigenthümlichen Zwischenzustande, in welchem der Ackerbau nur zeitweilig und der Viehzucht untergeordnet betrieben wird, wie noch bei Araberstämmen der Jetztzeit zu beobachten.

Einfach und gesund erscheint das Familienleben. Die Gattin und Mutter hat eine Stellung, welche die Vielehe ausschliesst, dem Manne nicht als Sklavin unterworfen, sondern an Ehre und Würde nebengeordnet. Und wie dem Manne das krafterfordernde Arbeiten zukam, so den Frauen Spinnen und Nähen. Die wichtigsten Verwandtschaftsverhältnisse erscheinen als altgeheiligt und unwandelbar, wie noch später bei den alten Germanen, welche offenbar das Ursprüngliche bewahrten. Die uns als ursprünglich dünkenden Gesittungsmerkmale sind zweifelsohne die Errungenschaft langer vorhergegangener Entwicklung, für uns aber in der Nacht der Zeiten verborgen. Uebrigens

1) Sowohl nach Viktor Hehn (*Das Salz. Eine kulturhistorische Studie*. Berlin 1873. 8°. S. 16—17) als nach M. J. Schleiden (*Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben*. Leipzig 1875. 8°. S. 5). Im entgegengesetzten Sinne liess sich jedoch Theodor Benfey vernehmen in seinem Vortrage: „Die Indogermanen hatten schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau.“ (*Beil. zur Allg. Zeitung* 1875. Nr. 208, 209.)

2) An diese knüpfte sich eine Kontroverse zwischen Theodor Benfey (*Beilage zur Allg. Zeitung* 1873. Nr. 96), welcher aus linguistischen Gründen das hohe Alter der Rasirmesser verfocht, und Prof. Dr. Wolfgang Helbig (*A. a. O.* Nr. 117), welcher aus archäologischen Motiven dasselbe bestritt.

3) Das griechische *βοῦς* bedeutet auch Geldstück, analog wie *pecunia*, und auch auf ägyptischen Wagen erscheinen Thiere als Gewichte für die werthvollen Gold- und Silberringe.

überschätze man diese älteste Kultur der Indogermanen nicht, denn dass sich manche Zweige der Arier, Italiker erwiesenermassen, Hellenen sehr wahrscheinlich, bei ihrer Einwanderung nach Europa auf sehr niedriger Kulturstufe befanden, ergibt sich unwiderleglich aus den Fünden, und die Annahme, dass z. B. die geometrische Ornamentik an den griechischen Vasen auf einen indoeuropäischen Kunststyl zurückzuführen sei, entbehrt aller Begründung¹⁾. Dass die Reinheit des Familienlebens sich mit tiefer Barbarei paaren könne, lehren die nämlichen späteren Germanen, Halbwilde im Vergleiche zu den gesitteten Nationen des Alterthums. Für unsere Ansicht spricht, dass von einem Staatsleben bei den alten Ariern kaum die Rede sein kann. Zwar stand an der Spitze der einzelnen Stämme ein Häuptling, König; aber war dessen Gewalt schon über seinen Stamm eine äusserst beschränkte, so war der Zusammenhang der Stämme selbst ein ganz loser. Dagegen mag die individuelle Freiheit des Mannes und Familienoberhauptes in hohem Grade entwickelt gewesen sein.

Selbst noch die vedischen Hindu besaßen weder Tempel noch Idole. Sie verehrten ihre Götter als lebende Existenzen, und vollzogen Opfer und Gebete, die Zeremonien ihres eigenen häuslichen Ritus ohne Mithilfe irgend einer Priesterkaste. Treten wir in den Umkreis der religiösen Vorstellungen der Indogermanen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Grundanschauung des Göttlichen vom Hellen, Leuchtenden, vom Lichte ausging. Wollen wir aber konkretere Ideen von der Lichtgottheit gewinnen, wie sie jenes Urvolk sich gedacht haben mag, so dürfen wir am ehesten an den Veruna - Uranos und die Aditja der Arier denken, wie ihre schon im Hinschwinden begriffenen Gestalten in den ältesten Vedaliedern erscheinen. Zum Wesen Varunas und der Aditja gehört, dass diese Lichtgottheiten nicht minder sittliche Gewalten als Naturmächte sind. Varuna ist zugleich der Urheber aller Naturgesetze; als Götter des Lichtes verabscheuen Varuna und die Aditja Sünde und Unrecht, das seiner Natur nach dem Dunkel angehört. Wiederum als Lichtgötter sind sie aber auch im Stande, das Böse zu entdecken und zu strafen. Varuna überschaut und durchdringt Alles, kennt Aller Menschen Gedanken und Thaten.

An Stelle Varunas trat später Indra, einer der Aditja, an dessen Namen sich eine Religion knüpft, welcher die Mythologie Homers oder der Götterkreis der Germanen entspricht. Es sind die konkreten, sinnlich gebildeten, greifbaren Göttergestalten in ihrer sich ergänzenden und zugleich ausschliessenden Mannigfaltigkeit mehr den Eindruck erweckend, sie seien vergötterte Menschen als göttliche Mächte. Als dieser Uebergang von der Varuna-Religion zur Indra-Religion im Bereiche der noch vereinigten Arier sich vollzog — wir dürfen dafür vielleicht die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. ansehen, — da fand in einem Theile derselben, den Eraniern, eine Reaktion hiergegen statt, in der Ormuzdreligion des Zarathustra zum Ausdruck gelangend und offenbar in dem Bewusstsein vollzogen, dass mit jenem

1) Siehe: *Ausland* 1880. S. 198—199.

Uebergänge eine wesentliche Veränderung der alten Gottesvorstellungen eingetreten sei. Indem nun aber die Eränier das Alte festzuhalten oder zum Alten zurückzukehren vermeinten, geschah auch hier, was meist in solchen Fällen eintritt, es entwickelte sich auch dort ein Neues, welches freilich wesentliche Züge jenes Alten bewahrte, aber keineswegs das Alte selbst war. Die Zarathustrareformation fand nämlich nicht ohne die Sanktionirung des Ackerbaulebens und der Ansässigkeit statt, im Verhältnisse zum Nomadenleben der indischen Arier die spätere Entwicklung. Indem Zarathustra als Prophet der Ormuzd-Religion auftrat, konnte er sich im Gegensatze zur sinnlichen Indra-Religion auf die geistigen Erinnerungen an Varuna und die Aditja berufen; aber er musste doch zugleich den erhabeneren Begriff des Ahuramazda auf philosophischem Wege neu aufstellen und begründen. Und so geschah bei den Eräniern früh, was viel später bei den Indern in der Brahmareligion eintrat: die philosophische Auflösung der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Göttergestalten in die Einheit einer umfassenden Gottheit. Deshalb betrachten wir zunächst die ältere eränische Ormuzd-Religion, ehe wir die religiöse Entwicklung bei den Hindu weiter verfolgen.

Zarathustra's Lehre.

Zarathustra, der grosse Prophet der Eränier, gewöhnlich nach der von den Griechen überlieferten Form Zoroaster (*Ζωροάστρης*) genannt, dessen Name im Zend übrigens eine schmucklose Bedeutung besitzt¹), war geboren in der Stadt Urmia am gleichnamigen See. Im dreissigsten Lebensjahre verliess er die Heimath, zog östlich in die Provinz Aria und verbrachte dort zehn Jahre in der Einsamkeit des Gebirges mit der Abfassung des Avesta beschäftigt. Nach Verfluss dieser Zeit wandte er sich nach Balkh, verkündete seine neue Lehre und behauptete göttliche Sendung. Zarathustra fand natürlich viele Gegner, namentlich in den Priestern der alten Religion, nach und nach aber gewann er Anhänger und bald verbreitete sich seine Lehre schnell über das baktrische Reich; allenthalben entstanden Feueraltäre, denn das war das Zeichen des neuen Glaubens: unter freiem Himmel ein von Mauern umgebener Altar, worauf ein heiliges Feuer loderte. Tempel keine. Zarathustra erreichte hohes Alter, ganz der Ausbreitung seiner Lehre und der Abfassung seiner Schriften lebend. Ihn für eine mythische Person zu halten sind wir nicht berechtigt²); seine

1) Die Bedeutung des Namens *Zarathustra* als „Goldstern“ ist längst widerlegt und von Prof. Friedr. Müller erklärt als „muthige Kameele besitzend“. Siehe Friedr. Müller, *Zendstudien*. I. (*Sitzungsberichte der phil. hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien*. Dezember 1862. XL. Bd. S. 655)

2) Das Leben Zarathustra's siehe ausführlich bei Ed. Röth, *Die ägyptische und die zoroastriische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer spekulativen Ideen*. Mannheim 1846. 8°. S. 375—391. Ferner auch bei Fr. Spiegel in den *Sitzungsber. der phil. histor. Klasse der Münchener Akademie*. München 1867.

Zeit aber zu bestimmen wird nie möglich sein, da es dafür an allen chronologischen Anhaltspunkten gebricht; doch ist für das Entstehen seiner Lehre immerhin ein hohes Alter anzunehmen¹⁾. Schon die medischen Eroberer Babylons sollen Anhänger Zarathustra's gewesen sein, und es ist auch nicht erlaubt, darunter im strengen Sinne das neue Gesetz, welches Zarathustra, verkündigte, zu verstehen, so darf man doch unbedenklich die Verbreitung dieser Lehre in eine viel frühere Zeit verlegen, als die des ersten Dareios aus dem persischen Geschlechte der Achämeniden.

Die Religion Zarathustras ist ein einfacher Deismus, indem sie nur Einen Gott, den Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt erkennt, welcher ohne Gestalt und unsichtbar ist. Es ist daher kaum verstatet, den Zoroastrismus den dualistischen Religionen beizuzählen²⁾. Diese Urgottheit (*Zaruana akarana*) vereinigte doppelseitig in sich einen weissen oder heiligen und einen dunkeln oder finsternen Geist. Ihm, dem *Ahurômazdô*, wie der Name des höchsten Gottes, des absolut guten Prinzips in den Zendbüchern lautet³⁾, verdanken wir alles Gute⁴⁾, allen Segen. Von ihm kann kein Abbild gemacht werden. Er ist ein unendliches Licht, von welchem alle Erhabenheit und Güte ausfließt; er ist der Allmächtige, Allgerechte und Allgütige. Seine Gnade ist endlos wie er selbst. Jede andere Anbetung ist Gotteslästerung. Diese tiefere Lehre aber verdunkelte sich im Verlaufe der Zeiten. Die Licht- und die Nachtseite des göttlichen Willens trennten sich ab als doppelte Wesen: Ormuzd und Ahriman. Die Herren des Lichtes und der Finsterniss streiten sich seitdem um den Sieg, der übrigens von Anbeginn entschieden ist⁵⁾.

So begegnen wir bei den alten Eräniern zum ersten Male dem Wahngebilde einer sittlichen Weltordnung, eine Vorstellung, zu der nur höher gestiegene Völker gelangen und deren Einfluss auf die Kulturentfaltung von unberechenbarem Werthe ist. Daran schloss sich die Lehre von der Auferweckung der Todten, ebenfalls ein echt zoroastrischer Glaubenssatz. Doch hinderten diese nach idealistischer Redeweise geläuterten Vorstellungen nicht das Fortbestehen eines alten Fetischwahnens, der übrigens geschickt mit dem Grundgedanken der

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde*. Bonn & London 1847. 8^o. I. Bd. S. 754. Siehe auch: M. Haug, *A lecture on an original speech of Zoroaster (Yacna 45) with remarks on his age*. Bombay 1865.

2) Diesen Irrthum beoght Peschel, *Völkerkunde*. S. 279—283. Siehe Dr. Jul. Jolly's Widerlegung: *Kann man die Religion Zarathustra's dualistisch nennen?* (Austland 1874. S. 621.)

3) In einer älteren Form und zwar in den Keilinschriften lautet er *Auramazdâ*, in der neueren Form bei den Parsen *Hormesd*, bei uns gewöhnlich *Ormuzd* nach dem Griechischen *Ωρομύζδης*.

4) R 3th. A. a. O. S. 392—398.

5) Die Kosmogonie und Kosmographie der Parsen ist in sehr bündiger Form niedergelegt im „Bundehesch“, verfasst in der Pehlvisprache nach den altbaktrischen Religionsbüchern.

Lehre Zarathustra's versöhnt wurde. So verehrte man Mithras, die Sonne als Auge Ormuzds, aber von ihm geschaffen. Der schamanistische Haoma-Trank behielt gleichfalls seine ungeschwächte Zauberkraft wie in der Vorzeit.

So wie die sittlichen Begriffe die Vorstellungen von der Gottheit erfüllen, wirkt der Irrthum als der stärkste Hebel der Veredelung; am frühesten haben die Erärier Göttliches und Sittliches innig zusammengeschmolzen. Die drei Hauptbegriffe der Moral, das ganze Avesta durchziehend, sind: *Homuté*, d. i. Reinheit der Rede; *Hukhté*, Reinheit der Handlung und *Vurusté*, Reinheit des Gedankens. Nur Tugend bringt in dieser Welt Glück und ist der Pfad des Friedens; sie ist ein Kleid der Ehren, Gottlosigkeit ein Kleid der Schande. Die Gott wohlgefälligsten Opfer sind gute Handlungen, aber Absicht wie Handlung müssen gut sein. Der beste Richter ist ein gutes Gewissen; Wahrheit die Grundlage jeder Trefflichkeit, Unwahrheit eine der strafbarsten Sünden; Faulheit die Mutter von Mangel und Schande, Fleiss aber schützt die Unschuld vor Versuchungen. Gastfreundschaft, allgemeine Menschenliebe, Wohlwollen werden strenge eingeschärft. Reinheit des Körpers muss jede andere Reinheit begleiten. Das böse Prinzip, der Urheber alles Uebels, Ahriman, dessen Angriffen der Mensch beständig ausgesetzt ist, muss unablässig bekämpft werden. Deshalb ist das schamanistische Gebet eine der ersten Pflichten. Der Priester betet für sich und alle Bekenner der Zoroasterlehre, besonders für den König, und vereinigt sein Gebet mit dem aller vor Ormuzd angenehmen Seelen, welche existirt haben oder existiren werden bis zur Auferstehung; denn Zarathustra lehrt die Unsterblichkeit der Seele. Die Gebete beginnen stets mit einem Sündenbekenntnisse. Feuer und Sonne gelten in ihrer Reinheit nur als Symbole Gottes; desshalb soll ihnen der Betende sein Gesicht zuwenden. Das Feuer ist also lediglich das Symbol, worunter Gott angebetet wird und Aufgabe der Priester ist es, das ewige Feuer zu hüten¹⁾.

Im Vergleiche zu der indischen Brahma-Religion kann man nicht umhin, die Lehre Zarathustra's — dem in der Gegenwart noch die Parser oder Gueber anhängen — als eine höhere Stufe der Weltanschauung zu betrachten. Während die Brahmanenlehre zur geistigen und körperlichen Unthätigkeit führte, zeigten Zarathustra und sein Parsismus in der Welt einen grossen Kampfplatz, auf dem Jeder mitzukämpfen berufen ist — den Kampf um's Dasein! Sicherlich mag

1) Ueber die zoroastrische Religion vergleiche: Anquetil du Perron, *Zendavesta, ouvrage de Zoroastre, contenant les idées théologiques, physiques et morales de ce législateur, les cérémonies du culte religieux qu'il a établi*. Paris 1771. 4^e. 3 Bde. und Eugène Burnouf, *Commentaire sur le Yagna*. Paris 1833. — Dadabhai Nooroji, *The manners and customs of the Parsees. The parsee religion*. London. Das treffliche Buch von C. P. Thiele, *De godsdiens van Zarathustra*. Haarlem 1864. 8^e. — Dr. M. Haug, *Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees*. Bombay 1862. 8^e. — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die zoroastrische Religion* (Ausland 1871. S. 217 bis 223, 249—257.)

hierig zu gutem Theile der Grund dafür liegen, dass die Eränier eine grosse politische Rolle spielten und eine Weltherrschaft gründeten, während die Inder stets nur von Eroberern misshandelt wurden. Mit stiller Freude bemerken wir aber noch, dass die Eränier ein ganz unvergleichlich edler und reiner Volksstamm gewesen sein müssen. Wie schon erwähnt, ging es den Eräniern über Alles, die Wahrheit zu sprechen und ihr Sagenschatz enthält Mythen, deren Moral in der Macht der aufrichtigen Sprache gipfelt, der gegenüber der Schlechte von innerlicher Ohnmacht befallen wird. Eine solche Moral musste naturgemäss eine vortheilhafte Charakterbildung erzeugen, und so konnten schon die Alten von den Persern einstimmig berichten: Wohlständigkeit im Reden, Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit mit strengem Worthalten seien hervorstechende Züge ihres Nationalcharakters.

Heroenalter der Hindu.

Der Zeitpunkt der arischen Einwanderung nach dem indischen Süden ist historisch genau nicht mehr festzustellen und schwankt zwischen 2000 bis 1300 Jahre v. Chr. So lange die Arya im Lande der fünf Ströme weilten, bewohnten sie eine Gegend, deren Gewächse noch nicht den eigenthümlichen Charakter der indischen Flora tragen. Jenseits der Dschumna erst erschloss sich ihnen eine neue Welt der mannigfaltigsten, kostbarsten Erzeugnisse. Vergegenwärtigt man sich, welch' tiefes Gefühl für die Natur und ihre Erscheinungen die vedischen Lieder aussprechen, so ward zweifellos das Gemüth der alten Inder von dieser neuen Welt gewaltig angeregt. In diesem Lande musste der Ackerbau die vorherrschende Beschäftigung werden, die Viehzucht zurücktreten. Nachdem grosse Gebiete eingenommen waren, deren Produkte so verschieden, trat auch das Bedürfniss eines Austausches durch Handel ein¹⁾. Eine vielverbreitete Anschauung will in der indischen Halbinsel das biblische Ophir erkennen, von wo die syrischen Gestade des Mittelmeeres manch werthvolles Erzeugniss bezogen. Mag auch die Ophirfrage immer noch zu den unausgetragenen gehören, sicher ist doch, dass schon etwa um 1000 v. Chr., vielleicht noch früher, indische Produkte nach dem Westen wanderten, ob direkt bezogen oder ob durch fremde, arabische Handelsplätze vermittelt, ist an und für sich gleichgiltig. Besonders war das Zinn von sehr hohem Werthe, da es als Beimischung zum Härten des Kupfers dienen musste, wodurch die Bronze entstand. Ob nun die westlichen Kulturvölker, ehe die Zinngruben Britanniens erschlossen waren, ihren Zinnbedarf aus Indien, und zwar, wie behauptet wird, zur See bezogen, bleibt bei dem in Indien selbst dem Zinne beigemessenen hohen Werthe freilich zweifelhaft. In Zeiten, für die uns bisher ein chronologischer Ausdruck

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. Bd. S. 816—817.

fehlt, siedelten aber schon seefahrende Hindu sich an der Mündung der erythräischen Strasse auf der Insel Sokotora an, die sie die „Glückliche“ nannten¹⁾. Im Gegensatz zu den Chinesen waren die Inder ein seefahrendes Volk, wozu freilich das für den Schiffbau so vorzüglich geeignete Holz der indischen Teakwäldungen das Seinige beitrug. Zur Zeit, als sich ein solcher Handelsverkehr entwickeln konnte, mussten die Arya jedenfalls schon von dem indischen Gangälande Besitz ergriffen haben.

Weitere Jahrhunderte mögen verflossen sein, bis die Inder nach dem Süden vordringend ihre Herrschaft über die dunkle Rasse der Eingebornen ausbreiteten. Den Hauptstock der Letzteren bildeten die Dravida-Völker im sogenannten Dekkan²⁾, zahlreich und vielnamig, und obwohl sie offenbar schon einen gewissen Civilisationsgrad erreicht und die Eindringlinge viel von ihnen zu lernen hatten, wurden sie zumeist als Barbaren, Riesen, Ungeheuer geschildert. In der That verräth das dravidische Vokabular eine noch wenig fortgeschrittene Gesittung; es kennt keinen Gott, keine Seele, keinen Tempel, keinen Priester, kein Buch, keine Schrift, keine Grammatik; ja selbst ein Wort für Wille fehlt; man konnte nicht bis zu Tausend zählen, und kein dravidisches Idiom kann den abstrakten Sinn unseres Haben und Sein wiedergeben³⁾. Dagegen benützten die Dravida zum Jagdgebrauche eine eigenthümliche Waffe, einen Wurstock⁴⁾, der lebhaft an den sinnreichen Bumerang der Australier und die Wurfaffen⁵⁾ der alten Aegypter erinnert. Ein ziemlich grosses Volk, Namens Naga oder Schlangenanbeter, war allem Anscheine nach civilisirt, lebte unter einer organisirten Regierung und selbst die arischen Eindringlinge zollten ihm gewisse Achtung. Es war seiner schönen Frauen und grossen Schätze willen berühmt. Das Dekkan bildete sein Königreich und seine Hauptstadt befand sich wohl an der Stelle des modernen Nagpur⁶⁾. Hat die arische Einwanderung zweifelsohne den Entwicklungsprozess der Dravidasprachen aufgehalten, so handelte sie doch im Ganzen civilisatorisch an ihnen; sicher ist, dass ihr die Dravida ihre

1) Sanskrit *Deipa sukhata*, durch Zusammensetzung Dioscorida, der Name, den die Insel im Alterthum führte.

2) Die fünf wichtigsten Dravida-Stämme sind die Tamulen (Tamil), Telinga, Kanarissen (Kannadi), Malayala und Tuluva.

3) Abel Hovelacque, *La Linguistique*. Paris 1876. 8°. S. 83.

4) Sir Walter Elliot, *On some of the earliest weapons in use among the older inhabitants of India*. (Siehe darüber *Nature*. Vol. VI. S. 386.)

5) Wursthölzer, *Trumbasch* genannt, sind heute noch im oberen Sennaar gebräuchlich. Georg Schweinfurth hat ganz ähnliche Waffen aus Eisen, sogenannte *Pingah*, bei den centralafrikanischen Niamniam gefunden und beschrieben in seinen *Artes africanas. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafrikanischer Völker*. Leipzig 1875. fol. Taf. XII.

6) Die verschiedenen eingeborenen Völker, mit welchen die Arier auf ihrem Wege südwärts in Berührung kamen, erwähnt in einem besonderen Kapitel Talboys Wheeler im dritten und letzten Bande seines klassischen Werkes: *The History of India from the earliest ages*. London 1874. 8°.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 8. Aufl. I.

Schrift verdanken, und die reiche Litteratur dieser Völker stammt insgesamt aus späteren Perioden her¹⁾. Geschichtliche Nachrichten über die Kämpfe der Arya, welche das Zurückdrängen der Dravida nach dem Süden veranlassten, fehlen gänzlich. Sowohl hier wie im Norden, wo ihrer einzelne zurückblieben, nahmen sie die Kultur der Arya an, doch nicht Alle, denn noch leben entschieden wilde Stämme im heutigen Indien. Während jedoch die nördlichen Dravida auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgingen, behielten die Bewohner des Südens, wo sie als kompakte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis heute unverändert bei. Wie es scheint, fanden später zwischen Dravida und Arya bedeutende Mischungen statt, wobei der reine Typus Beider zu Grunde ging. Hätten wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung, so müsste man sie in Betreff ihrer physischen Komplexion einer und derselben Rasse zuweisen²⁾. Doch zeichnen im Allgemeinen die südlichen Dravida sich durch dunklere Hautfarbe aus. Was die Urbewohner der Insel Ceylon anbelangt, so scheinen sie mit den Dravida eines Stammes zu sein, wiewohl auch hier frühzeitig Vermischung der eingebornen Bevölkerung mit den eingewanderten Indern eintrat. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass durch die arische Einwanderung die Autochthonen theils zur Auswanderung getrieben, theils endlich dem Joche der Arya unterworfen und nach dem Kriegsgebrauche in Sklaverei versetzt wurden. Jene, die sich freiwillig unterwarfen, Sprache, Gesetz und Sitte der Sieger annahmen, mussten als Knechte und Diener an den Höfen der Arya ihr Leben fristen; Grundeigenthum durften sie nicht erwerben, dieses vertheilten die Arya unter sich. So sehen wir unter den veränderten Lebensverhältnissen, — Folgen der Eroberung -- allmählich die Kasten entstehen, also gleichfalls eine indirekte Folge der Eroberung. Die Kastenbildung stellt sich dar als der historische und soziale Ausdruck der Unterjochung einer untergeordneten durch eine geistig weitaus überlegene Rasse.

Ursprung und Entwicklung der Kasten.

Den vedischen Hindu waren strenge Kastenunterschiede noch unbekannt³⁾. Doch sind die Keime hierzu in jeder menschlichen Ge-

1) Hovelacque. A. a. O. S. 83—85.

2) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie*. S. 138. Ueber indische Ethnologie siehe auch: J. Campbell, *The Ethnology of India (Journal of the Asiatic Society of Bengal 1866. Part. II.)*, dann J. Forbes Watson and J. W. Kaye, *The people of India*. London; M. Henry Elliot, *Memoirs on the history, folklore and distribution of the races of the North-western provinces of India*. Edited by John Beames, London 1869. 8^o. 2 Bde.

3) H. Kern will die Kasteneintheilung auch bei den alten Eraniern erkennen. Name und Begriff der Priester, Krieger und Ackerbauer Indiens und Erân's deeken sich vollkommen nach Kern, was ein helles Streiflicht auf den engen Zusammenhang der

sellschaft verbreitet, stehe sie nun auf tiefster oder höchstentwickelter Stufe; unter verschiedenen Namen, unter mehr oder weniger prägnanten Formen trifft man sie allerwärts¹⁾; nur gelangten sie in Indien zu ihrem schärfsten Ausdrucke. Der Ursprung des Kastenwesens ist also jedenfalls sehr alt und es wurden wohl die vorhandenen Keime bei Eintritt auf indischen Boden nur in markirtere Formen ausgebildet. Man darf zugleich aus dem hohen Alter der Kasten schliessen, dass selbst in der Urzeit des indischen und eränischen Volkes bereits staatliche Zustände existirten, welche eine mit der Art des Nahrungserwerbes innig zusammenhängende Gliederung der Stände begründeten, womit die Grenzen nomadischer Rohheit überschritten waren.

Bei Beurtheilung des Kastenwesens müssen wir also zuvörderst damit beginnen, in demselben ein Zeichen höherer Gesittung zu gewahren. Das Kastenwesen ist eine sehr konkrete Form, worin sich die Gliederung der Stände manifestirt, immerhin aber hat sich — und dies ist das Wesentlichste — diese Gliederung schon vollzogen. Wo eine solche Gliederung noch nicht besteht, dürfen die gesellschaftlichen Zustände auf Kultur überhaupt noch keinen Anspruch erheben. Die „Stände“ selbst aber sind eine jener sozialen Erscheinungen, deren innere Wesenheit im Verlaufe der Zeit sich nie verändert, wenn auch die jeweilige Form ihres Ausdrucks mit Zeit und Ort dem mannigfachsten Wechsel unterworfen ist. Das Bestehen von „Ständen“ ist nämlich mit der Natur menschlicher Dinge innig verwachsen. Die Unterschiede zwischen „hoch“ und „niedrig“ sind einfach naturnothwendig und ergeben sich von selbst²⁾. Denn wie ein Grundgesetz des Kampfes um's Dasein in der physischen Natur erheischt, dass die grosse Masse der durch die Ueberproduktion erzeugten Lebenskeime dem Untergange geweiht sei, so herrscht ein analoges Gesetz im gesellschaftlichen Leben des Menschen hinsichtlich jener Eigenschaften, wodurch der Einzelne eine bevorzugte Stellung erwirbt und behauptet: die Keime der Befähigung und Neigung zu einer bevorzugten Stellung sind in Massen ausgestreut und die grosse Mehrzahl ist von der Natur zur Verkümmern bestimmt. Der Umstand, dass der Mensch diese

Hindu mit den Persern werfen würde, denn es wäre dann der Schluss berechtigt, dass diese Einrichtungen und Anschauungen in eine Zeit des gemeinsamen Zusammenlebens zurückreichen. Vgl. hierüber: H. Kern, *Indische Theorien über die Ständeneintheilung*. (*Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen*. Afdeling Letterkunde. 2de Reeks Deel II. Amsterdam 1871.) Die geweihte Priesterkaste hiess *Soschianto*. (Mart. Haug, *Religion of the Parsees*. Bombay 1862. S. 250.) Gegen diese Ansicht aber spricht sich Professor Friedr. Spiegel aus: *Kasten und Stände in der arischen Vorzeit*. (Ausland 1874. S. 705, 725.)

1) So weist z. B. Joseph Halévy heute noch das Bestehen von Kasten in Süd-arabien nach (siehe: *Voyage en Nedjran*, im *Bulletin de la société de géographie* vom Dezember 1878. S. 587) und ein Gleiches thut Heinrich v. Maltzan, *Reise nach Süd-arabien und geographische Forschungen im und über den südwestlichen Theil Arabiens*. Braunschweig 1878. S. 8. S. 181—192. Auch das alte Japan hatte seine Kasten.

2) Auch dort wo man, wie in den Vereinigten Staaten der Gegenwart, Ständunterschiede nicht zu kennen wähnt.

Verkümmerung empfindet, mitunter tief schmerzlich empfindet, beirrt den eisernen Gang der Natur nicht im Mindesten. Hier gilt mit voller Schärfe das Wort: „Viele sind berufen, Wenige auserkoren.“ Hat aber einmal solch' ein Auserkorener eine bevorzugte Stellung inne, so nimmt schon nach einiger Zeit seine ganze Persönlichkeit einen anderen Habitus an; die bevorzugte Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommenet. Und was für den Einzelnen gilt, ist auch für die Mehrheit wahr; dasselbe Naturgesetz, welches uns den Kampf um's Dasein aufnötigt, wirkt auch dahin, den bevorzugten Klassen ein stets wachsendes Uebergewicht zu verleihen, bis endlich eine völlige Spaltung in eine höhere und niedere Rasse als Resultat dieser Differenzirung hervortritt. Da nun die im Leben erworbenen Eigenschaften durch Vererbung theilweise auf die Nachkommen übergehen, so entsteht dort, wo sich gleiche Eigenschaften in mehreren Generationen gesellen, ein immer bestimmterer, neuer Charakter, der sich im Laufe der Zeit immer mehr ausprägt und unmerklich mehr und mehr den Verhältnissen anpasst. Alles Unzweckmässige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um das Dasein vertilgt, und das Vollkommenere oder den Verhältnissen der Existenz besser Angemessene behauptet das Feld. In jeder Absonderung einer Adels-Genossenschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, liegt somit auch der Keim zu einer neuen beherrschenden Rasse, welche mit der Zeit die Abkömmlinge der anderen Menschheit in die Rolle untergeordneter Wesen herabzudrücken strebt, eine Rolle, die sich durch langen Sklavenstand zuletzt auch im Aeusseren und in der ganzen geistigen und leiblichen Befähigung der Unterdrückten ausprägt. Unläugbar haben wir einen bedeutenden Anfang dieser Wirkungen in vielen grossen und deutlich sprechenden Erscheinungen der Geschichte vor uns.

Die Kasten in Indien nun stammen wohl theilweise von ursprünglich verschiedenen Volksstämmen ab, wie es feststeht für die Çudra, die dienenden Nachkommen der dravidischen Autochthonen; mehrere aber sind nur durch die verschiedene Stellung in der Gesellschaft allmählig in ihrem ganzen Wesen so verschieden geworden, wie wir sie zum Theil noch sehen, und auch die unterdrückten Abkömmlinge der Urbewohner sind in einem durch Jahrhunderte vererbten Zustande der Unterjochung physisch und geistig zurückgeblieben. Der Adel zeichnet sich gemeinlich nicht nur durch ein anerzogenes vornehmes Wesen, sondern auch durch angeborene, namentlich physische Vorzüge aus. Wie aber diese Vorzüge zusammenhängen mit besserer Nahrung, körperlicher Uebung, Musse und Entfaltung der Kräfte in erstem Kampfe oder heiterem Spiele, so übt auch einförmige und anstrengende Arbeit oder mühsame und schwierige Kunstübung ihren bleibenden Einfluss auf das Individuum aus; die Folgen dieser Einflüsse vererben sich und bilden allmählig durch die Verbindung von Erziehung und Vererbung immer bestimmtere Typen von Arbeiterklassen. In jeder weit getriebenen Theilung der Arbeit steckt der Keim zur Kastenbildung und in den ältesten Perioden der Geschichte finden wir allenthalben eine starke Neigung zur Vererbung der Handwerke und

Künste, dagegen aber auch zur Erstarrung der bloss gewohnheitsmässigen Vererbung zu einer festen gesetzlichen Schranke. Durch die kastenmässige Theilung der Arbeit bildeten sich einerseits Fähigkeiten aus, ohne welche die fast unglaublichen Leistungen mancher Arbeitszweige bei den so äusserst geringen technischen Hilfsmitteln des Alterthums kaum zu erklären sein würden; andererseits aber ging jede solche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbende Spezialisirung der menschlichen Anlagen stets mit einer Verkümmernng Hand in Hand, unter welcher das allgemeine Wesen des Menschen leiden musste¹⁾. Und man wähne ja nicht, dass diese Zustände in den seither verstrichenen Jahrtausenden anders geworden; die Kasten freilich sind verschwunden, allein der Unterschied der Stände in geistiger wie in physischer Beziehung lebt und die Wirkungen des grossen ökonomischen Gesetzes, der Theilung der Arbeit sind in keiner Weise abgeschwächt. In der Oekonomie der Gesellschaften steckt da, wo ein anscheinender Widerspruch liegt, allemal eine verborgene Wahrheit. Die Theilung der Arbeit ist die erste Phase der ökonomischen Entfaltung sowohl als des geistigen Fortschritts; zugleich aber verdanken wir diesem neuen widerstreitenden Gesetze die beiden ältesten Krankheiten der Civilisation, die Aristokratie und das Proletariat. Auch die indischen Kasten sind nichts anderes als die scharf zugespitzten Ausdrücke für diese beiden sozialen Gegenstände, die noch nie aus einer nur halbwegs gesitteten menschlichen Gesellschaft hinweggeräumt werden konnten²⁾. Arm und Reich, Hoch und Niedrig fallen für den Kulturhistoriker eigentlich zusammen; überall gewahrt er, dass der Arme zu Grunde gehen muss, um das Vermögen des Eigenthümers zu sichern³⁾, und da in gewissem Sinne das Eigenthum stets eine Aristokratie bildet, so bleibt trotz allen Versuchen diese anscheinend unnatürlichen, in Wahrheit aber sehr natürlichen Schranken zu durchbrechen, der Arme, Niedrige, Schwache und Dumme allerorts und zu allen Zeiten der Diener und wo es geht, der Sklave des Reichen, Hohen, Mächtigen und Klugen.

Eine nüchterne Beurtheilung des indischen Kastenwesens führt demnach zu einer von der gewöhnlichen sehr abweichenden Anschauung. In dem Kastenwesen gelangt zunächst die Theilung der Arbeit zum bestimmten Ausdrucke. Eigentlich kannten die Inder blos drei Kasten: die *Vaiçja*, Bauern, Handwerker und Handelsleute, — die *Kschatrija* oder Krieger⁴⁾ — und die *Brahmanen* oder die Priester,

1) Lange, *Arbeiterfrage*. S. 47—57.

2) Darin stimmt mir vollständig bei: Robert Hartmann. *Die Nigritier*. Berlin 1876. 8^o I. Bd. S. 508.

3) Proudhon, *Widersprüche der Nationalökonomie*. I. S. 133—141.

4) Diese beiden Kasten sind dermalen fast ganz erloschen; Abkömmlinge der *Kschatrija's* sind noch die *Radschputen*, der edelste und stolzeste Stamm Indiens. Mit Ausnahme der Juden gibt es vielleicht kein älteres und unvermischteres Volk. Sie bilden eine militärische Aristokratie von feudalem Typus, sind tapfer und ritterlich und ungemein sensitiv im Ehrenpunkte, namentlich was ihre Frauen anbelangt. Sie stellen das Mittelglied zwischen dem alten und dem modernen Indien dar, und würden, hinderte

zugleich die Gelehrtenwelt. Mit diesen drei Kasten war eigentlich der altindische Staat vollendet; sie sind die *Arja* und die *Dviga* oder zweimal Geborenen; zum vollständigen Staate gehört jedoch nach dem Gesetze auch der *Čudra*. Dieser wurde der *dāsa* oder Diener der übrigen Kasten, denen er ohne Neid gehorchen soll. Alle sonstigen Beschäftigungen sind den unreinen Kasten zugewiesen. Diese lässt *Manus* Gesetzbuch entstehen aus der Mischung der reinen oder der unreinen Kasten unter einander und dieser mit den reinen. Dazu gehören die *Paria*, *Tschandala* u. s. w. Hieraus dürfen wir in zweiter Linie die Erkenntnis schöpfen, dass das Kastenwesen in der That auch auf einer ethnischen Grundlage fusste¹⁾. Zwischen den reinen *Arya* und den *Čudra*, den Nachkommen des unterworfenen niedrigen Stammes, besteht eben auch ein physischer Unterschied, der heute noch eben so deutlich wahrnehmbar, unverwischt ist, als zu *Manus* Zeiten. Die Natur ist und bleibt einmal die ärgste Aristokratin, und die Reinerhaltung des Blutes innerhalb ihres Stammes ein angeborener Trieb der Naturvölker. In seiner vollsten Kraft begegnen wir ihm im Anfange aller Kulturentwicklung; erst nach langen Zeiträumen und mit steigender Gesittung wird er zurückgedrängt; ein gänzlich Verschwinden ist wohl kaum je zu erwarten. Die Kasten sind also in Indien einer sozialen wie einer ethnischen Nöthigung entsprungen und erklären sich in ungezwungenster Weise, als Nichts anderes denn ein primitiver Versuch, die gleich einem rothen Faden alle Kulturentfaltung durchziehende „soziale Frage“ auf ihre Art zu lösen oder richtiger in bestimmte Schranken einzudämmen.

Zwischen den Kasten wurden daher unübersteigliche Schranken gezogen. Kein Talent, kein Genie konnte sie überspringen, kein Gefühl des Herzens galt ihnen gegenüber. Die Geburt bestimmte unabweislich das Schicksal des Menschen; eigene Abzeichen unterschieden die Stände; auch die Reinigungsformen wechselten nach ihnen und für jede Kaste gab es eine eigene Formel der Begrüssung; hinsichtlich der Ehe verbot das Gesetz die Zwischenheirathen; am strengsten spricht es sich gegen den *Tschandala* aus, nennt ihn den verächtlichsten Sterblichen; er darf nicht in Dörfern und Städten wohnen; seine Begeg-

es nicht der Einfluss der englischen Regierung, blutige Fehden generationenlang fortsetzen oder verheerende Kriege führen bis zur Ausrottung. Siehe über die Radschputen das sie betreffende Kapitel im III. Bande von Talboys Wheeler, *History of India*.

1) Der dunkle Teint, die glatte Nase, die kleinen Augen der vedischen *Dasyu* — so hießen den arischen Hindu diese vorgefundenen Stämme — sind noch heute an ihren Nachkommen kenntlich, an den *Sonthal*, die vor der Ankunft der arischen Rasse das Pendschab oder Colar besetzten. (Vgl. *The travels of a Hindoo in various parts of Bengal and Upper India*, by Bholonauth Chimder with an introduction by Talbot Wheeler. London 1869. 2 Bände.) Schon Lassen und andere deutsche Gelehrte haben die *Čudra* mit dem *Σύδρα* der alten Griechen identifizirt; auf die *Dasyu* weisen ferner hin Max Müller in seiner Abhandlung *On caste* (in den *Chips of a german workshop*. II. Bd. S. 297—356), Muir, Vivien de Saint Martin (*Bulletin de la Société de géographie de Paris*. November 1872. S. 541) und Friedrich Spiegel (*Ausland* 1874. S. 706.)

nung verunreinigt. Niemand wollte das Mitglied einer niederen Kaste als sich ebenbürtig anerkennen; und obwohl später, zum grössten Theile in Folge des die Kasten aufhebenden Buddhismus, nach und nach eine Reihe von Mittelkasten¹⁾ entstand, und bei Ankunft Alexanders und der Makedonier die dienende Kaste schon ihre Unabhängigkeit errungen hatte, vermochte diese neue Lehre doch niemals das Kastenwesen ernstlich zu erschüttern²⁾; ein Beweis, dass gegen Zustände, die im Volke oder in den äusseren Verhältnissen wurzeln, auch die religiöse Macht wirkungslos bleibt³⁾.

Die Kasten sind also nicht das Produkt religiöser Entwicklung, vielmehr trachtete der Brahmanismus sich den Kasten anzupassen und dieselben bestmöglich auszunützen. Eine Verkettung zwischen den religiösen und sozialen Verhältnissen ist überall wahrnehmbar, das Ursprüngliche ist aber hier nicht das Religiöse, sondern das Soziale. In dem Gesetzbuche Manus, dem religiösen Kodex der Brahmanen, erscheint zugleich die soziale Einrichtung des indischen Staates kodifizirt; es ist aber grundfalsch, dass das Religionswesen die Grundlage aller sozialen Einrichtungen in Indien bildete; die Kasten entwickelten sich demnach auch keineswegs nach den „Bestimmungen“ von Manus Gesetzbuch; dieses bestimmte gar nichts, es war nur der Ausdruck für die Entwicklungsform der indischen Gesellschaft, die es schon vorfand. Damit entschlüpfen wir auch dem Widersinne, der in einem Athem aussprechen lässt, das Religionswesen bilde die Grundlage aller sozialen Einrichtungen und „das Kastenwesen“ bilde die Grundlage der gesamten bürgerlichen und staatlichen Ordnung. Was sind denn nun die sozialen Einrichtungen anders als die gesamte bürgerliche und staatliche Ordnung? Es kann also nur entweder das Eine oder das Andere ihre Grundlage bilden.

Die Sklaverei.

Neben den Kasten kannte Alt-Indien noch die Sklaverei. Die Begierde nach Sklavenarbeit regt sich nämlich sogleich mit dem Sesshaftwerden und dem Ackerbau. Sklaverei, Leibeigenschaft, Hörigkeit,

1) So gibt es nach Elphinstone blos in Puna etwa 150 Kasten.

2) Ueber das heutige Kastenwesen handelt ganz besonders eingehend und die Wandlungen der alten Kasten berücksichtigend das trotz mancher Fehler treffliche Werk des französischen Tribunalpräsidenten zu Pondichéry Hr. Esquer, *Essai sur les castes dans l'Inde*. Pondichéry 1870. 8^e., ferner das umfangreiche, zwar vorzüglich lokale Verhältnisse berücksichtigende Werk des Rev. M. A. Scherring, *Hindu tribes and castes as represented in Benares*. Calcutta 1872. 4^e.

3) Als zweites Beispiel wäre hiefür anzuführen, dass es der indischen Religion nicht gelungen ist, den Genuss von Thierfleisch völlig zu verhindern; das Gesetz betrachtet denselben zwar als die grösste Sünde; aber das Bedürfniss war stärker als die Macht des Gesetzes. Blieb zwar Indien vorwiegend auf Pflanzenkost beschränkt, so wurden doch nebenbei Fische, Schweine, Raubvögel, dann Rhinoceros und Krokodil, niemals aber Rindfleisch verzehrt.

Peonie, Gesindewesen und freie Arbeit — sie sind aber alle nur verschiedene Formen der Arbeitsleistung. Die Sklaverei, eine der ältesten Einrichtungen im Völkerleben, mag in der Vorzeit ihren Hauptentstehungsgrund der Besiegung im Kriege verdanken. Da die Jägervölker die besiegten Feinde, wenn sie zu Knechten gemacht, nicht hätten ernähren können, so erschlugen sie alle. Von solchem Zustande zu jenem des sklavenhaltenden Nomaden besteht sicherlich ein sogenannter Humanitätsfortschritt. Wir wissen aber auch fast von keinem ackerbautreibenden Volke des Alterthums ohne Sklaverei. Sehen wir näher, so gewahren wir zudem, dass, sowie bei der indischen Kastenbildung, auch bei der Sklaverei stets ethnische Verschiedenheit im Spiele ist; zugleich bietet sie eines der merkwürdigsten Beispiele von der Umbildung der moralischen Begriffe. Heute ein Gegenstand des Abscheus, hat sie in früherer Zeit so wenig Anstoss erregt, dass es im Mittelalter noch in Italien, Frankreich und England öffentliche Sklavemärkte gab, wo fremde Kaufleute anderwärts geraubte oder gekaufte Menschen feil hielten. In dieser Wandelbarkeit der Anschauungen liegt wohl ein erneuerter, schlagender Beweis für den nichtsupranaturalistischen Ursprung der sittlichen Ideen. Die Hauptursache der Sklaverei im Frieden ist jedoch meist die wirtschaftliche Abhängigkeit. Im Alterthume gab es wegen der geringeren Arbeitstheilung, also geringeren Civilisation, sehr wenig bewegliches Kapital. Letzteres bestand vorzugsweise in Boden, Vieh und Ernten. Da nun die Länder im Grossen damals durch Eroberung erworben und die Grundflächen unter die Sieger als Eigenthum vertheilt wurden, so ward es für den Sklaven und späteren Leibeigenen sehr schwer, sich eine selbständige Existenz zu verschaffen; viele die sich sogar freigekauft, kehrten freiwillig in die Knechtschaft zurück; viele die ursprünglich frei, geriethen durch Armuth und Verschuldung in die Nothwendigkeit, ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen. Die wirtschaftlichen Ursachen der Sklaverei in ihrer härtesten Form fielen erst weg, nachdem durch Herstellung guter Verkehrswege der Getreidehandel, durch grössere Arbeitstheilung eine rüstige Industrie entstanden war. Im Alterthume war also die Sklaverei eine wirtschaftliche Nothwendigkeit. Im Uebrigen ist es ganz unmöglich sie aus der Welt zu schaffen, so lange diese von Menschen bewohnt wird; die Form ändert sich, das Wesen bleibt. Was aber die Freiheit anbelangt, so wächst das Bedürfniss derselben nur im Verhältnisse der Geistesbildung. Deshalb ist auch die Unfreiheit in den ersten Perioden der Menschengeschichte für die Unfreien gar nicht so drückend; das Gefühl sittlicher Entwürdigung, welches die Sklaverei gegenwärtig hervorruft, ist einem ganz frühen Zeitalter ebenso unbekannt, wie heute noch den Rassen von rohem Kulturschliffe. Solche Worte sind freilich geeignet das Herz der Humanisten mit Trauer zu erfüllen, allein zu allen Zeiten sind die Humanisten herzlich schlechte Ethnologen gewesen. Fest klammern sie sich an den Satz „der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren“, in dem die ernste Wissenschaft nur die Grösse der dichterischen Phantasie bewundern darf. Die trockene Wirklichkeit

dagegen spricht: kein Mensch wird „frei“ geboren. Das Höchste was sich zugestehen lässt, ist eine Anlage zur Freiheit. Diese Anlage aber will entwickelt, jedes Volk zur Freiheit erzogen sein.

Das brahmanische Indien.

Ueber alle Kasten, selbst über jene der Kschatrija schwang sich der Stamm der Priester oder Brahmanen, der ursprünglich eine sehr untergeordnete Stellung einnahm. Die Macht, das Ansehen, welche dieser Stand auch in Indien errang, darf nicht Wunder nehmen, denn die Brahmanen waren zugleich die Besitzer der Wissenschaft und ihre Kaste repräsentirte einfach die Macht des Wissens überhaupt. Gleichwie unter allen Umständen Ein Kluger einer ganzen Schaar von Dummen überlegen ist, sichert auch überall das Wissen unzerstörbares Ansehen und gestattet einer geringen Anzahl die Beherrschung der unwissenden Massen. Nun ist es bezeichnend sowohl für die Geschichte der Menschheit als für die Entwicklung und Fortbildung gewisser Ideen, dass allerorts der Priesterstand, wenigstens in der Zeit seiner Jugend und Blüthe, unter einem Volke die möglich grösste Summe menschlichen Wissens darstellte. Dieses Wissen sicherte seinen Einfluss und damit seine Macht; und die Ueberzeugung, dass diese um so mehr schwinden müssen als ihr eine gleich grosse oder selbst stärkere Wissenschaft unter dem Volke entgegentreten könnte, — diese Ueberzeugung veranlasste den Priesterstand einerseits jede Forschung, die zu höherem Wissen führen konnte, als frevelhaft zu verdammen, andererseits aber gewisse persönliche Beziehungen zwischen dem höchsten Wesen und ihrer Person als unerschütterliche Glaubenssätze hinzustellen, an denen zu zweifeln schon Sünde wäre. Dies in kurzen Worten die Geschichte der Priesterschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wenn aber auch die Priesterschaft stets — in Folge des jedem Menschen innewohnenden Selbsterhaltungstriebes — darauf bedacht war, den frommen Sinn der unwissenden Menge zu ihrem Nutzen auszubeuten und manch willkürliche Einrichtungen schuf, so ist dies doch niemals — wie sogenannte Volksaufklärer thun — so aufzufassen, als ob die Religion selbst das Hypothesengebäude der Priesterschaft wäre. Der grosse religiöse Irrthum geht allemal vom Volke, vom Menschen aus, und die Priesterschaft ist nur eine Konsequenz der sich bildenden oder schon gebildeten Religion. Nach den tiefsten Regungen der Volksseele, durch die unwillkürlich mythenbildende Phantasie haben sich die Religionen ursprünglich gestaltet, nicht aber als Werk priesterlicher Schlaueit. Beweis dafür, dass die Ausbildung eines eigenen Priesterstandes stets ein Merkmal höherer Gesittung betrachtet wird und in der That jene Völker am tiefsten stehen, wo nicht einmal der Priester, und wäre er der elendeste Schamane, ein Ansehen geniesst. Ueberall wo das Uebersinnliche, Ideale in noch so roher Gestalt zur Religion sich gestaltet, ist die Priesterschaft unausbleiblich nothwendig und ganz vergebliches

Beginnen ist es, Beide von einander zu trennen. Gleichwie der menschliche Geist sich kein Wesen denken kann ohne eine bestimmte Form, ist auch eine Religion nicht denkbar ohne Priesterschaft. Nur in der Form der Letzteren gelangt das Wesen der Ersteren zu greifbarer Gestalt. Mit dem Irrthume der Religion hängt also die Existenz der Priesterschaft auf das Engste zusammen und nur mitleidiges Lächeln verdient der moderne Wahn, welcher den Vernichtungskampf gegen das Gefäss zu führen, dabei aber eine Verletzung seines Inhaltes nicht zu beabsichtigen vorgibt. Bloss mit völliger Beseitigung des Irrthums, also der Religion selbst, wäre auch eine Vernichtung der Priesterschaft und ihrer Macht zu erreichen. Sattsam sprechen hierfür alle Lehren der Geschichte.

Auch in Indien waren die Priester an religiöser Kenntniss wie überhaupt an Bildung den Laien weit voraus und wahrlich ein Vertiefen in die Weisheit der Brahmanen zwingt uns eine hohe Achtung vor ihnen ab. Ihren Aufzeichnungen verdanken wir die Vêda¹⁾, worin die ältesten religiösen Anschauungen der Inder in ihrem unverkennbaren Zusammenhange mit Schamanismus niedergelegt sind, und einen grossen Theil der überaus reichen indischen Sanskritliteratur. Sie waren die Verbreiter der arischen Civilisation²⁾. So konnte man der Brahmanen bald nicht mehr entbehren, und da nach Eroberung des Gangâ-Thales Ruhe eintrat und die Kriegerkaste naturgemäss weniger mehr zu bedeuten hatte, alle aber das Wohlwollen der Götter wünschten, musste die Beschäftigung der Brahmanen bald als die wichtigste und würdigste gelten und die Priesterkaste die erste aller Kasten werden.

Mittlerweile hatte sich auch die religiöse Anschauung nach und nach weiter ausgebildet; der Gedanke, dass das göttliche Wesen Eins sein müsse, brach sich in den hervorragenden Köpfen der Priesterschaft Bahn; die alten Götter, nur Personifikationen einzelner Naturkräfte, konnten sich nicht länger halten. So entstand *Brahma*³⁾, das Heilige, worin die Einheit des Gottgedankens erreicht ward; doch blieb der Inder noch weit entfernt vom Begriffe des persönlichen Gottes, wie ihn das Christenthum lehrte. Brahma ist nur die Weltseele, das Leben, das sich durch die ganze Natur hindurchzieht, Schöpfer der Natur und Natur zugleich. Er hat die Welt nicht mit freiem Willen durch sein allmächtiges Schöpferwort geschaffen, sondern sie ist aus ihm hervorgegangen, zuerst die alten Götter, dann die Geister der Luft, dann die Priester, dann die Krieger, dann die Bauern und Handwerker, dann die Sklaven, dann die Thiere, Pflanzen, Kräuter und Steine. So ist die Stufenleiter der Stände, welche sich im Laufe der Dinge gebildet hatte, als göttliche Ordnung festgestellt; jeder gehört von Gott aus einer Kaste zu, die er nicht überschreiten darf. Alles ist aus Brahma

1) Fr. Spiegel, *Die Mythologie der Vedas*. (Ausland 1870. S. 679—685.) Bericht über das wichtige Werk von J. Muir, *Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, their religion and institutions*. London.

2) Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. S. 578.

3) M. Haug, *On the Origin of Brahmanism*. 1863.

ausgegangen, Alles muss wieder in ihn zurückkehren; im Bestande der Einzelheit liegt die Beschränktheit, in dieser die Sünde. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele ist altes Stammeseigenthum der Inder. Wer stirbt in Sünde, kann nicht in Brahma eingehen, er kommt in die Hölle, er muss nach langen Qualen die Stufenleiter der Schöpfung wieder durchmachen bis er in Brahma zurückkehren kann. Daher die Lehre von der Seelenwanderung. Wer nach diesem Leben zu Brahma eingehen will, muss sich ganz losschälen von dieser Welt, seine Sinnlichkeit ganz unterdrücken, seine Selbständigkeit ganz aufgeben; dies leistet er als Einsiedler — *Vanaprastha*. Studium der Vêda und Betrachtung des höchsten Wesens sei sein einziges Geschäft. Dann geht seine Seele in Brahma ein, er wird mächtig über die Natur und die Götter, er wird selbst Brahma und nicht wieder geboren. Die überwältigende Macht der indischen Natur, der gegenüber die Menschen bald erlagen, deren berauschernde Macht gegenüber der Mensch bald erkannte, dass er Nichts, dass Gott Alles sei, trug wohl nicht wenig zum Siege dieser Lehre bei. Doch müssen wir uns vor Ueberschätzung dieses Momentes sorgfältig hüten. Wohl drangen und dringen noch jetzt manche fromme Hindu als Pilger bis zu den erhabensten Stellen der indischen Alpen, zu den Heiligthümern an den Gletschern, aus denen die beseelt gedachten und geheiligten Ströme der Dschumna und Gangâ durch enge Schluchten brechen; aber nicht aus Scheu vor der strengen Grösse des Quellengebietes wurden jene Andachtsstätten gegründet, sondern weil das fliessende Wasser dem Inder überhaupt als verehrungswürdig erschien, denn auch über den Quellen der Nerbudda im Innern des Dekkan in einer völlig zahmen Landschaft erheben sich ebenfalls ihre Tempel¹⁾. Sicher ist aber, dass die Brahma-Lehre die Heldenkraft der Nation gebrochen und es den Indern unmöglich gemacht hat, das Höchste zu erreichen, wozu sie durch ihre Begabung befähigt erschienen.

Der hier in oberflächlichen Umrissen geschilderte Pantheismus entstand im Gangâthale etwa 1000—700 v. Chr., nicht jedoch ohne auf Widerstand zu stossen; doch ist nicht erhalten wie und durch wen; eben daselbst ist auch die Geburtsstätte von Manus Gesetzbuch, welches sich auf dieses System stützt; es ist dieses natürlich nur ein Ideal, auf Grund dieser pantheistischen Weltanschauung aufgestellt, dem das Leben selbst steten Widerstand leistete. Es entstand nach und nach; die Zeit seiner Vollendung ist noch nicht endgiltig gesichert²⁾; vollständig durchgedrungen ist es nicht einmal im Gangâthale, und im Fünfstromlande gelangte es erst viel später zur Geltung.

1) Peschel, *Die Zone der Religionsstifter*. (Ausland 1869. S. 410. Ueber die Tempel an der Nerbudda und ganz besonders über die schrecklich geheimnissvolle geheiligte Schlucht *Dschampo-Durp* siehe das schöne Buch von Capt J. Forsyth: *The Highlands of Central-India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports*. London 1872. 8°.

2) Man nahm früher das VI. Jahrhundert v. Chr. für die Abfassungsepoche dieses Gesetzbuches an; neuere Forschungen rücken dieselbe aber in's Jahr 350 und Max Müller gar in eine Zeit später als 200 v. Chr.

Nach dem Gesetze Manus ist die Regierung streng monarchisch, die Welt elend ohne König; wenn sich nun dadurch eine despotische Herrschermacht in Indien festsetzte, welcher die Priesterkaste rathend und begünstigt zur Seite stand, so ward doch eine Priesterherrschaft niemals angestrebt. Der Macht des Königs gegenüber gibt es keine Schranken, als jene, welche im guten Willen des Herrschers, in der Macht der Religion und Sitte und in der Widerstandskraft der Geschlechter und Kasten liegen. Der König soll vor Allem ein strenger Richter sein, hat aber das Recht der Begnadigung; die Strafen sind strenge, die Todesstrafen sind Verstümmelungen des Leibes, mitunter der schmachvollsten Art und nicht selten, nur die Brahmanen sind frei von Leibesstrafen. Auf Ungehorsam gegen den König und Ehebruch stand der Tod. Sehr strenge sind die Gesetze gegen den Diebstahl; der König kann jeden auf der That ertappten Dieb hinrichten lassen.

Manus Gesetz befürwortet die Ehe sehr; das Weib muss immer unter dem Manne stehen, der Vater schütze es in der Kindheit, der Gatte in der Jugend, die Söhne im Alter. Doch ist nicht wahr, dass die Stellung des Weibes, wie manchmal behauptet wird, eine elende gewesen. Vielmehr wird das Weib im Ganzen zart und liebevoll behandelt und ist immer vollkommen frei, durchaus keine Sklavin; dieser Freiheit des Weibes sind vielleicht sogar die milden Sitten der Inder zuzuschreiben. Selbst in's Theater durften die Frauen unverschleiert gehen. Ein Weib darf nicht hingerichtet werden, denn, sagt das Gesetz, das Schwert ist nicht für das Weib geschaffen, nicht einmal mit einer Blume soll es geschlagen werden. Die Mädchen wurden wie die Knaben früh im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Götterlehre und in praktischen Sprüchen unterrichtet; die Wittve darf jedoch nicht wieder heirathen, sondern soll als Büsserin im steten Andenken an ihren Gatten eingezogen und strenge leben. Von der Wittwenverbrennung weiss Manus Gesetzbuch Nichts; diese ward erst später, zu Alexanders Zeiten Sitte und auch nichts als Sitte, niemals religiöses Gebot.

Es ist ferner eine merkwürdige juridische Erscheinung, dass das volle Eigenthumsrecht der Frau zu viel früherer Zeit in den Gesetzen der Hindu anerkannt worden zu sein scheint wie unter den Römern. Ein noch weit grösseres, freilich anormales Phänomen aber ist jenes, dass anstatt sich wie im Westen weiter zu entwickeln, die diesbezügliche Einrichtung von der späteren Gesetzgebung des Orients verstümmelt und verkümmert wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass was die Römer *dos* nannten, zu einer gewissen Zeit unter den Hindu eine weit grössere Rolle spielte wie heutzutage, so wie dass die Autorität der verheiratheten Frau über dieses ihr mitgebrachtes Heirathsgut weit ausgedehnter war, als dies nachweislich bei der römischen Frau der Fall gewesen ¹⁾.

1) Sir Henry Sumner Maine, *Ueber das Eigenthumsrecht des Weibes*. Siehe Londoner *Athenäum*. Nr. 2379 vom 31. Mai 1875. S. 694.

Den Geist der Gesetze des Manu illustriren noch folgende charakteristische Sätze: „Unermüdlich vollführe täglich die dir gesetzte Arbeit; und einen Freund zu erlangen — den sicheren Gefährten in einer künftigen Welt — sammle dir einen Vorrath an Tugenden gleich den Ameisen, die ihre Schätze in einem Hügel aufhäufen; denn weder Vater, Mutter, Weib noch Sohn, noch Verwandter wird dir dann zur Seite bleiben, wenn du hinübergehst in jene andere Heimat. Deine Tugend wird dein einziger Gefährte sein.“ — „Allein wird jede lebendige Kreatur geboren, allein geht sie über in eine andere Welt, allein verzehrt sie die Früchte böser Thaten, allein die Früchte des Guten; und wenn sie den Körper verlässt, wie ein Holzblock oder ein Haufen Erde auf dem Boden, da gehen die Verwandten davon und die Tugend allein steht an ihrem Grabe und begleitet sie durch das schauerliche, spurlose Dunkel“¹⁾.

Mit nachfolgender Stelle wollen wir unsere Citate aus dem Kodex des Manu schliessen: „Verwunde Keinen, wie sehr er dich auch herausgefordert; thue niemand Schaden, weder in Gedanken, noch in der That; sprich kein Wort, das ein Mitgeschöpf schmerzen könnte; sage die Wahrheit, sprich keine gefällige Falschheit. Behandle niemanden mit Verachtung; ertrage Schmähreden mit Geduld; zürne niemals einem Zornigen; erwidere Flüche mit Segenssprüchen.“ Der christliche Geist dieser Sprüche ist auffallend, allein sie wurden zweifellos vor der Geburt Christi geschrieben, Professor Monier Williams datirt sie fünfhundert Jahre weiter zurück²⁾.

Geistige Höhe der Inder.

Von der reichen Begabung der Hindu legt das glänzendste Zeugniß ihre Litteratur ab, deren ungeheurer Umfang sich auf fast alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckt. Man hat dabei zwei Perioden zu unterscheiden: die Vêdische- und Sanskritperiode; in der ersten ist das herrliche, vollkommene, geschmeidige und wohlgebaute Sanskrit noch Volkssprache, in der zweiten nur mehr Sprache der Gebildeten, während das Volk Prâkrit spricht. Wann diese Scheidung in eine Hoch- und eine Volkssprache vor sich ging, ist unbekannt; sicher ist, dass aus 260 v. Chr. Inschriften in der Volkssprache vorhanden sind.

1) Es ist interessant, diese Stelle mit den Schlussworten des Herkules im „Philoctetes“ des Sophokles zu vergleichen.

ἡ γὰρ εὐσέβεια συνδνήσκει βροτοῖς,
καὶν ζῶσι, καὶν θάνασιν, οὐκ ἀπόλλυται.

2) Ueber das Gesetzbuch des Manu siehe das X. und XI. Kapitel in Monier Williams' *Indian Wisdom; or Examples of the Religions, Philosophical and ethical doctrines of the Hindus, with a brief History of the chief Departements of Sanskrit Literature*. London 1875. 8°. I. Bd.

Die vedische Periode ist so benannt nach den Veden oder Vedā, den heiligen Büchern der Brahmanen, deren ältester Theil, der Rigveda, eine Sammlung heiliger Lieder enthält, nach den Sängerfamilien geordnet, denen man sie zuschrieb; sie sind nicht durchwegs religiöser Natur, manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Sowohl der Rigveda als die drei anderen in der Folge hinzugekommenen Bücher wurden durch die Brahmanen sehr erweitert und in drei grosse Abtheilungen gebracht; in die *Samhita*, die eigentliche Lieder- und Gebetsammlung; in die *Brahmana*, welche die ältesten Ritualvorschriften, Spracherklärungen, Legenden u. dgl. enthalten, und in die *Sutra*, worin die wichtigsten Satzungen der Glaubenslehre, dann die Opfer- und Religionsvorschriften niedergelegt sind. Das zweite und dritte Buch, die *Samudeva*, und *Jadschur Veda* enthalten Liederverse, Opfersprüche und Gebetsformeln zu gottesdienstlichen Zwecken, und endlich die jüngste Sammlung, die *Atharvaveda*, kann als Ergänzung des Rigveda angesehen werden.

In den *Upanishad*, ziemlich obskuren metaphysischen Abhandlungen, finden wir eine Art Bindeglied zwischen der alten vedischen und der modernen Hinduwelt. Die Upanishad sind von verschiedenem Alter, einige bis auf 500 Jahre v. Chr. zurück zu datiren. In ihnen spricht sich der erste spekulative Versuch der Hindu aus, die Mysterien der Schöpfung und des Lebens zu durchdringen. Sie bilden gewissermassen die Wurzel des philosophischen Geistes im Hinduismus. Der Rig Veda ist zum formalistischen Gebrauche herabgesunken; seine Verse werden zwar bei nahezu jeder Zeremonie recitirt, aber ohne Verständniss, als geheiligte Formeln, deren Worten eine magische Gewalt inneohnt, ob ihr Sinn nun begriffen wird oder nicht. Allein die Upanishad, die, obwohl viel späteren Ursprungs, doch stets den vedischen Büchern zugezählt werden, zeigen sich immer noch als den Gedanken- gang der Hindu in seinen Grundzügen beherrschend. Sie sind das geheiligteste Produkt indischen Alterthums und ihr Pantheismus hat den Nationalgeist gesättigt; in ihnen sind die Keime all der späteren philosophischen Systeme enthalten. Es finden sich in der Upanishad Sätze, welche offenbar, als sie niedergeschrieben wurden, nur wild hingeworfen, in ihrer Tragweite gar nicht aufgefasste Muthmassungen waren, durch spätere Denker aber zu logisch ausgearbeiteten Grundsätzen entwickelt, später zum Angelpunkte verschiedener mit einander in Hader liegenden Schulen wurden und Millionen und aber Millionen Hindu beeinflussten ¹⁾. Die älteren Upanishad sind offenbar den philosophischen Systemen vorausgegangen, doch gehört es zu den schwierigsten Aufgaben hindu'scher Litteraturgeschichte, ihr Alter zu bestimmen, so sehr als das der

1) Folgender Vergleich weist eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer berühmten Stelle im Phädrus auf: „Wisse, dass die Seele der Fahrgast, der Körper der Wagen, der Intellekt der Lenker ist, wie der Verstand der Zügel. Sie sagen, dass die Sinne die Pferde und die Wege deren Ziele sind. Wer unklug ist und die Zügel niemals anwendet, dessen Sinne sind ungebändigt wie schlimme Pferde des Lenkers; aber wer klug ist und stets den Verstand anwendet, der hat seine Sinne gebändigt, wie gute Pferde des Lenkers.“

sechs orthodoxen philosophischen Schulen und ihrer Beziehung zu dem späteren Buddhismus.

In der Sanskritperiode sind die Werke der Wissenschaft in eben so poetischer Form behandelt als die Werke der Poesie; Prosa findet sich nur selten und bruchstückweise. In der Poesie waren das Epos, das Drama, die Lyrik und das Lehrgedicht gleich gepflegt. Ueber die epischen Riesengedichte der *Mahābhārata* und *Ramājana*, über *Nala* und *Damajanti*, gleich dem *Bhagavadgītā*¹⁾ eine Episode des ersteren, endlich über die *Purāna* ist schon eine ganze Litteratur entstanden. Obwohl die indischen Poeten in der Zeichnung heroischer Charaktere grosses Geschick aufweisen, vermögen sie es nicht, jenem sehnstüchtigen Streben nach dem Wunderbaren, das den Orientalen eigen, zu widerstehen. Der Dichter gibt in seiner eigenen Person viel zu lange und langweilige Beschreibungen und im Allgemeinen sind seine Charaktere entweder zu gut oder zu schlecht. Wenn die guten Helden sündigen, sündigen sie nicht wie Menschen. Wir sehen in ihnen nicht unseresgleichen. Auf der einen Seite sind lauter Götter und Halbgötter, auf der anderen lauter Dämonen oder Teufel. Wir vermissen reale menschliche Wesen mit gemischten Charakteren. Der menschlichen Unbeständigkeit ist kein Spiegel vorgehalten. Es muss jedoch zugestanden werden, dass die Schilderungen aus dem häuslichen oder Familienleben in den Sanskrit-Epen weit getreuer und realer sind als in den griechischen oder lateinischen Dichtungen. In der Zeichnung weiblicher Charaktere entschlägt sich der Hindudichter alles übertriebenen Kolorits und zeichnet nach der Natur. Sitā, Droupadi und Damajanti fesseln unser Interesse, gewinnen unsere Neigung in weit höherem Grade als Helena oder selbst Penelope. Die hindu'schen Frauen sind zumeist Musterbilder ehelicher Treue und in dem reizenden Bilde der Pativrata oder des „ergebenen Weibes,“ besitzen wir ein Gemälde der Reinheit und Einfachheit der häuslichen Bräuche der Hindu im Alterthume. Es kann nichts Schöneres und Rührenderes geben als die Bilder häuslichen Glückes in diesen Dichtungen. In der Schilderung der Familienliebe, dem Ausdrucke jener Empfindungen, welche der menschlichen Natur zu allen Zeiten und an allen Orten eigen, da ist die Sanskrit-Poesie selbst durch die griechischen Epen nicht erreicht. Homer führt uns selten nur vom Schlachtfelde hinweg und wenn wir die Klagen über den Leichen des Patroklos und Hektor, den Besuch des Priamos in dem Zelte des Achilles und den Abschied des Hektor und der Andromache abrechnen, finden wir in der Ilias nur wenige Stellen, welche den Tod des Eremitenknaben, dem Flehen Sitā's, ihren Gatten in die Verbannung begleiten zu dürfen, und dem Gottesurtheil am

1) Die *Bhagavad Gītā*, jene sublimen Dichtung, die „wie eine Perle in die *Mahābhārata* eingebettet ist“, bildet eine Episode in der grossen Dichtung, welche Krishna dem Helden Arjunor erzählt. Die *Bhagavad Gītā* ist offenbar mit der *Śvetāśvatara Upaniṣad* mehr verwandt. Jede sucht die Sāṅkhya oder Yoga den vedischen Doktrinen aufzupropfen, obwohl der Verfasser des *Upaniṣad Śhiva (Bṛhadra)* und jener der *Bhagavad Gītā* Vishnu als das höchste Wesen ansieht.

Schlusse der Rāmāyana zu vergleichen sind. In den indischen Epen aber gibt es eine Fülle solcher Stellen. Zu welch' hoher Blüthe endlich die dramatische Poesie gedieh, bezeugt Kalidāsa's *Sakuntala*, von welcher der entzückte Goethe sang:

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du was reizt und entzückt, willst Du was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakuntala Dir — und so ist Alles gesagt.

Mit der Entwicklung des Dramas ging die dramatische Darstellung, die Ausbildung des Theaters Hand in Hand. Nicht minder Ausgezeichnetes wurde in beiden Richtungen der Lyrik, der religiösen wie der erotischen geleistet. Dieselben Inder waren endlich auch die grössten Märchendichter, die es jemals gegeben hat. Es ist längst ergründet, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen „Tausend und Eine Nacht“ durch die Araber in's Abendland gekommen, in Indien ersonnen worden sei und dass es ausser dieser Sammlung ganze Reihen von Erzählungen gibt, die bald aus dem Munde eines Todten-gerippes, bald aus dem eines klugen Papageien, bald aus dem plötzlich belebter Holzbilder gesprochen werden. In der *Hitopadesa* ¹⁾ ist uns ein Theil dieser indischen Fabelweisheit enthüllt.

Was nun die Wissenschaft anbelangt, so wird gerne zu ver stehen gegeben, dass dieselbe auf tiefer Stufe sich befand. Wohl bewahrte die erste Kaste fast ausschliesslich das Geheimniss der Wissenschaften. Es ist aber nicht richtig, dass demgemäss diese Kenntniss eine sehr dürftige gewesen. Mit alleiniger Ausnahme der Chinesen lag die Wissenschaft bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den hochgesitteten Griechen und Römern, wo sie doch durchaus nicht an die Priesterschaft gebunden war, in der Kindheit, am Massstabe unserer dermaligen Erkenntnissumme gemessen. Dass es in Indien nicht anders war, begreift sich. Das Gegentheil wäre vielmehr die Ausnahme. Dies einmal aber zugestanden, ist kein Grund, das Wissen der Hindu herabzusetzen. Allerdings zeigten sie sich anfänglich sehr schwach, sehr bald aber fanden die astronomischen Kenntnisse der Chinesen und anderer Nachbarvölker Eingang und allgemeine Anerkennung. Und da nicht allein das, was in selbsteigener Geistesthätigkeit ein Volk ersinnt, sondern in gleichem Masse was es sich an fremden Errungenschaften anzueignen und zu assimiliren versteht, die Kulturhöhe eines Volkes bestimmt — wie die Geschichte des Hellenenthums schlagend beweist — so mag auch hier eine grössere Zurückhaltung vorschnellen Urtheils geboten sein. Jedenfalls besitzen die Inder in des berühmten Astronomen Varāha Mihira's *Bṛihat Samhitā* und in der *Sūrya-siddhānta*, dem bedeutendsten astronomischen Lehrbuche der Hindu, Werke, welche für die Zeit ihres Entstehens gewiss aller Beachtung

1) *Ausgewählte Fabeln des Hitopadesa im Urtexte (in lateinischer Umschrift) nebst metrischer deutscher Uebersetzung* von August Boltz. Leipzig 1868.

werth erscheinen¹⁾. Die Inder blieben aber nicht bei dem, was sie von auswärts erhielten, stehen, sie brachten es in der Astronomie und Mathematik weiter, sie förderten die Algebra, sie wurden in diesen Wissenschaften später die Lehrer der Araber und durch diese die Lehrer des ganzen Abendlandes. Das Volk, welches mit hohen Grössenbegriffen so gierig spielte, hat zugleich der menschlichen Gesittung auch das höchste Bildungsmittel nach Erfindung der Schriftzeichen geschenkt, nämlich die Kunst, den Werth der Zahlen durch ihre Stellung zu bezeichnen oder wie wir nachlässig uns auszudrücken angewöhnt haben, die Erfindung der „arabischen“ Ziffern²⁾).

Obenan unter allen Wissenschaften stehen aber die Sprachwissenschaft und die Grammatik; die Inder hatten ein hohes Gefühl von der Schönheit ihrer wohlklingenden Sprache und die Freude an dieser hat auch früh zu grossartigen grammatikalischen und lexikalischen Arbeiten geführt. Des grossen Grammatikers Panini — der im vierten Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll — gelehrtes Werk bildet die Grundlage der Sprachforschung bis auf den heutigen Tag³⁾. Wann bei den Indern die Schrift in Gebrauch kam, ist schwer zu sagen; die von mehreren Seiten⁴⁾ geltend gemachte Ansicht von einem semitischen Ursprunge des indischen *Dēvanāgarī*-Alphabetes erfreut sich keines ungetheilten Beifalls⁵⁾. Dagegen lässt sich eine nähere Beziehung des himjaritischen und namentlich des äthiopischen Alphabetes zum indischen nicht läugnen, doch scheint eher ein Einfluss der indischen Schrift auf die süd-arabische und äthiopische als umgekehrt glaubhaft⁶⁾. So wie wir es kennen, nimmt das indische Schriftsystem eine Mittelstellung zwischen dem semitischen und dem abendländischen Alphabet ein. Hier ist weder der Vokal gegen den Konsonanten zurückgedrängt und von demselben mangelhaft geschieden, wie im Semitischen, noch ist er demselben gleichgestellt, wie in den abendländischen Schriften, vielmehr wird der Konsonant als der Knochen als das Gerüste, der Vokal als das Fleisch, die Umkleidung des ganzen betrachtet; der Konsonant bildet gleichsam den Grund, von dem sich der Vokal abhebt. Und da die Gestaltung graphischer Zeichen scheinbar lediglich von der Willkür abhängt, so ist es gut, nochmals daran zu erinnern, dass auch hier stets innere Nöthigkeiten vorliegen, die Schrift überhaupt nicht gleich einer Maschine erfunden wird, sondern

1) Siehe Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. Bd. S. 823—829 über die astronomischen Kenntnisse der Inder.

2) O. Peschel, *Ausland* 1869. S. 412.

3) Lassen, *Ind. Alterth.* II. S. 471—486.

4) Friedrich Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift* (*Novara-Reise*. Linguistischer Theil. S. 219—238), dem auch Abel Hovelacque (*Linguistique*. S. 213) beistimmt.

5) Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 840 und Martin Haug (*Allg. Ztg.* 1867. Nr. 255) vertreten die Selbständigkeit des altindischen Schriftsystems.

6) Haug. A. a. O.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

sich aus unscheinbaren Anfängen entwickelt und aufs innigste mit der Sprache und geistigen Entwicklung der Nation zusammenhängt. Eine solche Auffassung der letzten Elemente der Rede konnte also nur in einer Sprache aufkommen, wie die altindische, wo der Vokal scharf und unveränderlich, durch keine von aussen kommenden Einflüsse getrübt, einerseits dem Konsonanten gegenübersteht, andererseits mit demselben innig verbunden erscheint¹⁾. Eben so zugewandt wie den grammatischen Studien waren die Inder der Philosophie, in welcher sie frühzeitig kaum weniger verschiedene Lehrschulen aufstellten, als in der Neuzeit ein anderes Volk der Denker²⁾. Auch über ihre medizinischen Kenntnisse sprechen Sachverständige nicht ohne Achtung. Zu Kâçi bestand eine alte berühmte Schule der Medizin, von wo aus sie verbreitet und fortgepflanzt worden ist.

Gegen die allgemein verbreitete Annahme, dass die Hindu die Kunst in Stein zu bauen von den baktrischen Griechen überkommen hätten, ist in neuester Zeit der selbständige Ursprung der indischen Architektur verfochten worden. Die Steinarchitektur begann unter Açoka (250 v. Chr.), behauptet der gelehrte Brahmane Babu Rajendra Lala Mitra, und belegt diese Annahme damit, dass sich kein älteres Baudenkmal vorfindet und diese architektonischen Ueberreste ganz genau den Uebergang vom Holzbau zum Steinbau aufweisen. Der Holzcharakter an den ältesten Steinbauten ist in der That unlängbar, dagegen ist eine gewisse Aehnlichkeit mit der assyrischen Architektur zuzugeben. Die Frage nach dem Einflusse der tamulischen Kunst auf die arische — die Tamulen³⁾ waren im Bauen sehr tüchtig — ist noch eine offene, da die unterscheidenden Züge tamulischer und arischer Kunst noch nicht genügend präzisirt sind. Unsere Quelle gelangt daher zum Schlusse: dass die Steinarchitektur in Indien lange schon vor dem Zeitpunkte gebräuchlich war, welcher als jener der griechischen Einflussnahme festgesetzt worden; dass die indischen Bauwerke⁴⁾ allen anderen ungleich seien und dass, wenn die Hindu jene der Assyrier nachahmten, dies in sehr ferner Zeit geschehen sein müsse. Die indische Architektur ist im Ganzen vollkommen aus sich selbst hervorgegangen und entwickelt, allen äusseren Einflüssen fremd. Sie besitzt ihre besonderen Gesetze, Proportionen und Grundzüge, alle im Gepräge eines von innen herausgewachsenen Styles, welcher

1) Friedr. Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift.* (A. a. O. S. 219—236)

2) Vgl. Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 829—886 über das Alter der philosophischen Schulen, dann II. Bd. S. 509—511.

3) Die Tamulen besaßen auch eine selbständige Skulptur, auf welche später die der Griechen wohl einen umgestaltenden Einfluss geübt hat, jedoch ohne ihre Selbständigkeit ganz unkenntlich zu machen.

4) Unter den merkwürdigsten Freibauten sind zu nennen: Die Topen zu Sanchi und auf Ceylon etc., die Pagoden zu Mahamalaipur, Dschaggernaut etc., die Tempel der Jainas auf dem Berge Abu. Die denkwürdigsten Grottenanlagen sind jene zu Ellora, Elephanta, Mahamalaipur etc.

den Ausdruck dessen trägt, was das Volk, von dem und für das er geschaffen, gedacht, gefühlt, gewollt und nicht dessen was Fremdlinge, in Glauben, Farbe und Abstammung verschieden, geplant. Einige unbedeutende Ornamente abgerechnet, sind alle ihre Vorzüge, Mängel und Fehler ihr eigen, und die verschiedenen Abweichungen in verschiedenen Provinzen nur Modifikationen oder Adaptirungen der Grundidee lokalen Verhältnissen entsprechend¹⁾.

Die Beziehungen der Inder in der ältesten Zeit zu den westlichen Völkern veranlasste vorzugsweise der Handel; dass in sehr früher Zeit schon solcher Verkehr unter den entferntesten, civilisirten Völkern Asiens stattfand, beweisen einerseits die frühe Schifffahrt der Phöniker nach Indien, andererseits die den Indern von den Chinesen mitgetheilten astronomischen Kenntnisse. Auch gab es eine Handelsstrasse nach China, die von der Hauptstadt der Prasier an der Gangâ, Pataliputra, ihren Ausgang nahm²⁾. Sie führte an der heutigen Kosi, im östlichen Nepaul, über das Gebiet eines Bhota-Stammes, der Besadae, und über den Himâlaya selbst nach Tibet, wo sie den heutigen Tamdjukampa oder Brahmaputra durchkreuzte³⁾. Da die Inder schon sehr frühe die Kunst besaßen, Strassen anzulegen und zu bauen, so ist es nicht überraschend von solchen zu hören, die Indien nach allen Richtungen hin mit den Nachbarländern in Verbindung setzten. Unter den nützlichen Künsten, mit grossem Erfolge von den alten Indern betrieben, verdienen hervorgehoben zu werden die Weberei, wofür die Natur in der Baumwolle ihnen einen trefflichen Stoff lieferte; in der That werden die feinen indischen Gewebe seit jeher von den fremden Völkern gesucht; in zweiter Linie aber die Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens; frühe entdeckten die Inder die Zubereitung des Stahls; wegen seiner Güte wurde er von den fremden Völkern ebenfalls sehr geschätzt und bildete zeitlich einen Gegenstand des indischen Handels⁴⁾.

Entwicklung der Inder.

Es ward der Versuch gemacht, den Gang der indischen Entwicklung lediglich aus den Einflüssen des Klima's, der Nahrung und des Bodens zu erklären⁵⁾. Sicherlich ist die Einwirkung dieser Faktoren nicht zu unterschätzen, zu einer befriedigenden Erklärung aber reichen sie nicht aus. Wahr ist, dass in heissen Ländern die gewöhnliche Nahrung am billigsten in der Pflanzenwelt gewonnen wird. Daraus lässt sich erklären, dass der Inder auf Pflanzenkost angewiesen ward. Zu-

1) Siehe hierüber das Prachtwerk von Rajendra Lala Mitra, *The Antiquities of Orissa*. Vol. I. Published under the Orders of the Government of India. Calcutta 1876. Grossfolio mit 89 lithographirten Tafeln.

2) Ptolem. Geogr. lib. I. kap. 17. Wilb. S. 57.

3) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. München 1865, 8^e. S. 12.

4) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 516.

5) Buckle, *Geschichte der Civilisation*. I. S. 62—72.

gleich macht die hohe Temperatur zu harter Arbeit unfähig und eine Nahrung nothwendig, deren Ertrag reichlich ist und in einem verhältnissmässig geringen Umfange viel Nahrungsstoff enthält; daher war auch in Indien sets der Reis ¹⁾ die gewöhnlichste Kost. Nun ist es allerdings richtig, dass die strenggläubigen Inder der höheren Kasten aufs strengste alle Fleischnahrung verabscheuen; doch hielten sie es nicht immer so; in den Zeiten der Vêda war der Genuss animalischer Kost noch nicht verboten und zugleich die vedische Religion noch nicht verdüstert durch die Schöpfung blutgieriger Götzen, noch nicht erfüllt mit Schrecken und Grauen wie in den späteren epischen Zeiten. Die Belastung der Gemüther, die Neigung zum Ungeheuerlichen und Grotesken, die Lebensübersättigung, das Grauen vor der endlosen Kette der Wiedergeburten begann sich bei dem Inder zu entwickeln mit dem gleichzeitigen Uebergange zur reinen Pflanzenkost, von der man im Allgemeinen mildere Sitten und Anschauungen ableiten will. Dass auch die geistige Thätigkeit von der Ernährung abhängig sei, kann wohl Jedermann an sich selbst wahrnehmen; allein wir sind noch weit entfernt, etwas über die dauernde Wirkung der täglichen Nahrung ergründet zu haben. Unbestritten bleibt, dass der Hunger, die halbe und ungentügende Befriedigung wie alle Begierden ihre Herrschaft auf die Einbildungskraft erstrecken. Auf dieser biologischen Wahrnehmung beruhen und beruhen noch die strengen Fastenübungen, die so verschiedene Religionssatzungen vorschreiben. So oft der Kreislauf der gewöhnlichen Ernährung unterbrochen oder auch nur gestört, sobald er kein regelrechter ist, gewinnt die Einbildungskraft ungewöhnliche Macht und der Mensch in diesem erschütterten oder geschwächten Zustande ist empfänglicher für Alles, was er übersinnlichen Wirkungen zuschreibt.

Richtiger erscheint die Erwägung, dass durch die Eigenthümlichkeit des Klima und der Nahrung jene ungleiche Vertheilung des Reichthums in Indien entstand, welche überall eintritt, wo der Arbeitsmarkt stets übertoll ist. Die oberen Klassen waren ungeheuer reich, die niederen kläglich arm; jene, deren Arbeit den Reichthum erzeugt, erhalten den geringsten Theil davon; das Uebrige verzehren die höheren Klassen entweder als Pacht oder als Gewinn. Und da nächst dem Verstande Reichthum die dauerndste Quelle der Macht ist, so ward auch ganz natürlich eine grosse Ungleichheit des Reichthumes von einer

1) Reis steht bekanntlich an Nährwerth weit hinter Weizen, Gerste, Roggen, Hafer und Mais. Allein die genannten Cerealien gehören mit Ausnahme des Mais vorwiegend der gemässigten Zone an, und der Anbau von Weizen z. B. kann in heissen Ländern nur noch auf Bergen stattfinden, deren Temperatur der unserer Gegenden entspricht. (Leunis, *Synopsis der Pflanzkunde*. Hannover 1847. 8°. S. 60) In Indien ist der Weizenbau im Pundschat und ostwärts bis über Benares hinaus bedeutend. (Grisebach, *Die Vegetation der Erde*. Leipzig 1872. 8°. Bd II. S. 50), aber nur im Winter. Im Sommer liefert der Reis auf einer gegebenen Bodenfläche die grösste Menge Nahrungsstoff, und in den südlichen Theilen Indiens fehlen für unsere nahrhafteren Cerealien die natürlichen Bedingungen.

entsprechenden Ungleichheit sozialer politischer Macht begleitet; die ungeheure Mehrzahl des indischen Volkes hat demnach von jeher unter dem Drucke der bittersten Armuth gelebt und blieb daher immer in einem Zustande der Dummheit und Erniedrigung, vor den Oberherren unterwürfig kriechend und nur geschaffen, um entweder selbst Sklaven zu sein oder um in den Krieg geführt zu werden und Andere zu Sklaven zu machen¹⁾. Dass dem so war, zeigt der Umstand, dass in Indien der Pacht und der Zins sehr hoch, daher der Arbeitslohn naturnothwendig sehr niedrig gewesen. Manus Gesetz stellt den Zins auf 15—60% fest und die niedrigste vom Landesgebrauche anerkannte Pacht beträgt die Hälfte des Ertrages.

Wie überall, so reizte auch in Indien Armuth zur Verachtung und gab dem Reichtume Macht. Unter übrigens gleichen Verhältnissen müssen Klassen, wie Einzelne, je reicher sie sind, desto grösseren Einfluss besitzen und es ist nur natürlich, dass eine ungleiche Vertheilung des Reichtums auch eine ungleiche Machtvertheilung nach sich zog. Da es nun keinen Fall in der Geschichte gibt, dass eine Klasse Macht besessen und sie nicht missbraucht hätte, so erklärt sich, dass die Masse des indischen Volkes, durch die physischen Gesetze ihres Klimas verdammt, auf einer tiefen Stufe festgehalten wurde, von der sie sich nie erheben konnte. Denn in Indien war ewige Sklaverei der natürliche Zustand der grossen Menge, zu dem sie die physischen unwiderstehlichen Gesetze verurtheilten. Die Gewalt dieser Gesetze, ist in Wahrheit so unüberwindlich, dass sie allenthalben, wo sie in Wirksamkeit treten, die produktiven Klassen in beständiger Unterwürfigkeit halten. Es gibt kein Beispiel eines tropischen Landes, wo bei ausgedehnter Anhäufung des Reichtums das Volk seinem Schicksale entgangen wäre; kein Beispiel, wo nicht die Hitze des Klimas einen Ueberfluss der Nahrung und dieser Ueberfluss eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichtums und sodann der politischen und sozialen Macht hervorgebracht hätte. Bei Nationen, die diesen Bedingungen unterworfen sind, gilt das Volk nichts, es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staates. keine Aufsicht über den Reichtum, den sein eigener Fleiss geschaffen. Sein einziges Geschäft ist zu arbeiten, seine einzige Pflicht zu gehorchen. So entsteht ganz von selbst und naturgemäss jene Gewohnheit zahmer knechtischer Unterwerfung, wodurch solche Völker sich stets charakterisiren. Denn es ist eine unbezweifelte Thatsache, dass diese Völker sich nie gegen ihre Herrscher gewendet; wir finden keinen Klassenkampf, keine Volksaufstände, nicht einmal irgend eine grosse Verschwörung. In diesen reichen und fruchtbaren Ländern sind mancherlei Veränderungen vorgegangen, aber alle von oben, keine von unten. Es hat Kriege der Könige und Kriege der Dynastien genug gegeben; es sind Revolutionen in der Regierung, im Palaste, auf dem Throne vorgekommen, aber keine Revolution im

1) Buckle. A. a. O. I. Bd. S. 64—65.

Volke, keine Milderung des Looses, welches mehr die Natur als der Mensch ihnen zugetheilt¹⁾.

Der Buddhismus.

Unter solchen Umständen musste der Hang des Nachdenkens, gefördert durch das Klima der warmen Länder, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Nothdurft und die heissen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, daher die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher sind, zur wahren Folterung der Gemüther werden bei den Indern, denen ein endloses Echo von Wanderungen der Seele zu drohen schien. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung, ohne Rettung, dass sie jemals stille stehen könnte, und seine geängstigte Phantasie sah in schrecklichen Zahlenausdrücken eine Zeit vor sich ohne Grenzen, die mit jedem Schritte in ihre Tiefe auch ihren Horizont um einen Schritt vorwärts schob. Wohl mögen wir uns denken, dass vielen bedrängten Herzen wenigstens eine Lehre als wahre Erlösung erschien, welche ihnen die Möglichkeit einer Pause, einer Beendigung, vielleicht sogar das gänzliche Erlöschen — *Nirvāna* — verhiess, mag man sich nun darunter ewig gültige Vernichtung oder nur zeitweilige Erstarrung mit allen Süssigkeiten des Todes denken. Diese Lehre war der Buddhismus, welcher um 600—500 Jahre v. Chr. ebenfalls im Gangāthale entstand und sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit aus der Vedalehre der Brahmanen entwickeln musste. Der ziemlich verbreiteten Annahme, dass der Buddhismus der Sāṅkhya-Philosophie entsprungen, wie dass die philosophischen Schulen aus diesem hervorgegangen seien, wurde in jüngster Zeit entschieden widersprochen²⁾. „Der Buddhismus war für die kühnen, ehrlichen Freidenker, die sich um den Ruf der Orthodoxie nicht kümmerten, während die philosophischen Schulen die Zuflucht jener waren, welche die Ehrlichkeit an dem Altar religiöser Respektabilität zum Opfer brachten“. „Der Buddhismus“, sagt Ernst Eitel, „umfasst in einem lebendigen Zusammenhang grossartige und eigenthümliche naturwissenschaftliche Ansichten, feine und scharfe Theorien aus der abstrakten Metaphysik, das Gebäude eines phantasievollen Mystizismus, ein sehr ausgebildetes und umfassendes System der praktischen Moral und endlich eine kirchliche Organisation auf breiter Grundlage und bis in die geheimsten Fäden so fein ausgesponnen wie irgend eine in der Welt. Das alles ist überdies so kombinirt und durchgebildet, dass das Wesen des Ganzen in in wenigen Formeln und Symbolen zusammengefasst werden kann, welche deutlich genug sind, um von dem einfältigsten Asiaten aufgefasst zu werden, und doch so tief philosophisch, dass sie dem Meta-

1) A. a. O. S. 71—72.

2) Von Prof. Williams in seinem oben citirten Werke *Indian Wisdom*.

physiker, dem Dichter, dem Mystiker Jahre lang reichen Stoff für seine Meditationen geben und eine willkommene Weide sind für die feurigste Einbildungskraft eines poetischen Träumers“. Das Grundprinzip des Buddhismus lautet, dass es eine höchste Macht aber kein höchstes Wesen gebe; er ist eine Verwerfung der Vorstellung des Seins und eine Anerkennung derjenigen der Kraft. Wenn er das Dasein Gottes zugibt, so lehnt er ihn als Schöpfer ab; er behauptet eine treibende Kraft im Universum, ein selbstvorhandenes plastisches Prinzip, aber keinen selbstvorhandenen, ewigen, persönlichen Gott; er verkündet zwar eine sittliche Weltordnung, nicht aber einen sittlichen Weltenordner. Der Buddhismus ist demnach nicht mehr Pantheismus, sondern Atheismus¹⁾, der alle Ereignisse auf unwiderstehliche Gesetze zurückführt. Er bezweifelt ferner das wirkliche Dasein der sichtbaren Welt, denn an unseren Sinnen besitzen wir kein zuverlässiges Merkmal der Wahrheit, und lehrt, dass es nichts derart wie Individualität oder Persönlichkeit gebe — dass das Ich ein völliges Nichts sei. In diesen tiefen Betrachtungen führt er seine Auffassung der Kraft aus und behauptet im Lichte derselben, dass alle fühlenden Wesen gleichartig seien. Indem der Buddhismus auf solche Art die Gleichheit aller Menschen verkündete, gerieth er in geraden Widerspruch mit dem orthodoxen Glaubensbekenntnisse der Brahmanen, welches in der Errichtung der Kasten praktisch durchgeführt war. Er war also auch insofern eine Erlösung, als er allen Kasten, selbst den verachtetsten seine Wohlthaten verhieß. Um Brahmane zu sein, musste man dazu geboren werden; ein buddhistischer Priester konnte dagegen aus jeder Standesklasse, ja aus der Hefe der Gesellschaft hervorgehen. Bei dem früheren Systeme war die Ehe ein wesentliches Erforderniss der Kaste, bei letzterem nicht. Cölibat und Keuschheit konnten demnach als die grössten aller Tugenden erhoben werden. Die Erfahrung lehrt, wie mächtig die Herrschaft ist, welche die Hierarchie auf diesem Wege erlangt. Es war daher nur vorsichtiger Selbsterhaltungstrieb, welcher die Brahmanen zur Bekämpfung und Verfolgung der buddhistischen Lehre veranlasste; freilich ward damit zugleich die Ausbreitung derselben über ganz Ostasien veranlasst²⁾.

Als Stifter dieser eigenthümlichen Religion gilt der Sohn Çuddhodana's, König von Kapilavastu, der zuerst Sarvarthasiddha, später Çakjamuni und Gautama hiess und erst auf der Höhe seines Ruhmes den Namen Buddha, d. i. der Erleuchtete erhielt³⁾. Allenthalben

1) Vgl. R. Spence Hardy, *The legends and theories of the Buddhists compared with history and science*. London 1886. 8°. Max Müller, *Buddhism in seinen Chips of a german workshop*. London 1887. 8°. I. Bd. S. 181—234 anknüpfend an Barthélemy St. Hilaire, *Le Bouddha et sa religion*. Paris 1880.

2) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's*. S. 49—54.

3) Die Schilderung des Lebens Buddha's siehe bei Lassen, *Indische Alterthumskunde*. II. S. 65—78, ferner: P. Bigandet, *The life or legend of Gaudama, the Buddha of the Burmese*. Rangoon 1868. 8°. Es ist dies eine neue Auflage des schon mehrere Jahre zuvor erschienenen Werkes, doch sind in dieser Ausgabe zahlreiche werthvolle

wohin Buddha kam — seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch auf einen Theil des Gangäthales, auf das heutige Oude, Süd- und Nord-
 behar — predigte er die vier höchsten Wahrheiten: der Erkenntniss
 des Uebels, der Entstehung des Uebels, der Vernichtung des Uebels
 und des Weges, der zur Selbstvernichtung führe. In gewissem Sinne
 nimmt auch der Buddhismus die Seelenwanderung an, allein so wie
 das Licht einer Kerze zuletzt zu Ende geht, so gibt es erst, wenn
 gleich erst nach vielen Wanderungen, ein Ende des Lebens. Dieses
 Ende nennt er *Nirrána*, ein Wort, welches seit fast dreitausend
 Jahren von feierlicher Bedeutung für zahllose Millionen Menschen,
 gewesen ist¹⁾ — *Nirvána*, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener
 Zustand, welcher in keinem Verhältnisse zu Stoff, Raum oder Zeit
 steht, welchen die schwindende Flamme der ausgelöschten Kerze erreicht
 habe. Es sei der höchste Zweck — Nichts. Dies zu erreichen sei das
 Ziel, welchem wir nachstreben sollten, und zu dem Ende sollten wir
 in uns alles, was am Dasein klebt, zu zerstören suchen, indem wir
 uns von jedem irdischen Ziele, von jedem irdischen Streben entwöhnen.
 Wir sollten zu Mönchsleben, Busse, Selbstverläugnung, Selbsttötung
 greifen und so allmählig in vollkommene Ruhe oder Apathie zu ver-
 sinken lernen, in Nachahmung jenes Zustandes, zu dem wir endlich
 gelangen müssen, und dem wir uns durch solche Vorbereitung um so
 rascher nähern. Der pantheistische Brahmane erwartet Auflösung in
 Gott, der Buddhist, der keinen Gott hat, Vernichtung²⁾.

Es bedarf wohl keines Hinweises auf die auffälligen Aehnlichkeiten
 dieser Lehre mit dem Christenthume³⁾, Aehnlichkeiten, die sich bis
 auf völlig untergeordnete Punkte mitunter erstrecken, wie beispiels-
 weise, dass auch Buddhas Mutter ihre Jungfräulichkeit behielt. Neben-
 bei bemerkt gelten in den verschiedenen Sonnenkulten alle Sonnen-
 kämpfer zum grossen Theile übereinstimmend als lange verkündete

Noten aufgenommen worden, um so viel als möglich die Prinzipien des Buddhismus
 und Alles mit dieser Religion in Verbindung Stehende zu erläutern. Vgl. ferner: Köppen,
Religion des Buddha. Berlin 1857. O. Palladius, *Das Leben Buddha's (Arbeiten der*
 russ. Gesandtschaft zu Peking. II. Bd. S. 197–267), und die Forschungen Wassiljew's
 worüber Prof. Friedr. Spiegel im *Ausland* 1860. S. 985–988 und S. 1010–1015 be-
 richtet hat. Siehe endlich: *Ueber die Religion des Buddha (Ausland* 1871. S. 841–847
 S. 875–880) und den der Lehre Buddhas gewidmeten Abschnitt in Peschel's *Völker-
 kunde*. S. 283–291.

1) Obry, *Du Nirvéna Indien*. Paris 1858. Prof. Max Müller von Oxford
 hielt in der deutschen Philologen-Versammlung zu Kiel einen Vortrag, worin er ver-
 suchte — jedoch mit sehr wenig Glück — den Buddhismus gegen die Beschuldigung des
 Nihilismus zu verteidigen; den Atheismus dieser Irrreligion vermochte aber auch er
 nicht zu läugnen. Siehe auch *The meaning of Nirvéna* in seinen *Chips of a German,*
workshop. I. Bd. S. 279–291.

2) Siehe über den Buddhismus: A. Bastian, *Die Weltauffassung des Buddhisten*.
 Berlin 1870. 8°. Beal, *Outline of Buddhism from chinese sources*. London 1870.
 Kistner, *Buddha and his doctrines*; Eitel, *Buddhism, its historical, theoretical and*
popular aspects; Paul Wurm, *Der Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer*
erlösenden Universalreligion. Gütersloh 1880. 8°.

3) Joh. N. Ehrlich, *Der Buddhismus und das Christenthum*. Prag 1864. 8°.

Jungfrauensöhne¹⁾. Die Parallele mit dem Christenthum beruht ferner darauf, dass jener ebenfalls die Erlösung der Menschheit in den Vordergrund stellt; auch bei ihm sind die blutigen Opfer abgeschafft, auch hier strebt die Religion über die Symbolik der Naturreligionen hinaus, um die Wahrheit in ihrem innersten Wesen zu erfassen, auch hier ist das Priestertum nicht mehr an ein bestimmtes Geschlecht gebunden und nicht die äussere Zugehörigkeit zum Volk, sondern seine persönliche Frömmigkeit soll für die religiöse Stellung des Menschen massgebend sein. Beide Religionen setzen daher einen Fortschritt der Völker über das religiöse Kindesalter voraus und die beiderseitigen Stifter haben sich zugleich selbst als Erlöser der Menschen dargestellt.

Gleich dem Christenthume ward der Buddhismus, freilich ohne dadurch in seinem Gehalte erhöht oder vergeistigt zu werden, in ferne Lande getragen und ist gegenwärtig über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan, Tibet²⁾ und theilweise die Mongolei, bis in die Gebirge Centralasiens, ja selbst bis nach Europa verbreitet, wo ein in Russland angesiedelter Kalmückenstamm dem Buddhismus ergeben ist; etwa vier Zehntel des Menschengeschlechtes bekennen sich zu ihm, also weit mehr denn zu irgend einem anderen Glauben. So grossartig auch die Entwicklung und Ausbreitung des Buddhismus sich geschichtlich vollzog, so unlängbar tritt seine Unfähigkeit zu einer wirklichen Erziehung der Völker, zu einer geistigen Aktivität überall hervor, wo er, wie z. B. in China und Tibet, herrschend geworden ist. Wohl hat es dem Buddhismus, das muss stets anerkannt werden, nicht an dem guten Willen gefehlt, eine wahre Sittlichkeit herzustellen, und manche schöne Sprüche erinnern durch ihren Inhalt und ihre parabolische Form an die salomonischen Schriften, ja an Aussprüche Jesu, wie z. B. „wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern“, oder „kein Feuer ist gleich der Begierde, keine Gefangenschaft gleich dem Hasse, kein Netz gleich der Leidenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen“, aber auch hier ist das Masslose der Asketik überaus störend. Seine Wirkung äusserte sich allerdings in der Zuführung barbarischer Stämme zur Gesittung, praktisch aber in der Einführung eines ungeheuren Mönche- und Klosterwesens, welches in vielen Punkten Aehnlichkeiten mit jenem des späteren Europa's darbietet. Besonderes Verdienst legten die Buddhisten dem Cölibate bei, entsagten allen sinnlichen Freuden, assen zusammen in einer Halle und empfingen Almosen. Dergleichen zu thun gehört, wie es scheint, zu einer gewissen Phase der menschlichen Kulturentwicklung. Wird einerseits die Toleranz des Buddhismus rühmend hervorgehoben, der allerdings niemals das Schwert zur Hand nahm, um sich seine fünfthab hundert Millionen Bekenner zu unterwerfen, so wollen wir andererseits nicht vergessen, dass, da der Zweck des buddhistischen Mönchssystems durchaus per-

1) Carus Sterne, *Werden und Vergehen*. S. 413.

2) E. Schlagintweit, *Buddhism in Tibet illustrated by literary documents and objects of religious worship*. Leipzig 1863, 8°. mit Atlas in fol.

sönlicher Natur, die Erlangung individueller Glückseligkeit war, es unfehlbar äusserste Selbstsucht erzeugen musste. Es prägte jedem ein, einerlei was aus allen übrigen werden möchte, sein eigenes Heil zu suchen. Was kümmerten den Buddhisten Eltern, Weib, Kinder, Freunde, Vaterland, wenn er nur Nirvâna erreichte.¹⁾ In wirtschaftlicher Hinsicht waren die Folgen nicht minder traurig, denn eine Religion, welche die Glückseligkeit in der Ruhe, der Unthätigkeit sucht, ist eine geborene Feindin der Arbeit, die allein Werthe schafft. Von diesem Gesichtspunkte aus darf man den Buddhismus eine Religion der Faulheit nennen.

Nach der Rückkehr des makedonischen Alexanders aus dem Induslande herrschte der Buddhismus beinahe noch ein Jahrtausend in Indien, bis in die Mitte des VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; da feierte der Brahmanismus in modifizirter Form seine Wiederbelebung. Durch den Buddhismus in seinem Kerne angegriffen und zu schwach den Angriff allein zu bestehen, nahm das brahmanische System Vorstellungen auf, welche unter der grossen Masse Anhang hatten und manche Ideen Buddhas dazu. Damit überwältigte der Brahmanismus den rivalisirenden Glauben und war seither, wie noch heute, der herrschende. Aus der angedeuteten Verbindung entstand die Dreieinigkeit, die Trimurti, der Inder und das System der Yoga oder Vertiefung. Im Gangâthale wurde nämlich seit lange der Gott Vischnu²⁾ verehrt und in den Industhälern Gott Siva³⁾, auf welchen sich vielleicht der noch heute in einigen Theilen Indiens übliche Phallus-Cult zurückführen lässt⁴⁾; beide wurden, um ihre Anbeter in Gehorsam gegen die Brahmanen zu erhalten, mit Brahma dergestalt verbunden, dass der Grundgedanke des alten Systems blieb. Brahma repräsentirt nun die Weltschöpfung, Vischnu die Welterhaltung; aber Alles was besteht, ist werth, dass es zu Grunde geht, und so finden wir in Siva das zerstörende Prinzip. Die Brahmanen lehrten nun, dass auch nach ihrem Systeme ein Tod ohne Wiedergeburt zu erreichen sei; dies ist die Yoga; die Materie wird hier ewig gedacht, wie die Weltseele, Wer sich in Brahma so vertieft, dass er Eins mit ihm wird, der löst sich in ihm aus, erreicht die Nirvâna und kann nicht mehr geboren werden. Man vertieft sich in Brahma durch Beherrschung der Sinne und Leidenschaften, besonders auf physiologischem Wege⁵⁾.

1) Draper. A. a. O. S. 54—55.

2) Etienne Alex. Rodriguez, *The religion of Vishnoo*. Madras 1849. 4.

3) Foulkes, *Catechism of the Shaiva Religion*. Translated from the Tamil. Madras. 8°.

4) Siehe: Edward Sellon, *On the Phallic worship of India*. (*Memoirs of the Anthropol. Soc.* Vol. I. S. 327—334.)

5) N. C. Paul, *A treatise on the Yoga Philosophy*. Benares 1851 gibt eine sehr detaillirte Schilderung der Methoden, deren sich die Yoghi oder Winterschläfer bedienen, um eine völlige Unterdrückung der Sinnesthätigkeit zu erzielen. Sie sollen es dahingebracht haben, das Athmen auf 12 Tage und darüber zu suspendiren, und verfallen dann in einen Winterschlaf, während dessen sie jede Nahrung entbehren können. Die heutigen Yoghi sind widerwärtig eckelhafte religiöse Bettler. Louis Rousselet,

Hatte das neue System mit dem Buddhismus wie mit der Volksreligion kapitulirt, so war es hingegen unerbittlich im Kastenwesen und im Ceremoniel. Der Streit mit dem Buddhismus wurde zuletzt mit den Waffen ausgefochten; doch ist die Geschichte dieses Kampfes verloren gegangen; obwohl zweifelsohne von heftigen Revolutionen in Regierung, Sitten und nationalem Denken und Dichten begleitet, hat er fast keine Spuren in der Sanskritliteratur zurückgelassen und selbst die Autoren, welche inmitten dieses Kampfes standen, schreiben so unbefangen, als ob es niemals einen Buddha gegeben hätte. Wir wissen nur, dass die Buddhisten aus dem eigentlichen Indien vollständig vertrieben wurden; nach diesem Siege hat aber auch jede weitere Entwicklung des Brahmanismus aufgehört; zu einer Einigung hat es die Nation nicht mehr bringen können; die Geschichte Indiens ist fortan eine Leidensgeschichte; Griechen, Araber, Mongolen, Europäer haben um die Wette das Volk misshandelt, das heutzutage wie Zwerge auf den Trümmern einer grossen Vergangenheit herumkriecht. Unzählige male sind fremde Eroberer in Indien eingedrungen, niemals aber die Hindu selbst als Eroberer aufgetreten. Geduldig, ohne Murren trugen sie alle Leiden, welche über sie hereinbrachen, die aber sammt und sonders in der Natur der Sache begründet sind. Was die örtlichen und klimatischen Verhältnisse nicht verschuldet, ward veranlasst oder doch ermöglicht durch den indischen Volkscharakter, dessen Sanftmuth ein Auflehnen gegen die ärgste Unbill nicht kennt. Und da kein Zweifel darüber bestehen kann, dass bei einem energischen Wollen des Volkes sich Vieles, sehr Vieles anders hätte gestalten müssen, so ist sicherlich der Schluss berechtigt, dass das indische Volk nicht anders wollen konnte oder wollen mochte. In beiden Fällen kann es weder unsere Verachtung, noch unser Mitleid, seine Peiniger aber kaum unser Tadel treffen, denn es hatte nur das Schicksal, das es verdient.

Die Eränier und ihre Abkömmlinge.

Jene arischen Stämme, die auf den Hochgebirgen am Plateau von Pamir, dem *Bâm-i-Dunia* „Dach der Welt“ der Kirgisen, sei es zurückgeblieben waren, sei es sich niedergelassen und dann von dort über die nördlichen Niederungen zum Theile ergossen hatten, kann

ein moderner Reisender, schildert das Treiben einer Gruppe solcher Yoghi Diese Selbstpeiniger, die bis auf den Lendenschurz (*Languti*) völlig unbekleidet waren, liefen und sprangen schreiend umher und führten einen man möchte sagen Todtentanz auf. Der eine versetzte sich in wilder Wuth Stiche und Schnitte in das Fleisch zu beiden Seiten der Brust, am Arm und an den Schenkeln, und sie liessen erst nach als die Gaffer Münsen genug in das dargehaltene Becken geworfen hatten. Diese von Blut triefenden Bettelfanatiker, die sich aber doch nicht gratis zerfleischen, waren scheusslich anzusehen, und man begreift nicht wie es möglich ist, dass sie sich so viele Wunden beibringen und so viel Blut verlieren können, ohne zu erliegen. (*Globus*. XXVI. Bd. S. 148—150).

man im Gegensatze zu den nach Süden gewanderten Indern als Nord-arya bezeichnen. Es ist gewiss, dass sie noch längere Zeit eine gemeinsame Heimath unter dem arischen Nationalnamen bewohnten. In dieser Epoche lernten sie Kameel und Esel kennen und mit höheren Zahlwerthen rechnen; auch das Kriegswesen bildeten sie gemeinsam aus, eben so die älteren Religionsvorstellungen, doch dauerte diese Gemeinsamkeit nicht mehr fort zur Zeit des ältesten Vêda, sondern hat als vorvedisch zu gelten. In welchem Lande die Aryâ damals sassen, bleibt noch unentschieden¹⁾. Aus diesem Völkerganzen entstanden durch Zweitheilung, wie bei den Zellenbildungen der Organismen, zwei selbstständige Völker: die Hindu, die wir schon betrachtet haben und die Erânier.

In Baktrien spielt zuerst die Geschichte dieser Nordarya, dann in Medien, bis endlich die Perser auf die Schaubühne traten, die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen. Baktrien besitzt eine uralte Geschichte, deren Helden heute noch in der Erinnerung der Perser leben. Von der Küste des kaspischen Meeres bis zum indischen Gebirge²⁾, über die Hauptprovinzen Baktrien, Medien und Persis, worin sich die Nordarier niedergelassen, waren einst zwei Sprachen verbreitet, einander nahe verwandt, doch unter sich und vom Sanskrit dialektisch verschieden: die medisch-persische, wozu die Karmaniten gehörten, und die sogdisch-baktrische, erstere das Altpersische, letztere das Zend³⁾. Das Zendvolk, die erânischen Baktrer, nannten sich selbst in ihren heiligen Schriften, gleich den südlichen Indern, Aryer, *Airija*; der Name bedeutet die Herren⁴⁾, und wurde auch auf Meder, Perser und Sogdier ausgedehnt. Ein reicher Sagenschatz aus jener grauen Urzeit blieb durch die Aufschreibung der Perser, besonders durch die gewissenhafte Dichtung Abul Kasim Mansur's, genannt Firdusi, der Pardiesische⁵⁾, im *Schah-Nameh*, dem Königsbuche erhalten. Diese

1) Siehe hierüber das treffliche Werk von Prof. Fr. Spiegel, *Erânische Alterthumskunde*. Leipzig 1871. 8°. I. Bd. Manches auch in Krueger, *Urgeschichte des indogermanischen Völkerstammes*. Bonn 1858.

2) Heute Hindu-Kusch, richtiger Hindu-Kuh (pers. das indische Gebirge); im Sanskrit *Gravakasa* d. i. glänzendes Felsgebirge, daher *Graucasus* bei Plinius, *Hist. nat.* VI. 17.

3) Christian Lassen, *Die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis*. Bonn 1886. 8°. Ueber das Zend: M. Haug, *Outline of a grammar of the Zend language*. Bombay. 8°. — Abel Hovelacque, *Grammaire de la langue zende*. Paris 1868. 8°. — Rask, *Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache und des Zendavesta*. Deutsch von J. H. v. d. Hagen. Berlin 1826.

4) Das Zendische *Airija* ist dasselbe Wort, wie das sanskritische *Arya*, Meister, Herr. (Burnouf, *Commentaire sur le Yaçna*. Paris 1833. P. 460 note 325)

5) Firdusi, geb. 940, starb 1011 nach Chr. Er hat die ganze Geschichte Erâns von der Sintfluth bis zum Sturz der Sassaniden durch die Araber in einem Epos von 60,000 Doppelversen niedergeschrieben, mit einem Schwunge der Phantasie, einer Erhabenheit der Gesinnung, mit einer Schönheit der Darstellung, welche dieses Werk als eines der gewaltigsten des Menschengelstes und die stolzen Schlussworte seines Verfassers begründet erscheinen lassen;

eränische Heldensage ist aus verschiedenen Stoffen zusammengewoben und die Zusammensetzung dieser Stoffe in ihrer jetzigen Form ist älter als das älteste eränische Religionsbuch, das *Avesta*, denn dieses hat die Heldensage in der jetzigen Gestalt bereits gekannt. Selbstverständlich wird Niemand die Fürsten und Vasallen des „Königsbuches“ für historisch halten; für die Geschichte des Volkes haben sie nur in so ferne einen Werth, als die Eränier selbst sie lange Zeit für historisch beglaubigt erachteten. Noch in den späteren Zeiten der Zendbücher erscheinen die Baktrer als Hirten, auf der Uebergangsstufe zu einem ackerbaureibenden Volke begriffen. Trotzdem muss in der Kulturgeschichte des östlichen Eräns Baktrien der Vorrang vor den übrigen arischen Ländern eingeräumt werden. Ist auch die Hauptstadt Balkh nicht, wie die Morgenländer sagen, *Um-el-Bilad*, die „Mutter der Städte“, so war sie doch der Mittelpunkt der Herrschaft in älterer Zeit. Heute bietet Balkh nur in gewaltigen Trümmern die Erinnerung seiner einstigen Grösse, es erhebt sich nahezu auf den Ruinen des antiken Baktra, von dem nur mehr einzelne Erdhaufen zeigen, wo es gestanden²⁾. Auch in der späteren Darstellung der alteränischen Geschichte erscheint Balkh als Sitz der Kāvja oder Kājānier, der ältesten historischen Dynastie Osteräns und als Schauplatz der Thätigkeit Zarathustras.

Bald treiben die eränischen Arier Ackerbau und gründen Niederlassungen, durch die Reinheit des Lebenswandels, die Schönheit und Kraft des Menschenschlages vortheilhaft abstechend gegen die üppigen und genussstüchtigen semitischen Nachbarn. Mit letzteren kommen jedoch die Eränier in Berührung, nachdem die mit dem ältesten Keyumers (Könige der Menschen) beginnenden einheimischen Dynastien, aus dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte des *Ayryana-Varija* hervortretend, das Reich (*Vara*) immer mehr ausgedehnt und durch Bebauung seiner fruchtbarsten Gegenden allerwärts bekannt gemacht hatten. Die eränischen Dschemschyditen gerathen in Streit mit den begierlichen Assyriern und der Krieg endet mit des ninivitischen Herrschers Zohak vollständigem Siege. Dass dies trotz der moralischen Ueberlegenheit des arischen Volkes so kommen konnte, war Folge des bereits in seinem Inneren gährenden Zersetzungsprozesses, während

Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht.
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt.
Der ich die Saat des Wortes ausgesäet,
Ich sterbe nicht, wenn auch mein Geist verweht.

Durch einen so kompetenten Gewährsmann, wie es Prof. Fr. Spiegel ist, erhalten wir die erfreuliche Gewissheit, dass Firdusi sich streng an den überlieferten Stoff hielt und ihn nur dichterisch gestaltete. (*Eränische Alterthumskunde*.) Siehe auch dessen Aufsatz: *Das persische Königsbuch und seine Bedeutung für Geographie und Geschichte im Ausland* 1866. S. 1041—1048, 1068—1070, 1083—1090.

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde*. II. Bd. S. 279.

2) Die Stadt hiess *Zariaspa*, altpersisch *Baktri*, im Zend *Bachāhi*.

seine Gegner, namentlich durch den Aufschwung ihrer Riesenhauptstadt, eine festere staatliche Gestaltung erlangt zu haben scheinen.

Schon bei diesen ersten Berührungen der Arier mit der semitischen Kultur, empfingen sie von ihr die Keilschrift, welche sie ihrer Sprache anpassten; auch sonst mag die höhere Gesittung der Semiten die ihrem Einflusse ausgesetzten Arier zu höheren Stufen emporgehoben haben. Sicher war dies bei den Medern der Fall, einem rohen, rauen und kriegerischen Reitervolke, welches seine Pfeile vergiftete und seine Bündnisse mit Blut besiegelte. Fünfhundert Jahre lang standen die Meder unter der Herrschaft der semitischen Assyrer und in diesem halben Jahrtausend trat bei ihnen eine Kulturverfeinerung ein, welche sich, als sie das assyrische Joch abschüttelten und ein eigenes Reich stifteten, in dem Prachtbau der neuen Reichshauptstadt, dem stolzen Ekbatana, bekundete; denn im Orient baut eine neue Dynastie immer auch eine neue Metropole. Mit Recht darf man daher die Meder zur Blüthezeit ihres Reiches als semitisirte Arier ansehen. Ihr Glanz sollte indess nicht allzulange über Asien strahlen, denn bald erstand ihnen ein neuer und siegreicher Feind in einem Volke ihres eigenen Stammes — in den Persern. Dieser entferntere dritte Hauptstamm der Arya, ein kräftiges Gebirgsvolk, unterwarf in kurzer Frist die neben einander bestehenden drei Reiche des asiatischen Westens, Medien, Lydien und Babylon, eines nach dem anderen und dehnte seine Herrschaft weit über die Grenzen der älteren Reiche aus, östlich über das Indusland, südwestlich über Aegypten, nordwestlich auf kurze Zeit sogar über die benachbarten Küsten Europas.

Diese Erhebung der bisher von den Medern in Botmässigkeit gehaltenen Perser vollbrachte Cyrus, Kyros (*Kurush*), der weder der ziemlich vulgäre Held des Xenophontischen Romanes, noch der unersättlich ehrgeizige Eroberer ohne bewusstes Ziel ist, den Herodot uns schildert. Kyros ist der nationale Held um den sich die Feudalbarone von Persis, aus deren Mitte er hervorgegangen, freiwillig und in bewundernder Anerkennung seiner Ueberlegenheit schaaren. Er führt sie gegen die Semiten und jene Arier, welche sich durch Vermischung mit den Semiten verunreinigt; dies sind ihre Rassenfeinde, welche ihre Existenz von jeher bedroht haben; oben an stehen die Meder, diese semitisirten Arier. Den Besiegten begegnet Kyros mit einer Milde, die sie nicht erwarten, weil sie dieselbe ihren Gefangenen nicht gewähren; Astyages und Krösus behandelt er mit Güte, und er hat niemals daran denken können den Letzteren zu verbrennen, weil seine Religion ihm die Verunreinigung des Feuers, des reinen Elements, ausdrücklich verbot.

Das Volk, welches zuerst und am leichtesten in die persische Herrschaft sich fügte, waren dennoch die Meder, mit welchen trotz ihres semitischen Kulturüberzuges die Perser gleichen Stammes, gleicher Religion und — bis auf eine geringe dialektische Verschiedenheit — auch gleicher Sprache waren. Andererseits hinderte der bestehende nationale Antagonismus die Perser so wenig, sich gerne medisches Wesen anzueignen, als in der Jetztzeit den Deutschen die Moden des

französischen Erbfeindes nachzuäffen. Zweifelsohne standen die Meder auf ansehnlicher Gesittungsstufe als die noch halbbarbarischen Perser ihr Reich zertrümmerten. In solchen Fällen nimmt allemal der Sieger die Sitten des Besiegten an; dies sehen wir in China und bei den Barbaren, welche Rom vernichteten; Gothen und Langobarden nährten sich von der Kultur ihrer neuunterworfenen Unterthanen. Ein zweites aber lernen wir noch aus diesen Vorgängen, dass nämlich keine Civilisation, obgleich stets auf höherer Bildung, auf vermehrten Kenntnissen und geläuterten Anschauungen beruhend, stark genug ist, dem Anpralle roher, ungesitteter, aber ethnisch kräftiger Horden zu widerstehen. Jede Civilisation bringt unfehlbar Verweichlichung, in gewissem Grade Entnervung der Volkskraft mit sich; sie schafft erhöhte Bedürfnisse, deren Befriedigung unerlässlich und deren Summe eben die Gesittungshöhe bildet. Mit der Steigerung der Bedürfnisse — geistige oder materielle — hält die Verweichlichung, nämlich die Gewöhnung an die Befriedigung dieser Bedürfnisse, gleichen Schritt. Im Kampfe mit Völkern, deren Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkt sind, gehen gemeinlich die gesitteteren unter. Um Beispiele für diesen seltsamen Satz braucht man eben nicht verlegen zu sein. Die rauhen ungesitteten Perser stürzten die medisch-assyrische Monarchie, die höchste damalige Kultur Westasiens; rohe Barbarenhorden ergiessen sich über das hochkultivierte Rom und brechen für immer seine Weltmacht; Mongolenhorden dringen im Mittelalter fast in das Herz Europä, überschwemmen zum mindesten dessen gesamten Osten, Staaten gründend theils auf den Trümmern theils Angesichts der altslavischen Kultur des ehrwürdigen, hundertthürmigen Kijew und Nowgorod; fanatische Muselmänner ziehen als Eroberer in das gesittete Indien ein und gründen dort Dynastien und Reiche, die heute noch bestehen, ja verschaffen selbst Verbreitung ihrem Glauben, der an geistigem Gehalt sich mit dem Brahmanismus nicht vergleichen lässt. Rohe Turkstämme werfen das stolze Byzanz nieder, wohin sich fast alle europäische Kultur im Mittelalter geflüchtet hatte; siegreich endlich wehte der Halbmond von der Citadelle zu Ofen, fast während zweier Jahrhunderte, hart im Nacken des deutschen Volkes, in einer Epoche, welche schon die höchste Kulturentwicklung heranreifen sah. In allen diesen Fällen standen die Sieger kulturell entschieden viel tiefer als ihre Besiegten und man wird gut thun daraus die bescheidene Lehre zu ziehen, dass im Kampfe um's Dasein die Kultur allein und unter allen Umständen die stärkste Waffe nicht ist.

Politische Entwicklung im Perserreiche.

Ursprünglich war Persien ein Feudalstaat, das erste uns begegnende Beispiel dieser Gesellschaftsordnung. Weil ich die Ansicht, das Lebewesen des europäischen Mittelalters sei spezifisch germanischen Ursprunges, nicht theile, sondern dasselbe für eine allgemeine, weder an Rasse noch an Zeit gebundene Erscheinung halte, will ich auf das

frühzeitige Vorkommen feudaler Formen im alten Persien hiermit besonders aufmerksam machen. Zu allem Ueberflusse finden wir diese sehr deutlich ausgeprägt auch in der Geschichte China's und Japans, und überall, so lehrt der Vergleich, bewegt sich ihre Entwicklung, wenn nicht durch von aussen eingreifende Ereignisse gehemmt oder gar vernichtet, in nämlicher Richtung, um schliesslich einem mehr oder minder ausgesprochenen Despotismus zu weichen. Dieses Schauspiel gewährt nicht bloss das mittelalterliche Europa, sondern auch China, in jüngerer Zeit Japan, und ebenso macht Alt-Persien keine Ausnahme von diesem universellen Gesetze. Mit der an Kyros' Namen geknüpften Machtentfaltung gewann der Staat an innerer Stärke, doch ist Kyros, sehen wir von den lügenhaften Berichten der Griechen ab, in den persischen Quellen nicht mehr Autokrat als Karl der Grosse unter seinen Baronen. Später folgte eine innere Organisation der bis dahin höchst lose zusammengefügteten einzelnen Länder und Völker des Reiches, an dessen Spitze ein unumschränkter Herrscher stand.

Es gibt gewisse Stufen, durch welche fast jede menschliche Gesellschaft hindurchgeht auf ihrem Wege von der Barbarei bis zur Civilisation. Nun ist stets eine dieser Stufen der Despotismus in einer oder der anderen Form und wir haben alle Ursachen zu glauben, dass es der Menschheit nicht möglich ist, diese Kluft zu überspringen und mit Einem Male von primitiver Wildheit zu freier Gesittung zu gelangen. Es ist zudem ein grosser Irrthum, zu glauben, dass der Mensch von Natur die Unabhängigkeit liebe; dies ist nur der Geschmack einiger auserwählten Geister; nach oben zu schauen, zu kriechen und zu schmeicheln, den Staub unter den Füßen der Reichen und Mächtigen zu küssen, das ist nicht nur das Geschick, sondern auch der Geschmack der grossen Menge, und dem geistigen Despotismus, welcher die Voraussetzung eines Weltenschöpfers und Weltenlenkers ausübt, huldigen in der Regel selbst angebliche Freiheitshelden, Solche, die gegen den weltlichen Despotismus sich auflehnen ohne zu merken, dass ein Unterschied der Wesenheit zwischen beiden Knechtungsarten nicht besteht. Kein orientalisches Volk überhaupt vermag man zu nennen, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, das nicht stets unter dem drückendsten Despotismus geseufzt hätte — wenn es darüber seufzte. Vom alten China bis auf die bis November 1873 vor ihrem Könige im Staube kriechenden, gebildeten Siamesen der Jetztzeit, überall derselbe starre Despotismus, den nicht bloss, wie Mancher lehrt, die ungeheuren Binnen- und Steppenländer Asiens und Afrikas begünstigten. China, Indien, Birma, Siam, Java sind keine Flach- sondern überwiegend Gebirgslande, und doch dieselbe Erscheinung. Wo Asiaten von Asiaten regiert werden, kann es an Willkür und Bedrückung nicht fehlen. Die Geschichte zeigt aber, dass diese Völker den Druck und was wir heute so nennen, entweder gar nicht empfinden, oder doch nur ein äusserst geringes Verständniss dafür besitzen. Auch anderwärts lassen sich gleiche Erscheinungen wahrnehmen; wer die Gewalt hat, beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge, und Jemand muss die Gewalt haben. Von einem Nebeneinander der Menschen könnte nur in

den Utopien eines Friedensreiches, wie es in den Köpfen einiger Schwärmer spuckt, die Rede sein; die faktische Anordnung ist aber durchgehendes das Uebereinander, wobei die Kombination der äussersten Spitze ziemlich gleichgiltig bleibt, zum mindesten an der Wesenheit der Dinge nur sehr wenig ändert. Nur Unverstand vermag daher den Persern aus der allen Asiaten eigenthümlichen servilen Demuth vor ihrem despotischen Herrscher einen speziellen Vorwurf zu machen und daraus den baldigen Ruin ihres Reiches abzuleiten. Die autokratische Stellung ihres Königs war aber auch durch die Ormuzdreligion gesichert. So lange diese in ihrer Reinheit herrschte, war Persien gross und mächtig, es war damals wirklich eine auf die Religion gegründete Despotie, in welcher — bei gebrochener Priestermacht — alle Gewalt und Herrlichkeit sich in der Person des Herrschers vereinigte, der als Stellvertreter Ormuzds auf Erden erschien und zugleich der Staat selbst war ¹⁾. Der König verfügte nach Gutdünken über Land und Leute; eine Auffassung, welcher wir auch in anderen asiatischen Ländern begegnen; dass in China alles Grundeigenthum Staatseigenthum war, habe ich an gehöriger Stelle angeführt; bei den malayischen Javanen hat sich diese Anschauung bis in die neueste Zeit erhalten.

Auf der Idee, dass Menschen von anderen besessen werden können, beruhte zugleich die Sklaverei, die Grundlage der Civilisation des gesammten Alterthums, Griechenland und Rom nicht ausgenommen. Der Begriff der „Freiheit“ war in jenen Zeiten eben so unentwickelt, wie jener der „Gleichheit“; bei den Asiaten mangelte er so zu sagen gänzlich. Die Perser hatten daher eine Art Kasteneintheilung ähnlich jener ihrer Stammverwandten, der arischen Inder: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbsleute. Wenn diese Kasten auch nie zu solcher Prägnanz gelangten, wie in Indien, so waren doch jedenfalls die Standesunterschiede scharf markirt. Auch darin zeigt die Geschichte, dass seit Jahrtausenden die sozialen Einrichtungen im Wesentlichen stationär geblieben. Noch in der Gegenwart schmährt der Bürger die Privilegien des Adels und ist dabei bedächtigt sich selbst zu privilegiren; der Handwerker schmährt desgleichen die bevorzugten Stände und bedauert gleich darauf, dass man ihm den Zunftzopf abgeschnitten; kurz jeder Einzelne tadelt die Vorrechte Anderer, während er ängstlich darauf bedacht ist, sich die eigenen zu wahren. Eine Gleichberechtigung der Stände bleibt ein unlösbares Problem, so lange Keiner sich seiner Rechte entschlagen will, vielmehr bemüht ist für sich neue Privilegien zu finden. Dass er aber dies thut, dies thun muss, ist die natürliche Folge des grossen Naturgesetzes vom Kampfe um's Dasein, worin jeder für sich die grösstmöglichen Vortheile zu erringen strebt. So weit wir daher in der Geschichte zurückblicken können, überall finden wir das Kastenwesen eingeführt; gleichviel ob der Staat nach oligarchischen, monarchischen oder republikanischen Grundsätzen regiert wurde, er hatte immer seine bevorzugten Stände, die es für ihre Pflicht hielten, über das Wohl des

1) *L'état c'est moi*, schon vor mehr denn 2000 Jahren.
v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

Staates und — über ihr eigenes zu wachen. Die hartnäckigen, seit Jahrtausenden um diese Privilegien geführten Kämpfe haben nie den Zweck, diese selbst ausser Kurs zu setzen, sondern nur den, sie auf einen anderen Stand zu übertragen. Ob das bevorzugte Geschlecht aber so oder so heisst, ändert nichts an der Sache selbst.

In der grossen persischen Monarchie bildete das Volk der Perser den Adel des Reiches; nach ihnen kamen die Meder, dann die Völker, die sich freiwillig unterwarfen, endlich jene, die nach langem Widerstande sich ergeben hatten. Aus dem bevorzugten Stamme der Perser gingen die Würdenträger des Reiches hervor: der Hof- und Verwaltungsstellen gab es eine Menge, was die Regierung sehr schwerfällig machte. Anfänglich ward auf kriegerische Bildung viel Werth gelegt, es gab zu diesem Zwecke eigene Kadettenhäuser; überhaupt besorgte der Staat, an Stelle der Eltern, die Erziehung der Kinder; auf Kinderreichtum waren Preise ausgesetzt. Polygamie herrschte, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, schon in den frühesten Zeiten und brachte naturgemäss die väterliche Gewalt zur vollsten Geltung. Wo die patriarchalischen Verhältnisse eine solche Familiendespotie bedingen, stehen die Völker stets auch in strenger Abhängigkeit von dem Volksobersten, dem Könige, selbst dann, wenn sich mit diesem keine religiösen Begriffe verbinden sollten. In den einzelnen Provinzen war der Satrap Stellvertreter des Monarchen und geberdete sich auch als solcher. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches war eine solche Einrichtung nicht zu vermeiden; die Gebrechen dieser „Satrapenwirthschaft“ liegen in der Natur der Dinge selbst und haben sich unter ähnlichen Umständen allemal wiederholt. Nicht um ein Haar besser erging es dem alexandrinischen Weltreiche, welches jenes der Perser stürzte, dem römischen Reiche als es durch Prokonsulen die entfernten Provinzen regieren lassen musste, in neuester Zeit der napoleonischen Universalmonarchie und in der Gegenwart bis zu gewissem Grade dem russischen Staate und der nordamerikanischen Republik. Auch der Ausdehnung der Staatswesen sind von der Natur Grenzen gezogen, über welche hinaus nur die äusserste despotische Gewalt ein Zusammenhalten ermöglicht, wie der jüngste amerikanische Bürgerkrieg lehrt. Meist aber ist der Träger der Staatsgewalt genöthigt, in den entfernteren Landestheilen seine Macht an Einzelne oder an untergeordnete Gewalten zu übertragen, welche allemal sich die gleichen Vorrechte vindiziren, die Provinzen nach Kräften für eigene Rechnung ausbeuten und bedrücken, schliesslich aber nach Unabhängigkeit streben. Es bleibt dabei völlig gleichgiltig, ob die Staatsform monarchisch oder republikanisch, denn in beiden gedeiht in gleicher Weise der Despotismus. Das Joch der römischen Republik ward schwerer noch ertragen als jenes der mittelalterlichen Monarchen, wie denn begreiflich die Tyrannei einer Mehrheit weit drückender und schwerer zu brechen ist, als die eines Einzelnen.

So hatte sich allmählig zur Zeit als der makedonische Alexander in Asien einbrach, eine Autokratie der schlimmsten Art gebildet; die letzten Achämeniden opferten gar die Perser, den eigentlichen Kern

des Reiches, den übrigen Nationalitäten. Der makedonische Eroberer, dessen räthselhafte Erfolge durch die neuerschlossenen persischen Quellen in ganz neuem Lichte erschienen, war Politiker genug, die missvergnügten persischen Barone in seinen Rath zu ziehen und ihnen einen Einfluss auf die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten wiederzugeben, den sie lange verloren hatten. Wie sein Vater Griechen wurde um Griechenland zu beherrschen, so wurde Alexander Eränier, adoptirte Sitten und Gebräuche des Landes und unterschied sich durch nichts von seinen neuen Unterthanen. Es ist verständlich und begreiflich, was die persischen Quellen berichten, dass die Eränier ihre Fürsten, welche sie beherrschten und unterdrückten, sehr gerne mit dem jungen Helden vertauschten, der ihre Rechte anzuerkennen geneigt war und zugleich das alte Reich mit neuem Glanze umkleidete. So erscheint der Sturz der Achämeniden weit weniger durch die militärischen Operationen Alexanders als durch eine dynastische Revolution herbeigeführt, welche wenig geneigt war dem Eroberer, der eine drückende Herrschaft brach, einen energischen Widerstand entgegenzusetzen ¹⁾.

Die altpersische Kultur.

Die Kultur der Perser ²⁾ fordert zu ernstest Betrachtungen heraus. Obzwar vielfach auf assyrischer Grundlage ruhend, hat sie doch dieselbe hier und da nicht völlig erreicht. Ungezwungen erklären sich beide Erscheinungen. Die assyrische Gesittung hatte ganz Vorderasien überzogen und auch die Meder, die Vorbilder der stammverwandten Perser. Assyrische Sitten und Kenntnisse wurden ihnen also zunächst durch die Meder vermittelt. Jung und erst emporstrebend, vermochten sie indess nicht sofort ihre Meister zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen; in den meisten Dingen waren die Perser erst Anfänger und es ist irrig in der persischen Kunst eine Entartung der assyrischen zu erblicken; völlig lächerlich aber die Behauptung, die Kunst der Perser konnte nie werden, was die griechische war, vor Allem, weil sie bloss dem Könige diene und ihr der republikanische Geist fremd war, der Hellas beseelte. Die grossartigen Ruinen der Hauptstädte des Landes, Susa, Pasargadae und besonders des reizend gelegenen Persepolis (richtiger Neu-Pasargadae), bestehend in Trümmern von Königsburgen und Palästen mit Thorhallen, Säulengängen, Marmortreppen und Wän-

1) Das anerkannt beste Werk der Neuzeit über persische Geschichte bleibt: C. t. e. de Gobineau, *Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins, et particulièrement d'après des Mss. orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées etc.* Paris 1870. 8°. 2 Bde. Von den älteren Werken sind zu nennen vor Allem Malcolm, *History of Persia*. Deutsch von Becker und Spasier. 1880. — James B. Fraser, *Historical and descriptive account of Persia from the earliest ages to the present time*. New-York 1886 8°.

2) Siehe *Civilization of the ancient Persians*. (*National Quarterly Review*. New-York. September 1865.)

den voll Inschriften und Bildnerei, sowie in Königsgräbern und zahllosen Ueberresten von Statuen, Basreliefs und anderen Skulpturwerken, welche Götter und symbolische Wunderthiere, unterjochte Völker, Geschenke bringende Boten und dienende Hoffleute in geschmückten Gewändern darstellen und ein Abbild des ganzen persischen Staatslebens vorführen, beweisen, dass die Perser in den Künsten, namentlich in Baukunst und Bildhauerei hinter anderen Morgenländern nicht zurückstanden. Dass die später zur Entwicklung gekommenen Perser in künstlerischer Beziehung auf den Schultern der von ihnen bezwungenen älteren Mesopotamier stehen, ist selbstverständlich. Trotz der grossen Verwandtschaft der persischen mit der assyrischen Architektur in manchen Dingen zeigen doch schon die Ruinen einen so gründlichen Unterschied, dass eine nahezu absolute Identifizierung der Kunst beider Völker nicht gebilligt werden kann, und ein hoher Grad selbständiger Stellung wenigstens in der Architektur Persien gewahrt bleiben muss. Ja die Perser haben — und darin bestand ihr künstlerischer Hauptvorzug vor ihren assyrischen und babylonischen Vorgängern — die volle Bedeutung der Säulen als raumöffnende und erweiternde freie Stützen, wie die Aegypter, erkannt und ihnen auch mit grosser Sorgfalt eine besondere stylistische Durchbildung gewidmet. Damit widerlegt sich auch die völlig unerweisliche Vermuthung, dass es nicht Perser, sondern Künstler von den besiegten Völkern gewesen, welche die gedachten Werke ausführten. Weit weniger Selbständigkeit, wie in der Architektur, entfalteten die Perser in der Plastik, worin sie sich ganz und gar als die schwach begabten Schüler der Assyrier zeigen. Ueber ihre Malerei aber haben wir gar keinen Anhalt, weil weder Reste noch Berichte vorliegen. Doch gewann die persische Kunst im Ganzen wenigstens den Vorzug, dass die drei Künste in ihrer Anwendung in richtigem Verhältnisse standen¹⁾.

Mit der Herrschaft der Perser ward der Semitismus in den Hintergrund gedrängt, in so ferne als Zarathustras Religion und das arische Sprachthum ansehnlich an Verbreitung gewannen. Die von den Semiten benützte Keilschrift nahmen sie zwar von diesen an, allein mit der assyrischen hat die persische nichts weiter gemein, als dass ihre Charaktere gleichfalls in Formen von Keilen gebildet sind; sie ist aber vollständig alphabetisch und der arischen Sprache der Perser angepasst²⁾. Die persischen Leistungen in Wissenschaft und Literatur entziehen sich unserer Beurtheilung, weil nichts davon auf uns gekommen. Wir wissen nur, dass die Wissenschaften, wie überall, in den Händen der Priesterschaft lagen. Es ist noch kein Zeichen von geographischer Unkennt-

1) Frans Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums*. Leipzig 1871. 8°. S. 94-124.

2) Benfey, *Die persischen Keilschriften mit Uebersetzung und Glossen*. Leipzig 1847. Ferner die Schrift des gelehrten Grafen Gobineau, *Traité des écritures cunéiformes*. Paris 1864. — Holtzmann, *Beiträge zur Erklärung der persischen Keilschrift*. Karlsruhe 1840. — Rawlinson, *The persian cuneiform inscription of Behistun*. London 1846. — Von allen aber das Beste bleibt: Fr. Spiegel, *Die altpersischen Keilschriften. Uebersetzung, Grammatik und Glossar*. Leipzig 1862.

niss, wenn man am Hofe des gewaltigen Susa, das 120, nach Polykletus 1200 Stadien im Umfange hatte, kaum wusste von der Existenz des damals noch wenig bedeutenden Athen oder Sparta, eigentlich ein grosses Dorf, das nach den günstigsten Schätzungen nie mehr denn 60,000 Einwohner zählte. Im Gegentheile scheinen die geographischen Kenntnisse der Perser gar nicht gering gewesen zu sein; entsandte doch Darius eine Expedition zur Erforschung des Indus, und zudem wissen wir, dass von Asien das Meiste unter Darius entdeckt wurde¹⁾. Die persische Zeiteintheilung war vollständig geordnet²⁾. Manch' herrliche Einrichtung blühte endlich in ihrem Reiche, wie beispielsweise der geregelte Postdienst, welcher den Verkehr zwischen den weit entfernten Provinzen vermittelte.

Als unter Kyros und seinem Nachfolger Kambyses die Perser als Eroberer auftraten und ihre siegreichen, meist aus Reiterei bestehenden Heere bis nach Aegypten führten, standen sie noch im Vollgenusse ihrer Naturkraft. Sobald sie jedoch der fremden Civilisation Zugang gestatteten, gebrach es ihnen an Macht zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen nach Aussen. Was endlich den Verfall des persischen Reiches einleitete, war das Einschleichen des Astartekultus mit seiner verweichlichenden und verwirrenden Sinnlichkeit, zu welchem später noch der Mithrasdienst kam. Die Perser kannten anfänglich keine Götterbilder und erst später werden Götter als sinnlich wahrnehmbare Wesen beschrieben, was mit dem Eindringen der fremden Religionsanschauungen, besonders der Naturgöttin Astarte, die den fremden Namen *Anahita* führte, zusammenhing. Den Dienst der Anahita versahen auch nicht die Magier, sondern dieser brachte das den Persern fremde Institut von Priesterinnen mit sich. Die Verehrung der Göttin fasste wohl zuerst in West-Erân Fuss; die Meder begannen mit der Einführung ihres Dienstes, der in Persien zur Zeit seines Unterganges noch kein hohes Alter erreicht hatte³⁾. Mit Zunahme der Kultur wuchs auch die Schwäche des Reiches. Manche Schriftsteller verabsäumen es, auf den tiefen Unterschied hinzuweisen, der zwischen den Persern des Kyros und jenen des Xerxes bestand und indem sie stets das Bild des letzteren zeigen, erwecken sie irrige Vorstellungen. Die Wahrheit ist, dass wenige Völker in so kurzer Frist aus Barbarei zu hoher Geittung hinanstiegen wie die Perser, zu rasch um nicht unter den Folgen dieser Ueberhastung zu Grunde zu gehen. In der späteren Zeit fanden gar viele Griechen den Weg an den Hof der persischen Fürsten, wo sie, indem sie es sich gütlich geschehen liessen, hellenische

1) Herodot. IV. 44.

2) Vgl. Langlès, *Sur le calendrier persan*, in Chardin, *Voyage à Ispahan* T. II. S. 265.

3) Justi, *Ueber die soroastrische Religion* (Ausland 1871. S. 155—256), sagt aber, dass der ausschweifende Pomp der Bacchanalien bei den Persern keinen Eingang gefunden habe. Anahita hatte in Ekbatana eine eigene Priesterin, welche ein reines Leben führen musste.

Ideen und Anschauungen verbreiteten¹⁾. Dabei zogen aber zugleich Luxus und Sinnengenüsse in überschwänglichem Masse ein. Der fabelhafte Prunk der persischen Könige und Satrapen in Gewändern, Bedienung und Tafelfreuden²⁾ war eine Ueberkommnis fremder Stämme, deren Einflüssen die arische Rasse mehr denn irgend eine sich zugänglich finden lässt. Von den Lydern lernten sie die mit dem Mithrasdienste verbundenen geschlechtlichen Ausschweifungen, die zu wahren Orgien in den Familien selbst ausarteten, woran bei tollem Tanze und unter den Klängen einer sinnberauschenden Musik die Frauen des Harems und die Töchter des Hauses unverschleiert und endlich halbnackt theilnahmen, in der Gegenwart ihrer Väter, Gatten, Brüder oder Kinder den nicht minder betrunkenen Gästen sich preisgebend³⁾.

Dies waren die Perser, welche der makedonische Alexander bekriegte. Entnervt und übersättigt standen sie damals auf einer Kulturhöhe, zu der jene der rauhen Makedonier in keiner Weise hinanreichte; sie, die in Prunk und Luxus allen Lebensgenüssen steigender Gesittung fröhnten, vermochten nicht dem kräftigen Häuflein eines rohen thrakischen Volkes zu widerstehen, dem noch seine volle Naturkraft innewohnte. Bloss leere Phrase ist es jedoch, dass der Geist über die rohe Masse, die Freiheit über Unterdrückung, die Kultur über die Barbarei siegte. Der persische Despotismus ward gebrochen durch den Despotismus Alexanders, der den Unterdrückten keine Freiheit, sondern neue Unterdrückung brachte. Nur ihre Herren wechselten die Völker. Vollends aber war es nicht die Kultur, welche siegte, sondern die da besiegt ward.

Dem denkenden Beobachter mag die Kulturentfaltung des Perserreiches eine Lehre sein, dass auch im Völkerleben das grosse Naturgesetz *natura non facit saltus* seine volle Geltung besitzt und nicht ungestraft missachtet wird. Jähe Entwicklung führt auch zu jähem Sturze. Wenn geklagt wird, dass die Perser nur erobernd und vernichtend gewirkt, aber keine dauernden Werke geschaffen hätten, so erklärt sich dies sehr natürlich aus der kurzen Dauer ihrer Herrschaft. In der ihnen gegönnten Spanne Zeit fand keine allmähliche Kulturentfaltung Platz, nur eine Ueberstürzung in dem Aufsaugen fremder Kulturelemente. Gleichwie die Blüthe, worein ein böser Wurm sich nistet, verdorrt und abfällt: ohne zur Frucht zu treiben, barg die allzu rasche Fröhreife der persischen Gesittung den Todeskeim in sich. Ist es aber gestattet, in den obenerwähnten Gründen für diese Fröhreife natürliche Ursachen zu erkennen, so war auch ihr rascher Verfall eine natürliche Folge.

1) *Civilisation of the ancient Persians*. A. a. O.

2) Sehr anziehend und mit grosser Fachkenntnis geschildert von Prof. Ferd. Justi in seiner Schrift: *Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius*. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff, Berlin 1878. Nr. 178.)

3) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 44—45.

Die alte Kultur im Nilthale.

Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes¹⁾.

Unter allen bekannten Völkern besitzt das Aegyptische die am besten beglaubigte und am tiefsten hinabreichende Geschichte. Trotz aller Unsicherheit der ägyptischen Chronologie darf man doch mit ziemlicher Verlässlichkeit den Anfang der ägyptischen Geschichte um das Jahr 4500 vor unserer Zeitrechnung annehmen²⁾. Da aber erfahrungsgemäss die Bildung eines monarchischen Einheitsstaates, der wie der ägyptische nicht auf Eroberungen, sondern auf friedliche Elemente sich gründete, eine langjährige Kulturentwicklung voraussetzt, so sind wohl mindestens 1000 Jahre für jene Periode anzusetzen, innerhalb welcher sich das Volk zu dem entwickelte, als welches es uns unter seinen ersten Königen entgegentritt. Es wäre damit das Jahr 5500 v. Chr. als jener Punkt gewonnen, bis zu welchem wir, zwar nicht den ägyptischen Staat, aber das ägyptische oder Retu-Volk zurück zu verfolgen im Stande sind.

Ueber die Rassenangehörigkeit der Retu streiten die Gelehrten. Manche, Ebers an der Spitze, verfechten das ursprüngliche Semitentum der alten Nilbewohner und dass in Unterägypten semitische Elemente vorhanden sind, ist allerdings unzweifelhaft. Dagegen vertheidigt Robert Hartmann die Wahrscheinlichkeit, dass die Aegypter nubische Kuschiten, d. h. afrikanische Autochthonen gewesen sind³⁾ gleich ihren Verwandten, den Berbern⁴⁾, Galla, Somal, Dankali, welche

1) Ernest Desjardins, *Les découvertes de l'Égyptologie française. Les missions et les travaux de M. Mariette* (*Revue des deux Mondes* vom 15. März 1874, S. 298—340) und *Histoire d'Égypte dès les premiers temps de son existence*, par Henri Brugsch-Bey. Leipzig. J. C. Hinrichs. Deuxième Edition. 1875. 8°.

2) Nach dem Urtheile des gewiegten Dr. S. Birch kann man indess eine beglaubigte Geschichte Aegyptens nicht weiter rückwärts datiren als 3000 v. Chr.

3) Vgl. *Einiges über Ursachen und Wirkungen der im älteren und neueren Afrika stattgehabten und noch gegenwärtig stattfindenden Völkerwanderungen*. (*Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin* 1872 S. 497—538.)

4) General Faldherbe ist indess durch seine bei Rocknia (am Westabhange des Djebel Debagh in der algerischen Provinz Constantine) vorgenommenen Ausgrabungen einer Nekropolis von 3000 megalithischen Gräbern zu dem Schlusse gelangt, dass die

alle einschliesslich der Retu wieder andere als nach Nordafrika eingewanderte Hamiten erklären wegen ihrer Rassenverwandtschaft mit den Semiten und Indogermanen ¹⁾, mit welchen zusammen die Hamiten die mittelländische Rasse bilden. Wahrscheinlich war das Land früher im Besitze der gegenwärtig inmitten der Negervölker verbreiteten Fulah-Rasse ²⁾. Die Verwandtschaft der Fulah-Rasse mit der Mittelländischen so wie manche Berührungspunkte der Fulah mit den hamitischen Idiomen scheinen auf eingetretene Mischung schliessen zu lassen ³⁾. So bestand denn die Bevölkerung Aegyptens durchaus nicht aus homogenen Elementen, vielmehr lassen sich nebst den hamitischen Weissen mit schlichtem Haare noch Braune, die eben erwähnten Fulah, und Schwarze, nämlich Neger (*Nahasu* der Inschriften) unterscheiden, deren Stämme im frühesten Alterthume bis dicht an die Grenzen Aegyptens sich erstreckten ⁴⁾. Ob in den Altägyptern schon Negerblut steckte, wird theils verneint ⁵⁾, theils bejaht ⁶⁾. Im letzterem Falle müssten Neger ein stärkeres Element denn nur Kriegs- und Haus-Sklaven gewesen sein, und darauf lässt die Fülle echtafrikanischer Institutionen, Sitten und Gebräuche schliessen, die sich in Alt-Aegypten wiederfinden ⁷⁾. Jedenfalls waren auch die Weissen Aegyptens stark gebräunt, wenngleich nicht so dunkel wie die Fulah. Im Nildelta,

Libyer oder Berber nicht mit den Aegyptern, sondern mit den ältesten Bewohnern des westlichen Europa verwandt seien. (Petermanns *Geograph. Mittheil.* 1869. S. 43.)

1) Dies ist auch die Ansicht von Heinrich Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 5-6, nur dass er als Kuschiten bezeichnet, was hier Hamiten genannt wird.

2) Waits, *Anthropologie der Naturvölker*. Leipzig 1860. 8^e. II. Bd. S. 459.

3) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie* (Behms *Geogr. Jahrbuch*. IV. Bd. S. 300—311) und: *Allgem. Ethnographie*. S. 62—64.

4) Brugsch. A. a. O. S. 8.

5) Mengin et Jomard, *Histoire sommaire d'Égypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly*. Paris 1839. 8^e. II. Vol. S. 406

6) Friedr. Müller, *Ethnographie*. S. 191. Perty, *Ethnographie*. S. 103.

7) Niemanden der das Schweinfurth'sche Prachtwerk: *Artes africanas* (Leipzig 1875. fol.) sorgfältig studirt, wird die merkwürdige Thatsache entgehen, dass unter den Geräthen der heutigen Negervölker viele eine offenbare Verwandtschaft, wenn nicht Identität mit jenen der Retu bekunden. So fand man in altägyptischen Gräbern kupferne Haarnadeln, ähnlich jenen, deren sich jetzt die Bongo-Frauen bedienen. Gleiches gilt von dem Bongo-Löffel; ja sogar die bei den altägyptischen Löffeln wahrgenommene Form des Stieles mit zwei stachelartigen Ansätzen kommt noch bei den Mittu vor. Auch die Muschelschalen der Anodonten, wie sie noch heute bei vielen Negervölkern als Löffel Verwendung finden, waren zu gleichem Zwecke bei den Retu in Gebrauch. Die Blasebälge der alten Aegypter haben, wie die zu Theben erhaltenen Wandgemälde darthun, die Luft stets durch zwei Röhren ausströmen lassen, wie wir dies an den Bongo-Blasebälgen sehen. Die bei den Bongo übliche Methode der Mehلبereitung wurde, wie zahlreiche Tempelgemälde bezeugen, schon von den Retu befolgt. In der ägyptischen Abtheilung des britischen Museums ist ein in seiner Gestalt völlig identischer Bronzekoller zu sehen, wie solcher als seltener Schmuck und aus Eisen von Niamniam-Häuptlingen und ihren Familien getragen wird. Harfen mit gitarrenartigem Resonanzboden waren ebenfalls im alten Aegypten gebräuchlich. Die Museen von London und Berlin enthalten eine ganze Anzahl von Resten derselben, welche auf's Vollkommenste mit dem *Kundsh* der Niamniam übereinstimmen,

am heutigen Menzaleh-See, sassen semitische Stämme, welche die Aegypter als *Amu* bezeichneten. Viele Städte jener Gegend, und die Hauptstadt der Amu selbst, *Zan*¹⁾, führen rein semitische Namen²⁾. Mit den herabgekommenen Aegyptern vermischten sich später die eindringenden Araber; aus dieser Kreuzung entsprang der Fellah der Gegenwart. Andererseits blieb aber ein Theil der Eingebornen, wie ein Theil der Araber unvermischt. Erstere sind die heutigen Kopten, die direktesten Nachkommen der alten Aegypter³⁾. Ob man die heutigen Bedscha, einen äthiopischen Stamm, für Nachkommen der Bevölkerung des alten Kulturstaates Meroe betrachten könne, ist nicht zu entscheiden. Meroe war aber im Alterthume von einem Volke bewohnt, welches allen Anspruch hat, das äthiopische im engeren Sinne zu heissen⁴⁾.

Der Staat Meroe.

Dieses äthiopische Mesopotamien, in dem inneren Vereinigungswinkel des Bahr el Azrek (blauen Nil) und Atbara, dehnt sich in einer schildförmigen Gestalt von 15° 15' bis 17° 40' n. Br. aus, etwa 25 geographische Meilen lang⁵⁾. Gleichsam als letzter Vorsprung des nördlichen Alpenlandes war diese Insel gewiss sehr frühe schon bewohnt und durch ihre ringsum gesicherte Lage vorzüglich zu einem Kulturlande geeignet. In und um Meroe hatten sich mehrere Volksstämme gelagert, in ihrer Lebensweise von der Natur des Landes abhängig. Einige trieben Ackerbau, andere waren viehzüchtende Nomaden, andere endlich Jäger. Ueber alle jene, durch ihre Lebensweise getrennten Stämme übte aber die Metropole Meroe⁶⁾ eine dauernde Herrschaft aus. Die Form dieses Staates war hierarchischer Aristokratismus, welcher der Fürstengewalt um so unaufsärbare Ketten anlegte, als sie das Gepräge der Theokratie trugen. Die Natur dieser Verfassung schloss Eroberungssucht in sich. Der König war zugleich erster Priester des Ammon⁷⁾ und Meroe ein erobernder Staat. Trotzdem keine Spur von Kasteneintheilung, und das theokratische Königthum scheint kein Hinderniss für die Ausbildung von Industrie und Handel gewesen zu sein. Aethiopien war wegen seines Gewerbflusses selbst in Asien berühmt. Die eigentliche Geschichte Meroe's, dessen

1) Das Zoan der Bibel und Tanis der Klassiker.

2) Brugsch. A. a. O. S. 9.

3) Heinrich Stephan, *Das heutige Aegypten*. Leipzig 1872. 8°. S. 61.

4) Richard Lepsius, *Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai*. Berlin 1852. 8°. S. 286.

5) Siehe darüber F. Caillaud, *Voyage à Merodé, au fleuve blanc, à Syonah et dans cinq autres oasis*. Paris 1826.

6) Vgl. Ritters *Erdkunde*. I. 563. Das heutige Shendy. Die Ruinen der Stadt finden sich zu Assur (A'syr bei Lepsius) bei Shendy.

7) Lepsius, A. a. O. S. 217.

staatliche Anfänge vor das vierte Jahrtausend v. Chr. gerückt werden, ist völlig unbekannt; wir wissen nur, dass der ägyptische Sesostri in dasselbe einbrach und sich das Land unterwarf. Während der persischen Periode Aegyptens scheint Meroe endlich von seiner Grösse gesunken und in mehrere Staaten zerfallen zu sein ¹⁾.

Wie alt indessen die Kultur in Aethiopien auch gewesen sein mag, so ist doch von einer äthiopischen Urbildung keine Rede ²⁾. Aegypten hat seine Kultur nicht von Aethiopien oder Meroe aus empfangen ³⁾, allein eben so voreilig wäre der Schluss, dass die Aethiopier unter den historischen Kulturvölkern gar nicht existirten; dagegen sprechen die merkwürdigen Ruinen, Alterthümer und Inschriften zu Axum und auf dem abessinischen Hochplateau zu berecht ⁴⁾. Wahrscheinlich war diese äthiopische Kultur ägyptischen Ursprungs und lief auf eine grobe Nachahmung der ägyptischen Vorbilder hinaus; die äthiopische Kunst verräth eine Entartung des ägyptischen Styles und eben so verhielt es sich mit den Kenntnissen ⁵⁾. Im Allgemeinen darf man wohl glauben, dass die Aethiopier durch die Annahme ägyptischer Sitten entwildert wurden ⁶⁾.

Anfänge der ägyptischen Kultur.

Die Anfänge der ägyptischen Kultur lassen sich wegen der Unsicherheiten in der Chronologie ⁷⁾ nicht mit Gewissheit bestimmen; fest steht jedoch, dass sie in hohes Alter hinaufreichen, ja in ein höheres denn irgend eines von dem uns beglaubigte Kunde geworden ⁸⁾.

Auf der Hochebene zwischen dem Thale Biban-el-moluk und den Höhenzügen, auf denen die pharaonischen Baudenkmäler von Deir-el-Bahari sich erheben, liegt eine unzählige Menge bearbeiteter Feuersteine, Pfeil- und Lanzen spitzen, Beile, Messer, Bohrer, Nuclei aus der neolithischen Periode ⁹⁾, welche auf ein ehemaliges Steinalter in Aegypten

1) J. D. v. Braunschweig, *Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthume*. Hamburg 1830. 8^e. I. Bd. S. 17—49.

2) Lepsius. A. a. O. S. 148, 287.

3) H. Brugsch. A. a. O. S. 6.

4) Siehe darüber: Th. Heuglin, *Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Suddn und Chartum*. Jena 1868. 8^e. S. 147—158.

5) Brugsch. A. a. O. S. 7. Sowohl die Hieroglyphen als die äthiopisch-demotische Schrift war von den Aegyptern entlehnt. (Lepsius. A. a. O. S. 218—220.)

6) Herodot. II. 30 gibt davon ein Beispiel.

7) Ueber Chronologie handeln: Fr. Barocchi, *Discorsi critici sopra la cronologia egizia*. Torino 1844. 4^e. Lepsius, *Vorbereitungen zur ägyptischen Chronologie*. Berlin 1848. J. Lieblein, *Aegyptische Chronologie. Ein kritischer Versuch*. Christiania 1868. 8^e. Eine neue Hypothese über die ägyptische Zeitrechnung stellt auf L. Noak, *Die Pharaonen im Bibellande*. Frankfurt a. M. 1870. 8^e. Die Chronologie von Brugsch nennt Desjardins chimerisch. (*Revue des deux Mondes* vom 15. März 1874. S. 301.)

8) Vgl. Tylor, *Anfänge der Kultur*. I. Bd. S. 55.

9) Die Gegenstände sind beschrieben von Adrien Arcoelin in *L'ége de pierre en Egypte* bei Mortillet, *Matériaux*. 5me année, 2de série. S. 136. Die Entdeckung

hindeuten. Später fanden sich ähnliche Steinwerkzeuge in den alten Türkisminen ¹⁾, am Vorgebirge des Sinai zu Wady Sidrey und Wady Magharah ²⁾. Der Versuch, diese Geräthe für natürliche, durch Einwirkung der Sonne und Atmosphäre entstandene Sprengstücke zu erklären, ist dermalen wohl besserer Einsicht gewichen ³⁾. Ist auch nicht erwiesen, dass dieses Steinalter in das historische Aegypten hineinrage, so ist es selbst doch kaum mehr zweifelhaft, muss aber in weite historische Fernen zurückführen, da die Kenntniss der Metalle bei den Aegyptern nachweislich uralt ist. Schon unter den ersten Pharaonen muss das Volk des Nils die Metalle gekannt haben ⁴⁾, jedoch bewahrte es noch die Erinnerung an eine vorausgegangene Epoche des Steines, ja die Aegypter sind vielleicht das einzige Kulturvolk, welches selbst in seiner Sprache noch eine Spur jener alten, fast verschollenen Zeit zurückgelassen hat ⁵⁾. Obgleich schon unter den ersten Dynastien die Bronze bekannt und sehr verbreitet war ⁶⁾, scheint doch, selbst von den Fällen abgesehen, wo sich der Gebrauch von Steingeräthen durch seine Verknüpfung mit Kultus und Aberglauben in die historische Zeit hinüberrettete, in Aegypten der Gebrauch der Steinwerkzeuge länger fortgedauert zu haben als anderwärts ⁷⁾. So mochte sich noch unter der dritten (manethonischen) Dynastie das Volk steinerner Waffen bedienen ⁸⁾. Immerhin aber werden wir auch dem Eisen ein hohes Alter zuerkennen müssen; der Pyramidenbau wurde wohl mit Hilfe eiserner Werkzeuge ausgeführt.

Von der mythischen Periode der ägyptischen Geschichte nehme ich hier nicht weiter Notiz. Auf dem schwarzen Boden des frucht-

geschah im Herbste 1869 durch die französischen Gelehrten E. Hamy und F. Lenormant. (Vgl. *Ausland* 1869. S. 1244.)

1) Diese wurden von den Aegyptern der dritten und der dreizehnten Dynastie Manetho's bearbeitet, wie dies die auf das Gestein eingegrabenen Inschriften beweisen.

2) Siehe über diesen Fund: *Les Mondes*. Vol. XXIII. (1870.) S. 562 und *Ausland* 1870. S. 168.

3) Den Stand der Frage siehe in: Bär und Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch*. Leipzig 1880. 8°. S. 232—240 und noch besser bei Richard Andree im *Globus* Bd. XLI. S. 169—172 und 185—186, welcher nachweist, dass für ganz Afrika eine Steinzeit existirte.

4) Zu diesem Resultate führen vor Allem die unter Linant-Bey 1851—1854 im Alluvial-Lande des Nildeltas angestellten Ausgrabungen; die von dem Engländer Leonhard Horner und dem Armenier Hekekyan-Bey ausgeführten Bohrungen bei Heliopolis und Memphis ergaben noch 8 m unter der Oberfläche des heutigen Alluviums ein Kupfermesser.

5) Wenn nämlich die Wurzel *ba* im Aegyptischen „Stein“ bedeutet; J. Lauth aber deutet es auf Eisen und zwar Meteoreisen. (Siehe seinen kurzen Aufsatz: *Altes Eisen in der Allgem. Zeitung* vom 12. Januar 1868.) Auch Chabas behauptet, die Aegypter hätten das Eisen gekannt *même avant l'aube de leurs temps historiques*. Siehe ferner Lepsius, *Die Metalle in den ägyptischen Inschriften*. Berlin 1872. 8°.

6) Arcezin bei Mortillet, *Matériaux*. V. Bd. S. 378.

7) R. Hassencamp, *Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen*. (*Ausland* 1872. S. 361—366.)

8) Nach den Forschungen von H. Brugsch und seinen Funden in den Türkisminen am Sinai (s. dessen Buch: *Wanderung nach der Halbinsel Sinai und den Türkisminen*.)

baren Nilthales, welcher dem Lande seinen ältesten einheimischen Namen Kemi gab, scheinen sich in ältester Zeit mehrere kleine Staaten unter priesterlicher Herrschaft entwickelt zu haben. Die Einteilung des Landes in Ober- und Unterägypten, auf deutlich wahrnehmbare Unterschiede in Charakter und Sprache der Bewohner gegründet, reicht in das fernste Alterthum zurück, nicht minder die Unterabtheilungen, welche die Griechen als *νομός* bezeichneten¹⁾. Einer kräftigen Hand, König Mena oder Menes — so bewahrt die Geschichte den Namen des ägyptischen Nationalhelden — gelang es endlich, die verschiedenen Staaten zu einem einheitlichen Reiche zu vereinigen. Aus dem oberen Lande stammend, soll er zuerst, wahrscheinlich Anfangs des dritten Jahrtausends, den ägyptischen Staat gegründet haben. Ihm schreibt die Tradition die ersten legislatorischen Arbeiten, die Regelung des Gottesdienstes und die Erbauung der Stadt Memphis (*Mennofer*²⁾ der Inschriften) zu. Die Retu, wie die Alten im Allgemeinen, begannen ihre Städte mit der Erbauung eines Tempels, um den sich dann allmählig die neue Stadt gruppirt; so geschah es auch im mittelalterlichen Europa, wo christliche Kirchen und Klöster die Rolle der heidnischen Tempel übernahmen, und heute noch ist die Kirche eines der ersten Gebäude in den pilzartig emporschiessenden Ansiedlungen des amerikanischen Westens.

Die politische Gestaltung dieses Memphitenreiches, des „Aegyptens der Pyramiden“ ist überaus dunkel, sicher nur, dass die sogenannten Thiniten-Könige auch in Memphis herrschten³⁾. Frühzeitig thaten sich die Fürsten durch Eroberungen hervor; die aufständischen Libyer unterwarf Nescherophes, Senoferu die Völker der Sinaihalbinsel, wo die Kupfer- und Türkisgruben ausgebeutet wurden. Schalten wir ein, dass im Gegensatz zu den uns geläufigen Darstellungen, welche den Pharao *Chufu* (Cheops), den Erbauer einer der Pyramiden von Gizeh, als Bedrucker des Volkes schildern, die Inschriftentexte diesen Herrscher als einen der thätigsten und tapfersten Aegyptens bezeichnen, dem die Gründung vieler Städte zu verdanken sei, während unter seiner Regierung die Kunst zu erblühen begann. Mit der sechsten Dynastie wandert der politische Schwerpunkt nach Mittelägypten, doch beginnt es nach langer Nacht zu tagen erst mit dem Emporkommen der zwölften Dynastie. Wir hören von Negervölkern, welche dem ägyptischen Reiche unterthan werden; kriegerische Unternehmungen, diesmal zur See, bringen die Retu nach Arabien, mit dem sich der riechenden Harze wegen ein lebhafter Handel eröffnete. Mit dem Namen Punt bezeichneten die Aegypter das heutige Yemen und Hadhramaut. Auch mit Palästina unterhielten sie Verbindungen.

1) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 12—13. Siehe auch Lauth, *Zur Geographia Aithyptens*. (Austand 1871. S. 1080—1091, 1093—1095, 1101—1108, 1215—1217. 1872 429—431, 974—977. 1042—1045.)

2) Noch deutlich im Telf-Monf erhalten, womit die heutigen Araber die Ruinenstätte von Memphis bezeichnen.

3) Brugsch, *Histoire d'Égypte*, S. 41.

Unter dem Szepter der zwölften Dynastie, aus deren Periode die Herstellung des Möris-See¹⁾ im Fayûm und die Erbauung des sogenannten Labyrinthes²⁾ stammt, dehnte sich Aegypten gegen Süden bis in das Herz Nubiens aus, und unterhielt einen regen Handelsverkehr mit Libyen, während an der östlichen Schwelle des Landes asiatische Völkerschaften, Einlass begehrend, erschienen. Die Civilisation hatte damals schon Riesenschritte in Aegypten gemacht, ihr Mittelpunkt lag hauptsächlich in der Heptanomis, wo die beiden Städte Krokodilopolis und Herakleopolis zu überraschender Blüthe gediehen³⁾. Auch die Fürsten der nächstfolgenden dreizehnten Dynastie scheinen noch ihre Macht über die beiden Theile des ägyptischen Reiches bewahrt zu haben. Dann aber gelangte die Herrschaft in die Hände eines fremden Volkes, wodurch die vorhandene Gesittung in die höher gelegenen Landestheile zurückgedrängt ward.

Wie schon erwähnt, hausten im Osten des tanitischen Nilarmes von altersher semitische Stämme, deren Spuren in den Ortsnamen Unterägyptens erkennbar sind. Hier entstand — in Folge des Verkehrs — allmählig eine Mischbevölkerung, deren Idiom, Sitten und Gewohnheiten, selbst theologische Doktrinen und Zeitrechnung nicht ohne Einfluss auf die benachbarten Aegypter blieben. Zu diesen semitischen Grenzvölkern gehörten die Sasu und die Chal, worin man arabische Beduinen und phönikische Syrier erkennen will. Letztere, die eine vom Aegyptischen verschiedene Sprache redeten und deren Nachkommen um den Menzaleh-See sich bis heute erhalten haben, führten ein sesshaftes Leben und gelangten zu hohem Einflusse im Lande, endlich schwangen sie sich sogar einmal auf den Thron der Pharaonen, doch steht es nicht fest, ob sie oder die Sasu unter den sogenannten Hyksos-Königen⁴⁾, die ein halbes Jahrtausend über Aegypten regierten, zu verstehen seien⁵⁾. Neuestens leitete die ächt kalmükische Physiognomie einiger bei Tanis, dem alten Avaris, aufgefundenen Sphinxen zur Vermuthung, dass die Hyksos eine tatarische Völkerschaft gewesen⁶⁾. Sicher ist nur, dass eine fremde Fürstenfamilie aus dem Stamme der Menti (Syrer) lange die Herrschaft im Osten Unterägyptens besass, dass sie ihre Residenz zu Tanis und eine Festung zu Avaris hatten, dass sie, und dies ist von besonderer Wichtigkeit, die Sitten, Gebräuche, ja die offizielle Sprache und die heilige Schrift der Retu, ja selbst deren Kunst angenommen hatten und nur in den Königsstatuen ihre fremde Herkunft zum Ausdrucke brachten,

1) Vgl. darüber Prof. Lauths interessante Abhandlung im *Ausland* 1875. S. 178 und S. 194.

2) Die Trümmer desselben wurden 1848 von Lepsius aufgefunden. (R. Lepsius, *Briefe aus Aegypten*. S. 65.)

3) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 83—110.

4) Uhlemann, *Israeliten und Hyksos*. Leipzig 1856.

5) Brugsch hält die Hyksos für Araber. (A. a. O. S. 154.)

6) Nach Mariette, dem Dr. Mordtmann beipflichtet. (Siehe *Beil. zur Allg. Zeitung* vom 12. Dezember 1872. S. 5802.)

endlich dass sie aus dem ägyptischen Pantheon die Gottheit Set oder Sutech zu ihrem Hauptgotte erhoben. Die Macht dieser Hyksos ¹⁾ erstreckte sich jedoch direkt nicht auf das ganze Land, wo mehrere eingeborne ägyptische Duodezfürsten fortfuhren, als Vizekönige zu regieren. Erst die Monarchen der achtzehnten Dynastie vermochten die Fremdlinge wieder zu verdrängen, den altnationalen Kult herzustellen und die durch ihre weiten Eroberungen glänzendste Periode der altägyptischen Geschichte zu eröffnen. Von den Königen dieser Periode, welche nunmehr in Theben residirten, rühren die grossartigen Palast- und Tempelgebäude, die Felsen und Grottengräber, die Säulen- und Sphinxalleen her, welche diese Stadt in so verschwenderischem Maasse schmückten ²⁾. An den Namen Ramses oder Sesostris d. Gr. knüpft sich die Erinnerung ausgedehnter Eroberungszüge. Die Frage ist heute nicht mehr: ob Sesostris eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen, sondern höchstens: wohin seine Mumie gekommen, da man sein Grab leer gefunden ³⁾.

Auf diese Zeit des Glanzes und Ruhmes folgte eine Periode des Stillstandes und Rückschrittes, ja in der Mitte des VIII. Jahrhunderts v. Chr. eine fünfzigjährige Unterjochung durch die Aethiopier. Nach Abschüttelung dieser neuen Fremdherrschaft theilten sich die Häupter der zwölf Tempeldistrikte (Dodekarchie) in die Gewalt, bis Psammethich von Sais das ganze Land abermals unter einem Szepter vereinte, den Sitz der Regierung aber in das unterägyptische Sais verlegte.

Mehr denn irgendwo erkennt man in Aegypten die Möglichkeit des Kulturbeginnes an rein physische Momente geknüpft. Es lag nicht in des Menschen Willkür, hier oder dort zur Gesittung sich emporzuheben, er musste dies allerwärts thun an den ihm von der Natur bezeichneten Planetenstellen, auf den ihm vorgeschriebenen Pfaden. Seine Entwicklung vermochte er selbst weder zu beschleunigen, noch zu hemmen. Man warf die Frage auf, warum die Civilisation am Nil und nicht an der Donau oder am Mississippi entsprang? ⁴⁾ Die Antwort hierauf lautet dahin, dass die gesammte Kultur Aegyptens lediglich ein Geschenk des Nils ist ⁵⁾. Nicht das ganze Land, sondern nur einen Strich, den von dem einzigen Strome durchflossenen Theil Aegyptens, begünstigt die Natur in hervorragender Weise; ringsum liegt heisser Sandboden, dürre steinige Wüste. Demgemäss sitzt die Hauptbevölkerung an den untersten Abhängen der Felsketten, die das Niltal umschliessen und in dem etwa drei Stunden breiten Lande des letzteren von Philä und Syene an, wo der Nil zum letztenmale

1) Prof. Lauth schreibt *Hyksos*. Vgl. über sie M. F. Chabas, *Les pasteurs en Egypte*. Amsterdam 1868.

2) Siehe Prof. Ferdinand Justi's schöne Abhandlung über Theben im *Globus* XXI. Bd. S. 1—8, 17—21. 39—41. 55—58.

3) Lauth, *Die Stadt Ramses*. (Ausland 1871. S. 517.)

4) Draper, *Entwicklung Europa's*. S. 64.

5) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie*. S. XVIII.

in schäumenden Katarakten vom Gebirge herabstürzt. Nur hier, auf den den Ueberfluthungen des Nils zugänglichen Strecken entfaltete sich der Ackerbau. Obwohl nun die äusseren Umstände Aegyptens derartige waren, dass ihm jede Basis für das erspriessliche Gedeihen der Landwirthschaft auf das Entschiedenste abgesprochen werden musste, so wandte doch dem Ackerbau kein Volk eher sich zu, als gerade die Aegypter. Auch dieser auffallende Umstand findet indess seine vollkommen natürliche Erklärung. Während fast überall die Bebauung des Bodens unsicher ist, können in Aegypten die Ernten, Dank den Ueberschwemmungen, vorhergesagt und beherrscht werden, was sich von wenig anderen Ländern der Erde sagen lässt. Im Frühjahr kann man wissen, wie die Felder im Herbst stehen werden. Der Ackerbau ist im Nilthale etwas Gewisses, daher dort der Mensch frühzeitig zur Kultur gelangte ¹⁾.

Priesterschaft und Kultus.

Die Priester waren es, die zunächst einsahen, dass der Ackerbau zu allen Zeiten die vorzüglichste Grundlage jeglichen gesellschaftlichen Lebens sei und daher mit klugem Sinne für die Landwirthschaft Symbole schufen, um hierdurch ihr Interesse mit dem des Landmannes zu verknüpfen. Sie brachten die landwirthschaftlichen Thätigkeiten mit dem Mythos über ihre Götter in Einklang, wodurch bei den Retu wie bei den späteren Griechen der religiöse Kult ²⁾ seinen Mittelpunkt in der Verehrung der getreidespendenden Gottheit fand. Dass dieses ursprüngliche Interesse der Priesterkaste ein egoistisches gewesen, ist ganz nebensächlich, einmal weil der Eigennutz, in der menschlichen Natur begründet, stets eine der zuverlässigsten Quellen aller Entwicklung bleibt, dann aber, weil sie, die Verbreiter der religiösen Begriffe, eben für die Kultur Erfolge errangen. Den Priestern ist es vornehmlich zuzuschreiben, wenn man, anstatt der wilden Benutzung des Bodens, später unter „Landwirthschaft“ ein bestimmtes, von einer gewissen Menschenklasse betriebenes Gewerbe verstand ³⁾. Die Priester gründeten nun eine Reihe von Kolonien, die — eine weitere natürliche Folge — den Handel in Schutz nahmen. Der Ackerbau leitete aber auch zum Grundeigenthume, welches die vorzüglichste Stütze der Priesterschaft

1) Vgl. Draper, *Entwicklung Europa's*. S. 84—85 und Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Archäologie*. Berlin 1872. 8°. S. 14—15.

2) O. Beauregard, *Les divinités égyptiennes, leur origine, leur culte et son expansion dans le monde*. Paris 1868. 8°. — Henri Thiers, *Les mythes religieux de l'Égypte d'après les anciens monuments récemment découverts*. (*Rev. contemp.* Vol. 88. 1868. S. 41—70.)

3) Oemler. A. a. O. S. 6.

bildete und ihren späteren Einfluss erklärt. Mit klugem Verstande wussten sie die Vortheile der ackerbaureibenden Klassen den ihrigen anzupassen, wovon die religiösen Einrichtungen Zeugniß ablegen, welche in Isi und Osiri ihre Hauptgottheiten und zugleich die angeblichen Erfinder des Landbaues und des Pfluges verehrten. Es ist eine, wie es scheint, den Urfängen der Kultur geläufige Auffassung, die Fruchtbarkeit mit der Verschiedenheit der Geschlechter, so wie mit der Verehrung der Sonne und des Mondes in Verbindung und zu kultlichem Ausdrucke zu bringen. Der Sonnendienst stellt überall das befruchtende männliche, der Mond oder die Erde das gebende weibliche Prinzip dar. So sehen wir auch in Aegypten, wo mitten in der Weihe der Tempel die Zeugung ihre Repräsentation in mannigfachen Emblemen findet, die Sonne in Osiri, die Erde in Isi versinnlicht, welche zugleich die getreidespendenden Gottheiten sind.

Eine eigenthümliche Stelle nimmt im ägyptischen Religionsgebäude der Hapi (Apis)-Dienst ein. Das Dogma dieses nationalen Kultus scheint eben so alt als die pharaonische Civilisation. In Memphis besass Hapi zwei verschiedene Wohnorte, einen Tempel und das Serapeum, wo die irdische Hülle aller im Laufe der Jahrhunderte verstorbenen Apis beigelegt ward. In diesem Stiere hat man nun die beständige Inkarnation des Osiri zu erkennen, des guten, fruchtbaren, nahrungspendenden, schützenden Gottes. Hapi besass ferner eine Mutter, die, selbst Göttin, sich wieder eines besonderen, von eigenen Priestern versehenen Kultus erfreute. Sie empfängt ihn unbefleckt von Phtah, einer gleichfalls ungeschaffenen Gottheit. Phtah ist die ewige Kraft, vor aller Schöpfung vorhanden, das Weltengesetz, der Geist und Hauch Gottes. Hapi, Osiri und Phtah sind jeder Gott und doch nur Eins; in Hapi steigt aber die Gottheit zur Erde nieder, wird Fleisch und lebt unter den Menschen, um nach dem Tode des irdischen Körpers unter dem Namen Osirapi (Serapis) zur Gottheit zurückzukehren.

Gott Osiri mit den Ideen, welche er versinnlicht, bildet die Ergänzung zu jenen Moraledanken, welche der Dienst der Hathar oder Isi zum Ausdrucke bringen sollte. Isi, identisch mit Hathar, ist das Schöne, Gute und Wahre, die Weltenharmonie. Neben ihr findet Osiri, die Personifikation des Guten, seinen natürlichen Platz und triumphirt über Typhon das Böse¹⁾.

Gleich allen übrigen alten Religionen nahm die ägyptische Glaubenslehre ihren Ursprung in einer Verehrung der unmittelbaren äusseren Natur; die höchsten und ältesten Götterbegriffe, welche sich zunächst an die Urgottheit anschliessen, d. h. die acht Götter ersten Ranges, sind sämmtlich kosmischer Natur; sie bedeuten die grossen Theile des Weltalls und die darin wirkenden Kräfte²⁾. Die ägyptische Religion

1) Siehe darüber des trefflichen Mariette: *Mémoire sur la mère d'Apis*.

2) Rôth, *Geschichte unserer abendl. Philosophie*, I. S. 195. Professor Rôth weist überzeugend nach, dass von einer Entstehung der ägyptischen Glaubenslehre aus einem Thierdienste keine Rede sein könne. A. a. O. S. 187—222.

ist der durchgebildetste Pantheismus, jedoch kein monotheistischer, sondern ein wesentlich polytheistischer. Dennoch darf man den monotheistischen Gedanken nicht verkennen, der in Gemeinschaft mit gewissen Dogmen des erhabensten Spiritualismus sich von diesem Religionsysteme abhebt¹⁾. Gott und Welt sind Eins²⁾; die Bewegungen der Gestirne sind Thaten der Gottheit. Der Aegypter kennt die Welterschöpfung aus dem Nichts durchaus nicht. Die Welterschöpfung ist nur die Entwicklung dessen, was in der Gottheit schon eingeschlossen war; auch das Böse führt er auf die Urgottheit selbst zurück, eine Anschauung, die seiner Kritik sicherlich alle Ehre macht. Diese religiösen Grundideen, langsam aufgebaut im Laufe der Jahrhunderte, lassen deutlich zwei verschiedene ursprüngliche Strömungen erkennen, den alt-nationalen Osiri-Kult, der allmählig mit dem Dienste der lokalen Gottheiten verschmolz. Diese Grundideen waren die Wiege der griechischen, phrygischen und syrisch-phönikischen Glaubenskreise und dienten selbst den mosaischen Moralvorschriften zum Vorbilde; sie erhielten sich lange, wenn auch das sie umgebende Beiwerk, die Anzahl der Götter u. dgl. mannigfache Wandlungen durchlief. Auch manche neue Idee ward im Laufe der Zeiten gebildet; so hat beispielsweise die Seelenwanderungslehre zur Zeit der Hyksos noch nicht bestanden, wobei jedoch etwa an eine fremde Importation keineswegs zu denken ist³⁾. Endlich macht man auch bei den Retu die Wahrnehmung, dass die Verehrung der aus der Sagengeschichte entstandenen Göttergestalten, wegen ihrer der Phantasie und dem Fassungsvermögen des Volkes leichter zugänglichen Natur, immer vorherrschender wurde, bis diese endlich die älteren kosmischen Götterbegriffe so sehr verdrängten, dass die Begriffe und Aemter der älteren, höheren Gottheiten ganz auf diese übertragen wurden. Schon im V. Jahrhundert v. Chr. genossen die grossen Gottheiten nur mehr eine örtliche Verehrung in einzelnen Städten und Distrikten, während der Osiri- und Isi-Dienst durch ganz Aegypten verbreitet war⁴⁾. Ähnliches trug sich bekanntlich in Phönikien zu.

Die Annahme einer tieferen, reineren Spekulation, die als priesterlicher Geheimbesitz dem Volke verschlossen gewesen wäre, ist, wie Röth ziemlich unwiderleglich dargethan, indess ein Hirngespinnst. Die Geheimlehren der ägyptischen Priester sind eben nichts anderes als die hier vorgetragene Glaubenslehre. Diese musste damals eben so gut im ausschliesslichen Besitze der Priester bleiben, wie in der Gegenwart

1) Ausführliches darüber siehe bei G. Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient*. Paris 1875. 8^e.

2) Desjardins, *L'Égyptologie française*. (A. a. O. S. 340.)

3) Röth. A. a. O. S. 219 weist nach, dass die Annahme, die Seelenwanderungslehre müsse von Indien her, dem einzigen Lande, welches sie sonst besass, in den ägyptischen Glaubenskreis eingedrungen sein, keine Wahrscheinlichkeit besitze. Ueber den Ursprung der Metempsychose siehe Tylor, *Anfänge der Kultur*. II Bd. S. 18 u. ff. Nach anderen hat sich die Idee von der Seelenwanderung wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Thierdienst gebildet.

4) Röth. A. a. O. S. 321.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

die wissenschaftliche Dogmatik ein Eigenthum der Theologen ist und gerade ihrer wissenschaftlichen Form wegen nicht bloss dem niederen Volke, sondern sogar der Mehrzahl der Gebildeten verschlossen bleibt: und zwar in beiden Fällen aus dem nämlichen Grunde, dass ihre Kenntniss nur durch Unterricht und Studium nach einer eigens hierzu eingerichteten gelehrten Vorbildung erworben werden kann¹⁾. Die ägyptischen Priesterschulen zu Heliopolis und anderwärts entsprechen einfach den Seminarien der Jetztzeit.

Als die älteste Wurzel der ägyptischen Mythologie wird man wohl den zu so ausserordentlicher Verbreitung²⁾ gelangten Thierdienst betrachten dürfen. Das alte Aegypten war ein Land voll heiliger Katzen, Schakale, Habichte, deren Mumien bis zur Stunde erhalten sind, doch ist die Zoolatrie nicht etwa für die rohen Volksmassen eigens geschaffen worden. Der Fetischismus und darunter ganz besonders der Schlangenkult (Ophiolatrie) blüht jetzt noch bei den Negervölkern, welche denselben sogar nach Amerika verpflanzten. Menschen auf tiefen Kulturstufen betrachten die Thierwelt mit anderen Augen als wir, und kennen wir drei Motive des Thierkultus, nämlich direkte Verehrung des Thieres an sich, indirekte Verehrung als eines Fetisch, durch den eine Gottheit wirksam ist, und Verehrung als eines „Toten“ oder Repräsentanten eines Stammvorfahren³⁾. Bei den schwarzen Ureinwohnern Aegyptens war seit jeher der Thierdienst einheimisch, den die weissen Eroberer duldeten, weil sie die Herrschaft über die dunkle Rasse gewinnen wollten. Waren die heilig gehaltenen Thiere ursprünglich Verehrungswesen rein lokalen Charakters, so wurden doch einige darunter, der Ibis, der Stier, die Katze zu allgemeinen Verehrungswesen erhoben, nachdem der später aufgekommene Sonnendienst auf sie Anwendung gefunden hatte. Ob der Sonnenkult, der den eigentlichen Centralpunkt des religiösen Lebens in Aegypten bildete ein Produkt allmählicher Entwicklung, oder ob er durch eingewanderte Völkerschaften eingeführt wurde, bleibe dahingestellt. Wahrscheinlicher ist immerhin Letzteres. Wie stets in solchen Fällen, erfolgte eine Verquickung der alten, autochthonen mit den neuen Ansichten, und fanden die ersteren selbst bei dem herrschenden Stamme Eingang⁴⁾. Der Thierdienst gewann um so mehr Bestand, als die Lehre von der Seelenwanderung sein Fortbestehen sicherte und er den Bedürfnissen der unteren Volksschichten besser entsprach, deren Schwachheit — dafür ist die Geschichte aller Religionen sprechender Beweis, — sich nicht von dem Bilde zum Geiste zu erheben vermag. Sogar wenn,

1) Den neuerdings vorgebrachten Einwand, dass dieser Vergleich mit der heutigen Theologie desshalb nicht zulässig sei, weil diese ja nicht geheim, sondern öffentlich gelehrt wird, hat Röth (A. a. O. S. 235—237) schon vor dreissig Jahren beseitigt. Uhlemanns veraltete Arbeiten sind wohl durch die neueren französischen Forschungen eines Mariette, Chabas u. a. zu ersetzen.

2) Brugsch. A. a. O. S. 43.

3) Tylor, *Anfänge der Kultur*. II. S. 238.

4) Weiss, *Weltgeschichte*. I. S. 74, auch Tylor. A. a. O. S. 239.

wie Einige wollen ¹⁾, man sich wirklich die Gestirne als Thiere vorstellte, so ist diese Vorstellung doch entschieden die spätere, auf die schon vorhandene Zoolatrie aufgepfropfte, und keinesfalls geeignet, den Thierkult zu erklären, der vielmehr für ein Erbtheil aus vorgeschichtlichen Epochen zu halten ist, und zu wollüstigen Kultusformen führte ²⁾. Wir gedenken dabei des die erzeugende Naturkraft symbolisirenden Gottes in Bocksgestalt und seines Dienstes ³⁾, ursprünglich lokal bei den Mendesiern, dann aber zu allen Aegyptern übergegangen und besonders hochverehrt in Panopolis, einer Stadt der Thebais; wir gedenken der Phallusbilder umhertragenden Frauen auf dem Bes- oder Basfeste, der Isifeste zu Bubastis, wo jährlich 700,000 Pilger sich geschlechtlichen Ausschweifungen hingaben ⁴⁾. Selbst die Schändung weiblicher Leichen war nichts Ungewöhnliches, nur Menschenopfer gingen niemals im Schwange, denn alles, was ägyptische Darstellungen darauf Deutbares enthalten, bezieht sich nur auf den Krieg und die übermenschliche, göttliche Macht der Pharaonen. Uebrigens fehlt es nicht an Beweisen, dass in historischen Zeiten ein Import religiöser Ideen von aussen her nach Aegypten stattfand. So ist der Kult der Astarte, des Baal, des Bes (Dionysos) semitischen Ursprungs ⁵⁾ und selbst Hathar-Isi und Horus sollen aus Arabien stammen ⁶⁾.

Mit den religiösen Vorstellungen mag theilweise die uralte, sicher bis in die Zeit der grossen Pyramiden, vermuthlich noch tief in die prähistorische Periode hineinreichende Sitte der Leicheneinbalsamirung in Zusammenhang gestanden sein; jedoch jedenfalls nur theilweise, denn abgesehen von wahrscheinlich obwaltenden sanitären Rücksichten, sind die Menschen im Allgemeinen seit Jahrtausenden bemüht, ihre Abgeschiedenen vor der entstellenden Hand der Verwesung zu bewahren; das Mumifiziren geschah mit den verschiedensten Mitteln und bei den verschiedensten Völkern der Erde, bei den alten Peruanern wie bei den Guanachen, den ausgestorbenen Ureinwohnern der kanarischen Inseln; doch war der Erfolg immer nur ein dürftiger; eine Mumie ist stets widerwärtiger als das einfache Skelett; trotzdem verwandten die Aegypter viel Zeit, Mühe und Geld auf die Herstellung ihrer Mumien, wobei drei auch im Kostenpunkte sehr verschiedene Arten des Mumifizirens üblich waren ⁷⁾.

1) Uhlemann, *Handbuch der gesamten ägyptischen Alterthumskunde*. Leipzig 1857. S. 210 ff.

2) A. Dulk, *Die Kultur der alten Aegypter*. (Ausland 1868. S. 990), sagt irrthümlich, dass sich von den Ausschweifungen des Thiergottesdienstes in Aegypten keine Spur fände.

3) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 43.

4) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 50.

5) Brugsch. A. a. O. S. 33, 143.

6) A. a. O. S. 125.

7) Herodot, II. 86. Siehe *Ausland* 1872. S. 1222—1223. Vgl. auch Professor Lauths interessanten Vortrag vom 13. April 1872 über die ägyptischen Mumien. (*Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie*. 1872. S. 51—58, 60—63.)

Die Ehre der Bestattung ward nur nach feierlich vollzogenem Todtengerichte gestattet. Jeder konnte den Verstorbenen anklagen; hatte er ein schlechtes Leben geführt, so ward ihm die Bestattung versagt. Meldete sich kein Ankläger, so wurden Lobreden auf den Hingeschiedenen gehalten und derselbe im Erbbegräbnisse der Familie beigesetzt. Ueber einen verstorbenen König sass aber sein ganzes Volk zu Gericht. Dieses war jedoch nur ein Abbild und Vorspiel des jenseitigen Todtengerichtes, dem der Aegypter entgegen ging und das mit Vorliebe, zumal in Büchern, den Papyrosrollen ¹⁾ dargestellt wurde. Je nach dem Urtheile wird die Seele des Verblichenen entweder zu den Göttern eingeführt, oder, in ein dem Charakter seiner Sünden entsprechendes Thier verwandelt, wieder nach der Oberwelt eingeschifft ²⁾.

Eine Betrachtung der religiösen Regungen im alten Aegypten, wie ich sie hier mit Hereinbeziehung der davon unmittelbar abhängigen Erscheinungen im sozialen Leben versuchte, leitet zu dem Schlusse, dass zwar so wenig als anderwärts die ägyptische Religion eine Erfindung der Priesterschaft gewesen, diese aber dadurch auf alle Schichten der Bevölkerung einen mächtigen Einfluss gewinnen musste. In der That wird Aegypten zumeist als eine vollkommene Theokratie geschildert, wo die Priesterkaste mit der Macht ihres Wissens und dem daraus entspringenden sozialen Ansehen selbst die Könige beherrschte. Die Wahrheit gebietet hinzuzufügen, dass einerseits dieser priesterliche Einfluss sich keineswegs nachtheilig erwies, andererseits, wie neuere Forschungen lehren, nicht gar so übermächtig war als man meinte. In den Tempelgemälden ist es stets der König, welcher der Gottheit seine Gaben darbringt, der Priester erscheint nie; die Priester waren nicht die Vermittler zwischen dem Volke und den Göttern; es gab weder Orakel, noch sonstige Mysterien, oder Opfer, sondern nur Gaben, und diese bringt immer nur der König dar ³⁾.

Ob nun die altägyptische Weisheit vorzugsweise eine auf rein praktischer Erfahrung begründete Lehre von dem objektiven Sein der Dinge, ohne jeden idealen Beigeschmak, ohne jede philosophische Unterlage gewesen, ob sie vorzugsweise darin bestanden, einfache Erfahrungen dieser Art in reichem Maasse zu sammeln und praktisch im Verkehr mit einander als Lebensregeln zu verwerthen, wagen Kenner nicht zu entscheiden, wiewohl das Studium der Denkmäler und Inschriften bisher mehr altägyptische praktische Erfahrungen als tiefe Weisheit enthüllt hat ⁴⁾. Doch soll nicht verschwiegen bleiben, dass das merkwürdige Literaturwerk, welches einen königlichen Prinzen, Namens Ptah-hotep zum Verfasser hat und das älteste bekannte

1) Siehe *Das Todtenbuch der alten Aegypter*. (Austand 1869. S. 537—542.)

2) A. Dulk. A. a. O. *Austand* 1868. S. 991—992.)

3) Desjardins, *L'Égyptologie française*. A. a. O. S. 335

4) Joh. Dümichen, *Ueber die Tempel und Gräber im alten Aegypten und ihre Bauwerke und Inschriften*. Strassburg 1872. 8°. S. 9—10.

Buch der Welt ist, Sprüche der Weisheit und goldene Lebensregeln enthält¹⁾.

Wissenschaftliche Höhe der Aegypter.

Nur mit Einschränkung vermögen wir jener Auffassung beizustimmen, welche die ägyptische Kultur gleichsam im Stadium des Kindesfrühlings erblickt. So sehr sich auch manche Erscheinung zu Gunsten einer solchen Ansicht deuten lässt, so widerspricht ihr doch andererseits die achtungswerthe Höhe der erreichten wissenschaftlichen Kenntnisse. Die ägyptischen Religionsgesetze haben weder auf Gewerbe noch auf Kunst und Wissenschaften hemmend eingewirkt. Was letztere anbelangt, so besass kein Volk des Alterthumes einen gleichen Schatz positiver Kenntnisse in so frühen Epochen; die Griechen sind in den meisten Dingen Schüler Aegyptens. Dass hier die allgemeine Volksbildung auch auf hoher Stufe stand, ist bekannt. Lesen, Schreiben und Rechnen waren unter dem niederen Volke allgemein verbreitet, eine Erscheinung, die wir ausser in China und im buddhistischen Hinterindien sonst nirgends wieder finden in der alten Welt. Schulen bestanden allerorten und die Lehren der Priester waren überall in den Kollegien der Hierogrammaten verbreitet.

Die geringe Meinung, welche man noch kürzlich von der ägyptischen Heilkunde hegte, weil man sie durch die Bestimmung gehemmt dachte, wonach die Kranken nur nach alten, hergebrachten Gesetzen behandelt werden durften, hat nach den neuesten Forschungen keinen Bestand. Gleich allen anderen Wissenschaften wurde die Heilkunde ausschliesslich von der Priesterschaft geübt, deren hygienische Verordnungen, ihr Dringen auf Reinlichkeit²⁾ und regelmässige Lebensart selbst die Kritik der Gegenwart aushält. Unzweifelhaft ist die Pflege der Arzneikunde in Aegypten uralte, und gab es nicht nur Spezialärzte für jede einzelne Krankheit, sondern besass man gegen gewisse Krankheiten, wie Pest, Aussatz und Augenkrankheiten durch Jahrhunderte hindurch bewährte Heilmittel³⁾. Zudem hatte die Sitte, die Todten

1) So sagt der Verfasser unter Anderem: „Schätze eine gute Lehre über einen Edelstein, denn dieser ist doch nur eine Zierde für den Arm einer Sklavin.“ Und von der Eitelkeit der Gelehrten heisst es: „Wenn Du zum Stande der Gelehrten gehörst, so bilde Dir nicht ein, dass Du derart Grosses leistest, dessen sich erinnern sollen die kommenden Geschlechter; denn siehe, ein grosses Thier ist das Krokodil, wenn es auftaucht aus dem Flusse; aber im Augenblicke ist es unter dem Niveau des Wassers wieder verschwunden und glatt wie zuvor ist der Spiegel des Wassers. — Sei nicht stolz auf Dein Wissen, denn kein Meister ist vollkommen in seiner Kunst.“

2) Die Beschneidung ist ägyptischen Ursprungs.

3) Einen Theil derselben lehrte schon das schöne, in der Nekropole zu Memphis aufgefundenen, im Berliner Museum konservirte, von Brugsch und Chabas behandelte Papyrus-Fragment kennen (Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 42); noch reichere Belehrung brachte der herrliche Papyrus Ebers, der sich mit fast allen erdenklichen Krank-

einzubalsamiren, frühe schon zu einer ziemlich genauen Kenntniss der Anatomie geführt, wie sie wenige Kulturvölker des Alterthums besaßen.

Einer eifrigen Pflege erfreute sich die *Astronomie*, wenngleich meist nur auf empirischer Beobachtung beruhend ¹⁾. Wir wissen heutzutage, dass eine sehr natürliche Ursache, nämlich die Ueberschwemmungen des Nils, durch die Beobachtung, dass das Steigen des Stromes mit dem heliakischen Aufgehen des Sirius oder Hundssternes zusammenfiel ²⁾, schon zeitlich zum Studium der Sternkunde leiteten ³⁾, bei welcher die konstruktive Methode in Anwendung kam. Die Aegypter hatten Tag und Nacht in zwölf Stunden, die Sonnenbahn am Jahreshimmel in zwölf gleiche Felder — unseren heutigen *Zodiacus* — getheilt, regulirten das bürgerliche nach den Berechnungen des astronomischen Jahres in der Phönix- und der Hundsstern- oder Sothisperiode, brachten und erhielten die Mondumläufe mit den scheinbaren Sonnenumläufen durch andere kyklische Perioden in Einklang, kannten die Umläufe und Stationen der Planeten und sagten, nach der Griechen Zeugnisse, die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes genau vorher. Sie besaßen also ein vollkommen ausgebildetes Kalenderwesen ⁴⁾.

Geregelte *Maasse* und *Gewichte*, eine Erfindung, der wir zuerst bei hamitischen, nicht bei semitischen ⁵⁾ Völkern begegnen, gingen von Aegypten unter anderem nach Griechenland über; die griechische Elle von Samos war mit der ägyptischen identisch. Die Aegypter selbst besaßen zwei Maasseinheiten, die grosse oder die königliche und

heiten befasst und sogar physiologische Kenntnisse verräth; die Niederschreibung dieses kostbaren Dokumentes fällt unter die achtzehnte Dynastie in die Mitte des XVII. Jahrhunderts v. Chr., abgefasst ward er aber noch in weit graueren Tagen. Dr. Georg Ebers, *Papyros Ebers, Das Buch vom Bersiten der Arzneien für alle Körpertheile von Personen.* (Beilage zur *Allgem. Zeitung* vom 24. April 1873.) Der Papyros stellt eine Sammlung von Rezepten dar, gibt für alle inneren und äusserlichen Krankheiten des menschlichen Körpers Arzneimittel an, beschreibt ihre Zusammensetzung nach Apothekergewicht oder Maass und verordnet schliesslich jedesmal wann, wie, wie oft und auf wie lange das betreffende Rezept zur Anwendung kommen soll. Lauth über den „Papyros Ebers“. (Beil. zur *Allgem. Zeitung* vom 22. August 1875)

1) Vgl. Sir George Cornwall Lewis, *An historical Survey of the Astronomy of the ancients.* London 1862. 8°. S. 266—314.

2) Humboldt, *Kosmos.* III. S. 171.

3) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 67.

4) Vgl. hierüber: Dr. W. C. Gensler, *Die thebanischen Tafeln stündlicher Sternaufgänge aus den Gräbern der Könige Ramses VI. und Ramses IX.* Leipzig 1872. 4°. mit sehr bemerkenswerthen Resultaten. Dem Grundgedanken nach verfehlt, ist wohl die Schrift von Aug. Faselius, *Aegyptische Kalenderstudien.* Strassburg 1874. 8°. Sehr lehrreich ist: J. Dümichen, *Altägyptische Kalenderinschriften in den Jahren 1863—1865 an Ort und Stelle gesammelt und mit erläuterndem Text herausgegeben* Leips. 1866. fol. Eine ganz besondere Beachtung verdient Carl Riel, *Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramestiden mit dem Gehirnis der Schaltung und das Jahr des Julius Caesar. Untersuchungen über das altägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit.* Leipzig 1875. 4°.

5) D. Chwolson, *Die semitischen Völker.* S. 22, 32.

die kleine Elle, deren Verhältniss 7 : 6 war¹⁾. Es ist nicht richtig, dass die Kenntnisse in der Geometrie gering waren. Ueber die Feldmesskunst besaßen sie eigene Werke mit Anweisungen zum Entwurfe von Quadraten, Rechtecken und verschiedenen Dreiecken; da die jährlichen Nilüberschwemmungen die Grenzen der Privatbesitzungen zerstörten, so musste jedes Jahr der Grundbesitz neu vermessen werden, und schon unter Sesostriß besaß man Land- und Flurkarten, ja sogar katastralische Vermessungen. Thales und Pythagoras erwarben in Aegypten ihr geometrisches Wissen²⁾. Wohl mochten die Aegypter, deren Land der Schauplatz so erstaunlicher Werke der Ingenieurkunst war, lächeln, wenn die Griechen sich rühmten, dass Thales sie gelehrt habe, die Höhe ihrer eigenen Pyramiden zu messen³⁾. Von der Arithmetik, ihrer Lieblingswissenschaft, wissen wir, dass die Dezimal- und Duodezimalsysteme in Gebrauch standen; die Aegypter bildeten die Zahlenlehre, entwickelten die Lehre von den Verhältnissen und der Verwandlung der Figuren, kamen auf die geometrische Methode, die sie zur Erd- und Himmelsmessung anwendeten, wo die Konstruktion an Stelle der Berechnung tritt. Und sogar die Anfänge der Sphärik gewannen sie. In der hydraulischen Ingenieur- und Massivbaukunst hatten sie einen nicht unbedeutenden Grad von um so bewunderungswürdigerer Vollkommenheit erlangt, als sie der Instrumente und Maschinen der modernen Technik entbehrten. Die Architektur der ersten Dynastien beherrschten einfache und harmonische Regeln; physikalische und geographische Erscheinungen suchten sie gleichfalls zu erklären, und noch heute erinnert der Name der Chemie daran, dass Kemi, Aegypten, ihre Mutter war⁴⁾. Mochte immerhin Alchemie neben die Astrologie treten; fast immer geht der Irrthum der Wahrheit voraus und stets sind die ersten Schritte die bedeutendsten⁵⁾. Möge man desshalb, und mit Recht, betonen, dass unser heutiger Begriff von Wissenschaft sich auf die in Aegypten gesammelten Kenntnisse nicht

1) Lepsius, *Die altägyptische Elle und ihre Eintheilung*. Berlin 1865. 40. Dieses Buch heilt auch die zu den gelehrten Geisteskrankheiten gehörenden Untersuchungen über die geheimnissvollen Grössen der altägyptischen Pyramiden. Siehe *Ausland* 1865. S. 1056; Piazza Smyth, *The great pyramid and its scientific theory*. (*Athenaeum* vom 23. November 1872), vgl. auch *Ausland* 1871. S. 213–215. Abbé Moigno's *Archéologie préhistorique* in den *Les Mondes* vom 10. Oktober 1872 und die gelungene Zusammenstellung und Geisselung dieses gelehrten Blödsinns in dem Aufsatz: *Die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden*. (*Gla* 1872. S. 691–698.)

2) Cornwall Lewis a. a. O. bezweifelt indess die ägyptischen Einflüsse auf die griechischen Philosophen. Lewis' Geringschätzung der mathematischen Kenntnisse der Aegypter geht wohl aus seiner totalen Missachtung der ägyptologischen Forschungen hervor.

3) Draper, *Entwicklung Europa's*. S. 59. Herodot ward mehr denn einmal durch seine ägyptischen Gewährsmänner in die Irre geführt. Siehe Brugsch. A. a. O. S. 58.

4) Siehe hierüber die hoch interessanten Aufsätze von G. F. Rodwell, *The Birth of Chemistry*. (*Nature* Nr. 153, 155, 157, 158, 161, 162, 163, 168.)

5) Wutke, *Entstehung der Schrift*. S. 568–569.

anwenden lasse¹⁾, so ist doch, dies bleibt die Hauptsache, kein Volk des Alterthums auf gleiche Wissensstufe gelangt, und sog fast jedes an den Brüsten ägyptischer Weisheit. Wissenschaft im modernen Sinne fand sich vor Aristoteles eben im ganzen Alterthume nicht. In Aegypten liegen aber hoffnungsvolle Forschungsanfänge auf fast allen Gebieten vor. Selbst über Musik²⁾ ward nachgedacht und über die Eigenschaften der Töne Lehren aufgestellt. Können wir auch nicht der neuesten Meinung beipflichten, wonach die dreistimmige Harmonie so alt wie die Pyramiden wäre³⁾, so ist doch der Beweis erbracht, dass das musikalische System der alten Griechen identisch gewesen mit dem der Aegypter, sowie der vorderasiatischen Völker. Je mehr das ägyptische Alterthum uns bekannt wird, desto wahrscheinlicher klingen die Berichte der Alten, welche ihre Philosophen in Aegypten ihre Weisheit erwerben lassen. Die Zweifel daran schwinden mit jedem neuen Funde immer mehr. Mit Recht durften die ägyptischen Priester zu Solon sagen: „Ihr Hellenen seit doch ewig Kinder und einen greisen Hellenen gibt es nicht.“ Man trifft die Sätze des Thales, Pythagoras, Empedokles und Plato auf Papyrosrollen geschrieben, welche um viele Jahrhunderte älter sind als jene hellenischen Weisen⁴⁾. Aus Aegypten stammten, wie jetzt ziemlich wahrscheinlich, die Vorbilder der griechischen architektonischen Ordnungen⁵⁾ und selbst die Ornamente und konventionellen Darstellungen. Von dort kamen die Modelle zu den griechischen und etruskischen Vasen, von dort viele der vorhomerischen Sagen, die ersten Todtengedächtnisse⁶⁾.

Nach dem Gesagten wird Niemand bezweifeln, dass Aegypten eine ausgebreitete Literatur besass, welche wissenschaftliche Werke über Musik, Astronomie, Kosmogonie, Geographie, Medizin, Anatomie, Chemie, Magie und noch mancherlei andere Gegenstände umfasste, als etwa Listen von Königsnamen und aufgezeichnete Religionsvorschriften, wie Unwissende meinen. Nur philosophische Abhandlungen kennen wir von den Aegyptern nicht, und auch grössere Dichtungen, Epopöen, Dramen, längere Lehrgedichte haben sie selten geschaffen, doch ist uns ein langes Heldengedicht über Ramses d. Gr. aufbewahrt, die Ilias der Aegypter; ihre Poesie gleicht jener der Hebräer am meisten und ist in der Prosa durch die edlere Ausdrucksweise und den Parallelismus der Glieder, den wir in den Psalmen so oft bewün-

1) Lewis. A. a. O. S. 278.

2) Lauth, *Ueber altägyptische Musik*. (Sitzungsber. der phil. hist. Klasse der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. 1873. 4. Heft.)

3) W. Chappell, *The history of music*. London 1874. 8'. Vol. I. widerlegt meiner Meinung nach die wichtigen Argumente, welche F. J. Fétis im dritten Bande seiner *Histoire générale de la Musique depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours*. Paris 1869. 8. dagegen vorgebracht hat.

4) L. Stern, *Ueber Schrift und Literatur der Aegypter*. (Ausland 1869. S. 845.)

5) Auch Dr. S. Birch hält dafür, dass die dorische Säule und die jonische Volute den ägyptischen Tempeln entnommen sei. Möglich ist es aber immerhin, dass sie Erbstücke aus dem westlichen Kleinasien seien und von den assyrischen Monumenten stammen.

6) Draper. A. a. O. S. 62.

dern, unterschieden. Der Papyrus Prisse athmet einen Geist von Humanität, welchen die edelsten Moralvorschriften durchwehen. Wir kennen aber auch Romane ¹⁾ und Erzählungen, die schon der Naivetät der Darstellung wegen anziehen; Werke der Rhetorik, Fragmente über Rechtsverwaltung, wahre Memoiren, wie die Autobiographie Amenenchas I. und des Abenteurers Sancha; Briefe, die nicht selten von Witz und Humor übersprudeln ²⁾; weise Sprüche und Maximen, wie die „Lehren des Ptah-Hotep“; endlich, und dies ist wichtig, begegnen wir in Aegypten schon den ersten Zeugnissen von Freidenkerthum und religiösen Zweifeln ³⁾. Ja, die ägyptische Literatur war sehr reich und das längste Menschenleben würde nicht genügen, sie ganz zu durchforschen. Ihr die Bezeichnung einer „Literatur“ in unserem Sinne zu versagen, ist heute nicht mehr statthaft.

Die Aegypter sind wohl auch die ersten, bei welchen sich von einer wirklichen Erfindung der Schrift und zwar einer Buchstabenschrift reden lässt. Diese eigenthümliche Schrift, die Hieroglyphen, hatte, als man ihr zuerst begegnete bereits eine zwiefache Entwicklung, eine ideographische und eine phonetische durchgemacht. Wahrscheinlich geschah die Erfindung der Schrift schon in den frühesten Epochen beginnender Staatsordnung. Zur Zeit der Errichtung des ägyptischen Reiches wurde die Hieroglyphik, wenn auch spärlich, bereits gebraucht ⁴⁾. Auch sie blieb lange in den Händen der Priesterschaft, für welche Abgeschlossenheit geboten war, sollte sie nicht in der Rohheit der Volksmasse aufgehen. Die ägyptische Schrift gestattete den vollständigen Abdruck der Rede. Bestimmt war die Bezeichnung und mit Sicherheit liess sich im Ganzen lesen. Als Beschreibstoffe wurden Thierfelle und Leder, auch andere Gegenstände genommen, ehe zu Memphis das Papier erfunden wurde. Die schwerfällige Hieroglyphik vereinfachte sich mit der Zeit zum hieratischen Kursiv, und später noch mehr zur demotischen oder enchorischen Schrift, welche begreiflicher Weise immer mehr die Oberhand gewann, ob ihrer Bequemlichkeit die Hieroglyphik allmählig verdrängte, und deren Gebrauch lediglich auf die Kirchenschrift beschränkte. Die letzten Hieroglyphen kamen im II. bis III. christlichen Jahrhunderte zur Anwendung. So wie dormalen das altslavische Alphabet im griechischen Ritus, blieben sie in den Händen der Priester, doch ohne dass diese je eine eigene Geheimschrift besessen hätten. Da die Aegypter ein überaus schreibseliges Volk waren und jede Kleinigkeit

1) Den Roman der beiden Brüder, aus einer hieratischen Handschrift des XIV. Jahrhunderts, übersetzte de Rougé, den um tausend Jahre jüngeren Roman von Setna, Professor Brugsch in der *Revue archéologique*, September 1867. (Vgl. *Ausland* 1867. S. 1080.)

2) G. Maspero, *Du genre épistolaire chez les Égyptiens de l'époque pharaonique*. Paris 1872 S. 31, 53, 57 citirt aus Briefen wirklich merkwürdige Wendungen, Bilder und Metaphern.

3) Siehe bei Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient*. Paris 1876. 8'.

4) Bunsen, *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte*. Hamburg 1845. I. Bd. S. 33.

selbst des häuslichen Lebens aufzeichneten¹⁾, so darf es uns nicht wundern, wenn in dem bisher Entzifferten mitunter nur wenig Weisheit steckt. Es fällt Niemanden ein, welche darin zu suchen. Setzen wir hinzu, dass wir die Ausdrücke Protokoll, Rubrik, Papier u. s. w. von der Schreibweise der Retu geerbt haben. Ihnen und nicht den Phönikern ist auch die erste Konzeption des Alphabetes zu danken dessen sich nahezu die ganze civilisirte Welt bedient.

Die ägyptische Kunst.

Wenden wir uns dem Gebiete der Kunst zu, so müssen wir zunächst die Kindlichkeit verwerfen, welche man darin gesucht hat. In der Malerei fehlt wohl die Perspektive, in der Skulptur die Proportion. Der Farben kannten die Retu nur sechs, eine Mischung derselben aber gar nicht. Trotzdem waren die Aegypter scharfe Zeichner, wie sich aus ihrer trefflichen Charakterisirung der einzelnen Volksstämme ergibt. Der Typus des Negers ist jetzt noch auf den ägyptischen Skulpturen nicht zu verkennen. Wie allerorten, war auch in Aegypten die älteste Kunstform lediglich eine getreue Nachahmung der Natur: der Blätterkranz. Dieser hat bei den Aegyptern gerade so wie bei den späteren Griechen die hervorragendste Anwendung. Aus dem Blätterkranze, der Corona, wird die ornamentale Bekrönung der Bauwerke nach oben, die Begrenzung derselben nach unten, der Säulenschaft; nicht minder bilden die ältesten künstlerischen Baudenkmäler Nachahmungen der Naturformen; so die Säulenform am Grabe von Beni Hassan die deutliche Wiedergabe von vier verbundenen Pflanzenstengeln, oder am Kapitäl von Karnak jene des weit geöffneten Kelches der Lotosblüthe als ein dem gewöhnlichen Kopfputze der ägyptischen Damen abgeborgtes ornamentales Motiv, welches sich dann in den buntesten Variationen wiederholt²⁾. Es ist vom höchstem Interesse, diesen natürlichen Ursprung der Kunst gebührend hervorzuheben. Obwohl nun die ägyptische Kunst, wie gezeigt, noch an der Nachahmung der Natur zehrte, lässt sich ihre ernste Würde doch nicht absprechen. In der Pyramide, einem bergähnlichen Terrassenwerke, dessen Geheimnisse erst die jüngsten Forschungen entschleierten, haben wir die primitivste Form künstlerischen Schaffungstriebes, welche weit hinter die historische Zeit zurückreicht. In den Pyramiden von Memphis gewahren wir das älteste vollendete Baudenkmal

1) Siehe Lauth, *Altägyptische Schreiberbriefe*. (Ausland 1871. S. 494—497.) Das Gleiche gilt von den Inschriften. Man darf dreist behaupten, dass das epigraphische Material aus der einzigen, freilich 66jährigen Regierungszeit des Sesostria, an Masse alles an klassischen Inschriften vorhandene weit übertrifft.

2) Dr. Fr. X. Neumann, *Die Kunst in der Wirtschaft*. Wien 1873. 8°. S. 18—19. Siehe auch Gottfried Semper, *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten*. München 1860—63. I. Bd. S. 13.

der Erde, welchem später jene von Gizeh ¹⁾ folgte. Als das südliche Kreuz vom Horizonte der Länder des Baltischen Meeres verschwand, stand in Aegypten schon ein halbes Jahrtausend die grosse Pyramide des Chufu (Cheops). Die Hyksos erschienen 700 Jahre später ²⁾. Sogar der Polarstern ist für dieselbe eine neue Erscheinung. Die Architektur der alten Nil-Anwohner will übrigens in stetem Zusammenhange mit dem Charakter des Landes betrachtet werden. Sie ist von ihrem heimatlichen Boden nicht loszureissen; in fremder Erde gebettet, erscheint sie eine räthselhafte Sphinx, dem Verständnisse des Beschauers unzugänglich; aber um so klarer redet sie im eigenen Lande. Dass hier die Architektur schon sehr viele freigewordene Arbeitselemente in ihren Dienst nahmen, die Bevölkerung im Nilthale also schon damals sehr verdichtet sein musste, bedarf keines Beweises. Nebst dem Pyramidenbau kennzeichnet aber eine Fülle klassischer Baudenkmäler die spätere, etwa in's Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. fallende Glanzzeit Aegyptens. Der Obelisk zu Heliopolis, die Gräber von Beni Hassan gehören dahin. Schon unter Chufu treten die ersten bekannten Königsbilder auf, aus hartem Diorit oder Granit von Syene gemeisselt; sie beweisen, dass, weit entfernt von der Kindheit, die ägyptische Kunst unter der vierten Dynastie, also 2000 Jahre v. Chr. schon die Vollendung besass, welche wir an den Skulpturwerken des alten Reiches bewundern ³⁾. Die merkwürdige Figur der Sphinx reicht gleichfalls in die ältesten Zeiten zurück. Das prachtvollste Kunstwerk ist aber die lebensgrosse Porträtstatue eines Bürgermeisters aus einem Dorfe bei Memphis, der unter Chufu lebte, und ist aus Sykomorenholz geschnitzt. Das Werk zeigt nicht nur von bewundernswerther technischer Vollendung, sondern auch von einer künstlerisch genialen Konzeption, welcher wir erst in der klassischen Zeit der griechischen Plastik wieder begegnen. Die Periode der zwölften Dynastie zeichnete sich besonders durch eine hohe Vollendung in Kunst und Geschmack aus; das Kolossalbein aus schwarzem Granit im Berliner Museum, von der Statue Usurtasen I. herrührend, ist ein wahres Meisterwerk. Nur eine oberflächliche Kenntniss könnte meinen, dass die ägyptische Kunst an einer monotonen Gleichförmigkeit leide. Die archäologischen Forschungen weisen vielmehr eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit und Unähnlichkeit der Formen zu verschiedenen Zeiten nach. Im alten Reiche war die Zeichnenkunst eine ganz andere als in den späteren Epochen, hatte auch andere Ideen zu versinnlichen und entsprach anderen Sitten; sie war damals noch nicht in so strenge Regeln eingezwängt, wie später im mittleren und neuen Reiche, als die Kunst völlig zum Werkzeuge des theokratischen Gedankens wurde. Wir können auch in der ägyptischen Kunst sehr gut verschiedene Perioden unterscheiden. In ältester Zeit er-

1) J. Grobert, *Description des Pyramides de Gizeh*. Paris 1800. 4°.

2) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 333.

3) Brugsch, *A. a. O.* S. 55.

scheinen Bauten, Bildhauerarbeiten, Malerei, alles höchst einfach. Später werden die Bauten verziert; bei den Statuen und Reliefbildern bemerken wir ein kräftiges Hervortreten der Muskeln; die Arbeiten der Maler sind sorgfältiger und ausführlicher. Der höchsten Stufe erfreute sich die bildende Kunst zur Zeit der achtzehnten Dynastie, welcher Periode die grossartigsten, herrlichsten, imposantesten Werke der Baukunst, der Skulptur und Malerei, von den Trümmern des hundertthorigen Theben bis zu den zahllosen Reliefbildern und Statuen entstammen. Die wunderbaren Geschmeide aus dem Holzsarge der Königin Aah-Hotep vermöchte nach dem Zeugnisse von Froment Meurice und Castellani nicht einmal die heutige Goldschmiedekunst hervorzubringen.

Die Geschichte der ägyptischen Kunst zerstört auf immer die vorgefasste Meinung von der Erstarrung, welche man gleichwie den Chinesen auch der ägyptischen Kulturentwicklung andichtete. Veränderung und Fortschritt waren ihr keineswegs unbekannte Dinge, und vermögen wir sehr deutlich die Perioden der Volkeskindheit, der Reife und des Alters zu unterscheiden. Was im Laufe dieses Buches wiederholt sich offenbaren wird, dass nämlich die wachsende Gesittung mit einem Kunstverfalle gepaart einerschreitet, gestattet uns schon das alte Aegypten wahrzunehmen. Die Frage nach den Gründen dieses späteren Kunstverfalles beantwortet man gewöhnlich damit, dass während zur Zeit der Pyramidenkönige die Kunst sich noch ihrer vollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit erfreute, dieselbe und speziell die plastische Kunst unter den mächtigen Einfluss des Priesterstandes gerieth, der die Kunst seinen bestimmten Tempelzwecken dienstbar machte, wodurch die Werke der Plastik zu blossen Beigaben, zu Zierrathen der Architektur herabsanken. Ja noch mehr, die Statuen, namentlich die von Gottheiten, werden aus mystischen Ursachen vollends entstellt durch die unnatürliche Verbindung der Menschengestalt mit einem Thierkopfe. Solch unästhetischen plastischen Gebilden begegnen wir im hohen Alterthume überall da, wo ein mächtiger Priesterstand die Normen des Lebens regelte: in Aegypten, in Babylon, in Niniveh, im alten Indien, Ansätze dazu oder vielmehr die letzten Ausläufer dieser bizarren Kunstrichtung sogar im alten Hellas: die eulenäugige Athene, die kuhhängige Hera, den ziegengestaltigen Pan und die Satyren. Die Darstellung von Göttern mit Thierköpfen sollte nur der weit verbreiteten religiösen Vorstellung Ausdruck verleihen, dass kein menschliches Auge ungestraft die Gottheit in ihrer wirklichen Erscheinung schauen dürfe, ohne vom Blicke der Gottheit vernichtet zu werden. Es sind diese Thierköpfe nur die Masken, unter denen die Götter den Menschen sich offenbaren¹⁾. So gerne wir die Richtigkeit dieser Deutung im vorliegenden Falle einräumen, so müssen wir doch jetzt schon aufmerksam machen,

1) Leo Reinisch, *Das Leben am Hofe und die bürgerliche Gesellschaft im alten Aegypten in der Glanzepoche der 18. und 19. Dynastie.* (Wiener Abendpost vom 15. März 1875.)

dass das Verfallen der Kunst bei steigender Wissenschaft, wie wir sehen werden, ein universelles Phänomen ist, mit dem der Einfluss der Priesterschaft in der Regel nichts zu schaffen hat.

Abgeschlossenheit Aegyptens.

Bekanntlich trat mit der Regierung Psammetichs ein Wendepunkt der ägyptischen Kulturentwicklung in so ferne ein, als mit der bis dahin beobachteten Politik der Abgeschlossenheit nach aussen gebrochen und das Land dem Verkehre mit den Fremden, namentlich den Griechen eröffnet wurde, die denn alsbald in das Wunderthal des Nils einströmten. Stillschweigend wird der Leser aus obiger Darstellung den Schluss gezogen haben, dass das alte Isolirungssystem — wenn es bestanden — keineswegs einen nachweislich fatalen Einfluss auf den Gang der Gesittung im Pyramidenlande geübt. Denn nicht darum handelt es sich, wie sich unter anderen Umständen die Dinge hätten gestalten können, sondern wie sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen wirklich ausgebildet haben. Wenn indess die Bevölkerung Aegyptens bis 670 v. Chr. durch die strengste Abgeschlossenheit, welche selbst die noch kürzlich in China und Japan bestehende weit übertraf, von jeder Berührung mit dem mittelländischen Meere und Europa abgeschnitten gedacht wird, so begünstigen die neuesten Forschungen eine solche Annahme nicht. Vielmehr leiten die ägyptischen Texte zur Ueberzeugung, dass lange vor dem trojanischen Kriege viel weitere Züge unternommen worden sind, als Homer's Ilias und Odyssee anzunehmen gestatten; dass überhaupt der friedliche wie der feindliche Verkehr schon viel früher bedeutendere Dimensionen aufzuweisen hat. Abgesehen, dass in frühesten Epochen kein Volk in Europa lebte, aus dessen Berührung die Aegypter einen erheblichen Kulturgewinn hätten schöpfen können, waren sie durchaus nicht an und für sich mit Hass gegen die Fremden erfüllt. Nur die Griechen sahen sich wegen ihrer Seeräubereien ausgeschlossen, während andere, zumal die Phöniker, Zugang hatten, allerdings unter gewissen Bedingungen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes vor dem zersetzenden Einflusse der Fremden bewahren sollten ¹⁾. Gerade mit dem XIX. Jahrhundert vor Chr. beginnt eine neue Aera nationalen Ruhmes und Volkswohlstandes. Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften blühen auf, Akademien und Hochschulen werden gegründet, es erstehen der Nation Künstler und Gelehrte, Dichter, Novellenschreiber und Romanschriftsteller. An der Spitze ihrer sieggewohnten Heere dringen die Pharaonen im Norden bis an den Euphrat und Tigris, verleiben im Laufe weniger Jahre

1) Vgl. hierüber die betreffenden Kapitel bei Du Mesnil-Marigny, *Histoire de l'économie politique des anciens peuples de l'Inde, de l'Égypte, de la Judée et de la Grèce*. Paris 1872. 8^e. 2 Bde Ueber die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrs zwischen Aegypten und Griechenland siehe die scharfsinnigen Untersuchungen von Ludwig Ross in *Hellenika*. Bd. I. 1846. S. V und X.

ganz Vorderasien der ägyptischen Herrschaft ein und unterwerfen im Westen und Süden Libyen, Nubien und Aethiopien. Und nicht bloss zu Land, auch zur See werden die Retu nun siegreich, die Inseln des Mittelmeeres werden von ihren Flotten heimgesucht, besetzt und unterworfen. So erscheint schon in Inschriften aus dem XVII. Jahrhundert v. Chr. Cypern als an Aegypten Tribut zahlend. Ein paar Jahrhunderte später — also immer noch zu einer Zeit, in der wir die griechischen Geschlechter kaum als nebelhaft verschwommene Gestalten am äussersten Hintergrunde der ältesten Geschichte zu erkennen vermögen — begegnen uns wieder in ägyptischen Inschriften schon unter den dort aufgeführten Mittelmeervölkern die Sarden und Sikuler, die Etrusker, Achäer und Lykier¹⁾. Unter Führung der Lebu (Libyer) erschienen sie mit dem urkundlich ausgesprochenen Zweck in Aegypten: „um ihren Bauch zu füllen und um das fruchtbare Delta zu plündern.“ Wer erinnert sich hierbei nicht des Thukydides, der unbeschadet seines Patriotismus, dennoch das ehrliche Bekenntniß ablegt: die Vorfahren der Hellenen seien eigentlich Nichts anderes oder besseres als Piraten gewesen²⁾. Noch etwas später, etwa um die Zeit des trojanischen Krieges, in den von Rampsinit geführten Seekämpfen, treten neben den Dardanern, wie es scheint, auch die Teukrer und Pelasger auf, auch mehrere damals in Süditalien und an der nordafrikanischen Küste sesshafte Völker, wie eine Menge von kleinasiatischen Stämmen und Städten³⁾. Unter den zumeist sehr trockenen Inschriften befindet sich auch ein „Friedensvertrag zwischen Ramses II. und den Hittiten“ mit einer sehr merkwürdigen Stelle, welche von dem Schutze für das Leben der Gefangenen handelt und damit beweist, dass in so ferner Zeit zurück schon internationale Gesetze zu humanen Zwecken zwischen den Aegyptern und ihren Nachbarn bestanden, wie zugleich die Strenge, womit derartige wechselseitige Verpflichtungen von den Parteien gehalten wurden. Aus einer Reihe ägyptischer Denkmäler scheint hervorzugehen, dass auch in Bezug auf Schiffsbau die alten Aegypter die ersten Lehrmeister im Alterthume waren und keineswegs, wie man annahm, sich lediglich auf die Flussschifffahrt beschränkten⁴⁾. Vielmehr unternahmen in früheren Epochen Aegypter weite Seefahrten und besaßen eine beträchtliche Kriegsmarine⁵⁾. Ganz im Gegensatz zu den allgemeinen

1) Dümichen, *Historische Inschriften*. Bd. I. und E. de Rougé, *Sur les attaques, dirigées contre l'Égypte par les peuples de la Méditerranée vers le XIV. siècle avant notre ère*. (*Revue archéologique* 1887, Juli und August); eben so A. d. Holm, *Geschichte Siziliens*; vgl. *Ausland* 1868. S. 563—568; dann Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden*. Frankfurt a/M. 1874. 8°. S. 75—76.

2) Lauth. A. a. O. vom 14. Juli 1875. Diesem Gelehrten gebührt auch, gleichzeitig mit de Rougé, welcher unabhängig zu den nämlichen Ergebnissen gelangte das Verdienst der Identifizirung der genannten Völker.

3) Dümichen. A. a. O.

4) Dümichen, *Tempel und Gräber im alten Aegypten*. S. 14—15.

5) Dümichen, *Die Flotte einer ägyptischen Königin aus dem XVII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung*. Leipzig 1868. A. v. Humboldt, *Kosmos*. II. Bd. S. 159 hegt noch keine allzu hohe Meinung von der ägyptischen Schifffahrt, obwohl er zugibt, dass die Aegypter nicht blos den Nil, sondern auch das rothe Meer befuhren.

Annahmen, wonach Aegypten erst nach Eröffnung seiner Mittelmeergestade ein Seestaat und, weil es kein zum Schiffsbau taugliches Holz im Lande besass, eine erobernde Macht geworden wäre, nehmen wir vielmehr in der Epoche des freien Verkehrs einen Rückgang der ägyptischen Schifffahrt wahr, indem grössere nautische Unternehmungen, wie die Umseglung Afrikas unter Necho, nicht mehr einheimischen, sondern phönikischen Schiffen und Seeleuten anvertraut wurden. Die ältesten Aegypter besaßen also nicht wie die Hindu eine religiöse Scheu vor dem Meere, diese ward erst später wahrscheinlich durch die Priesterkaste aus mancherlei Gründen, worin sicherlich auch egoistische Standesinteressen mitwirkten, künstlich erregt.

Soziale Verhältnisse.

Dass das ägyptische Volk in Kasten getheilt war, wird zwar vielfach gelehrt, neuestens aber auch bezweifelt¹⁾. Indess ohne dergleichen ist keines der barbarischen Völker zu denken, wesshalb auch Rob. Hartmann für das Kastenwesen in Aegypten eintritt, doch beruhte nach ihm diese soziale und staatliche Institution auf anderer Grundlage als am Ganges. Im alten Aryavarta entwickelten die Kasten sich auf einer ethnologischen Grundlage; auch in Aegypten wird dies Jenen nicht ausgeschlossen scheinen, welche eine Einwanderung der Retu annehmen. Nach Hartmann aber, war die Kasteneintheilung in Aegypten aus dem Volke selbst hervorgegangen und wurzelte in den eingebornen, in Afrika so gewöhnlich entwickelten staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Kasten waren hier eher wirkliche Stände mit genau formulirten Standes- und Zunftgesetzen²⁾. Die Aristokratie nahm für sich selbstverständlich die höchsten Gesellschaftsstufen in Anspruch, also zunächst den Priester- und den Soldatenstand, welche naturgemäss als Lehrer und Schirmer von Volk und Staat in allen primitiven Staatsgebilden den ersten Rang behaupten. In der Vertheilung von Grund und Boden erscheinen beide stets in erster Linie berücksichtigt. Was dann noch erübrigte, ward dem Reste des Volkes überlassen, die Verrichtung der härtesten Arbeit der unterjochten Rasse aufgebürdet. So will es das unerbitterliche Gesetz des menschlichen Egoismus. In dem Aegypten des gegenwärtigen Jahrhunderts bestehen keine Kasten mehr; trotzdem ist dieses Verhältniss das gleiche geblieben, wie alles, was im innersten Wesen menschlicher Natur begründet ist. Heute spaziert der Araber, die erobernde Rasse, als Herr durch das Land, während der unterjochten Fellahin gekrümmter Rücken im glühenden Sonnenbrande dem Boden die reiche Ernte entlocken muss. Die Civilisation Aegyptens wurde wie die indische durch die Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt, und da auch das Klima sehr heiss ist, so kamen in beiden

1) Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient* verwirft die Kasten bei den Aegyptern vollständig.

2) Rob. Hartmann, *Die Nigritier*. Bd. I. S. 504–505.

Ländern dieselben Gesetze in's Spiel und hatten natürlich dieselben Folgen¹⁾. Wenn dieses lediglich in Bezug auf die natürlichen äusseren Verhältnisse betont wird, so könnte auch Gleiches in ethnischer Hinsicht erwiesen werden. Man braucht demnach an keine Stammesverwandtschaft zwischen Aegypten und Hindu zu denken, um das übereinstimmende Kastenwesen zu erklären. Da aber in der Natur keine Wirkung ohne Gegenwirkung bleibt, so übt auch der Kastengeist einen unverkennbaren Einfluss auf die anthropologisch immer deutlicher werdende Ausprägung der Kastenunterschiede, während er im Nationalcharakter eine Stabilität hervorruft²⁾, welche in Denk- und Handlungsweise, in den Gesichtszügen, in der ganzen Leibesbeschaffenheit zum Vorschein kommt, einerseits leicht zur Potenzirung verschiedener Fehler führt und den Fortschritt des Volkes in der Zeit ausserordentlich verlangsamt³⁾, andererseits aber weit davon entfernt ist, allgemeine Unzufriedenheit mit der Lebenslage zu erzeugen, den Bestand der Herrschaft der regierenden Schichte sichert, zugleich aber auch das Dasein des ganzen Volksorganismus verlängert⁴⁾. Einem solchen Zwange haben theilweise Inder und Aegypter die erstaunliche Langlebigkeit ihrer Kultur zu verdanken, und es kann nach den neuesten Untersuchungen nicht bezweifelt werden, dass Kastenbildung auf gewissen Entwicklungsstufen von hohem Werthe gewesen sein müsse. Sie fördert die Theilung der Arbeit, führt in manchen Künsten zu hoher Vollkommenheit und erleichtert die Regierung. Im Kampfe um's Dasein werden ursprünglich Kastenvölker mehr Chancen auf ihrer Seite haben⁵⁾. Aegypten ist das einzige Land des Alterthums, wo die Arbeitstheilung so weit ausgedehnt war; es wurde dadurch sehr blühend und reich; denn die Anhäufung von Kapital wird am meisten da befördert, wo jeder nur Ein besonderes Geschäft betreibt⁶⁾.

Neben den Priestern, welche unter sich verschiedene Rangstufen besaßen, bildete die Kriegerkaste mit ihren zwei Abtheilungen, den Hermotybiern und Kalasiriern, so zu sagen den Adel des Reiches, welchem der stets in die Priesterkaste aufgenommene König vorstand. Durch ihn herrschten die Priester im Frieden, nur während des Krieges war der König vollkommen im Besitze seiner Macht. Priester und Krieger innig verbunden, besaßen einen grossen Theil

1) Buckle, *Geschichte der Civilisation*. I. S. 78.

2) Siehe hierüber: Walter Bagehot, *Physics and politics; or thoughts on the application of the principles of „natural selection“ and „inheritance“ to political Society*. London 1873. 8°.

3) „Sehr ungünstige Umstände, Mangel an Reizen, an Uebung des Geistesorgans (Gehirns) werden dessen Grösse im Allgemeinen, oder aber in besonderen Richtungen vermindern. Dies zeigt sich im Grossen bei unterjochten Nationen oder bei einzelnen Menschen, die in Sklaverei gehalten werden.“ R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens*. Nach dem Englischen. Leipzig 1874. 8°. S. 56.

4) E. Reich, *Der Mensch und die Seele*. S. 348.

5) Bagehot. A. a. O.

6) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie*. I. Bd. S. 13.

abgabenfreien Grundeigenthums, während der dritte Stand, der Nährstand, die Künstler und Handwerker, die Kaufleute, Schiffer, Ackerbauer und Hirten umfasste. Ueber die Kasteneintheilung der gewerbetreibenden Kaufleute und Künstler wissen wir am wenigsten. Sie bestanden aus vielen Unterabtheilungen mit einer Menge eigener Gesetze: also eine Art von Zunftverfassung, denn jede Abtheilung hatte auch einen Vorsteher oder Chef. Die Kaste der Landbauern bestand nicht aus Sklaven, sondern freien Pächtern. Verachtet waren nur die Schweinehirten, obwohl das Schwein zu den kultlichen Thieren gehörte. Selbstverständlich herrschte in allen Kasten der Grundsatz der Erbllichkeit, doch ward an demselben keineswegs mit indischer Strenge festgehalten; es gab kein ausdrückliches Gesetz, welches die freie Wahl des Berufes legal unmöglich gemacht hätte. Aeussere Verhältnisse und namentlich die Erziehung lenken häufig auch bei uns junge Männer in Berufszweige, welche ihrer Individualität nicht angemessen sind, und nicht anders war es im alten Aegypten. Es kam nicht selten vor, dass Bauern und Bürger ihre Söhne auf Hochschulen schickten, um sie zu Priestern, Gelehrten und Beamten heranbilden zu lassen¹⁾. Mit den ägyptischen Kasten haben wir also in der That kaum einen anderen Begriff als jenen unserer „Stände“ zu verbinden. Waren übrigens, wie Manche annehmen, die Priester- und Kriegerkaste ein eigener Volksstamm, so ist leicht abzusehen, dass auch ohne Gesetze die Schranken geschlossen blieben, in denen jeder sich bewegen konnte. Als aber Amasis das Reich den Griechen völlig öffnete, floss griechisches Blut zwischen das ägyptische der verschiedenen Kasten, die dadurch als solche immer mehr in Verfall geriethen.

Neben diesen Kastenunterschieden bestand natürlich auch die Sklaverei. Es gab Staats- und Privatsklaven, stets kriegsgefangene oder erkaufte Neger. Dass Kriegsgefangenschaft Sklaverei nach sich ziehe, war ein dem gesammten Alterthume geläufiger Begriff, welcher heute noch zur Rechtsanschauung niederer Stämme gehört. Die Sklaverei war zudem in alten Zeiten eine Stütze, deren erst viel spätere Geschlechter entbehren konnten²⁾. Was nun speziell den Neger anbelangt, so zeigt sich die Inferiorität seiner Rasse in geistiger Beziehung auffallend, sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches, wie die Geschichte bestätigt, die Negerrasse stets zu den anderen Rassen eingenommen hat. Der Neger lässt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen. Seit den ältesten Zeiten finden wir daher, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sklaven im Dienste der weissen Völker, woraus sich, wie Friedrich Müller bemerkt, fast ein historisches Recht der am höchsten entwickelten weissen Rasse auf die Sklaverei des Negers ableiten liesse³⁾.

1) Leo Reinisch. A. a. O.

2) Dies erklärt sehr wahr Walter Bagehot in seinem oberwähnten Werke.

3) Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie*. S. 125.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

Gerade so wie in Indien musste sich auch in Aegypten neben der Priestermacht jene der Fürsten entwickeln, wenngleich Aegypten stets mehr seinen theokratischen Charakter bewahrte. Adel und Fürsten entstehen aber in der grössten Mehrzahl der Völker mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher der Stein zur Erde fällt und das Wasser den Berg herunterfliesst; sie lassen sich auch durchaus nicht beseitigen, weil sie die Ergebnisse eines normalen sozialphysiologischen Vorganges sind, der so lange sich vollzieht, als die äusseren Verhältnisse in einer gewissen begünstigenden Weise einwirken. In Aegypten war durch das warme Klima, zum Theile auch durch eine sehr billige, leicht zugängliche Nahrung, worunter jedoch nicht die Dattel zu verstehen ist¹⁾, das Wachsen der Bevölkerung so gefördert worden, dass die fruchtbare Thebais wahrscheinlich dichter bevölkert war, als irgend ein Land der alten Welt²⁾. Der Städte sollen in Aegypten gegen 2000 gewesen sein und die Erziehung eines Kindes zum Manne nicht mehr als zwanzig Drachmen, also etwa fünf Mark nach deutschem Gelde, gekostet haben. Der Zustand des Volkes wird dagegen als ein trostloser, sklavischer geschildert³⁾. Nun kann aber die Höhe des Wirtschaftslebens erst eintreten, wenn die Menschen in sehr bedeutender Anzahl einander örtlich nahe gerückt und in gegenseitigen Verkehr getreten sind; erst die Dichte der Bevölkerung veranlasst zur Anregung wirtschaftlicher Gedanken, zur Theilung der Arbeit, zum Austausch der Güter und Dienstleistungen, erst durch das enge Zusammenleben wird die Möglichkeit geboten, dass ein Theil der Menschen sich der rein mechanischen Thätigkeiten enthält, diese den anderen überlässt und sich selbst mit Musse der Entwicklung des Geistes, den Erfindungen, Wissenschaften und Künsten widmet. Das Freiwerden der Arbeitselemente also bedingt die ersten Fortschritte jeglicher Kultur⁴⁾. Von einem solchen Freiwerden der Arbeitskräfte sind die so viel Zeit und Arbeit erfordernden Pyramiden — in ihrer einfachen Konzeption gewaltige Königsgräber — heute noch sprechende Zeugen. Nicht Denkmäler des Aberglaubens und der Gedankenlosigkeit, sondern unwidersprechliche Beweise sind sie dafür, dass zur Zeit ihrer Erbauung die Bedingungen zur Kulturentfaltung in Aegypten schon erfüllt waren. Wir sind aber neuerdings darüber belehrt worden, dass die Bedingungen für das Wirtschaften und für das künstlerische

1) Buckle's leichtfertige Behauptung, wonach die Dattel ein Hauptnahrungsmittel der Aegypter gewesen (*Geschichte der Civilisation*. I. S. 74–76), ist trefflich widerlegt von Peschel im *Ausland* 1869. S. 411. Auch Paul Oemler, der mit vielem Fleisse alles auf den ägyptischen Landbau Besügliche zusammengetragen hat, sagt ausdrücklich, dass man von den Früchten, welche das heutige Aegypten hervorbringt weder Mandeln noch Datteln erwähnt sieht. (*Antike Landwirtschaft*. S. 23.)

2) Buckle. A. a. O. S. 78.

3) Buckle. A. a. O. S. 79–81.

4) Fr. X. Neumann. A. a. O. S. 22.

Schaffen im engen Zusammenhange stehen und von analogen Ursachen bestimmt werden ¹⁾.

Die zur Kulturentwicklung nothwendige Volksverdichtung zu erzielen, sind nun alle Mittel gut. Mögen sie in gemeinsamem Glauben, gemeinsamer Gefahr oder in der Gewalt irgend eines Herrschers oder Tyrannen bestehen, gleichviel, wenn sie nur die Menschen in gesellschaftliche Bande schlagen; der Tadel des Kulturforschers wird sie nicht treffen. Es ist gezeigt worden, dass in frühen Epochen die Quantität der Beherrschung ²⁾ viel wichtiger ist als die Qualität. Die einfache Thatsache des Gehorsams war anfänglich viel wichtiger, als was durch diesen Gehorsam erreicht wurde. Meinungsfreiheit war damals ein positives Uebel, welches zu Unabhängigkeit geleitet hätte, vor dem man sich also vor Allem bewahren musste ³⁾, denn nicht in der Freiheit des Einzelnen, sondern in dem Zusammenwirken der Massen lagen die Kulturbedingungen. Und somit sind wir auch berechtigt, einerseits die Despotie oder Fürstenmacht als ein eminent civilisatorisches Element zu betrachten, andererseits das Gerede von würdlosem Knechtsinn, Willenlosigkeit des Volkes u. dgl. in das Gebiet der unwissenschaftlichen Phrase zu verweisen.

Was wir über die Stellung der ägyptischen Könige wissen, zeigt, dass sie ihren Unterthanen im Lichte wahrhaft göttlicher Personen erschienen ⁴⁾. Nirgends gelangt diese nothwendige Verbindung von weltlicher und geistlicher Gewalt zu schärferem Ausdrucke als in Aegypten mit seiner unbeschränkt monarchischen oder eigentlich orientalisch-despotischen Regierungsform; die Tempel selbst sind eine der Majestät des Königs eben so wie der Anbetung der Gottheit gezollte Huldigung. Der König ist der alleinige Herr und ihm gegenüber sind Adel und Bürgerstand in sklavischer Abhängigkeit. Seine Würde ist eine hochheilige; der König hatte sein Amt nicht etwa von Gottes Gnaden, sondern er war selbst ein Gott in Menschengestalt, dem Tempel und Altäre erbaut wurden. Seinem Winke gehorchen nicht nur willenlos die Unterthanen, sondern, wie es in den Texten heisst, auch die uns umgebende Natur; der König gibt Sonnenschein und Leben und gebietet über die geheimen Kräfte der Erde, er spendet Gedeihen und Wachstum, und auf sein blosses Machtwort hin sprudelt ein erfrischender Quell aus dem kahlen Felsen der Wüste. Doch war in Aegypten die geheiligte Person des Monarchen den profanen Augen des Volkes nicht entzogen. Wir sehen auf den Denkmälern die Könige nicht nur an der Spitze ihrer Krieger in's Feld rücken, sondern auch im Frieden den öffentlichen Prozessionen beiwohnen und im täglichen Verkehre mit dem Volke stehen. Der König fährt und lustwandelt in den Strassen der Stadt, unter seinem Volke, und seine Gemächer stehen

1) A. a. O. S. 21—28.

2) *Quantity of government*. Siehe Bagehot. A. a. O.

3) A. a. O.

4) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 35.

offen dem gemeinen Manne aus dem niederen Volke ebenso wie den ersten Würdenträgern des Reiches¹⁾).

Der König führte den Titel *hon-f*, der ganz unserer „Majestät“ entspricht; bei seinem Anblicke sinkt man zur Erde; er befiehlt Alles, er bestraft, er vertheilt Auszeichnungen und besitzt einen wohl eingerichteten Hofstaat. Die mancherlei Würden, welche den Hof der mittelalterlichen Despoten bildeten, sich zum Theil bis in die Gegenwart erhalten haben und den Aerger moderner Kritiker erregen, bestanden sämmtlich schon im Aegypten der Pharaonen²⁾ und dürfen aus dieser langen Dauer ihrer Existenz wohl einige Beruhigung über ihre Zukunft schöpfen. Die Söhne des höchsten Adels aus dem Priester- und Militärstande dienten der Person des Königs als Leiblakaien. Die Hofämter waren äusserst zahlreich und bestens dotirt. Da gab es Träger des Wedels zur Rechten des Königs und Träger des Wedels zur Linken, Träger des Sonnenschirms³⁾, Fürsten des Bogens, Hüter des königlichen Bogens, Anführer der Bogenschützen, Kommandanten der Leibgarde, Palastkommandanten, Aufseher der Bauten, Aufseher der königlichen Vorrathshäuser, Aufseher der königlichen Heerden, Schreiber des Palastes, Aufseher des Schatzhauses u. s. w. Sogar die geheime Polizei war damals schon erfunden; ihr offizieller Titel ist bezeichnend genug: „die Augen und Ohren des Königs.“ Die Hofetikette war bis in die kleinsten Einzelheiten durch gesetzliche Normen geregelt und für die Staatsgeschäfte wie für die Erholungen und Vergütungen des Königs waren bestimmte Stunden festgesetzt⁴⁾. Auch die Verwaltung des Staates, in welchem die Gouverneure der Provinzen, die *haq*, eine wichtige Rolle spielten, war eine streng geordnete und erinnert oft bis in die kleinsten Einzelheiten an die Institutionen späterer Zeiten; fehlte doch ein vom Staate organisirtes Gelehrtenkorps, die Akademiker jener Epoche, nicht⁵⁾!

Wie im ganzen Oriente, herrschte auch in Aegypten die Polygamie, wobei jedoch an kein abgeschlossenes Haremsleben zu denken ist. Ja, die bevorzugte Stellung der Frauen im alten Pharaonen-Reich weist im ganzen Alterthume ihresgleichen nicht auf. Aegyptische Denkmäler und Wandgemälde zeigen Männer und Frauen in Gesellschaft bunt gemischt, sich ungezwungen unter einander belustigend, Kinder im Kreise der Familie und bei grösseren Gastmählern und Gelagen an der Seite der Mutter oder auf den Knien des Vaters sitzend. Die Frau hatte nicht nur die unbedingte Herrschaft im Hause, sondern bewegte sich auch mit voller Freiheit im öffentlichen Leben, geht auf den Markt und in Gesellschaften, besucht die Landesfeste und öffentlichen

1) Reinisch. A. a. O. (*Wiener Abendpost* vom 15. März 1875.)

2) Siehe bei Brugsch. A. a. O. S. 86.

3) Der Sonnenschirm ist heute noch im Oriente, besonders in Hinterindien, das Symbol der königlichen Macht.

4) Reinisch. A. a. O.

5) Brugsch. A. a. O. S. 81.

Vergnügungsorte. Nur die Priester, als leuchtende Vorbilder der Enthaltsamkeit, durften bloss Eine Frau besitzen; auch alle übrigen Aegyptier hatten eine rechtmässige und bevorzugte Frau, demselben Stande entsprossen; da jedoch das Gesetz niemanden, mit Ausnahme der Priester, auf eine bestimmte Anzahl von Frauen einschränkte, so stellte sich etwa dasselbe Verhältniss wie im ganzen heutigen Orient heraus, d. h., während die Aermern keine grosse Anzahl von Frauen und Kindern ernähren konnten und deshalb nur eine Frau heiratheten, welche ihre wahre Lebensgefährtin wurde, das Hauswesen leitete und den Mann bei seinen verschiedenen Geschäften unterstützte, hätten sich die Reichen und Vornehmen wohl auch durch kein Gesetz wehren lassen, sich schöne Sklavinnen, besonders Ausländerinnen zu halten, die, wie es scheint, nicht nur als Nebenfrauen, sondern auch als Dienerinnen und Gesellschafterinnen der Gemahlin in keinem vornehmen Hause fehlen durften. Auf den Denkmälern sind sie häufig abgebildet, durch Musik, Gesang und Tanz das Mahl erheiternd, und durch leichtere Kleidung und meist ausländische Gesichtsbildung sich wesentlich von den in lange Gewänder gehüllten ägyptischen ehrbaren Damen unterscheidend. Die Würde der Frau stand unter dem heiligen Schutze der Gesetze: wer einer Frau Gewalt anthat, wurde entmannt. Wir kennen übrigens aus dem ägyptischen Alterthum keinen einzigen Fall, dass eine Frau von einem Manne verführt worden wäre, wohl aber zahlreiche Beispiele vom Gegentheil. Hohe Genusssucht war ein bekannter Charakterzug der ägyptischen Damenwelt und die Treue der Frauen stark angezweifelt. Ein altägyptisches Sprichwort sagte, niemand sei im Stande zu sagen, wer sein Vater sei. Auch im tapferen Genusse geistiger Getränke standen die Frauen den Männern in nichts nach, wie denn die Aegypter auf üppige Fülle von Speise und Trank überhaupt grosse Stücke hielten. Die Denkmäler entwickeln wenig Discretion in Bezug auf das schönere Geschlecht und verschweigen nicht einmal die schlimmen Folgen von zu reichlichem Zuspruche feuriger Getränke¹⁾.

Erwähnenswerth ist der Gebrauch, sich mit der Schwester zu vermählen und die kinderlose Frau des verstorbenen Bruders zu heirathen, die bei vielen Stämmen verbreitete sogenannte Schwagerpflicht. Es möge dahingestellt bleiben, ob in dieser Einrichtung etwa ein Nachklang vom einstigen Wälden des mütterlichen Prinzips in der Familie zu erblicken sei; sicher ist, dass in erster Reihe die Abstammung in der mütterlichen Linie zur Erbfolge berechnete. Unter Binothis liess ein Gesetz fürderhin die Weiber auch zu der Thronfolge zu²⁾, während der Pharao keine schicklichere Gemahlin erwählen konnte, als seine Schwester. Eben so gewiss ist es, dass die Schwester im alten Nillande, in Uebereinstimmung mit den bei mehreren afrikanischen Völkern herrschenden Ideenkreisen, einer seltsam bevorzugten

1) Reinisch. A. a. O. (*Wiener Abendpost*, Nr. 61.)

2) Brugsch. *Histoire d'Égypte*. S. 44.

Stellung sich erfreute und die Königin als Repräsentantin der Isi eine hohe Machtgefülle genoss.

Die Ansicht, dass die Polygamie der Entwicklung der Civilisation absolut hinderlich sei, hat vor kulturhistorisch geschärften Blicken wohl keinen Bestand. Zunächst zerstört sie nicht die Familie, wie aus obiger Schilderung zu entnehmen, ja in Aegypten ward die Ehe oft durch gegenseitige Zuneigung verklärt¹⁾, sodann steht es nicht in der Willkür eines Volkes, polygamische oder monogamische Sitten zu hegen. Wahrscheinlich ist nämlich die Geschlechtsreife²⁾ im Allgemeinen an die Polhöhe gebunden, je näher dem Erdgleicher, desto früher im Allgemeinen tritt sie ein; doch mag auch die Rasse auf das Erwachen der Geschlechtsthätigkeit bestimmend wirken³⁾. In Aegypten nun sind die Frauen schon im Alter von 10—12 Jahren mannbar⁴⁾; sie behalten ihre Zeugungsfähigkeit bis zum 35., manchmal bis zum 40. Lebensjahre, während dagegen die Männer zuweilen bis zum 80. Jahre zeugungsfähig sind⁵⁾. Das Ende der Zeugungsfähigkeit scheint bei beiden Geschlechtern um so mehr auseinander zu liegen, je wärmer der Himmel wird. Darin ist wohl die erste einfache, physiologische Veranlassung der in warmen Ländern durch das Gesetz geheiligten Polygamie zu erkennen.

Der Wohlstand, der durch die reiche Beute des Auslandes in die ägyptische Residenz, das glanzvolle Theben einzog, erweckte allmählig den Luxus in allen Schichten der reichen Gesellschaft und bedingte hierdurch Auswüchse, welche tief am Lebensnerv der Nation zu nagen begannen. Semiten und Juden, Phöniker und Araber kamen in Karawanen gezogen, um ihre Waaren für theures Geld in der ägyptischen Kapitale zu verkaufen oder gegen die Früchte und Erzeugnisse des Stromlandes umzutauschen. Viele Kaufleute siedelten sich in Memphis, Theben und anderen Städten an und gründeten grosse Handlungsniederlassungen. Mit zunehmendem Reichthume aber verminderte sich die Thätigkeit und Arbeitslust der Besitzenden. Die erste Folge dieser Arbeitscheu war die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, mit der man dann seine Noth hatte auszukommen, eine weitere war die Entsittlichung der Gesellschaft, der Verfall des Familienlebens und die Lockerung der ehelichen Bande. Die hohen Herren bekamen Geschmack und Vorliebe für die schmucken und wohlgestalteten syrischen und jüdischen Sklavinnen, während sie ihre eigenen Frauen ver-

1) Auf Grabeschriften von Frauen kehren die Beisätze wieder, wie „eine Palme an Lebenswürdigkeit vor ihrem Ehegemahl“ oder „geschätzt von ihrem Manne“ oder „welche liebte ihren Mann“. (Siehe Ausführliches bei Heinrich Brugsch, *Die ägyptische Gräberwelt*. Leipzig 1868. 8°. S. 18.)

2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 228 glaubt nicht an den Einfluss der Polhöhe, viel näher liegt es ihm zufolge an die Dunkelung der Haut zu denken.

3) Die frühzeitige Verheirathung der Mädchen kommt auch bei Polarvölkern vor.

4) A. B. Clot-Bey, *Aperçu général sur l'Égypte*. Bruxelles 1840. 12°. I. Bd. S. 324.

5) F. Pruner, *Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet*, Erlangen 1847. 8°. S. 60.

nachlässigten, oft sogar darben liessen. Aber auch die richtigen Folgen dieser Misswirthschaft verschweigt uns ein ägyptischer Papyros nicht, indem er sagt: „Die Maitressen bringen den Grossen von seinem Schatze,“ d. i. von seinem Gelde.

Die Fluktuation des Geldes bringt ganze Wandlungen in der alt-ägyptischen Gesellschaft hervor: Reiche verarmen und arme, fleissige Leute gelangen zu Besitzthümern. Und die Wahrheit unseres Spruches: Geld regiert die Welt! haben bereits die Retu an sich erfahren. Wer über Reichthümer verfügte, wer zu Geld gekommen war, an den drängte sich die vornehme Gesellschaft heran und der Adel verschmähte es nicht, in die Salons der Parvenus einzuziehen. Kein Mensch fragte darnach, auf welche Weise die Reichthümer erworben wurden. Dass das erschwindelte Geld ein ganz ehrenhafter Besitz nicht sei, war den Aegyptern noch keine völlig geläufige Vorstellung; wurde doch zuletzt, um sich vor dem grossen Raffinement der Gauner wenigstens einigermaßen zu schützen, der Diebstahl gesetzlich als selbständiges Gewerbe erklärt. Wohl wendet sich schon Ptah-hotep in seinem Buche gegen den Diebstahl, allein mit seiner Verwerfung der Behauptung: es ist jedweder gleichwie der Besitzer, liefert er zugleich den Beweis, dass bereits zur damaligen Zeit kommunistische Ideen im Schwange gingen, wie wir ihnen, wiewohl in weit späteren Epochen, auch im alten China begegnet sind. Wir schöpfen daraus die Gewissheit, dass der Kommunismus kein Produkt der modernen Kulturentfaltung sein könne.

Alle Wirkungen, welche wir in unseren Tagen im Gefolge des Reichthums und der Arbeit sehen, hatte Aegypten bereits an sich erfahren; es hatte erprobt, dass Reichthum ohne Arbeit zum Untergange führe, Arbeit aber, emsige Thätigkeit zu Macht und Ansehen ver helfe.

Materielle Kultur Aegyptens.

Schon in ältesten Zeiten blühte in Aegypten die Landwirthschaft. Mit Sesostriis, dem Ordner des ägyptischen Staatswesens, nahm der Ackerbau höheren Aufschwung. Man befeissigte sich des Getreidebaues, besonders der Gerste und des Waizens; in den Ziegeln der Ziegelpyramide von Daschur fanden sich Gerste, Toff, Ackererbse und Lein; der Anfang des Flachsbaues ist in Aegypten zu suchen; die ersten primitiven Werkzeuge, mit denen man den Boden durchfurchtete, waren krumme Baumäste¹⁾. Ein neuer Beweis, dass die ursprünglichen Werkzeuge nichts anderes sind als Naturkörper, die nur wenig,

1) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft*. S. 18—21. Wenig mehr als krumme Baumäste sind die noch gegenwärtig in Turkestan üblichen Pflüge. Dieser zur Kategorie der „Haken“ gehörige Pflug wird auch einfach „amatsch“ oder „agatsch“, d. i. „Holz“ genannt. Siehe Alex. Petzholdt, *Turkestan*. Leipzig 1874. 8v. S. 51—52, wo ein solcher auch abgebildet ist. Aehnliches wird aus Cypern berichtet. Man bedient sich heute noch dort eines Pfluges, der aus wenig mehr als einem, in dem entsprechenden spitzen Winkel gewachsenen, oder zu solchem gefügten Baumstamme besteht. (Julius Seiff, *Reisen in der asiatischen Türkei*. Leipzig 1876. 8^o S. 94.)

zum Theile gar nicht verändert werden, um sie für die benötigten Zwecke tauglich zu machen ¹⁾. Der spätere ägyptische Pflug ist derselbe wie der älteste griechische; zum Ziehen desselben dienten zuerst Menschenkräfte, dann Ochsen und Esel. Das Getreide ward mit der Sichel geschnitten und durch Ochsen ausgetreten; in Unterägypten diente auch die Lotosfrucht als Nahrung und aus dem unteren Theile der Papyrusstauden ward Mehl gewonnen. Bei den Aegyptern entdecken wir auch die ersten Spuren von Mühlsteinen. Wein- und Oelbau waren nicht zu unterschätzen, dagegen ist von Gartenbau und einer auch nur einigermaßen rationellen Baumzucht nirgends eine Spur. Vieh- und Pferdezucht standen aber auf hoher Stufe.

Die Darstellung, dass der Landmann kein freies Grundeigenthum besass, noch dessen je erwerben konnte, dass der Boden Eigenthum der Priester und des Königs war, während die Kriegerkaste Ländereien an Soldes Statt im Genusse hatte, ist vielfach unrichtig. Zunächst erfahren wir von fachkundiger Seite, dass seinerzeit auch die Landbauer ein freies Landeigenthum hatten ²⁾, sodann ist es unerweislich, dass der Mangel an privativem Grundeigenthume dem Gedeihen der Landwirtschaft schädlich gewesen sei. Dadurch, dass die, übrigens allgemeine Achtung geniessenden Ackerbauer keinen einzelnen persönlichen Grundherrschaft hatten — denn an demselben Stück Boden hatten König, Priester und Krieger zugleich Antheil — waren sie frei, wenig bedrückt und konnten ihr Recht verkaufen und anderes erwerben. Neuere gehen noch weiter und sagen, die Feldmark sei, gleich wie bei den alten Deutschen, Slaven und anderen, allen Bewohnern eines Ortes gemeinschaftlich gewesen und wurde von Zeit zu Zeit, wie es scheint, in wechselnden Loosen unter die Ortsbewohner vertheilt. Dieser Modus sicherte damals die Gleichheit der Bürger und schützte vor der übermässigen Verarmung der Einen und Bereicherung der Anderen, vor der verderblichen Latifundien-Wirtschaft, die zur Entvölkerung Griechenlands und zumal Italiens so viel beigetragen hat. Von den höheren Klassen ist bekannt, dass sie neben dem gemeinschaftlichen auch noch einen Privatbesitz an Boden hatten. Im Handwerk und Gewerbe finden wir die Aegypter auf so hoher Stufe, dass sie darin auch um mehr als ein Jahrtausend spätere Kulturen übertreffen und das Bild einer Industrie bieten, deren intelligentes und lebhaftes Treiben bewährte Forscher mit der des modernen Europa zu vergleichen nicht scheuten. Es erscheint unter solchen Umständen also wohl nicht annehmbar, dass dem Gewerbestand der Begriff einer gewissen Erniedrigung angeklebt habe. Auch in der Gegenwart wird ein Töpfer weniger hochgestellt als ein Gelehrter, und der Mann nicht bloss von Geburt, sondern auch von Bildung steigt nicht gerne zum Gewerbe hinab; ohne dieses zu missachten wird eine andere Thätig-

1) Diese Thatsache ist am Anschaulichsten erwiesen worden von G. Klemm im I. Band seiner *Allgemeinen Kulturwissenschaft*, Leipzig und Sondershausen 1855—58. 8^o.

2) Braunschweig. A. a. O. S. 133—134.

keit höher geschätzt; in diesem Sinne mag auch in Aegypten der Gewerbestand unter dem Priester und Soldaten gestanden sein; ein Mehr scheint kaum nachweisbar und widerspricht der hohen Blüthe der Gewerbe, eine Blüthe, die wohl nie erreicht worden wäre, hätte das Gewerbe die allgemeine Missachtung getroffen. So kennen aber die Aegypter die Glasbereitung, die Glasbläserei, kunstvolle und selbst gefärbte Gefässe aus Glas, sind Meister in Herstellung von kräftigen, blendenden und dauerhaften Mauerfarben für Malerei, die noch heute nicht selten wie neu und unberührt erscheinen, beweisen ihre Kenntniss der chemischen Wirkung der Salze auch darin, dass sie Teppiche durch gleichförmiges Kochen in derselben Flüssigkeit mit bunten Mustern zu färben wussten, und endlich zweierlei Bier brauten, das Hagbier und das Sehbier ¹⁾. Die „Szene des Gerichtes“ in dem berühmten Papyrus des britischen Museums, „Ritual des Todten“ aus der Zeit Seti I. (ungefähr um 1350 v. Chr.) stellt dar, wie in der „Halle der vollkommenen Gerechtigkeit“ das Herz des Todten in Gegenwart Osiris gewogen wird und zwar auf einer Wage, deren Konstruktion unserer modernen Wage mit Läufer ziemlich nahe kommt; auch bei jener wird die Einstellung auf das Gleichgewicht durch ein auf dem einen Wagebalken hin und her gleitendes Gewichtstück erreicht. In unseren Museen bewahren wir Schminke- so wie medizinische und chirurgische Apparate und Hausapotheken; man bereitete herrliche Gewebe und Tücher von blendender Weisse, wie die berühmte feine Leinwand von Pelusium ²⁾, verstand die Kunst des Vergoldens, der Steinschneiderei, Töpferei und Parfümerie, welche alle in besonderer Blüthe standen ³⁾. Vergessen wir nicht den von Alters her betriebenen Bergbau.

Überschauen wir die Summe dieser Kulturschätze, so kann weder eine Geringschätzung der ägyptischen Gesittung Platz greifen, noch die Meinung von dem Ausdrücke der Kindheit, welcher durchweg dieser Kultur anhaften soll, Bestand gewinnen. Immerhin lassen sich für letztere Auffassung einige Argumente mit Erfolg in's Treffen führen. So hinderte diese ausgezeichnete Kulturentwicklung die Aegypter nicht, zum Essen sich noch des natürlichsten Materials zu bedienen, der Hände, und zum Sitzen der primitivsten Weise, des Niederlassens auf die eigenen Füße, wobei sie nur des Fleckes Erde bedurften, den ihre Füße berührten, obgleich der Stuhl, selbst in künstlerischer Ausschmückung bekannt war. Auch fehlte noch die durchgängige Trennung und Gegenüberstellung der Geschlechter in Kleidung und Tracht; endlich ward das Feuer immer noch in der allersprünghlichsten Weise, nämlich durch Reibung, erzeugt. Mag aber der Leser sich über die Kindlichkeit der ägyptischen Kultur welche Gedanken immer machen, sie

1) Es existirt eine Papyrosschrift, in welcher ein Vater seinem Sohne Vorwürfe macht, dass er den ganzen Tag in den Schenken liege, um das verführte Hag zu trinken. (*Ausland* 1868. S. 672.)

2) Oe m l e r. A. a. O. S. 22.

3) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

behindern ihn nicht in der Anerkennung der ausserordentlichen Höhe des Geleisteten, worin, wie nirgends sonst, sich der Entwicklungsgang eines Volkes in überraschender Weise manifestirt. Ich sage nicht: der Entwicklungsgang der Menschheit, denn an anderen Planetenstellen hat bei anderen Rassen die Kultur eine andere Richtung nehmen müssen. Was aber die Aegypter schufen, sie verdanken es den begünstigenden Verhältnissen des sonnigen Nilthales, den Gaben und Anlagen ihrer Rasse in Berührung mit den untergeordneten ethnischen Elementen ihres Landes.

Die semitischen Kulturvölker Vorderasiens.

Semiten und Hamiten.

Nicht ohne ehrfurchtsvolle Scheu sprechen wir Namen aus wie Babylon und Assur, die stets die Vorstellung uralter Gesittung erwecken. Im mesopotamischen Tieflande, durch die alljährlich austretenden Gewässer des Tigris und Euphrats befruchtet, lagen Babylon und Niniveh, die gewaltigen europäischen Kulturcentren der Gegenwart an Ausdehnung weit übertreffend ¹⁾. Frühzeitig ward dies gesegnete Land der Sitz eines grossartigen Kulturlebens, von dem leider nur geringe und äusserst lückenhafte Kunde vorhanden, in zwei Staaten, deren Bildung in die ältesten Perioden zurückreicht: Babylonien und Assyrien. Aelter war Babylon; von hier aus ward Niniveh gegründet, von hier aus erhielt es seine religiöse und geistige Bildung. Niemand vermag die Anfänge dieser alten Kulturreiche, welche auf ganz Vorder- und Mittelasien eine bedeutende Einwirkung ausübten, festzustellen; sicher aber scheint, dass um 2000 v. Chr. das assyrische Weltreich schon bestand und den grössten Theil Asiens umfasste.

Vier ganz verschiedene Volksstämme trafen im Alterthume im Euphratthale zusammen, Semiten, Indogermanen, Ural-Altaier und Hamiten. Namentlich die beiden Letzteren beherrschten von Anfang an diese einst so gesegneten Erdstriche. Das südliche Tigrisgebiet, in Urzeiten Nimrud genannt, hatte seine hamitischen Insassen nach Assyrien und Babylon gesandt und letzteres, wo ural-altaische Völkerschaften hausten, kolonisiert ²⁾.

1) London hat 5,11, Paris gar nur 1,2, geographische Quadratmeilen Flächenraum. Niniveh aber hatte 9,11, und Babylon 5,27 Quadratmeilen. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass ein neuerer Reisender die Meinung ausspricht, nirgends fände sich in der Bibel ein Anhaltspunkt, Niniveh die ungeheure Ausdehnung beizulegen, welche Layard ihm zumisst. Vgl. den Abschnitt über Niniveh in P. N. N. Myers, *Remains of lost empires*. London 1875. 8°.

2) Julius Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst*. Basel 1872. 8°. S. 4.

Wäre die Sprache ein sicheres Zeichen der Nationalität, so könnte, nachdem die assyrischen Keilschriften nunmehr entziffert sind, kein Zweifel an dem Semitismus der Assyrer und Babylonier mehr bestehen. Früher hielt man nicht selten die Assyrer für Indogermanen und durfte man in der That zweifelhaft sein über die Nationalität eines Volkes, welches hart an der Grenze des Semitismus und Indogermanismus gelegen. Die Entzifferung der assyrischen Inschriften, hat, so meint Professor Spiegel, die ethnographische Streitfrage für immer entschieden. Allein auch vordem neigten die Meisten zur Ansicht, Assyrer und Babylonier zu den Semiten zu rechnen. Diese Ansicht ist auch richtig für die spätere Zeit; doch sind Gründe für die Annahme vorhanden, dass — und dies ist für die Beurtheilung der alten Kultur jener Gegenden sehr wichtig — in frühesten Epochen eine Mischung der Semiten mit anderen Stämmen vor sich gegangen sei.

Die Assyrer scheinen bei ihrer Ankunft in Mesopotamien sechzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung eine zahlreiche Bevölkerung dort vorgefunden und ihrer Städte und Güter beraubt zu haben; die ältesten bekannten Inschriften sind zwei bis drei Jahrhunderte jünger. Die ursprüngliche Heimath des semitischen Volkes war wohl Arabien von wo aus der nördliche Zweig nach Palästina und dann nach Mesopotamien und Assyrien zog. Um 1270 v. Chr. nahmen die assyrischen Semiten unter dem Namen Casidi, „Eroberer“ Besitz von Babylonien, wo sie die Sumiri oder Cassi (Kusch) und die Akkadi oder Hochländer, die Erfinder der Keilschrift, die mit den Elamiten verwandt sein wollten, unterwarfen. Eine friedliche semitische Bevölkerung war schon seit Jahrhunderten in Chaldäa unter der Herrschaft der dortigen eingebornen Rassen ansässig. So stellt beiläufig A. H. Sayce die Geschichte dar¹⁾. Diese eingeborne, vorsemitische Rasse nun, die auch im alten Testamente mehrfach erwähnten Kuschiten, hält Sayce, und Andere mit ihm, für Turanier, unter welch' schwankender Bezeichnung gewöhnlich die mongolische oder richtiger hochasiatische Rasse verstanden wird, wozu auch die ural-altaischen Völkerschaften gehören. Andere Forscher, Sir Henry Rawlinson an der Spitze, gelangten aber zur Ueberzeugung, dass dieses Volk ein Zweig der grossen hamitischen Gruppe Akkad sei, welche seit den ältesten Zeiten Babylonien bewohnte. Diesen Hamiten wäre auch die Erfindung der Schrift, die Erbauung der Städte, das Religionssystem und die Entwicklung der verschiedenen Wissenszweige, insbesondere der Astronomie, mit einem Worte alles jenes zuzuschreiben, was gemeinlich als Attribute der semitischen Kultur in jenen Gegenden angesehen wird. Zu den Hamiten, welche ihrer ethnologischen Stellung nach mit den Indoeuropäern und Semiten zur mittelländischen Rasse zählen, gehören unter anderen:

- a) Die Urbewohner Mesopotamiens, welche jedoch nach und nach den semitischen Einflüssen erlagen und zu Semiten umgewandelt wurden.

1) A. H. Sayce, *An assyrian grammar for comparative purposes*. Lond. 1873. 8°. S. 3.

- b) Die Urbewohner der Küste Palästina's (Phöniker), welche ebenso wie die Urbewohner Mesopotamiens durch die Einflüsse der Semiten überwältigt wurden und deren Sprache annahmen.
- c) Die Urbewohner der Halbinsel Arabien. Dieselben wurden im Laufe der Zeit von den eingewanderten Semiten und zwar zuerst von den Joktaniden, dann den Ismaeliten verdrängt und unterworfen.

Auf afrikanischem Boden waren nach der Ansicht vieler Forscher die alten Aegypter und deren heute noch lebende Nachkommen, die Kopten, sowie ihre Verwandten, dann die ausgestorbenen Guanchen auf den kanarischen Inseln die Vertreter des hamitischen Stammes.

Ueberall also, wo die Semiten auftreten, sehen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, Palästina, Nordafrika und Arabien. Doch blieben auch später, als längst schon die Semiten Herren des Landes, die Spuren des einstigen Hamitismus kennbar. Bei der Vermischung beider Stämme scheinen die Hamiten semitische Sprache, die Semiten aber hamitische Sitte und zum Theil auch Geistesrichtung angenommen zu haben. An den meisten Orten gingen die Hamiten in den Semiten ethnologisch auf, nur im Volkscharakter einzelne Spuren ihres Einflusses zurücklassend, so in Mesopotamien, Palästina, Phönikien, Abessinien. Wie es scheint, ist der Astarte- oder Mylitta-Dienst hamitisch und wir dürfen daher auf hamitische Einflüsse überall rechnen, wo wir ihm begegnen; so z. B. in Phönikien, wo er und der verwandte Baaldienst zahlreiche Menschenopfer verschlangen. Bekanntlich sind aber die Phöniker mit den Kanaanitern identisch, einer Reihe kleiner Stämme gleicher Sprache und Abstammung, die zum grossen Theile auch im hebräischen Palästina sassen. Die kanaanitischen Urbewohner waren nun Hamiten und Professor Müller sagt ausdrücklich, dass bei den Phönikern, welche sprachlich mit den Hebräern aufs innigste zusammenhängen, der hamitische Einfluss der alten Bevölkerung noch deutlich sichtbar sei. Selbst die Hebräer waren nicht durchaus rein, doch haben sie sich die hamitische Bevölkerung, vielleicht besser als andere, assimiliert. Trotzdem scheint das hamitische Element auch bei ihnen öfters zum Durchbruch gelangt zu sein, wie der wiederholte Abfall vom Monotheismus andeutet und die Verbreitung der Baaltempel in Palästina darthut. Selbst die Araber lagen vor Muhammed dem Götzendienste ob, offenbar ein Ueberbleibsel der einstigen hamitischen Urbewölkerung; ja ein solches ist vielleicht heute noch der schwarze Stein in der heiligen Kaaba zu Mekka, dessen Ursprung niemand kennt. Und doch kann der Araber ethnologisch für den Urtypus des Semiten gelten; denn das Arabische des zehnten Jahrhunderts n. Chr. ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung gesprochen wurde. Alle wesentlichen Kultureinrichtungen der Semiten tragen den hamitischen Typus deutlich an sich.

Auf diesem Wege erklärt es sich sehr natürlich, einestheils warum die Zustände Mesopotamiens und Phönikiens nicht recht zu dem Bilde

stimmen wollen, welches die Ethnologie von den Semiten entwirft, andererseits warum, bei Uebersehen der hamitischen Unterlage, die semitische Kultur in erborgtem Lichte glänzt. So werden die Babylonier als Erfinder der Maasse und Gewichte für die Semiten in Anspruch genommen¹⁾), während beides, wie wir hören, hamitische Erfindungen waren. In der That ist sonst bei keinem semitischen Volke eine ähnliche Erfindung zu verzeichnen, wohl aber bei den Aegyptern, wie die altägyptische Elle und der uralte Gebrauch der Wage im Pharaonenlande beweisen. Aehnlich wird die hohe Baukunst der Assyrer herangezogen, während kein semitisches Volk im Alterthume namhafte architektonische Leistungen aufzuweisen hat, in dem Maasse, dass der salomonische Tempel zu Jerusalem, übrigens ein ziemlich unbedeutendes Bauwerk, durch Fremde aus Phönikien hergestellt werden musste.

In jüngster Zeit ist ein neues Argument dafür erbracht worden, dass die älteste Geschichte Mesopotamiens, wenn auch nicht hamitisch, so doch keinesfalls semitisch sei; es ist der von George Smith auf einigen assyrischen Tafeln gefundene chaldäische Fluthbericht in Keilschrift, welcher einen Blick in die altbabylonische Sagenwelt gewährt. Dieser Bericht nun ist in der darin niedergelegten Auffassung der Götterwelt, in der Stellung der Götter zu Baal, dem Götterfürsten durchaus unsemitisch. Andererseits hat die Auffindung des Papyros Ebers bewiesen, dass schon im XVII. Jahrhundert v. Chr. die Arzneikunde bei den Aegyptern auf ungeahnt hoher Stufe stand, dass also Hamiten Wissenschaft trieben zu einer Epoche, wo die Semiten noch nicht einmal den Begriff davon besaßen. Man wird also kaum fehlgehen, wenn man das, was die assyrisch-babylonische Kultur auszuzeichnen pflegt, wie z. B. Erfindung der Keilschrift, die Leistungen in der Astronomie, die kolossalen Bau- und Kunstwerke, „welche denen der Griechen an die Seite gesetzt werden können“²⁾), endlich das Religionssystem in den meisten Fällen auf nichtsemitischen Ursprung zurückführt.

Dies wird um so klarer, wenn wir uns das Bild des semitischen Typus vergegenwärtigen³⁾). Die Semiten sind ein Hirtenvolk; der Ackerbau spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle. Sie zerfallen von Haus aus in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze. Ihre Verfassung ist die patriarchalische. Die von ihnen gegründeten Staaten können diesen Charakter nie verläugnen. Der Semite wohnt unter Zelten. Es fehlt ihm jeglicher Sinn für Plastik und bildende Kunst. Daran ist auch theilweise seine religiöse Anschauung Schuld. Diese ist rein innerlicher Natur und der lyrischen Anlage dieser Völker entsprungen. Die semitische Literatur umfasst streng genommen nur die Ode. Die Religion des Semiten ist starrer Monotheismus. Diesen psychischen Elementen entspricht vollkommen sein Denken; es ist abgerissen und erhebt sich in der Regel nicht über die Gnomik.

1) Chwolson, *Die semitischen Völker*. Berlin 1872. 8°. S. 22.

2) Chwolson. A. a. O.

3) Friedr. Müller. A. a. O. S. 488—489.

In der materiellen Kultur sind die Semiten gegen die Hamiten bedeutend zurückgeblieben. Wir haben den Semiten keine Verbesserung oder Erfindung innerhalb des Kreises jener Dinge, welche sich auf die Bequemlichkeit des Lebens beziehen, zu verdanken. Wenn die Semiten in dieser Richtung dennoch wirken, so sind es eigentlich nicht sie, sondern die Hamiten, ihre Lehrer und Meister in diesen Dingen. Trotzdem hat die Menschheit den Semiten Vieles zu verdanken. Sie haben der auf das materielle Leben und seine Genüsse gewendeten Gesellschaft einen idealen Schwung mitgeteilt und sie mit einer gewissen Innerlichkeit erfüllt. Die Semiten haben die Welt mit zwei Weltreligionen beschenkt, welche nächst der Religion Çakyamunis die zahlreichsten Anhänger zählen, nämlich mit dem Christenthum und dem Islâm. Leider können wir auch ein Uebel nicht verschweigen, welches die Semiten mit ihren religiösen Ideen den Völkern förmlich eingepflanzt haben, nämlich die religiöse Intoleranz. Diese ist ein speziell semitisches Produkt, wie aus der Geschichte der semitischen Völker im Vergleiche mit jener anderer Nationen deutlich hervorgeht.

Diese letztere Meinung wird freilich bestritten, jedoch ohne triftige Beweise des Gegentheils zu bringen. Im Ganzen und Grossen wird sie durch die Geschichte vollauf bestätigt und es scheint bei Berücksichtigung dieser Charakteristik ethnologisch ganz unmöglich, die alten Kulturen Babels, Assurs und Phönikiens für semitisch zu erklären, bloss nur der erhaltenen sprachlichen Monumente wegen. Es sind dies vielmehr alte Kulturgebiete der Hamiten.

Die Proto-Chaldäer.

Die hier vorgetragene Ansicht von dem ursprünglichen Hamitismus der Chaldäer lässt sich zur Stunde noch nicht als eine der Wissenschaft fest eingefügte Thatsache bezeichnen, denn noch sprechen sich gewichtige Stimmen in anderem Sinne aus. Von kulturellem Belange ist indess weniger der Hamitismus der mesopotamischen Reiche, als die Thatsache, dass die dortige Kultur auf unsemitischer Grundlage ruhte. Auch wer den Hamitismus der Babylonier ablehnt, kann letztere nicht mehr bestreiten, weil die Keilschriftenforschung die Existenz eines protochaldäischen, nicht semitischen Idioms jedem Zweifel entrückt¹⁾. Inschriften der alten Priesterkönige von Ur, Larsam und Karrak, namentlich aber liturgische Hymnen und magische Beschwörungsformeln, mit assyrischer Interlinearversion versehen, führten zur Ansicht, dass diese sonderbare Schrift ein vor den Assyryern in

1) Diese linguistische Errungenschaft findet vollauf Bestätigung in zwei ausgezeichneten Profildarstellungen aus den Ruinen Babylons; sie lassen sofort erkennen, dass es sich um einen nichtsemitischen Typus handelt. Die eine ist das Porträt des Königs Marduk-Idin-Ache (XII. Jahrh.), die andere stellt einen Mann aus dem Volke dar (*Globus* XXIX. Bd. S. 93.)

Babylonien anwesendes Volk als ihre Erfinder nothwendig voraussetzte. Als solches gelten nun die Akkad, und es ändert an dem allgemeinen Faktum wenig, ob man dieselben, wie Einige wollen, für Hamiten oder mit der Mehrzahl der Gelehrten auf Grund der vorhandenen Sprachreste für Ural-Altaier ansieht. Die Sprache der Akkad ist mit dem semitischen Assyrischen nicht verwandt, sondern eine agglutinirende uralisch-finnische. Ein jüngster Versuch, den ursprünglichen Semitismus der Chaldäer zu behaupten und die Existenz eines nicht semitischen Volkes von Akkad als eitel Blendwerk und Täuschung zu erweisen ¹⁾, diente nur dazu, unsere Kenntnisse vom Akkadischen desto fester zu begründen. Die Akkad erscheinen meist mit den Sumir verbunden; beide Namen haben sich erhalten in denen der Städte Akkad und Sumere, des heutigen Samarra am Tigris. Akkad ist das Land zwischen Kar-Dunias, dem unterchaldäischen Küstenlande, und der Gegend von Babylon, während Sumir Südasien ist. Man hält die Sumir für eine hamitische Bevölkerung, von welcher die religiöse und industrielle Bildung ausging, und in deren Sitze das skythische Volk der Akkad eindrang. Von seiner früheren Heimath hiess dieses Volk, welches seinen Weg über die Zagrosberge nach Susiana und von da in die Euphrat- und Tigris-Ebene genommen zu haben scheint, Akkad oder Bergbewohner. Diese akkadische Bevölkerung blieb stets wie ein grosser Keil zwischen der arischen Bevölkerung und der semitischen Mesopotamiens haften.

Wie lange im Euphrat-Tigris-Gebiete die protochaldäische Kultur sich rein erhalten, lässt sich nicht mehr ermitteln. Als das hamitische Volk aus Nimrud zuerst Babylon unterworfen, zog es nördlich gegen Nordmesopotamien, wo ein semitischer Stamm Assur ansässig war, und man hält dafür, dass die Einwanderung der Semiten von Osten her zwischen 4000 und 3000 v. Chr. stattfand, und um 2000 die Besitznahme des ganzen Landes vollzogen war. Dort baute das erobernde Volk Städte, wie Niniveh und Calach und die grosse Hauptstadt des Urzeitalters: Resen. Die verschiedenen ethnographischen Elemente, die durch das sie beherrschende semitische Moment zu einem

1) Dieser Versuch ging von dem verdienten Arabienreisenden Joseph Halévy aus. (Siehe dessen: *Observations critiques sur les prétendus Turaniens de la Babylonie* im *Journal Asiatique*. Septième Série. Tome III. Juin 1874. S. 461—536.) Jules Oppert hält dagegen fest, dass die babylonische Keilschrift von einem nichtsemitischen Volke stammt, das er für Turanier hält und Sumerier nennt. (Siehe: Jules Oppert, *Etudes sumériennes* im *Journal Asiat.* Sept. Série. Tome V. 1875. S. 267—319.) François Lenormant endlich, welcher die gründliche Widerlegung der Halévyschen Behauptung in einem umfangreichen, sehr gelehrten Werke: *La langue primitive de la Chaldée et les idiomes touraniens* Paris 1875. gr. 8o. erbracht hat, will für diese Turanier die von dem Engländer Hincks eingeführte Benennung Akkadier beibehalten wissen. Darauf hat allerdings Halévy unter dem Titel: *La prétendue langue d'Akkad est-elle tourannienne? Réplique à Mr. Fr. Lenormant*. Paris 1875, eine Erwiderung erscheinen lassen. Deutsche Leser, welche nicht auf die Originalquellen zurückgehen wollen, verweise ich auf *Das angebliche Turanenthum Babylonien* (Ausland 1874. S. 911) und Dr. H. Geizer, *Die Ursprache Chaldäas*. (Ausland 1875. S. 845.)

Ganzen vereinigt wurden, bildeten das assyrische Volk. Wie alle anderen Völker des Alterthums und der Neuzeit aus verschiedenen, genetisch sehr von einander abweichenden Stämmen gebildet, war es in dem Grade wie die Griechen im Alterthum, wie die Franzosen und Spanier der Neuzeit, im eigentlichen Sinne ein Mischvolk, das von einem seiner Elemente die semitische Sprache, von einem andern die uralaltaische Keilschrift überkommen hatte¹⁾. Geographisch stellt sich das Gebiet dieser Schrift, deren Elemente, keilförmige Striche und Winkelhaken, sich auf alten Denkmälern am Wan-See, in der Nähe Hamadans, also Ekbatanas, in den Ruinen Babylons und an den Palästen von Persepolis wiederfinden, in die Mitte zwischen die semitischen Alphabete des Westens und die indischen des östlicheren Asiens; andere alphabetische Schriftarten kannte das alte Asien nicht.

Was wir über die Sprachen dieser alten Völker wissen, danken wir lediglich den Keilschriften. In den Tieflanden des Tigris und Euphrat herrschte die assyrische Sprache²⁾, mit unläugbar semitischem Charakter, doch von den Idiomen der mesopotamischen Urbevölkerung beeinflusst. Obwohl also semitisch, war sie doch völlig selbständig, nicht aramäisch³⁾. Die semitischen Dialekte, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit aufweist, sind das Hebräische und Phönikische, in entfernterer Linie das Arabische⁴⁾; endlich das Aethiopische. Zwischen Assyrisch und Babylonisch bestand eine dialektische Verschiedenheit, und das Assyrische selbst zeigt sich in etwas veränderter Gestalt auf den ältesten und jüngsten der erhaltenen Inschriften. In der späteren persischen Periode ward es manchen bedeutenden Veränderungen unterworfen⁵⁾.

Auf die Unterjochung der Proto-Chaldäer durch die Semiten folgte, gleichfalls noch in uralter Zeit, eine arische. Bei dem fortwährenden Vorrücken der Stämme der westarischen, eränischen Völkerfamilie von Osten nach Westen, waren es die westlichsten derselben, die kurdischen oder chaldäischen Völkerschaften, welche, nachdem sie Babylon erobert, auch die aramäischen Gebiete in Assyrien unterwarfen und durch weitere Eroberungen den Namen Assyrien über ganz Aram bis zum Mittelmeere und Schwarzen Meere ausbreiteten, spätestens um 1250 v. Chr. Unstreitig ist hierdurch indogermanisches Blut in die mesopotamischen Völkerschaften gedungen, allein es kann von einer völligen Indogermanisirung eben so wenig eine Rede sein, wie von der

1) Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst*. S. 5.

2) Siehe darüber Dr. Ferd. Hitzig, *Sprache und Sprachen Assyriens*. Leipzig 1871. 8°.

3) Nöldeke, *Namen und Wohnsitze der Aramäer*. (Ausland 1867. S. 781.)

4) Oppert, *Éléments de la grammaire assyrienne* (*Journal Asiatique* 1860. S. 89.)
Dass sich der Organismus der assyrischen Sprache sehr gut in die jetzt geltenden Anschauungen von den semitischen Sprachen einfüge, weist recht gelungen nach: Eberhard Schrader, *Die assyrisch-babylonischen Keilschriften. Kritische Untersuchungen der Grundlagen ihrer Entzifferung*. Leipzig 1872. 8°.

5) Sayce, *An assyrian grammar for comparative purposes*. London. 1872. S. 1–5
v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I. 16

früheren Semitisierung. Uebrigens gehen selbst die eifrigsten Verfechter des indogermanischen Ursprunges des assyrischen und babylonischen Reiches nicht weiter, als zu behaupten, die Königsfamilie und die herrschende Klasse des Reiches, die sogenannten Chaldäer, die welt-erobernden *Kasdim* des alten Testaments, seien Indogermanen gewesen. Jedenfalls waren aber zu allen Zeiten starke Einflüsse des benachbarten Erân wirksam¹⁾. Durch schnelle Eroberungen, welche die Sage den assyrischen Heroen Ninus, Semiramis und Sandon beilegt, wurde das assyrische Reich östlich bis über Baktrien, nördlich über Armenien, westlich über ganz Kleinasien ausgedehnt, in dessen Westküstenländern assyrische Dynastien (die Herakliden oder Sandoniden zu Sardes seit 1220 v. Chr. und die troischen Könige) als Vasallenstaaten des grossen Reichs von Niniveh blühten; uralte Heiligthümer assyrischer Religion und bis jetzt in Kleinasien und Armenien erhaltene Monumente ihrer Kunst bezeugen die Dauer dieser Herrschaft.

Babel und Assur.

Die Geschichte der mesopotamischen Reiche kann man in sechs grosse allgemeine Perioden theilen²⁾, deren erste die vorgeschichtliche Zeit umfasst, welche durch legendarische Berichte über den Ursprung und die Urgeschichte Chaldäas nach den bekannten Ueberlieferungen der Bibel und des Berosos ausgefüllt ist. Die zweite Periode verläuft unter der Herrschaft einer vorchaldäischen Bevölkerung, der Akkad. Unsere Kenntnisse über dieselbe stammen aber erst aus späteren assyrischen Inschriften. Mehr bekannt ist schon die dritte Periode, die des chaldäischen Reiches, welches von etwa 3000 bis an's Ende des XII. Jahrhunderts v. Chr. reicht. Die vierte Periode geht von 1100 bis zum Falle Ninivehs, umfasst also die Zeit der Suprematie Assyriens. Es folgt sodann die fünfte, die Periode des neuchaldäischen Reiches unter Nabopolasar und seinen Nachfolgern, und endlich umfasst die sechste die Zeit der persischen Herrschaft.

Die chaldäischen Könige älterer Zeit lassen sich bis jetzt durchaus nicht in chronologischer Folge zusammenstellen, obgleich sie weiter zurückreichen als die assyrischen, deren Reihenfolge indess ununterbrochener und klarer ist. Politische Nachrichten über die chaldäischen Fürsten beginnen erst, als sie mit den Assyriern zusammenstossen und in den Urkunden der letzteren genannt werden. Man ist nicht sicher, ob ganz Unterchaldäa immer ein Reich gebildet hat, oder ob bald das eine, bald das andere Gebiet diesem oder jenem Herrscher unterworfen war. Nach den Inschriften der unterchaldäischen Ruinen hat sich das älteste Reich dortselbst (mit Ausnahme einer kurzen Periode) nur bis Niffar (assy. Nipur, 32° 10' n. Br. 63° ö. L. v. F.) ausgedehnt;

1) Th. Nöldeke. A. a. O.

2) Ich folge dabei Joachim Ménaut, *Babylone et Chaldée*. Paris 1875. gr. 8°.

man darf also den Schluss ziehen, dass in Babel ein anderes Reich seinen Sitz hatte, welches das weitere Vordringen des ersteren nach Norden verhindert hat. Vielleicht bildeten zu einer Zeit die grossen Städte eben so viele Mittelpunkte kleiner Reiche, die häufig unter einander in Fehde lagen. Nur der König Urcham, wohl der älteste König, von welchem die Ueberlieferung weiss, scheint wie sein Sohn Dungi ganz Chaldäa beherrscht zu haben. Zu den bedeutenderen Städten Babyloniens gehörte Ur (das heutige Mugheir), dem Abram entstammt sein soll. Sie war eine Zeit lang sogar Residenz von Königen und Hauptstadt einer der kleineren Staaten, in welche ursprünglich Babylonien zerfiel. Dass diese politische Eintheilung sich auch später erhielt, als längst die Einheit hergestellt war, ergibt sich wohl aus den Listen der späteren assyrischen Könige, welche die Eroberung Babyloniens mehrfach erwähnen, selten indess als eines Ganzen, häufiger als Gruppe von Städten, welche mit ihren Distrikten Provinzen bildeten¹⁾. Auf die Periode der Akkad folgte eine Dynastie von elf Königen, deren Nationalität nicht näher bezeichnet ist, wahrscheinlich elamitische Fürsten²⁾, und es scheint, dass für dieselben so weit zurück als 2280 v. Chr. bestimmte Daten festzuhalten sind³⁾. Wir lesen nämlich in späteren Inschriften, dass ein assyrischer Monarch die Hauptstadt von Elam, Susan, einnahm und daraus ein Bild der Göttin Nana zurückbrachte. Dasselbe sei aus der Stadt Erech (Warka, assyr. Uruk) von dem elamitischen Fürsten Kudur-Nanhundi, in der Zeit, als Babylon von den Elamitern erobert war, was 2280 v. Chr. stattfand, weggebracht worden. Dieses Datum ist insofern von Wichtigkeit, als dadurch eine elamitische Oberhoheit über Babylonien bestätigt wird, welche die Genesis XIV. zur Zeit Abrahams voraussetzt. Um jedoch über die Entwicklung einer Civilisation, Literatur und Regierung Rechenschaft zu geben, wie jene, deren Spuren wir zu Babylon zwei Jahrtausende vor unserer Aera antreffen, muss sich die Geschichte auf einen Zeitraum ausdehnen, gegen den selbst das Wachsthum und Herabkommen Aegyptens ein neueres Ereigniss scheint. Die neuesten Forschungen lehren ohne Zweifel, dass sowohl die Städte Babylon als Niniveh älteren Datums sind, denn bisher angenommen; das primitive Babel (babylonisch Bab-ilu, Pforte Gottes), dessen Alter in unvordenkliche Zeit reicht, ist aber wohl noch erst zu entdecken; der frühere Regierungssitz war südlicher im Lande gewesen, dem persischen Meerbusen näher, wie auch der Thurm Hymer, der noch existirt. Der Zeitpunkt jener grossen Reihe von Bauten, welche die Tempel von Merodach und Zirat-Banit mit dem *Ziggurra*t oder Thurm kombinierten, welcher „der Grundbau für Himmel und Erde“ benannt worden, ist in undurchdringliches Dunkel

1) Ausführliches hierüber siehe bei George Smith, *Assyrian Discoveries: an account of Explorations and Discoveries on the Site of Nineveh, during 1873 and 1874.* London 1875. 8*.

2) Ménant. A. a. O. S. 58—54.

3) Darunter ist auch Chedorlaomer (*Gen. XIV.*) zu fixiren.

gefüllt. In einer sehr frühen Periode schon wurden sie durch einen König Agu oder Agukak-rimi und später wieder durch Hammurabi restaurirt, welcher letztere Babylon, ungefähr im XVI. Jahrhunderte v. Chr. zur Hauptstadt machte. Die kürzlich entdeckten Annalen berichten von einer Reihe von Eroberungen durch assyrische Monarchen und darauf folgende Revolten. Die Stadt erreicht ihren Glanzpunkt unter Nebukadnezar, ging in die Hände der Meder und Perser über, unter Kyros, 559 v. Chr., und sank von der Zeit Alexanders d. Gr. ab bis zu ihrem gegenwärtigen Ruinenzustande.

Assyriens älteste Geschichte zeigt dieses Land von dem chaldäischen oder babylonischen Reiche abhängig. Die in Schinear herrschenden Dynastien können wir bis 2458 zurückverfolgen, wo eine medische Dynastie regierte, doch datiren die historischen Könige Assyriens erst von Ismi-dagan, 1850 v. Chr. Die medische Dynastie wurde von zwei chaldäischen und einer arabischen abgelöst, worauf 1273 die assyrische Suprematie begann, die erst mit dem Falle Ninivehs wieder aufhörte. Noch im XIX. Jahrhunderte war die Stadt des Assur, deren Ruinen bei Kalah Shergat (Elassar der Bibel) liegen, die Hauptstadt Assyriens, deren Glanz aber von dem XIV. Jahrhunderte an vor jenem Ninivehs erblasste, welches übrigens erst unter den letzten Königen als Reichshauptstadt erscheint. Es dauerte Jahrhunderte, bis das untere Mesopotamien dem assyrischen Szepter gehorchte, und man kann in den Berichten der Könige über ihre natürlich stets siegreichen Kriegsfahrten unschwer bemerken, wie sauer ihnen ihre Herrschaft über jenes Land gemacht wurde. Noch in der spätesten Zeit musste Sardanapal einen furchtbaren Krieg gegen eine Koalition der Chaldäer und Elamiter ausfechten, das Vorspiel des letzten, in welchem Niniveh der vereinigten Macht der Meder, Chaldäer und Elamiter unterlag ¹⁾.

Die Inschriften der Assyrer lesen sich wie einfach thatsächliche Aufzeichnungen, welche die Schriftgelehrten — die, wie uns die Bibel und die Profangeschichte so gut wie die assyrischen Monumente selbst lehren, die orientalischen Monarchen in Krieg und Frieden stets begleiten — zur Zeit der Geschehnisse selbst fixirten. Schon 1500 Jahre v. Chr. begegnen wir einem Sargina I, dessen Kindheitsgeschichte viele verwandte Züge mit jener des biblischen Moses, wie des Romulus, des Dionysos u. s. w. aufweist ²⁾.

Unter den weiteren „Geschichten“ müssen wir namentlich jene

1) Vgl. Joachim Ménañt, *Annales des Rois d'Assyrie traduites et mises en ordre sur le texte assyrien*. Paris 1874. 8°.

2) „Sie, meine Mutter — hebt die Legende an — legte mich in eine kleine Arche aus Wasserbüsen; mit Erdharz verklebte sie die Thüren; sie setzte mich in den Strom, der nicht in die Arche zu mir eindrang; der Strom trug mich mit sich fort etc.“ Dann wird erzählt, wie das Kind von einem Wasserträger gerettet worden, wie es unter Waldbewohnern aufwuchs und dann ihr König ward. Dasselbe Erzählung findet sich in beinahe ganz denselben Worten auf einer anderen, auf denselben König bezüglichen Inschrift, welche G. Smith gleichfalls übertragen hat. Vgl. *Records of the Past*. Lond. 1875. V. Vol.

des Tiglath-pileser I., Assur-nazirpal — der grosse Sardapal der Griechen — und des Sennacherib hervorheben. Der erste, ungefähr 1120 v. Chr., war wohl der bedeutendste der Monarchen aus ältester Zeit und that auch das Meiste für das Reich. Er wird in den Berichten als leidenschaftlicher Jagdfreund geschildert, welcher auf dem Libanon wilde Stiere gejagt, 120 Löwen und eine Unzahl anderer wilder Thiere erlegt habe. Auch ist erwähnt, dass der König von Aegypten seine Geschmacksrichtung so wohl gekannt habe, dass er ihm ein Krokodil zum Geschenke gesendet. Tiglath-pileser war auch einer der Erbauer, wo nicht der Gründer des Birs-i-Nimrud, der gemeinhin als der Thurm von Babel bezeichnet wird, so wie vieler anderen Bauwerke, wovon ein sehr hoher Thurm noch erhalten ist ¹⁾.

Assur-nazirpal war der Gründer des zweiten Reiches, das von diesem Zeitpunkte an mit nur geringen Unterbrechungen stetig anwuchs, bis es seine grösste Ausdehnung erreichte. Können wir den Berichten seiner Feldzüge und seinen skulpturalen Darstellungen Glauben schenken, so war er äusserst grausam, denn das Abschneiden von Händen und Füssen, Nasen und Ohren und das Ausdrücken — mit dem Daumen — der Augen wird häufig erwähnt und dargestellt gefunden. Ein zweiter Timur, errichtete er ausserhalb der Wälle einer Stadt zwei Hügel — den einen von Menschenschädeln, den anderen von den Rumpfen — und liess Knaben und Mädchen dem Feuertode preisgeben. Mit grosser Unbefangenheit werden auf den Marmorplatten der Palastmauern die Martern der Gefangenen abgebildet, und die Texte schildern diese Prozeduren als heroische Handlungen. Die assyrische Geschichte, wie sie in den Inschriften enthalten, dreht sich zum grössten Theil um Kriegszüge; der ewige Refrain lautet: ich belagerte so und so viel Städte, eroberte sie, zerstörte sie, zündete sie an; führte so und so viel Tausend in die Gefangenschaft, ich thürmte Hügel von Leichen, ich füllte meinen Palast mit Beute an Gold, Silber, Wagen, Weibern und Sklaven, und ich floss dem Lande grosse Furcht vor meiner Macht ein. Wie gewöhnlich bei den Nationen semitischer Herkunft, mischt sich mit der Grausamkeit gegen Feinde der Fanatismus

1) Es ist bis heute noch nicht geglückt, eine assyrisch-babylonische Urkunde der Sage vom Thurmbau zu Babel aufzufinden. Auch ist es keineswegs ausgemacht, dass die Birs-i-Nimrud (in den Inschriften *Zigurrat Bit Zida*) die berühmte *Turris babilonica* sei. Herr George Smith war zwar dieser Ansicht, es gibt aber auch Gegner derselben. H. C. Rawlinson z. B. hatte, den Andeutungen Layard's folgend, die vielbekannte Trümmermenge „*Mujelibe*“ mit dem noch unentdeckten Monumente identifizirt, doch weist P. N. N. Myers durch eine sorgsame Untersuchung aller Aufstellungen über den Thurm von Babel in seinen *Remains of lost Empires* dies als Irrthum nach. Myers folgt Oppert und G. Smith in der Meinung, dass Birs-i-Nimrud der berühmte Thurm sei. Sollten sich jedoch wirklich noch welche Spuren desselben finden, so dürfte es wohl entweder, den Andeutungen Loftus' und Taylor's entsprechend, südlicher, an den wundervollen Hügeln von Enech, Magheir und Sinkera, oder die nördlichste Ruine Babylons (in den Inschriften *Bit Saggatu*), der Tempel des Marduk und der Zirbanith sein, welche noch jetzt *Babil* heisst.

des Religionshasses; die politischen Feinde werden für Feinde der Götter erklärt. Die Assyrer waren der Schrecken der umwohnenden Völker, in hohem Grade kriegstüchtig; frühzeitig besaßen sie schon ein trefflich geschultes und geordnetes Heer; im Gegensatz zu den übrigen Semiten, welchen die zerstreute Fechtart ureigenthümlich zu sein scheint, liessen die Assyrer ihr Fussvolk in Reih und Glied vorrücken, vollkräftige Gestalten in kriegerischer Rüstung; Streit- und Sichelwagen bestanden neben der Kavallerie, welche theils mit Pfeil und Bogen, theils mit der Lanze bewaffnet war¹⁾; Festungen wurden belagert, Sturmböcke an die Mauern gebracht, Schiffe zu Kriegszwecken verwendet, wie denn die Chaldäer überhaupt geschickte Schiffsbauer waren²⁾.

Vielleicht ist in der Geschichte aller assyrischen Herrscher jene des Sennacherib die interessanteste durch die vielfachen Details, die sich über ihn vorfinden, und besonders durch sein Verfahren gegen Hesekiah, König der Juden. Auch ist ein vollständiger Bericht eines grossen maritimen Krieges vorhanden, den er bald nach der Belagerung Jerusalems geführt haben muss. Er beschäftigte phönizische und syrische Werkleute zum Schiffsbau auf dem Euphrat und Tigris und bemannte die Fahrzeuge mit jonischen, tyrischen und sidonischen Bewohnern der mittelländischen Küste. Hier wird uns auch sichere Nachricht von griechischen Einwanderern in assyrischen Diensten, zwei Jahrhunderte vor der Schlacht von Marathon. Ist es da zu wundern, wenn die griechische Architektur in ihren Anfängen eine grosse Aehnlichkeit mit den Baulichkeiten Assyriens nachweist?

Materielle Kultur der Assyrer und Babylonier.

Was über die altassyrische und babylonische Kultur durch die Ausgrabungen der Neuzeit bekannt geworden, ist eine grossartige Bestätigung der biblischen Schilderungen von dem staunenswerthen Luxus, der fabelhaften Pracht dieser Riesenstädte des Alterthums, wo Palast an Palast sich reihte, zwar leichter konstruirte Werke, die in Hinsicht des grossartigen Anblickes gewiss ihres Gleichen selbst in Aegypten nicht haben. Vor den Palästen stehen phantastische Stiere mit Menschenkopf, Königsmütze, prachtvoll geringeltem Bart und Haar, Adlerflügeln und Löwentheilen. Die Säle darin waren hoch, oben mit Cederbalken gedeckt, der Boden mit babylonischen Teppichen belegt: mit Gold überzogene Säulen, rauschende Vorhänge schmückten die Räume, die Wände waren mit Gemälden aus der Geschichte der Könige verziert. Auf bronzenem mit Gold und Elfenbein geschmückten oder auf krystallinem³⁾ Throne sitzt der König in prachtvoll gesticktem

1) Siehe Layard, *Nimrod and its remains*. II. Bd. S. 362—409.

2) Jesajas. XLIII. 14. *Chaldaeos in navibus suis gloriantes*.

3) Ein solcher ward, leider allzu sehr beschädigt, von George Smith gefunden.

langen Gewande; dahinter steht, ihm Luft zufächelnd, sein Eunuch, um ihn die Grossen des Reiches; vor ihm kommen die Gesandten unterworfenen Völkerschaften und bringen Tribut. In einem der ausgegrabenen Säle fand sich ein ganzes Reichsarchiv oder Bibliothek, in kleinster Keilschrift auf schmale Steinplatten geschrieben; in einem andern fand sich eine Sammlung von Bronzegeräthen aufgehäuft, Waffen, Gürtel, Becken, Schellen, Würfel, Trümmer eines Thrones und dazu gehörenden Fusschemels, grosse Mischgefässe u. dgl.¹⁾

Geradezu erstaunlich ist die Höhe, welche die Bildhauerei, darunter besonders die Kunst menschliche Formen darzustellen, erreicht hatte. Die Assyrer waren hierin weit fortgeschrittener als die Aegypter, wenngleich beiden Völkern die Darstellung von Thieren im Allgemeinen besser gelang, ja fortgeschrittener selbst als die Hellenen in ihren ältesten Perioden. Sicher ist, dass die spätere persische Kunst in den Fusstapfen der assyrischen Vorgänger wandelte. Obwohl aber die Bildhauerei der Assyrer jener der Aegypter in gewissem Grade, jener der Perser aber ganz entschieden überlegen war, so stand doch ihre Architektur unter dem Niveau dieser beiden Völker. Wie in Aegypten das hierarchische, so war in Assyrien das despotische Element vorherrschend, und es drängt sich daher naturgemäss dort der Tempel, hier der Palast²⁾ in den Vordergrund, während sich in Chaldäa die beiden Elemente und darum auch die beiden monumentalen Gattungen ungefähr die Wage hielten. Im Uebrigen ist die Verwandtschaft der chaldäischen und assyrischen Werke ungemein gross. Mit dem Luxus der inneren Ausschmückung stand die überaus grosse Einfachheit der Bauart in grellem Kontraste; die Mauern waren aus sonnengetrockneten Lehmziegeln, die im dritten Monate Siwan geformt wurden, und nur mit künstlerisch verzierten Gypsplatten überdeckt. Selten und nur an Stellen, welche besondere Dauer haben sollten, wurden auch Quadersteine³⁾ aus entfernten Steinbrüchen herbeigeschafft. Wenn Babylon hierfür den Mangel an brauchbarem, soliden Baumaterial als Entschuldigung nehmen konnte, so hat dies doch für Niniveh keine Geltung. Was aber unter den Gemälden zu verstehen ist, sind Basreliefs, nach assyrischer Sitte bemalt. Bei der inneren Ausschmückung herrscht, trotz des Reichthums der Ornamente, stets ein guter Geschmack⁴⁾. Diesem und den kolossalen Dimensionen ihrer Bauten verdanken es

1) Ueber die assyrische Kultur geben Aufschluss: Weissenhorn, *Niniveh und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigrisithale*. Erfurt 1851. — Botta, *Monuments de Niniveh*. Paris 1846—50. 5 Bde. — Jules Oppert, *Expédition scientifique en Mésopotamie, exécutée de 1851 à 1854*. Paris 1868. 4°. — Vikt. Place, *Ninive et Assyrie*. Paris 1865. Fol. — Vaux, *Niniveh und Persepolis*. Uebersetzt von Zenker. Leipzig 1852.

2) Sehr wichtig für die Geschichte der Architektur sind die Nachrichten, welche die assyrischen Inschriften über den Bau von Tempeln und Palästen enthalten. Viele sind mitgetheilt bei Ménant, *Annales des Rois d'Assyrie*, an vielen Stellen.

3) Eine merkwürdige Thürschwelle aus Stein 2m lang, die erste ihrer Art, auf die man in Assyrien gestossen, grub 1874 G. Smith in Niniveh aus.

4) Jul. Oppert, *Die Grundsätze der assyrischen Kunst*. Basel 1872. 8°. S. 9-16

die Assyrer, dass man heute sagen darf, sie hätten Alles erreicht, wenn nicht übertroffen, was je von einem Volke des Alterthumes erbaut worden. Die innere Einrichtung der Wohnungen weicht völlig von dem ab, was man heute im Oriente sieht. Die Assyrer gebrauchten Lehnstühle, Stühle und speisten, wie wir, an Tischen; ja sie bedienten sich sogar schon bronzener Gabeln¹⁾. Alle diese Geräthe waren auf das reichste und gewählteste geschmückt. Nicht geringerer Luxus herrschte in der Kleidung, zumeist weit und wallend, von jener der Aegypter und Perser aber gänzlich verschieden. Ornamente waren darauf geradezu verschwendet. Nur der König durfte die spitze Tiara und nur die Priester gewisse Kleiderformen tragen. Unter den Waffen glänzten Schilde und Schwerter durch die reichsten Verzierungen; die grossen Schilde, welche den ganzen Mann deckten, waren oft aus Thierfellen, die Helme aus Messing oder auch aus Eisen, gelegentlich mit Kupfer eingelegt. Auch Bogen, Köcher und Schwertscheiden schmückten Verzierungen.

Wie überall im Orient genossen Haar und Bart ausserordentliche Pflege; die Augenbrauen wurden schwarz gefärbt; an Arm und Knöchel Bracelets und Amulette, im Ohre Ohringe, am Finger aber, wie es scheint, niemals Ringe getragen. Von gleicher Pracht strotzte die Ausrüstung der Pferde.

Die Industrie stand auf hoher Stufe; die Assyrer verstanden die härtesten wie die weichsten Gegenstände zu bearbeiten, waren vertraut mit der Glasbereitung und der Kunst des Emailirens. Sie konnten Lehm zu Ziegeln oder Gefässen brennen und je nach Bedarf verschiedene Qualitäten herstellen. Töpferwaren wurden gefirnisst und bemalt. Guss und Hämmerung der Metalle hatten eine hohe Vollendung erreicht; das gewöhnliche Metall war, wie bei fast allen Völkern des Alterthums, das Kupfer, seltener Eisen. Blei bezogen sie wahrscheinlich aus den Bergen Kurdistan in geringer Entfernung vom heutigen Mossul. Metallene Nägel mannigfachster Gestalt wurden häufig gefunden.

Eine entwickelte Industrie gibt gemeiniglich Veranlassung zu ausgedehnteren Handelsverbindungen. So auch hier. Nach Nah. 3, 16 besass Niniveh mehr Kaufleute als der Himmel Sterne. Niniveh war der Kreuzpunkt der grossen Handelsstrassen Asiens und die Schätze der Welt flossen hier zusammen. Obwohl in dem gewaltigen Reiche politische Umwälzungen häufig waren, so fügten sie doch dem Handel keinen erheblichen Schaden zu, denn sie beschränkten sich zumeist auf einen Dynastiewechsel. Nun sind aber — die Geschichte beweist es — die politischen Revolutionen von oben und selbst die Eroberungen dem Handel niemals so nachtheilig als die furchtbaren inneren Anarchien,

1) G. Smith fand ebenfalls eine zweisinkige Bronzegabel im Palaste des Sannherib. Bisher hatte man die Existenz der Gabeln so weit zurück nicht einmal geahnt. Wir finden ihrer zuerst Erwähnung gethan als eines Luxusgegenstandes, den eine griechische Prinzessin im XI. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nach Venedig gebracht habe,

die oft die Folgen divergirender Bestrebungen von unten aus sind. Ja, nachdem die Perser sich des Reiches bemächtigt, darf man selbst zugeben, dass Handel und Industrie einen erneuten, höheren Aufschwung nahmen und dadurch eher gewannen denn verloren. Schon im frühesten Alterthume waren die assyrischen Gewebe hochgeschätzt; da das Rohmaterial, wie Baumwolle und vielleicht Seide, zum Theile wenigstens, nicht vom eigenen Lande erzeugt wurde, so setzt dies einen ausgedehnten Handel zu Schiff mit dem Osten voraus. Assyrische Kaufleute, die mit blauem Tuche und gestickten Zeugen handelten, erschienen im phönikischen Tyrus; Baumwollentoffe waren gesucht, wie nicht minder die seidenen Gewänder Assyriens und die Teppiche Babylons. Auch prachtvolle Elfenbeinschnitzereien fanden ihren Markt ¹⁾.

Von zwei mächtigen Strömen umfassen, die dem persischen Golfe zueilen, bildet Mesopotamien eine unterbrochene Tiefebene, nach allen Richtungen hin von Kanälen durchschnitten, welche stufenweise in ihrer Grösse bis zu blossen Wassergräben herabsanken. Die Ufer waren mit unzähligen Maschinen bedeckt, um das Wasser über den ganzen Boden zu verbreiten. Diese beständige Berieselung war durch die unfruchtbare Natur des Bodens absolut bedingt, lohnte aber den Schweiss der Hände mit reichlichem Ertragnisse.

Soziales Leben.

Unser Wissen über das soziale Leben Assyriens und Babylons ist ausserordentlich beschränkt. Die absolute Herrschermacht lag in der Hand des Königs; neben ihm bestand eine hochgebildete Priesterklasse, die Chaldäer, worunter übrigens vielleicht auch eine Art Adel zu verstehen ist. Jedenfalls waren es diese, welche sich im Besitze der Wissenschaften befanden und darin auch, vorzüglich auf dem Gebiete der Astronomie, sehr Erhebliches leisteten. Wie gross aber auch die Wissenssumme dieser bevorzugten Klasse gewesen sein möge, so konnte dieselbe doch nicht einer völlig rohen ungebildeten Menge gegenüberstehen, denn Assyrier und Babylonier waren eminent handeltreibende Völker; bei solchen erfreuen sich aber, wie leicht begreiflich, auch die unteren Klassen einer grösseren Bildung als in den reinen Ackerbaustaaten. Schon der Verkehr mit der Fremde führt unbewusst eine Bereicherung des Wissens, eine höhere Reife der Anschauungen mit sich ²⁾.

1) Siehe Josef Bonomi, *Niniveh and its remains*. London (1853). 8°. S. 312 bis 336; ferner Henry Austen Layard, *Niniveh and its remains*. London 1849. 8°. 2 Bde. speziell der II. Theil im zweiten Bande. S. 159 ff.

2) Die neuentdeckten Inschriften haben desshalb auch zahlreiche Fragmente wie Gesetze, Kontrakte und amtliche Schriftstücke zu Tage gefördert. Da ist z. B. ein Kaufkontrakt eines Geheges, unweit der Stadt Lahirun, an der elamitischen Grenze, mit den Namen der beiden Parteien und dem Siegel des Statthalters Nergel-ilai, während der

Wie ausnahmslos in allen Staaten des Alterthums, blühte auch in Babylon die Sklaverei; ja die Anzahl der Sklaven scheint enorm gross gewesen zu sein. Kriegsgefangene wurden zu Sklaven gemacht, im Ganzen aber milde behandelt, wie die in babylonische Gefangenschaft gerathenen Juden erfuhren. Am genauesten jedoch sind wir über die geschlechtlichen Verhältnisse in Babylon unterrichtet, die in der That eine nähere Betrachtung erheischen. Hier ist es nämlich, wo sich die ältesten Spuren der organisirten Prostitution vorfinden.

Im Allgemeinen lässt sich die soziale Erscheinung der Prostitution in drei Kategorien theilen, deren jede drei verschiedenen Epochen des Völkerlebens angehört; es ist dies die Prostitution der Gastfreiheit, die gottesdienstliche oder geheiligte, und endlich die sanktionirte, gesetzliche oder politische Prostitution¹⁾. Ueberall, so weit wir zurückblicken können in die Vergangenheit, sehen wir das Weib dem Werben des ersten Besten sich ergeben; fast als Waare behandelt, wird sie dem Gastfreunde zur Verfügung gestellt gerade so wie das Beste, was überhaupt an Leckerbissen Zelt oder Haus zu bieten vermag; diese Prostitution der Gastfreundschaft ist eine Artigkeit, eine Höflichkeit, dem Gaste erwiesen, eine praktische, wenn auch unbewusste Durchführung des Satzes: Thue Anderen, was Du willst dass Dir geschehe. Ohne Widerrede gab das Weib sich dazu her, theils aus angeborener Eitelkeit, theils vielleicht auch aus Hoffnung auf ein Geschenk, welches ihr am Morgen der fremde Gast hinterliess. Fast gleichzeitig mit dieser ältesten, von Eltern und Gatten gutgeheissenen Prostitution tritt die geheiligte Prostitution auf, gewissermassen eines der Mysterien im Kulte der Gastfreiheit. Gleichwie die zürnenden Götter allerorts durch Opfer besänftigt werden sollen, brachten die Weiber sich selbst dem Gotte zum Opfer, die Frauen ihre Keuschheit, die Jungfrauen ihre Jungfrauschaft. Die Ideenverkettung ist hier unverkennbar. Ob der Götze selbst oder sein Priester, es war gleichgültig, wer an ihnen das Opfer vollbrachte, und um dieses allein handelte es sich. In späterer Zeit ging freilich die ursprüngliche Idee verloren, der Gebrauch aber hatte sich festgenistet und erhielt sich fort und fort in dem Kult gewisser Gottheiten. Nur sehr langsam verschwand er aus dem Kreise der gesitteten Völker, einzelne Spuren aber lassen sich noch in der Gegenwart wahrnehmen.

Während die Prostitution der Gastfreiheit in die ältesten Zeiten hinaufreicht, vor Bildung der Religionen und gewisser moralischer Ideen, herrscht die gottesdienstliche oder geheiligte Prostitution bei fast allen Völkern das ganze Alterthum hindurch. Der sehr natürlichen Idee, welche ihrem Entstehen zu Grunde liegt, trat fördernd der Umstand zur Seite, dass die That der Prostitution selbst eben so

späteren Regierung Esarhaddons, 670 v. Chr. So auch der Verkaufsakt eines Mädchens, Anadalati, der Tochter Sayaradu's, durch ein Weib Namens Dallya, das dem Palaste des Sanherib angehört, 687 v. Chr.

1) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 9—10

alt ist wie die Wollust, wie die Liebe, daher schon in der ersten Kindheit der menschlichen Gesellschaft ihren Anfang nimmt; denn streng genommen beginnt sie dort, wo zum ersten Male das Weib aus nicht geschlechtlicher Begierde sich preisgab. Eines aber muss Jenen gegenüber, die stets die „elende“ Stellung des Weibes im Munde führen, betont werden, dass, wo immer wir diese eigenthümliche Erscheinung beobachten, das Weib vollkommen freiwillig handelnd auftritt. Wie zur Liebe kann zur Prostitution es Niemand zwingen.

Babylonier und Assyrer haben wir als Mischvölker kennen gelernt und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn hier auch die Begriffe der gastfreundschaftlichen und religiösen Prostitution mit einander verschmolzen. In Babylon war die Prostitution das hervorragendste Merkmal des Mylitta-Kultus. Die babylonische Göttin Mylitta ist nichts anderes, als das in der vollen Freiheit des Naturlebens gedachte Mutterthum. Wie wir später sehen werden, erhob sich das zügellose Naturprinzip der Mylitta zur Herrschaft in ganz Vorderasien und vermochte selbst die ursprünglich auf einer abweichenden Auffassung beruhenden Kulte in seinem Sinne umzugestalten, Mylitta folgt dem Prinzip des sich selbst überlassenen Naturlebens in seiner vollen, durch keine menschliche Satzung beeinträchtigten Schöpferthätigkeit. Die beengende Fessel der Ehe ist ihrem Wesen zuwider. Vertreterin des stofflichen Naturrechtes verlangt sie unbeschränkte Hingabe an jeden Mann und hebt alle Schranken, welche die niederen Schöpfungssphären von dem Menschen trennen, auf. In den vorhandenen Nachrichten über den Mylittadienst finden alle diese Sätze ihre Anerkennung. Von jedem Mädchen ihres Volkes verlangt die Göttin freie Hingabe an den sie zur Begattung aufrufenden Mann. Die Anforderung geschieht im Namen Mylittas und in dem heiligen Raume ihres Tempels. Die Geldgabe des Mannes ist Mylittenlohn und dem Tempel verfallen, der Strick um den Kopf, welchen die Babylonierinnen bei diesem Anlasse zu tragen pflegten, das Zeichen der Verpflichtung zu dem Keuschheitsopfer, die Prostitution mithin eine kultliche, von der Religion auferlegte Handlung. Wenn wir ferner erfahren, die Göttin begnüge sich mit der einmaligen Hingabe des Weibes und sehe es ihm nach, wenn die strengste Keuschheit die nachfolgende Ehe auszeichne, so haben wir hierin die Sühne für die der Mylittennatur widersprechende Ehe zu erblicken ¹⁾.

Wissen und Religion der Chaldäer.

Der Ursprung der chaldäischen Theologie wird meist aus den weiten Thalebene Mesopotamiens erklärt, die zur Beobachtung der

1) J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien*. Heidelberg 1870. 8°. S. 43—44.

regelmässig kreisenden Gestirne herausforderten ¹⁾). Jedenfalls besaßen die Priester — die chaldäischen Magier — schon sehr frühe ein hohes astronomisches Wissen, wenngleich von einer astronomischen Wissenschaft im modernen Sinne kaum die Rede sein kann ²⁾). Die Sternkunde der Chaldäer und ihrer Schüler, der Assyrer, war also weder so tief noch so gering als oft behauptet wurde. Im Hinblick auf die geringen Mittel, worüber man damals verfügte, waren die in jenen frühen Epochen gemachten Fortschritte in der Himmelskartographie, in der Herstellung eines Kalenders, und besonders in der Beobachtung der kosmischen Phänomene wirklich bewundernswerth, trotz der astrologischen Absurditäten, die sich darein mengten. Die Urheber dieser Wissenschaft waren aber wieder nicht die semitischen sondern die älteren akkadischen Babylonier, und diese müssen ihre Beobachtungen schon in ihren alten Sitzen in Elam begonnen haben, weil ihr Hauptmeridian jenes Land durchschnitt. Die ältesten bekannten astronomischen Aufzeichnungen der Chaldäer, das grosse, siebzig Bücher umfassende Werk der „Beobachtungen des Belus“, reichte nur bis 1700 v. Chr. zurück. Den Akkadiern verdanken wir auch die Erfindung des Thierkreises und die Eintheilung der Woche in sieben Tage nach den vier Mondesvierteln. In Verbindung mit den kürzlich aufgefundenen astronomischen Tafeln, auf deren Gebrauch sich die Chaldäer schon verstanden, wirft das jüngst entdeckte Fragment eines Astrolabium ein ergänzendes Licht auf das, was wir über die babylonische Eintheilung des Himmels und die Namen der Fixsterne schon wissen. Der Himmel war in vier Theile getheilt, der Durchgang der Sonne durch dieselben bezeichnete die vier Jahreszeiten ³⁾). Das assyrische Jahr war ebenso wie das jüdische in zwölf Monde (Mondmonate) getheilt und das Sonnenjahr wurde dadurch hergestellt, dass gelegentlich ein Monat eingeschoben ward. Heute sind wir nun in der Lage, ungefähr dreissig der grössten Gestirne zu zählen und einige sogar zu identifiziren. Vier derselben finden sich auf dem Fragmente des Astrolabiums abgebildet: die Sterne *Urbat* und *Addil* im Skorpion und die Sterne *Nibat-anu* und *Udkagaba* im Schützen. Der Stern Nibat-anu wurde bisher irrthümlich für einen Planeten gehalten. Der Himmel und das Jahr wurden durch die Kreisform des Astrolabiums dargestellt; dessen Umkreis war in zwölf Theile getheilt, wovon jeder wieder mit einer Anzahl von Graden bezeichnet war. Innerhalb derselben, näher dem Pole, waren wieder zwölf Abtheilungen angebracht. Die Thatsache, dass die vier Himmelstheile nicht mit dem neuen Jahre beginnen, veranlasst die Frage aufzuwerfen, ob nicht der

1) Cicero, *De Divin.* t. I. 1.

2) Sir George Cornwall Lewis, *An historical survey of the astronomy of the ancients.* S. 277—278.

3) In der Uebersetzung des Hauptfragmentes, die uns Smith gibt, setzt er als angenommene Aequivalente für die ursprünglichen Zeichen „Monat“ und „Tag“, bemerkt jedoch, dass er glaube, wir sollten für „Tag“ einen Himmelsgrad und für „Monat“ ein Zeichen des Thierkreises lesen,

Zeitpunkt der Aequinoctien sich seit den ersten Festsetzungen assyrischer Astronomie verschoben habe. Wie regelmässig die Berichte von den verschiedenen Observatorien, die in der Mehrzahl der grossen Städte errichtet waren, eingesendet wurden, beweist eine im Palast des Sanherib aufgefundene Tafel, welche die Beobachtungen Abil-istars bei einer Mondesfinsterniss ¹⁾ in der Stadt Akkad relationirt ²⁾. Sie wussten, dass nach einem Kreislaufe von 223 Mondwandlungen die Verfinsterungen des Mondes wiederkehren ³⁾.

Auch besaßen die Chaldäer astronomische Abhandlungen, deren Titel uns erhalten sind, z. B. ein Buch über die Konjunktion von Sonne und Mond, eines über Kometen, über die Bewegungen des Mars, über jene der Venus und über den Polarstern, nämlich *a Draconis*. Endlich ist eine chaldäische Bestimmung der Grösse des Erdgrades nach Kameelschritten nicht unwahrscheinlich, und bemerkenswerth, dass König Nabonassar eine Zeitrechnung gründete, die sogenannte nabonassarische Aera, welche zu Folge gutbeglaubigter astronomischer Beobachtungen mit dem Jahre 745 v. Chr. beginnt, also schon für jene Epoche einen sehr ansehnlichen Wissensschatz voraussetzt ⁴⁾. Die Assyrier bezeichneten die Jahre mit dem Namen eines vornehmen Beamten, wie die Römer die ihrigen nach den Konsulen und die Athener nach den Archonten. Diese Beamten führen im Assyrischen den Namen *Limu*, was man mit Eponymen zu übersetzen pflegt. Man hat die Reihe dieser Eponymen festzustellen vermocht durch das Datum der Eroberung von Samaria 722 v. Chr., von wo man dann vorwärts und rückwärts Jahr für Jahr zählen kann. Ein anderes Datum, das die *Limu* nennen, ist das einer totalen Sonnenfinsterniss, welche nach den Rechnungen der Astronomen jene vom 15. Juni 763 gewesen. Was vor dieser Jahresreihe liegt, ist nicht genau zu fixiren ⁵⁾.

Unter den mannigfachen Texten untergeordneten Ranges, welche die neu errungenen Inschriften zu Tage gefördert, finden sich recht merkwürdige Fragmente über Geographie und Naturkunde, aber auch über Zauberei und böse Geister. Wir besitzen eine Reihe von Beschwörungsformeln und Hymnen der akkadischen Magie, welche gegen ein ganzes Heer böser Geister und Gespenster, sowie deren Wirkungen, Besessenheit und Krankheiten u. dgl. zu kämpfen hat ⁶⁾.

1) Mondesfinsternisse wurden in grosser Menge schon seit den frühesten Zeiten, jedoch nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit aufgezeichnet.

2) A. H. Sayce, *The Astronomy of the Babylonians*. (Nature 1875. XII. Bd S. 489—491.)

3) Siehe hierüber die betreffenden Abschnitte in Sir George Cornwall Lewis' Werke: *An historical survey of the astronomy of the ancients*. S. 256—315, 397—446.

4) Ausland 1867. S. 559—562. Gumbach, *Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrier*. Heidelberg 1852.

5) Vgl. hierüber das klassische, freilich keine unterhaltende Lektüre bietende Werk von George Smith, *The Assyrian Eponym Canon*. London 1875.

6) Siehe François Lenormant, *La Magie chez les Chaldéens et les origines*

Was die Schöpfungsgeschichte der Chaldäer anbelangt, so kennen wir nebst der babylonischen Fluthsage, worin Xisuthros an Stelle des Noah der Bibel steht, seit kurzer Zeit nun auch die babylonische Tradition über die Fluth¹⁾. Man hat allgemein diese Sage einer allgemeinen Sintfluth für eine durchaus semitische Ueberlieferung und die neuesten Entdeckungen meistens für eine merkwürdige Bestätigung der biblischen Berichte ausgegeben, während dem besonnenen Forscher mehr die Abweichungen entgegenreten. Jetzt sind so viele weitere Fragmente des Fluthberichtes entdeckt, dass wir einen grossen Sagenkreis überblicken, in welchem jener Bericht nur einen kleinen Theil bildete, und die Wurzeln dieses Sagenkreises dürften wohl nach Indien führen. Der Name des aus der Fluth Geretteten, des mythischen Heros, welcher die Hauptrolle in dieser Sintfluthsage spielt, ist noch nicht entziffert, und hat man einstweilen Izdubar (welches der Lautwerth der den Namen bildenden Ideogramme, aber kein wirklicher Name ist) eingesetzt. Die Legenden wären etwa auf den Beginn des babylonischen Reiches, 2000 v. Chr. zurückzuführen, und Izdubar ist vielleicht mit Nimrud identisch. Der Held, ein gewaltiger Jäger oder Riese, herrschte über das Gebiet rings um Babylon, vertrieb einen Tyrannen, der über Erech regierte, und fügte dies neue Gebiet zu seinem Königreiche. Er tödtete ein Ungeheuer, welches das Land verwüstete, und empfing an seinem Hofe einen gewaltigen Seher und Astrologen, Heabani, mit dessen Hilfe er die Häuptlinge Humbaba und Belesu bezwang, den göttlichen Ochsen tödtete und über das ganze Thal von Euphrat und Tigris und vom persischen Meerbusen bis zu den armenischen Bergen herrschte. Heabani wird nun durch ein unbekanntes wildes Thier Namens Tamabukku getödtet und Izdubar, von einer Krankheit, wie es scheint, dem Aussatze befallen, nimmt seine Zuflucht zur Seeküste, wo er mit den deifizirten Helden zusammentrifft, welcher der Sintfluth entkommen ist. In den neuen Fragmenten von Kujundschick trägt dieser Held den Namen Hasisadra, wovon das berossische Xisuthros offenbar die gräzisirte Form darstellt. Hasisadra erzählt die Geschichte der Fluth in vielen Punkten von der Bibel abweichend und eine frühere Version kennzeichnend.

Auch andere Inschriften beziehen sich auf die Fluth; eine der ältesten erwähnt die „Stadt der Arche“, in der Izdubar-Serie Surippak benannt. Auf einigen Cylindern und Edelsteinen ist Izdubar in seinem Boote dargestellt. Eine scharf hervortretende Eigenthümlichkeit dieser

accadiennes. Paris 1874 8°. und *Les sciences occultes en Asie. La divination et la science des présages chez les Chaldéens*. Paris 1875. 8°.

1) Die Backsteinbibliothek des Sardanapal (667—625), welche auf dem britischen Museum aufbewahrt wird, enthält auf einigen 80 Fragmenten, die der Assyriologe G. Smith von etwa 10000 Tafeln im Jahre 1872 zusammengelesen hat, die assyrische Uebersetzung des chaldäischen Fluthberichtes: (Siehe denselben in der *Beilage zur Allgem. Zeitung* vom 24. December 1872.) Im Palaste des Sanherib zu Nimrud entdeckte dann Smith am 15. Mai 1873 die fünfzehn Zellen von der ersten Kolumne des Fluthberichtes welche in die einsige auszufüllen wichtige Lücke passen.

Legende ist, dass aus der Arche ein regelrechtes Schiff gemacht ist, das in die See gelassen und von Bootsleuten geführt wird. Das ist also die Tradition entweder eines seefahrenden Volkes oder eines Volkes, das an solche grosse Ueberfluthungen gewöhnt ist, wie sie z. B. an der Mündung eines grossen Flusses, wie der Euphrat, vorkommen mochten. Der Bibelerzählung nach hat das Ereigniss ein im Inneren des Landes lebendes Volk betroffen und war die Arche wie ein Koffer oder Kiste und nicht im eigentlichen Sinne ein Schiff. Mit der Entdeckung der babylonischen Fluthsage ist zugleich die Frage, ob das Fragment des Berossos eine chaldäische oder die biblische Ueberlieferung vor Augen gehabt, im ersteren Sinne entschieden.

Epische Gedichte kannte man bisher nicht bei den semitischen Völkern, obwohl man solche z. B. bei den Hebräern nach einzelnen Andeutungen¹⁾ anzunehmen geneigt war. Der Dichter des epischen Fluthberichtes ist nicht genannt, kommt aber vielleicht noch zum Vorschein²⁾. Ein anderes Fragment des babylonischen Epos ist die Höllenfahrt der Istar³⁾. Die Göttin Istar (Venus), Tochter des Sin (Mous) beschliesst in den Hades zu steigen, der ähnlich dem Scheol der alten Hebräer dunkel geschildert wird. Nachdem die Göttin der Erde unwillig genug den Eintritt verstattet hat, muss Istar an jedem der sieben Thore sich eines Theiles ihres Schmuckes entledigen, so dass sie nackt in die Unterwelt gelangt, hier von den Göttern gereinigt wird, und endlich, da durch ihr Verschwinden alle Zeugung und Fruchtbarkeit auf Erden aufhört, von dem Götterboten wieder an die Oberwelt zurückgeholt wird, indem sie beim Rückwege durch die Thore ihren Schmuck wieder erhält.

Das vorliegende Bruchstück ist kaum ein Grund, die bisherige Ansicht umzuändern, welche dem semitischen Volksstamme die Befähigung zur Epik abspricht. Der Einfluss des fremden, protochaldäischen Stammes dürfte sich gerade in diesem Zweige der babylonischen Literatur gezeigt haben, in so ferne den Semiten hier die nöthigen mythologischen Vorstellungen geliefert wurden, ohne welche ein Epos im Alterthume nicht gedacht werden kann. Diese mythologischen Vorstellungen kamen den späteren Semiten abhanden, mithin auch der Sinn für das Epos⁴⁾. Der Fluthbericht und die Höllenfahrt der Istar

1) Vgl. 4 Mose, 21, 14; Jos ua 10, 18.

2) Hat man doch den Namen eines anderen Dichters, Nabu-Nadin-Ahi, entdeckt, welcher um 1800 v. Chr. vom König Merodach-Baladan I. für einige Lobesgesänge zu Ehren des Königreiches und der es unterstützenden Götter mit einem Grundstück beschenkt wurde. Nabu-Nadin-Ahi ist der Älteste bekannte *Poeta laureatus*.

3) Dieses Epos ward von dem Engländer Fox Talbot (*Records of the Past*, London 1874. I.). von dem Franzosen François Lenormant (*Les premières civilisations*, Paris 1874. 8°. II. Bd. S. 84. Deutsch: *Die Anfänge der Kultur*, Jena 1875. II. Bd. S. 3—107.) und von dem Deutschen Eberhard Schrader (*Die Höllenfahrt der Istar, ein altbabylonisches Epos nebst Proben assyrischer Lyrik*, Giessen 1874.) —, zuletzt von Julius Oppert unter dem Titel *L'immortalité de l'âme chez les Chaldéens*, Paris 1875. 8°. übersetzt.

4) Friedr. Spiegel im *Ausland*. 1874. S. 580.

lehren aber, wie früh schon zu Babylon der Glaube an Himmel und Hölle und an die Existenz nach dem Tode Wurzel gefasst hatte; auch werden wir annehmen dürfen, dass man schon damals in Babylon an eine Belohnung und Bestrafung der Seelen glaubte. Die Region der Seligen heisst *Samu* und *Anu*, der höchste himmlische Gott präsidiert ihr. Die Hölle ist nebst anderen Titeln als *Mateude*, *Iskali* oder *Aralli* bezeichnet und von *Hea*, dem Gotte des Meeres und der infernalischen Regionen, regiert, der ungefähr Pluto, dem Herrscher des Hades, entspricht. Das Hinabsteigen der Istar in den Hades bot Gelegenheit zu einer schönen Schilderung der düsteren unterirdischen Regionen. Nach einer Rede, welche an *Heabani* scheinbar von seinem eigenen Geiste oder *Vadukka* gerichtet wird, ist muthmasslich zu entnehmen, dass die Babylonier an einem Geist oder eine Seele im Menschen glaubten, welche von diesem selbst gesondert ist, denn auf den Befehl *Heas* erhebt sich die Seele *Heabani* gegen Himmel. Wie sehr dieses Uebergewicht der spiritualistischen Seite im Menschen und der Glaube an ein Leben nach dem Tode von der mosaischen Darstellung sich unterscheidet, ist wohl nicht nothwendig hervorzuheben.

Diese Thatsache jedoch unterstützt die Anschauung, dass die Civilisation, Literatur und Mythologie Mesopotamiens nicht das Werk eines semitischen Stammes, sondern eines ganz verschiedenen Volkes sei, das später von semitischen Völkerschaften unterworfen worden. Die Eroberer drangen den Eroberten zwar ihre Sprache auf, nahmen aber die Mythologie, die Gesetze und Literatur derselben an. Deshalb wird durch die „Höllenfahrt der Istar“ auch die übrigens irrige Behauptung *Renans* nicht umgestossen, dass die Semiten von Anfang an Monotheisten gewesen seien und gar keine eigentliche Mythologie gehabt hätten ¹⁾.

Wir werden hiermit naturgemäss zur Betrachtung des assyrisch-babylonischen Religionssystems geleitet, welches zu den ältesten der Welt gehört und selbst noch älter als jenes der Aegypter sein soll.

1) Ernst Renan, *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques*. Paris 1858. 8°. Dann desselben: *De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation*. Paris; endlich desselben: *Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques et en particulier sur leur tendance au monothéisme*. (*Journal asiatique* 1859. S. 214—282 und S. 417—450) erblickt in der Entwicklung der monotheistischen Idee ein Anzeichen geistiger Beschränktheit, denn der alleinige Gott der Semiten sei nicht etwa das Resultat eines tiefen Nachdenkens, sondern lediglich der geistigen Beschränktheit zuzuschreiben, die bei einem Gotte stehen bleibt, weil sie sich nicht zu der Vielgötterei der anderen Völker zu erheben vermochte. Gegen die Ansicht von dem ursprünglich monotheistischen Geiste der Semiten erheben sich Alfred von Kremer (*Streifzüge durch die Kulturgeschichte des Islams*. Leipzig 1873. 8°. S. VI.), D. Chwolson in seiner Schrift: *Die semitischen Völker*, C. P. Tiele, *Vergelijkende Geschiedenis van de Egyptische en Mesopotamische Godsdienslen*. Amsterdam 1875. 8°. I. Bd., der die religiöse Richtung der Hebräer nicht aus angeborener Beschränktheit des Vermögens oder aus einer Eigenthümlichkeit der Rasse, sondern aus den Umständen erklärt, unter welchen die Hebräer ein Volk geworden, und Martin Haug. (*Beilage zur Allgemeinen Zeitung* vom 11. März 1875)

Der Kultus der chaldäischen Magier war kein Sonnendienst; mehr noch als in Aegypten stand allerdings die Astronomie in besonderen Beziehungen zur Religion, allein während im ersteren Lande ein Sonnendienst herrschte, huldigte Assyrien einem reinen Sabäismus, d. h. der Verehrung aller Gestirne, wobei diese lediglich als die Typen der Macht und die Attribute der höchsten Gottheit angesehen wurden. In den frühesten Phasen der assyrischen Religion finden sich nicht einmal Spuren eines Feuerkultus, der sonst mit dem Sonnendienste gemeinsam aufzutreten pflegt; erst später hat sich derselbe als eine Entartung des Sabäismus, und zwar wahrscheinlich vor Zarathustra, wohl in der Zeit der Erbauung von Khorsabad und Kujundschiik, entwickelt, wofür genügende Beweise vorhanden sind. Eben so sicher ist, dass zwischen den religiösen Anschauungen der früheren und der späteren Zeiten in Assyrien ein bedeutender Unterschied obgewaltet hat, wie denn, was man übrigens auch in der ägyptischen Geschichte beobachtet, spätere Herrscher vielmehr unter dem Banne des Aberglaubens stehen, als ihre kraftvollen Vorfahren; die Zeremonien und Symbole, wie sie in Khorsabad und Kujundschiik sich abgebildet vorfinden, sind völlig identisch mit jenen aus den altpersischen Monumenten. Die Perser verehrten dieselben Gottheiten, nämlich Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser und Winde, welchen sie dann noch die assyrische Urania (Venus) hinzufügten. Gleichwie sich also die spätere, persische Kunst aus der assyrischen entwickelt hat, geschah dies auch mit der Religion. Eine interessante Aufzählung der zwölf assyrischen Götter findet man auf einer Stele des Sardanapal I. aus Calach, deren Inschrift ziemlich genau übereinstimmt mit jener eines Obeliskens Salmannassars; die Götter werden in beiden folgendermassen charakterisirt: Assur, der mächtige Herr, König der Versammlung der Götter. Anu, der undurchdringliche, der Herr, der das Schicksal ordnet, der Herr der Länder. Salman-Nisroch, König des Flüssigen, Herr der Mysterien des Hasisu (?), König der Kronen, der den Thau breitet auf die Namriri (?). Sin (Mond), Herr der Sphären, der die Ebene tränkt. Marduk, der Weise, Herr der Orakel, Haupt der Götter. Bin, der undurchdringliche, Herr der fliessenden Wasser, der über die Fruchtbarkeit waltet. Adar-Samdan, der Held der göttlichen Kämpfe, der die Feinde besiegt, der schreckliche. Nebo, der Gott, welcher das Szepter verleiht, der wachsame. Belit, Gattin des Bel, Mutter der grossen Götter. Nergal, Herr der Schlachten. Bel-Dagon, oberster Vater der Götter, Baumeister, Schöpfer der Götter. Samas, Richter des Himmels und der Erde, Bevollmächtigter der Götterversammlung. Istar, Herrin des Himmels und der Erde, Richterin über die Helden, Göttin der Schlachten ¹⁾.

Die oberste Gottheit, Baal, Bel oder Belus, ist fast auf alle verwandte semitische und syro-arabische Sprachen redenden Völker übergegangen. Seine genaue mythologische Stellung ist jedoch nicht ge-

1) Ménant, *Annales des Rois d'Assyrie*. S. 66, 97.
v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 8. Aufl. I.

hörig ermittelt; die Griechen wenigstens identifizieren ihn abwechselnd mit Zeus, Apoll und Mars ¹⁾. Dass er auch eine Art Schlachtengott war, ist ziemlich sicher. In der Kosmogonie des Berossos ist aber Bel-Kronos ein Gott der Götter, Schöpfer von Sonne, Mond und Planeten und der ganzen inneren Weltordnung. Wir haben also in ihm Saturn zu erkennen, dessen Dienst sich durch Beseitigung der Nebengötter allmählig zum Eingottessystem verklärte. Dass dies nicht erst bei den Hebräern, sondern bereits in Chaldäa stattgefunden, ist ziemlich unzweifelhaft. Wenn die Chaldäer noch andere Götter kannten, so gehörten sie doch nur insofern der Vielgötterei an, als sie der Meinung waren, jener Gott sei zu gross und erhaben, um sich unmittelbar mit der Welt zu befassen, dass er darum deren Regierung den Göttern übergeben, an die der Mensch seine Opfer und Gebete zu richten habe. Diese vermittelnden Götter aber wohnen in den Planeten, und da man die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für den täglichen Bedarf Bilder der Planeten ²⁾. Früher wurden Baal zu Ehren Menschenopfer dargebracht. In Babylon wurde er ganz besonders verehrt; übrigens bestand sicherlich nur wenig Unterschied zwischen dem Kultus in Babylon und Niniveh. Die zweitwichtigste Persönlichkeit war die Saturngemahlin, die oberwähnte Astarte, Mylitta oder Venus ³⁾, deren Kult eine in jeder Hinsicht hervorragende Rolle spielte im Religionssysteme aller semitischen Völker und besonders der Assyrier. In innigster Beziehung damit stand die Verehrung des Zypressenzapfens ⁴⁾. Sie wurde auch Beltis genannt, als die weibliche Form der grossen Gottheit, die vielleicht ursprünglich androgyn gewesen. Die Semiten kannten sie unter den Namen *Astarte*, *Ashtaroth*, *Mylitta* und *Alitta*. Als dritte Gottheit figurirt endlich Rhea, in ähnlicher Weise wie Mylitta dargestellt. Neben diesen höheren Gottheiten gab es eine Gattung Dämonen, die auf die Menschheit einen besonderen Einfluss übten und an die Feruer Zarathustras erinnern. So wie im späteren Rom fanden zu Babylon, aber auch bei den Armeniern und Persern allerorten, eine Art religiöser Saturnalien statt, wobei die gesellschaftliche Ordnung für einige Zeit verkehrt wurde ⁵⁾. Die Sklaven herrschten während dieser Zeit — dem Feste der *Sakäen* (*ἡμέραι Σακταί*) im Monate *Loos* jedes Jahres fünf Tage hindurch gefeiert, — über ihre Herren; ein Sklave ward sogar zum Könige gemacht, trug das königliche Prachtgewand, die Zoge, wesshalb er *Zogan* hiess, und hatte eine Königin aus dem Harem des Königs. Das Fest ward unter Laubhütten gefeiert, nach fünf Tagen hörte diese Vermischung

1) Selden, *De die Syrits syntagmata duo*. London 1617. cap. I. p. 123.

2) Julius Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt*. Leipzig 1870. 8°. S. 9—10

3) Plutarch (in *Vit. Crass.*) und Julius Firmicus Maternus (*De Error. Prof. Relig.* IV. p. 12. ed. Münter) identifizieren diese assyrische Venus mit Hera.

4) Layard, *Recherches sur le culte du Cypres*. (*Nouv. Annales de l'Institut archéologique*. Vol. XIX.)

5) Layard, *Niniveh and its remains*. II. Bd. S. 439—482.

aller Stände auf und der Zogan ward enthauptet. Der Ursprung dieses Festes ist noch dunkel ¹⁾).

Wie gering auch unsere Kenntnisse über die assyrisch-babylonische Religion, dürfen wir doch in ihr einen reinen Naturdienst, die Verehrung kosmischer Prinzipien erkennen und zwar keinen poetisch-phantastischen Pantheismus wie in Indien; es tritt vielmehr das verständige, nüchterne, praktische Element hervor. In der Verehrung der Zeugungskraft und dem sich daran knüpfenden wollüstigen Kulte verräth diese Religion einen hamitischen Zug; obwohl dieser auf viele semitische Religionen übergegangen, ist er doch wahrscheinlich aus vorsemitischer Zeit überkommen. Diesen hamitischen Zug ²⁾ der Assyrer und Babylonier bestätigen noch die Schilderungen ihrer Charaktereigenschaften, die weit weniger zu den semitischen als zum hamitischen Nationalcharakter stimmen.

Verbreitung des Astarte-Kultus.

Die Kultur der Assyrer und Babylonier ist uns deshalb so wichtig, weil sie auf fast alle vorderasiatischen Völker den bedeutendsten Einfluss ausgeübt hat. Als die erste und grösste Kriegsmacht der alten Welt, beugten sie bloss durch siegreiche Heereszüge schon einen grossen Theil der asiatischen Völker unter ihr Joch; steht es doch fest, dass ein assyrischer König von Baktrien einen Angriff sogar auf Indien unternahm und den Indus thatsächlich überschritt ³⁾. Aber nicht bloss durch das Schwert, auch durch die Künste der Politik unterwarfen sich die Assyrer die Völker. Niniveh war die anmuthvolle Zauberin, welche die Völker durch ihre Buhlschaften verkaufte ⁴⁾. Ihr Reichthum und ihre Kultur befestigten ihre Macht, die sich allmählig über ganz Kleinasien erstreckte. Hier blühte seit langer Zeit das lydische Reich, welches damals den grössten Theil Kleinasiens, ein buntes Gemisch von Völkern verschiedener Abkunft, Sprache, Religion und Sitten unter seine Herrschaft gebracht hatte, dennoch ist selbst hier der Einfluss Assyriens unverkennbar.

Die Lyder gehören wohl zu den Semiten; man schrieb ihnen deshalb auch eine semitische Sprache zu; aber wir haben vom lydischen Idiom nichts übrig als einige Eigennamen, und gerade auf diese hin wollte man neuerlich die Lyder für Indogermanen erklären. Die Sache muss also zweifelhaft bleiben; ihre erste Dynastie soll aber aus Niniveh gekommen sein. Von dort her ist wohl auch der Mylittadienst

1) Eine ausführliche, quellenmässige Schilderung des Sakäenfestes siehe in: Bachofen, *Sage von Tanagui*. S. 49—53.

2) Thiele, A. a. O., fasst nach meiner Ansicht irrthümlich die Religionen Assurs und Babylons als durchaus semitisch auf, was sie gewiss nicht ausschliessend gewesen sind.

3) Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. S. 359.

4) Nahum, cap. III. 19, *Super quem non transiit militatus semper*.

und die kultliche oder gottesdienstliche Prostitution herübergewandert, die über ganz Kleinasien verbreitet und überall in gleich greller Weise charakterisirt war. Das assyrische Mylittenprinzip galt vornehmlich in Lydien, wo der für das Keuschheitsopfer bestimmte heilige Raum den Namen *γλυκὺς ὄγκων* oder *ἀγνέων* führte¹⁾ und dieser Kultus überhaupt am tiefsten in Volksleben eindrang. Die Lyder, welche sich rühmten, die Glücksspiele erfunden zu haben und denselben mit wahrer Wuth oblagen, lebten in hochgradiger Verweichlichung und Ueppigkeit; der Mylittenkult mag wohl als religiöse Handlung behandelt worden sein, bald aber ergaben sich die lydischen Mädchen freiwillig der ungezügeltsten Prostitution. Sie trachteten damit ihre Aussteuer zu erwerben und hatten dann das Recht sich einen Gemahl zu wählen, der nicht immer die Ehre einer solchen Wahl ablehnen durfte²⁾. Der nämliche unzüchtige Kult fand statt in dem elischen *Βάδν*, das unmittelbar an Lydien anknüpft, endlich in dem Dienste der Aphrodite Porne zu Abydos, der die Anlage der schon erwähnten Sakäenfeste deutlich verräth. Eine andere Richtung der Verbreitung ging nach Syrien, Phönikien und Cypern. Unter den verschiedensten Namen und in mancherlei Kultformen wird in allen diesen Ländern dasselbe Hetärengesetz auf den Thron erhoben. Dieser cyprische Dienst ist für die Kenntniss des kultlichen Hetärismus von besonderer Wichtigkeit. Er wurde hier durch die handeltreibenden Phöniker frühzeitig eingeführt; nicht weniger denn zwanzig Tempel waren auf der Insel der Göttin errichtet, darunter jene zu Paphos und Amathunt die berühmtesten und berüchtigtsten. Auch der Tempel zu Golgos, dessen Ausgrabungen viele weibliche und androgyne Figuren zu Tage förderte, war wohl der Aphrodite geweiht³⁾. Gründer dieses cyprischen Mylittadienstes und seiner Mysterien soll König Cinyras gewesen sein, dem auch die Erbauung des paphischen Tempels zugeschrieben wird. Die dort gefeierten Venusfeste lockten Fremde von allen Gegenden herbei; auch hier war die Göttin als die weibliche Zeugungskraft aufgefasst und bot man ihr unter dem Namen *Καρπωσις* einen Phallus und ein Geldstück. Die amathunthische Venus hingegen war hermaphrodit und ihre geheimsten Mysterien fanden in dem den Tempel umgebenden Haine statt. Auch in Cynria, Tamasus, Aphrodisium, besonders aber in Idalia fand die geheiligte Prostitution vielbesuchte Stätten. Selbst am Meeresufer gingen die jungen Cypriotinnen Abends spazieren, um sich den an der Insel landenden Fremden zu verkaufen. Diese Sitte bestand noch im II. Jahrhunderte zu Justin's Zeiten⁴⁾, nur ward damals der Ertrag nicht mehr der Göttin bestimmt, sondern von den Beschenken gesammelt, um die künftige Aussteuer zu bilden⁵⁾. Wir dürfen also in

1) Bachofen, *Sage von Tanaquil*, S. 44.

2) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 43—44.

3) Siehe über diese Ausgrabungen: *Antiquities from Cyprus*. (*Athenäum* S. 671 und S. 705.) Einige Amphoren tragen phönikische Inschriften.

4) Justinus, XVIII, 5.

5) Dufour. A. a. O. S. 38—40.

diesem Dienste die engste Verwandtschaft mit den babylonischen Ideen und Gebräuchen gewahren¹⁾).

Die gleiche Erscheinung begegnet uns in den beiden syrischen Heilthümern zu Byblos und Aphaka im Libanon. In dem rauhen, von den Leukosyrern bewohnten Kappadokien herrschte die Hauptgottheit *Ma* oder *Mene*, Aschera und Astarte in sich vereinend. Ihr Haupttempel stand zu Zela und zu Comana am Iris, wo jedes Jahr unter ungeheurem Zudrange der Bevölkerung zweimal der Auszug der Göttin gefeiert wurde; der Oberpriester trug dabei die Zeichen der königlichen Würde, unter ihm standen 6000 männliche und weibliche Hierodulen. Grausamkeit und Wollust — diese beiden so nahe verwandten Erscheinungen — bezeichnen diesen Kult, die weiblichen Hierodulen gaben sich preis, die männlichen hatten sich zu Ehren der Göttin verschnitten, gebärdeten sich in Weibertracht wie Weiber, während die Weiber in männlicher Tracht kriegerische Tänze aufführten. Sie sind die Amazonen, und aus der griechischen Sage geht hervor, dass der Kult der *Ma* einst über ganz Kleinasien, ja bis in das europäische Griechenland verbreitet war. Die zeugende Kraft der Natur wurde unter dem Namen *Men* verehrt, was die Griechen mit Zeus übersetzten. Von diesen syrischen Völkern ging der das asiatische Alterthum in so hohem Maasse beherrschende Kult sogar auf Stämme indogermanischer Abkunft über, — auf die Phrygier und Armenier, welche von den Alten in nächste Verwandtschaft zu einander gestellt werden. Obschon nun die Phrygier zum indoeuropäischen Stamme gehörten und ein begabtes Volk waren — Musik und Fabelpoesie waren ihre starke Seite — so nahmen sie doch von den Syrern die Religion an; namentlich war der Kult der empfangenden und zeugenden Naturkraft auch hier im Flor; nur hiess die Göttin hier *Kybele* oder *Kybebe*, Idäische Mutter, *Agdistis*; gelegentlich war sie wohl auch *Ma* genannt wie in Kappadokien und Paphlagonien. Ihre Priester, *Galli* genannt, waren Entmannte²⁾).

1) Ob Cypern das *Ktfa* der ägyptischen Denkmäler aus der 18. Dynastie oder das *Caphtor* des alten Testaments war, bleibt ungewiss, doch muss seine Civilisation jedenfalls in sehr frühe Zeit zurückreichen. Nach den Phönikiern kamen Griechen auf die Insel, und liessen sich namentlich an der nördlichen Seite nieder. Aber auch eine dritte Rasse war auf Cypern vorhanden, wie die neuerdings von George Smith entsiferten Inschriften bewelsen. Das Räthsel der cyprischen Sprache und Schrift ist neuestens durch den zu früh verstorbenen Forscher Johannes Brandis aufgedeckt worden. Vgl. dessen *Versuch zur Entsifderung der kyprischen Schrift*. Berlin 1874. 8°. Citium und vielleicht auch andere Städte zahlten schon vor Salomo's Zeiten Tribut an Tyrus; später ward die Insel den Assyriern unterworfen. Nach dem Zerfalle Assyriens blieb Cypern, nachdem zuerst Amasis es erobert, dann Kambyses, unter persischer Herrschaft bis 410 v. Chr. Das wichtigste Werk über Cypern ist: Louis Palma di Cesnola, *Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über sehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel*. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludw. Stern. Jena 1879. 8°.

2) Kleinasien's Archäologie ist noch sehr wenig bekannt. Sicherlich würde sich bei genauerer archäologischer Durchforschung manche kulturhistorisch wichtige Ent-

Eben so entwickelt war der Astarte-Kult in Armenien. In diesem herrlichen Gebirgslande müssen zwei Rassen unterschieden werden, wovon die eine erst später, wahrscheinlich aus Babylonien einwanderte, während das früher ansässige Volk der Alarodier allem Anscheine nach der georgischen oder grusischen Familie angehörte. Die Assyrier nannten das Land damals Urardu und frühzeitig schon gewahrt man den semitischen Einfluss sowie die Abhängigkeit der armenischen Könige von den assyrischen. In der heutigen armenischen Sprache, die dem indogermanischen Stamme zuzuzählen ist, erinnern noch gewisse Erscheinungen an das Georgische oder Grusische. Die späteren indogermanischen Armenier kamen aus der Gegend des phrygischen Volkes, welches vom Hellespont bis zum Halys wohnte und nach alten Berichten aus Thrakien abstammen soll; jene Wanderung muss aber jedenfalls viele Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege stattgefunden haben¹⁾. Es ist schwer festzustellen, ob der Mylittendienst in Armenien vor oder nach dieser Einwanderung eingedrungen. Sicher bleibt, dass schon im hohen Alterthume in dem Lande zwischen Euphrat und dem Taurus-gebirge, zu Akisilene, ein Heiligthum der hier *Anaitis* genannten Göttin lag, in welchem die edelsten Töchter des Volkes als geweihte Buhldirnen im Dienste der Göttin sich preisgaben. Sie genossen sehr hohes Ansehen und Niemand scheute sich, aus ihrer Zahl eine zur Gattin zu wählen. Diese Prostitution unterschied sich von der babylonischen nur dadurch, dass die Anaitis-Geweihte nicht einem Jeden, sondern nur den an Stand und Ansehen Gleichstehenden sich zu über lassen pflegte.

Im Wesentlichen herrschte derselbe Kult auch noch in Pamphylien, Pisidien und Lykien. Bei den Karern, Mysern und den oberwähnten Lydern waren Gebräuche im Schwange, die vielleicht auf einstige gynaiokratische Zustände hindeuten, wie unter anderem die Benennung nach den Müttern, nicht nach den Vätern. Die Namen der Gottheiten wechselten, allein die damit verknüpften Anschauungen blieben im Wesentlichen dieselben und drückten sich in dem fast bis in die kleinsten Details identischen Kulte aus. Beinahe kein Unterschied bestand zwischen den Sakäenfesten, wie sie zu Zela oder zu Niniveh gefeiert wurden. Es herrscht dermalen kein Zweifel mehr, dass diese ganze, eigenthümliche Religionsauffassung und damit verbundene Sittenentwicklung ihren Ursprung bei dem babylonischen Volke genommen und von den Euphratlanden sich hauptsächlich gegen Norden und

deckung ergeben. Ueber kleinasiatische Archäologie siehe: G. Perrot, *L'exploration archéologique de la Galatie et de la Bythénie*. Paris 1862. 4s. — Ch. Texier, *Asie mineure, description géographique, historique et archéologique des provinces et des villes de Chersonèse d'Asie*. Paris 1868. 8s. — H. Barth's *Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens nach Scutari*. Gotha 1860. 4s. — In neuester Zeit: J. Henry van Lennep *Travels in little known parts of Asia minor*. London 1870. 8s.

1) Lenormant, *Lettres assyriologiques sur l'histoire et les antiquités de l'Asie antérieure*. Paris 1871. — Mordtmann, *Die ältesten Denkmäler Armeniens*. (*Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1871. Nr. 355, 356, 357 und 358.) — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die älteste armenische Geschichte*. (Ausland 1872. S. 121—125.)

Westen verbreitet hat¹⁾. Ich lege auf diese charakterisirende Erscheinung der altasiatischen Kultur besonders deshalb Gewicht, weil sie mir ganz vorwiegend an das Rassenelement, jedoch nicht an das semitische sondern an das hamitische, geknüpft zu sein scheint. Unter allen Rassen am sinnlichsten ist der Hamit und er hat nur dem ihn beherrschenden Charakterzug, der Sinnlichkeit, Ausdruck verliehen in seinem religiösen, in seinem sozialen Leben. Baals- und Mylittendienst sind sicherlich hamitischen Ursprungs, wenngleich bei eintretender Rassenmischung auf andere Stämme, auf Semiten wie auf Indogermanen übergegangen. Dies ist ja das Eigenthümliche bei Rassenkreuzungen, dass auf die Nachkommen stets die am schärfsten hervorstehenden Eigenschaften der Eltern übertragen werden. Da solche Eigenschaften zumeist zu jenen gehören, welche die landläufige Auffassung als böse oder schlechte bezeichnet, so sagt der Sprachgebrauch, dass Mischlinge in der Regel nur die Laster, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern erben. Eine ausgedehnte Rassenkreuzung muss aber in ganz Vorderasien entschieden stattgefunden haben, denn fast nirgends ist das spätere Semitenthum das ursprüngliche. Fast überall hören wir von einer älteren Bevölkerung, deren Nationalität festzustellen heute in vielen Fällen nicht möglich ist, wie beispielsweise in Lykien²⁾. Dass aber in sehr frühen Altersperioden die Hamiten eine viel grössere Verbreitung in Asien besaßen, ist ausser Frage. Die ausgedehnte, mit dem Religionssysteme in innigste Verbindung gebrachte Prostitution ist den Semiten von Grund aus zuwider, vielmehr wird bei ihnen auf die Jungfräulichkeit des Weibes bei Eintritt in die Ehe der höchste Werth gelegt. Es ist also völlig irrig, wenn der durchaus wollüstige Mylittenkult als den semitischen Völkern eigenthümlich oder gar als aus ihren Weltanschauungen hervorgewachsen geschildert wird. Er ist vielmehr ein Erbstück früherer, wahrscheinlich hamitischer Rassen und findet sich nirgends dort, wo Semiten ihr Blut rein erhielten.

Die Beni-Israel.

In sprachlicher und mythologischer Hinsicht zerfallen die Semiten in zwei sehr verschiedene Gruppen: in die Südsemiten (Araber, Himyariten, Aethiopier), und die Nordsemiten (Babylonier oder Chaldäer, Assyrier, Aramäer, Kananäer und Hebräer). Letztere Völker wären zu verschiedenen Zeiten aus Arabien ausgezogen und hätten, ehe sie ihren Weitermarsch fortsetzten, lange Jahrhunderte in Babylonien verweilt, welches, wie wir sahen, schon durch eine andere Rasse bewohnt

1) Die üppigen lärmenden Feste am Djebel Ghule, dem Klein-Paris an der sudanesischen Grenze Aegyptens erinnern in manchen Beziehungen an den Mylittenkult der Alten. (Ernst Marno, *Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern*. Wien 1874. 8°. S. 231.)

2) Vgl. Spratt and Forbes, *Travels in Lycia, Milyas and the Cilybrias*. Lond. 1847. 8°. II. Bd. S. 37—60.

und civilisirt worden war: die Akkadier oder Sumerier. Eberhard Schrader legt ein grosses Gewicht auf den langen Aufenthalt der Nordsemiten im unteren Euphratthale, denn nur dieser vermag den gewaltigen Einfluss der Akkadier auf die Nordsemiten zu erklären, welche dadurch auf materiellem, künstlerischem und religiösem Gebiete von den Südsemiten so völlig verschieden geworden sind. Mit solchem vom Babylonismus stark durchtränkten Kulturzustande rückten die Hebräer nach Kanaan ein, wo sie auf verwandte Völker stiessen. *Chna, Chna'an* (Kanaan) ist der älteste semitische Name des flachen Küstenstriches vom Libanon bis zur Nordgrenze Arabiens, wonach dessen Urbewohner sich selbst *Chna'ani*, Kanaaniter, nannten. Dieser Name bezog sich indess auf eine Menge verschiedener kleiner, der Sprache wie der Abstammung nach identischer Stämme, welche sich bereits zu einer gewissen Civilisation aufgeschwungen hatten; auf sie wurde die Bezeichnung Kanaaniter als des mächtigsten, die Küste beherrschenden, daher auch im Auslande bekannten Stammes, eben so übertragen, wie der Name Kanaan auf das ganze von ihnen bewohnte Land ausgedehnt. Jenseits des Jordan aber wohnten diesen gleichsprachige, jedoch in der Kultur zurückstehende, vielfach noch nomadisirende semitische Stämme, welche die Kanaaniter sammt und sonders als Hebräer, d. h. Jenseitige, jenseits des Jordan Wohnende bezeichneten. Zu diesen Hebräern gehörten vornehmlich die Moabiter, die Ammoniter und die Edomiter. An der Südgrenze des Westjordanlandes sowohl wie an dessen Ostgrenze zelteten aber Nomadenstämme mit kanaanitischen und hebräischen Stämmen vielfach vermischt, welche man gewöhnlich zu der grossen arabischen Volksschicht rechnet. Dieses Verhältniss wurde gestört, als einer jener hebräischen Stämme allmählig ins Westjordanland hinüberzuwandern, sich dort festzusetzen und dasselbe immer mehr an sich zu reissen begann. Hierbei mischte sich dieser hebräische Stamm in ausgedehntester Weise mit der kanaanitischen Urbevölkerung des Westjordanlandes, in dessen Kultur er allmählig hineinwuchs. Daneben verschmolzen mit ihm auch einzelne andere hebräische, wie arabische Stämme. Das Produkt dieser Mischung ist das Volk Israel. Es ist durch die Einwanderung in das Westjordanland entstanden; es ist nicht als festorganisirtes Volk aus Aegypten gewandert und nach vielen Kreuz- und Querzügen im Westjordanland angekommen¹⁾, wie noch immer auf Grund der biblischen Sagen mitunter ganz ernsthaft vorgetragen wird. Aegypten ist freilich zu häufig für längere oder kürzere Zeit die Herberge semitischer Geschlechter gewesen, als dass man behaupten dürfte die Möglichkeit, dass einzelne hebräische Stämme oder Geschlechter sich in Aegypten aufgehalten hätten, sei zu läugnen. Dass das Volk der Hebräer, geschweige denn das Volk Israels, das nicht gethan hat, folgt unter anderem schon mit Nothwendigkeit aus der Entstehung dieser beiden Bezeichnungen, welche an das Ostjordanland anknüpfen. Dar-

1) Bernhard Stade, *Geschichte des Volkes Israel*. Berlin 1881. 8°. S. 111.

aus ergibt sich weshalb das Suchen apologetischer Aegyptologen und Theologen nach Spuren, welche den Aufenthalt der Kinder Israels oder der Hebräer in Aegypten etwa zurückgelassen hätte, so ganz vergeblich sein musste. In den ägyptischen Nachrichten ist keine Spur weder von den Hebräern noch von Moses zu finden. Wohl spricht ein zu Leiden aufbewahrter Papyrus von den *Apuria*, *Aperju* oder *Apriu*, semitischen Einwanderern im Lande Gosen, welche Osarsiph, einen Priester aus Heliopolis, zu ihrem Fürsten gewählt hätten, allein nichts berechtigt diese Apuriu mit den Hebräern zu identifizieren, und ob der genannte Osarsiph der biblische Mose¹⁾ ist oder nicht, ob er zu identifizieren sei mit dem Syrer von dem der Papyros Harris²⁾ spricht, ist nicht möglich zu entscheiden. Sehr verdächtig ist auch der Umstand, dass die hebräische Sage nichts von alledem weiss, was zwischen Joseph und Mose geschehen ist. Hat irgend ein hebräischer Clan in Aegypten sich einst aufgehalten, so weiss niemand seinen Namen. „Jedenfalls aber erhellt,“ sagt Professor Stade, „dass die Untersuchungen nach den Pharaonen, unter welchen Israel in Aegypten aus- und eingewandert ist, nutzlose Spielereien mit Zahlen und Namen sind: der Leser wird den Verfasser hoffentlich vor weiterer Beschäftigung mit denselben dispensiren. Ebenso wenig wird er erwarten, dass er sich mit der Frage heschäftige, auf welchem Wege Israel Aegypten verlassen habe.“³⁾

Dreierlei unterscheidet nun die Kinder Israels von den übrigen hebräischen Völkern. Einmal sind sie so wenig ein Volk reinen Blutes, wie irgend ein anderes gewesen⁴⁾; sind doch ausser den erwähnten kanaanitischen, hebräischen, arabischen Bestandtheilen auch Leute aramäischer und ägyptischer Herkunft in dasselbe aufgenommen worden. Zweitens aber die Annahme kanaanitischer Kultur und infolge dessen ein weit völligerer Uebergang zum Ackerbau, drittens die Verehrung Jahvehs als Nationalgottes. Dagegen ist die Annahme einer uralten Theokratie in Israel durchaus hinfällig⁵⁾. In der That hat eine Theo-

1) Der Name *Mose* ist altägyptisch, da *Mes* oder *Mesu* einfach Kind oder Knabe bedeutet. Nach der Auffassung von Dr. Martin Schultze wäre übrigens Moses gar keine historische, sondern eine mythologische Persönlichkeit; er erkennt in ihm einen Gott, den Sohn des Sonnengottes und der Erdmutter, die auch Mondgöttin ist, und identifizirt ihn mit dem ägyptischen Osiri. Siehe Martin Schultze, *Moses und die „Zehnwort“-Gesetze des Pentateuchs. Mythologisch-kulturhistorische Untersuchung.* Berl. 1875. 8°. S. 7—8.

2) Dr. August Eisenlohr, *Der grosse Papyrus Harris. Ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahr altes Zeugnis für die mosaische Religionsstiftung enthaltend.* Leipzig 1872. 8°. S. 22.

3) Stade. A. a. O. S. 129.

4) So denkt wohl auch Professor S. J. Kämpf in Prag, welcher in den Gesichtszügen des sidonischen Königs Eschmunazar deutlich hamitisches Gepräge erkennt, und dies passt vollkommen zu der Ansicht des Wiener Linguisten Professors Friedrich Müller, welcher nicht den Hebräer, sondern den Araber als den Typus des reinen Semitentums betrachtet.

5) Ein Umstand ist es freilich, der irrige Anschauungen entschuldigt und der diebestigliche Untersuchungen sehr schwierig erscheinen lässt, diess ist der Charakter der

kratie als Verfassungsform im alten Israel nie bestanden¹⁾, weder dass wirklich das höchste Wesen selber diesen Staat in besondere Obhut und Fürsorge genommen, noch dass eine schlaue Priesterkaste sich die Leichtgläubigkeit der Menge zu Nutze gemacht, um ihre Herrschaft und Habgier zu befriedigen. Die Herrschaft Jahvehs ist hier eine ideale Vorstellung; erst seit dem Exile werden Versuche gemacht, sie als Herrschaft der Heiligen mit äusserlichen Mitteln zu verwirklichen. Von einem israelitischen Staate kann man übrigens vor der Königszeit gar nicht sprechen. In der Richterperiode gab es keine einheitliche Gewalt, keinen israelitischen Staat. Die Hauptbefugnisse wohnten damals den kleinsten Kreisen bei, den Familien und Geschlechtern; sie waren wenig beschränkt, wie es scheint, durch die übergeordnete Macht des Stammes und der politische Begriff des Volkes existierte überhaupt noch nicht. Zuweilen vereinigten sich die verwandten Geschlechter, wohl auch die benachbarten Stämme zu gemeinschaftlichen Unternehmungen; aber nicht auf Grund irgend welcher verfassungsmässigen Ordnung, sondern in der Noth, in dem Falle, dass ein hervorragender Mann sich fand, der an die Spitze trat und ein erfolgreiches Aufgebot erliess, ähnlich wie dies heute noch bei den Türkmenden der hyrkanischen Wüste der Fall. Wir haben die vollste Berechtigung den Zustand der Israeliten in die Richterzeit als einen noch sehr niedrigen uns zu denken, in welchem noch in Bezug auf Opfer, Feste, Kultusstätten und Bilder nach ganz anderen als den mosaischen Normen gehandelt wurde und die monotheistische Religion nicht auf höherer Stufe stand, als jene des assyrischen Kriegsgottes Bel-Saturn. Auch eine Scheidung von Laien und Priestern gab es damals noch nicht; schlachten und opfern durfte jeder, und Berufspriester fungierten nur an grösseren Heiligthümern, besonders zu Silo dem Gotteshause des Stammes Ephraim und zu Dan am Jordan. Eine Stiftshütte als Zentralheiligthum und Obdach der Bundeslade ist nirgends vorhanden; eine Absonderung der Lade mit Unnahbarkeit des Heiligen völlig unbekannt. Die vorübergehenden Verbindungen unter Herzögen zur Richterzeit waren indes die Vorstufe einer dauernden Vereinigung unter einem Könige. Schon zur Zeit des Midianiter Krieges scheint ein Ansatz dazu gemacht worden zu sein, der aber nicht recht einschlug. In dem schweren und lang-

Quellen. Bei vielen Büchern des Alten Testaments ist die Zeit der Abfassung nicht einmal der Wahrscheinlichkeit nach festzustellen; bei gesetzlichen Büchern wissen wir nicht, ob wir hier eine Fixirung wirklicher Sitten und Bräuche haben oder nur ein Ideal, dessen Verwirklichung der betreffende Verfasser anzubahnen sucht; bei geschichtlichen Büchern kann man streiten, ob hier quellenmässige Erzählung dessen, was geschehen ist, vorliegt, oder ein Hineintragen späterer Zustände und Ansichten in ältere Zeiten, um dieselben ehrwürdig und unanfechtbar erscheinen zu lassen. Eine der vom Verfasser des Pentateuchs benutzten Quellschriften trägt so deutlich das Gepräge priesterlicher Abfassung, dass uns ihre Angaben über Kultusangelegenheiten sehr unglaublich erscheinen müssen; andere Bücher sind hingegen in streng prophetischem Geiste geschrieben. Auch ihre Angaben können nicht ohne Weiteres auf 'Treu' und Glauben angenommen werden.

1) J. Wellhausen, *Geschichte Israels*. Berlin 1878. 8^o. Bd. I. S. 497.

wierigen Kampf gegen die Philister trat jedoch das Bedürfniss nach einer festen Einigung der Stämme unabweislich hervor, und es fand sich auch der Mann für die Zeit. Saul, einem kleinen benjaminitischen Stadtkönig, gelang es ganz Nordkanaan zu vereinigen. Sein Reich bestand nach dessen Tode zwar noch eine zeitlang, doch gelang es später dem Emir David die Herrschaft von ganz Jehudah an sich zu reißen und endlich sogar von Hebron aus das nördliche Land dazu zu gewinnen, d. h. die Stämme Israels unter seinem Scepter zu vereinigen, ja seine Macht noch weit über die Grenzen Palästinas auszu dehnen. Er bekriegte siegreich die Jebusiter, deren Hauptstadt Jebus (Jerusalem) mit der festen Burg Zion er eroberte und zur Residenz wie zum Mittelpunkt des Gottesdienstes erkor. Mit der beginnenden Königszeit treten nämlich alsbald auch die Priester, im Anschlusse an die Könige hervor. Schon als Thronprätendent fand David Unterstützung bei den Priestern von Nob, wo wir schon zu Sauls Zeiten die angesehene ephraimitische Priesterschaft, früher zu Silo, finden, und sein eifriger Jahvehdienst musste auch das Ansehen der Priester heben. Unter David begann das königliche Priesterthum sich zu der Bedeutung zu entwickeln, die es fortab behalten hat¹⁾; er stellte unter anderen den Sadok an, der unter Salomo die erberechtigte Familie Eli aus der Stellung verdrängte, welche dieselbe schon seit lange, erst zu Silo und zu Nob, dann zu Jerusalem an dem jeweils hervorragendsten Heiligthume Israels eingenommen hatte. Erst von Sadok datirt das Priesterthum des jerusalemitischen Geschlechts und die Söhne Sadoks sind die Leviten, welche nun einzig Priester blieben und über ihre bisherigen Standesgenossen emporrückten, indem diese zu ihren Handlangern und Hierodulen vereinigt werden²⁾. Wie man sieht ist die Kaste der Leviten sehr spät entstanden und zwischen ihr und dem sehr früh untergegangenen Stamme Levi existirt trotz der Uebereinstimmung des Namens kein realer Zusammenhang. Richtig ist es vielleicht, dass Mose wirklich aus Levi stammte und dass von ihm aus die spätere Bedeutung Levit zu erklären ist³⁾.

Was unter David der Institution des königlichen Kultus und der königlichen Priester noch fehlte, ein fester Mittelpunkt, kam durch den Tempelbau seines Nachfolgers hinzu; doch betrachteten die ersten Könige ihre Heiligthümer als ihr Privateigenthum und verfahren ganz willkürlich in der Ein- und Absetzung der dabei beschäftigten Beamten d. h. Priester. In der Natur der Sache lag es freilich, dass sich bei der Priesterschaft im jerusalemitischen Tempel wie in den anderen Heiligthümern eine vielfache Rangabstufung ausbildete vom Oberpriester bis zum untersten Tempeldiener herab. Ebenso mögen manche der höheren Würden in einzelnen Familien erblich geworden sein, so dass manche Geschlechter auf solche Aemter keinen Anspruch mehr machen konnten; aber diesem Rangunterschied eine religiöse Bedeutung beizu-

1) Wellhausen. A. a. O. S. 134.

2) A. a. O. S. 126—128.

3) A. a. O. S. 149—150.

legen, fiel Niemand ein. Der Sprachgebrauch, nach welchem Priester und Leviten als zwei streng geschiedene Klassen angesehen und die Einen den Andern untergeordnet werden, kommt in den geschichtlichen und prophetischen Schriften bis zum Exil nicht vor. Erst der Priesterprophet Ezechiel ist es, der nur den Jerusalemiten den Priesternamen zuerkennt, die übrigen Leviten aber bloss zu niederen Tempeldiensten tauglich erklärt. Die Masse der ausser Dienst gesetzten Höhenpriester musste sich zur Degradirung unter ihre jerusalemitischen Brüder und zu einer untergeordneten Theilnahme am Dienste des Heiligthums bequemen. So entstand am Ausgange der vorexilischen Geschichte der Unterschied von Priester und Leviten¹⁾.

Aus ganz natürlichen Anfängen also entstand der israelitische Staat ohne jede Anlehnung an die Form der „mosaischen Theokratie“, die für die vorexilische Zeit nichts weiter als eine Fiktion ist. Saul und David haben aus den israelitischen Stämmen erst ein wirkliches Volk gemacht, und auf dem Königthum gründet alle weitere Ordnung, auf diesem Boden wachsen auch die anderen Institutionen hervor. Schon mit der Spaltung beginnt der Verfall; seit die Assyrer an das Thor klopfen, brach er unaufhaltsam weiter. Den äusseren und inneren Unruhen, dem raschen, aufgeregten Treiben in dem unter Jeroboam I. gebildeten Nordreiche steht das geschützte Stilleben des Kleinstaates Juda im Süden gegenüber. Dort warf der geschichtliche Strudel ausserordentliche Persönlichkeiten aus der Tiefe hervor, Usurpatoren und Propheten; die oberste Gewalt, statt der Hort der Ordnung und des Rechtes zu sein, ward ein Spielball der Parteien, die Ursache einer ewigen Aufregung. Der königliche Kultus war im Reiche Samaria nicht im Stande den volksthümlichen und unabhängigen zu verdrängen; der nationale Priesterstand stellte dort aber auch sofort den nationalen Baalsdienst wieder her, dem die immense Majorität des israelitischen Volkes immer noch anhing und auch wie das Donnern einzelner Anhänger des Jahveh-Glaubens, der Propheten, gegen den abscheulichen Götzendienst bekundet, dem alten Baalskult treu blieb, bis die Assyrer das Reich Israel 721 v. Chr. zerstörten und die zehn Stämme von der Erde verschwanden. Sie wurden von den Assyriern nach Medien verpflanzt, ihr Abgang mit assyrischen Kolonisten ersetzt, aus deren Vermischung mit den Landeseingebornen die neuen Samaritaner entstanden.

Im Reiche Jehudah hingegen befestigten sich die Institutionen, die auf das Bestehende gegründet und von den bestehenden Mächten abhängig waren. Am meisten kam natürlich die Stabilität dem Königthum selber zu gut und dessen Institutionen. Der königliche Kultus bekam in dem kleinen Juda schon früh ein fühlbares Uebergewicht; die königliche Priesterschaft erstarkte hier zur Seite des Hauses David. Auf diese Weise ward schon früh der Uniformirung vorgearbeitet, wodurch Josia den königlichen Kultus zum alleinigen und offiziellen

1) Wellhausen, A. a. O. S. 144.

machte. Je schwächer nun der Staat wurde, je tiefer er seit Josias Falle sank, desto höher stieg das Ansehen des Tempels beim Volke, desto bedeutender und selbstständiger ward die Macht seiner zahlreichen Priesterschaft. So eng war der jerusalemitische Kult mit dem Bewusstsein des Volkes verwachsen, so fest hatte der Stand der Priester sich konsolidirt, dass, nachdem ein Jahrhundert später als Israel auch das Königreich Juda zusammengebrochen war und die Einwohner des Staates i. J. 586 v. Chr. in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden, hier in Jerusalem, die Elemente sich erhielten zur Neubildung einer „Gemeinde“, wie sie den Umständen und Bedürfnissen nach der Rückkehr aus dem Exil entsprach, welches Vielen zu neuer Heimath geworden und den harten Sinn des Volkes zu milderen Anschauungen gestimmt hatte.

Diese aus der babylonischen Gefangenschaft Zurückgekehrten sind nun erst die Juden mit den religiösen Einrichtungen wie wir sie heute noch an ihnen kennen. An dem in Trümmern liegenden Heiligtum richtete sich die Gemeinde wieder auf; die Bräuche und Ordnungen wurden im Einzelnen überall umgebildet; dann zu einem System verbunden und als Mittel zur Herstellung einer Organisation des „Restes“ verwendet. Ezechiel hat zuerst diesen Weg eingeschlagen, auf den die Zeit wies. Er ist das Mittelglied zwischen Prophetie und Gesetz. So entstand jenes künstliche Produkt, die heilige Fassung des Judenthums, welche man so lange irrthümlich auch für diejenige Alt-Israels gehalten hat. Aber erst im nachexilischen Judenthum kommt der bis dahin latente Mosaismus plötzlich überall zum Vorschein, d. h. mit andern Worten: die sogenannte mosaische Theokratie, welche in die Verhältnisse der früheren Zeit nirgends hineinpasst, dem nachexilischen Judenthum aber so zu sagen auf den Leib geschnitten ist, hat auch nur da Wirklichkeit gehabt. Sie ist erst möglich geworden durch die Vernichtung der politischen Existenz zuerst Samarias, dann Judas. Dadurch ward das Volk „ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk.“ Damals hatten die fremden Herrscher den Juden die Sorge für die weltlichen Geschäfte abgenommen, sie konnten und musten sich rein den heiligen widmen, in denen man ihnen volle Freiheit liess. So ward der Tempel der ausschliessliche Mittelpunkt des Lebens und der Tempelfürst das Haupt des geistlichen Gemeinwesens, dem auch die Verwaltung der politischen Angelegenheiten, so weit solche etwa noch der Nation überlassen wurden, von selbst zufiel, weil es überhaupt keine andere Spitze gab. Jetzt erst erscheint der Hohepriester, von dem die vorexilischen Zeiten nichts wissen, auf seinem Gebiete völlig souverän, und eben nach seiner geistlichen Würde ist er auch das Oberhaupt der Theokratie so sehr, dass ein anderes neben ihm gar nicht Platz hat, ein theokratischer König ihm zur Seite nicht denkbar ist. In dieser nachexilischen Zeit kam auch der Monotheismus erst zum vollen Durchbruch. Er ist wie der Pentateuch, insonderheit der Priesterkodex des Esra, recht eigentlich das Fundament und Symbol des fertigen und abgeschlossenen Judenthums geworden. Mit andern Worten, der gesetzliche und religiöse Kern des Pentateuch, welchen

man herkömmlicher Weise unter dem Namen des Mosaismus als Ausgangspunkt zu nehmen gewohnt war, bildet vielmehr als Esraismus den Schlusspunkt der Entwicklung. Das mosaische Gesetz ist nicht der Ausgangspunkt für die Geschichte des alten Israel, sondern nur für die Geschichte des Judenthums, d. h. der Sekte, welche das von Assyriern und Chaldäern vernichtete Volk überlebte¹⁾. Die Juden aber als solche sind eine überaus merkwürdige Erscheinung. Ursprünglich das unstätteste aller Völker sind sie das beständigste von allen geworden. Sie verdanken dies ihrem Gesetze, welches sie fest an einander schnürte. Jerobam, der Gründer des Reiches Israel, war politisch gesprochen der erste Liberale; er zerbrach die Einheit der Herrschaft, das Joch, dessen die damalige Menschheit eben bedürftig war; dafür schmolzen die zehn Stämme, die ihm folgten, dahin, während die Juden, die festhielten an ihrem Gesetze, leben bis heutigen Tag²⁾.

Die Religion Alt-Israels.

Die ursprüngliche Religion aller Völker semitischen Stammes war nun der Polytheismus. Dieser Polytheismus war freilich ein ärmlicher, wie es auch kaum anders sein kann in den monotonen Landstrichen, welche den semitischen Völkerschaften als Wohnsitz dienen. Der fast immer glühende und wolkenlose Himmel, die öde Einsamkeit der weiten Sandwüsten und die unvergleichliche Herrlichkeit der Nächte, wo der Mond wie ein Fürst alle Himmelschaaren zu beherrschen scheint, erklären zur Genüge die Armuth der semitischen Mythologie. Wie der Boden, so die Rasse. Auf diesen felsigen und sandigen Ebenen kann der Mensch nur klein, mager, trocken und so nüchtern ausfallen, dass sein Kopf eben so leer wie sein Magen ist. Der Typus dieser Rasse, der Beduine oder nomadische Araber, denkt kaum und weiss nichts; seine Einbildungskraft ist so dürr wie die Wüste. Von allen Naturkräften, die er sieht, erscheint ihm das Himmelsfeuer, die Sonne, am wichtigsten, und daher liegen Sonnenmythen den semitischen so gut wie den indoeuropäischen Religionen zu Grunde. Daran schliesst sich die Auffassung, welche alles Werdende, Wachsende und Vergängliche als abhängig von dem Unvergänglichen (wie Sonne und Gestirne) betrachtet; man unterschied also in der Natur eine aktive und eine passive Ursache und fasste die Gottheit, nach einer völlig menschlichen Analogie, als männlich und weiblich auf.

Wie schon bemerkt, sind die Nordsemiten auch in religiöser Hinsicht von den Südsemiten völlig verschieden. Fast das ganze Pantheon der Nordsemiten scheint babylonischen Ursprungs und es lässt sich der Nachweis führen, dass nahezu alle Gottheiten schon den nichtsemitischen Stämmen Babyloniens angehört hatten. Auch wenn die

1) Dieser Abschnitt vornehmlich nach J. Wellhausen's glänzendem und einschneidendem Buche.

2) Bagehot, *Physics and politics*. S. 29.

Bibel es nicht ausdrücklich sagte, so finden sich doch fast auf jeder Seite der alten Bücher Israels und der Propheten des achten Jahrhunderts Thatfachen, welche die Götzendienerei und den naturalistischen Polytheismus der Hebräer aufs Schlagendste beweisen. Ein allen Semiten gemeinsamer Gott scheint El oder Ilu gewesen zu sein, eine siderische Gottheit, welche etwa dem Dschaus der Indogermanen entspricht; nach ihm werden seine Untergötter Elohim genannt und ihm wurden auf den Höhen Steinaltäre errichtet und Opfer dargebracht. Die nach Kanaan einwandernden nomadischen Beni-Israel nahmen den im Lande herrschenden Kult zum mehrsten an, später aber war ihre Obergottheit nicht mehr El, sondern Jahveh¹⁾, den man unter der Form eines aus Metall gegossenen Stieres verehrte. Ganz verschwunden ist übrigens El noch nicht, er ist nur nicht mehr der National- und Schutzgott der verbündeten israelitischen Stämme. Diess ist nunmehr Jahveh, wie Kemosch der Gott der Moabiter, Mileom oder Molech jener der Ammoniter, wie Orotal jener der Edomiter und Ismaeliter ist. Alle diese Gottheiten sind schreckliche Gestalten, Götter des Feuers, die sich von Fett und Blut nähren und Menschenopfer erheischen, im Grunde aber einfach Sonnen- oder wenigstens Sideralgottheiten, bei welchen bloss der Name wechselt. Ebenso stellt die Göttin Baalath, Derketo, Aschera oder Astarte stets die Erde oder den Mond oder sonst ein Gestirn vor. In der That wurde die Gottheit bei den Semiten oft männlich und weiblich gedacht, und wenn die beiden Personen oft getrennt erscheinen, so ist es doch auch nicht selten, dass sie unter einer androgynen Form vereinigt vorkommen. Es ist heute erwiesen, dass zur Zeit des Auszuges aus Aegypten, in der Wüste und selbst noch in der Richterzeit, Licht und Feuer für die Israeliten nicht bloss Symbole, sondern die Gottheiten selbst waren. Jahveh, der Licht- und Feuergott, wäre nach einigen Forschern nichts anderes als die als Moloch aufgefasste Sonne. Wie Moloch ward er unter der Form eines erzenen, eisernen oder goldenen Stieres angebetet. Dennoch war Jahveh kein ägyptischer Gott, wenngleich eine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen Mizraim und Kanaan bestehen mag. Wenigstens ward Set oder Sutech, ehe er zum Nationalgott der Hyksos geworden, seit Jahrhunderten in Aegypten verehrt. Jules Soury²⁾ spricht nun entschieden seine Meinung dahin aus, dass Jahveh eben so wenig ein ägyptischer Gott als Moloch ist, vielmehr erblickt er in ihm eine uralte assyro-babylonische Gottheit. Keinesfalls ist Jahveh den Beni-Israel allein eigenthümlich, vielmehr dessen Vorhandensein im syro-phönikischen Pantheon zur Genüge erwiesen. Jahveh ist aber auch nicht der einzige Gott der Hebräer,

1) oder Jehovah; doch ist diese Lesung des bisher noch immer räthselhaften Tetragrammaton יהוה als zuverlässig irrthümlich aufgegeben worden und bedienen sich die gewiegtesten Hebraisten nur mehr der Umschreibung Jahveh.

2) Jules Soury, *Etudes historiques sur les religions, les arts, la civilisation de l'Asie antérieure et de la Grèce*. Paris 1877. 8°. S. 28.

sondern nur mächtiger als alle übrigen Gottheiten; er ist El Elohim, der Gott der Götter, wie Zeus oder Indra. Der Name Elohim, womit später die Gottheit im Allgemeinen bezeichnet wird, ist aber eine Pluralform, jene von Eloah, und liefert den kräftigsten Beweis dafür, dass der Polytheismus bei den Hebräern dem Monotheismus voranging, denn elohim kann nur durch eine ursprüngliche Mehrzahl der Götter erklärt werden. Auch dachte in jenen Zeiten Niemand daran, zu läugnen, dass es neben der Hauptgottheit noch andere gebe, welche Anschauung an vielen Stellen des alten Testaments zum Durchbruche kommt. Man lässt neben Jahveh zum mindesten die Götter der Nachbarstämme gelten, man erkennt sie an, wenn man ihnen auch keinen Kult erweist; man fand es natürlich, dass jedes Volk seinen speziellen Hauptgott habe, dass die Hebräer ihren Jahveh, die Moabiter aber ihren Kemosch in Ehren hielten. Auch die Untergötter der Chaldäer, die Kabiren und Kureten, werden in den heiligen Büchern der Hebräer nicht geläugnet. Noch in Daniel (10, 13, 20) gibt es „Engel,“ die über Persien, Griechenland u. s. w. gesetzt sind, und zu Davids Zeiten genossen Hausgötzen (*Seraphim*) noch besondere Verehrung. Nur stellenweise bricht die Vorstellung von einer alles erfüllenden und regierenden Gottheit durch.

Es ist nötig, sorgfältig die einzelnen Entwicklungsstadien der Jahveh-Idee zu unterscheiden. Seit den Zeiten des Jeremias kann man deutlich beobachten, wie für die monotheistische Aristokratie Israels die Götter anderer Völker machtlos werden, ihr bloss mehr Holzklötze, einfache *Simulacra* sind. Bei Jeremias und späteren jüdischen Skribenten tritt der Hass gegen das Heidenthum so sehr hervor, dass der bloss Name des Baal zum höllischen Aergernisse wird. Neben Jeremias und seinen Schülern gab es aber auch noch andere Propheten — und diese bildeten die Mehrzahl — welche im Einklange mit den Volksanschauungen fortfuhren, in Jahveh nur eine nationale Gottheit zu erblicken, die andere Kulte nicht ausschloss. Selbst Elias drückt sich noch so aus, dass man ihm zumuthen darf, noch an andere Götter als an den seinigen zu glauben. Die Idee des alleinigen Gottes, des allmächtigen Jahveh, hat sich nur langsam, nach langen Jahrhunderten aus dem Polytheismus und dem religiösen Partikularismus Israels entwickelt. Anfänglich ward Jahveh bloss als grösser denn die anderen Gottheiten gedacht; dazu kommt, dass er eine ganz lokale Bedeutung hatte. Für die alten Hebräer war Jahveh nicht nur Gott über Israel, sondern er war auch gegenwärtig, hörte und sah bloss in dem Lande seines Volkes; jenseits der Grenzen des hebräischen Gebietes waren es nicht mehr Jahveh, sondern andere Götter, welche gleichfalls als Herren in ihrem Territorium herrschten. Ja noch mehr, Jahveh, wahrscheinlich ein alter Fetisch, vielleicht ein Aerolith, wohnte wirklich in der Bundeslade; für David und seine Zeitgenossen wenigstens ganz gewiss, welche dieses wandelnde Zelt nicht ohne Grauen betrachteten.

Oft ward Jahveh mit Moloch verglichen, ja identifizirt, mit Unrecht, wenngleich der Kult beider Gottheiten viele Aehnlichkeiten, viel Verwandtes aufweist. Moloch war aber ein Sonnengott, Jahveh allem

Anscheine nach ein Gott der Atmosphäre, dessen Kult sich indessen auch bei den Hebräern auf das Gefühl der Furcht gründete. Der alte Judengott war auch ein schrecklicher wilder Gott, dem der Geruch verbrennenden Fettes, Blut, Metzeleien von Thieren oder Menschen angenehm waren. In allen semitischen Religionen spielen Menschenopfer eine grosse Rolle und sind nur sehr spät daraus verschwunden; auch die Juden feierten zu Ehren Jahveh's Menschenopfer bis auf Josia, vielleicht sogar bis zur Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft¹⁾. Erst sehr spät und lediglich aus politischen Motiven ward der Jahveh-Kult, der sonst auf den Höhen (*bāmôth*) stattfand, in Jerusalem zentralisirt.

Neben Jahveh und Moloch war der in Palästina am meisten verehrte Gott zweifelsohne Baal. Ihm wurden die meisten Altäre und Tempel errichtet, sein Kult und jener der Aschera waren unter den offenkundig polytheistischen Königen wie Salomon und dessen Nachfolger am populärsten in beiden Reichen, im nördlichen wie im südlichen. Nach dem religiösen Terrorismus der Regierung Josias feierte der Götzendienst und insbesondere der Baalkult eine glänzende Auferstehung, wie es jede Seite bei Habakuk, Zacharias, Jeremias und Ezechiel darthut. Die in Samuels Tagen berühmtesten „Höhen“ waren Rama, Gilgal, Beth-El und Misspa, wo meist neben Baal auch der Aschera gehuldigt ward. Baal ist hier im Grunde der Sonnengott, aber nicht mehr in der Auffassung eines Moloch, d. h. eines Gottes des Todes und der Zerstörung, sondern vielmehr in jener des Lebens und Lichtspenders. Diese Auffassung entspricht aber nicht mehr dem alten Baal, dem Melkart der Phöniker, sondern es war der jüngere Baal, den die Babylonier Marduk nannten. Sein Kult war ursprünglich allerdings nicht sehr von jenem des alten Baal oder Moloch verschieden und erst im Laufe der Jahrhunderte differenzirten sich Baal und Moloch zu zwei ganz verschiedenen Göttergestalten. Freilich darf man sich den Baaldienst nicht so schrecklich vorstellen, wie die bilderscheuen und kunstfeindlichen Propheten ihn schildern. In ganz Israel wurden die Baalstätten mit ihren Tempeln, wofür die zwölf Steine charakteristisch, in Ehren gehalten. Zu ihnen strömte alles Volk in Elias' Tagen (um 900 v. Chr.) bis auf 7000 Gerechte; hier fanden mit geringer Unterbrechung seit der Kanaanerzeit Volksfeste auf allgemeine Unkosten statt. So eine Baalfeier war wirklich ein Ballfest oder eine Kirchweih mit Gelagen und Tänzen, daher die unüberwindliche Anziehungskraft, welche dieser Höhenkult mit Säulen zwischen grünen Bäumen übte²⁾.

1) Vgl. hierüber die Arbeiten von Dr. H. Oort, *De dienst der Baalim in Israel*. Leyden 1864. 8°. und *Het menschenoffer in Israël*. Haarlem 1865. 8°.; dann auch: Daumer, *Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer*. Braunschweig 1842. Dass im alten Gebote (*Exod.* 22. 29 u. f.) das Opfern des erstgeborenen Sohnes gefordert wird, kann nicht weggedeutet werden; erst die späteren Gesetze fordern ein „Lösen“ des Menschen durch ein Thieropfer. (*Der jüdische Festkalender. Passah. Ausland* Nr. 41.)

2) Dr. Sepp, *Kanaanische Entdeckungen*. (*Ausland* 1878. S. 561–568, 597–599.)
v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 8. Aufl. I.

Eine der beliebtesten Formen, unter welchen man Baal zu verehren pflegte, insoferne er den Jahreslauf der Sonne darstellen sollte, war jene des Adonis (Adôn, Adonai) oder vielmehr des Tammuz. Von diesem Tammuz vermuthete man schon lange, dass er babylonischen Ursprungs sei; heute ist dies eine durch die jüngsten assyriologischen Entdeckungen gesicherte Thatsache. Tammuz ist ein alter Gott der Akkadier, dessen Name „Sohn des Lebens“ bedeutet; er spielt eine grosse Rolle im babylonischen Epos, und um ihn zu suchen, steigt Istar in die Hölle nieder. Die Trauerfeste und Adonis-Klagen beziehen sich ursprünglich auf Tammuz, und es wurde dieser Kult in Syrien und Phönikien, Palästina, ja in Jerusalem selbst begangen. Auf den Mythos des Adonis oder Tammuz, den ein Eber in den Wäldern des Libanon tödtete, ist sehr wahrscheinlich das bei den Juden heute noch bestehende Verbot des Schweinefleisches zurückzuführen; nicht, wie man gemeinlich angibt, auf eine hygieinische Rücksicht. Ein Beweis für diese Ansicht liegt wohl in dem Umstande, dass das nämliche Verbot bei allen jenen Völkern bestand, wo der Adonis-Kult Wurzel gefasst, ohne Rücksicht auf Boden und Klima bei den Syrern wie bei den Arabern, bei den Sabiern wie auf der Insel Cypren.

Daneben tritt uns die heilige Siebenzahl in einer Weise entgegen, welche verräth, es verberge sich hinter ihr eine Gruppe göttlicher Wesen. Diese sind nichts anderes als die sieben hellsten und auffallendsten Himmelslichter, die sieben Planeten der alten Welt. Diesen Planetengöttern verdankt die siebentägige Woche ihr Dasein, und unter ihnen galt als der oberste der Planeten Saturn, den man bald mit dem Himmelsgotte, aus dem später Jahveh wurde, identifizierte. Deshalb setzte die mosaische (monotheistische) Gesetzgebung den Tag des Saturn zum Ruhetage ein; während die siebentägige Woche auch anderen alten Völkern bekannt war, wissen wir von einer Feier des siebten Tages nur bei dem hebräischen Jahvehkultus. Ihrem Nationalgotte Jahveh-Saturn zu Ehren feierten also die levitischen oder mosaischen Hebräer diesen Tag, dessen Name *Sabbâth*, selbst mit dem Namen des Saturn in inniger Verbindung steht. Der Saturn (Kronos der Griechen), das geheimnissvolle, unglückbringende Gestirn wurde nicht nur von den nächsten Verwandten der Hebräer, den Phönikiern, Puniern, Babyloniern und Arabern, göttlich verehrt, sondern auch von den griechischen, italischen und keltischen Völkerschaften, und das Ausland wusste nicht anders als dass der Hebräergott eine Saturnform sei').

Die gute Göttin Aschera, die Baalath des Baal, war im Grunde identisch mit Istar, mit der sidonischen Astarte, der Tanit oder Rabat-Tanit Karthagos, mit der Allat der Araber, der Baalak von Byblos, der Derketo zu Askalon, mit der syrischen Göttin zu Hierapolis und der assyrischen Mylitta (Bilit); dennoch muss man Aschera von ihren

652—656) worin sehr schön die Reste des alten Baaldienstes noch in heutigen Gebräuchen der Kulturvölker nachgewiesen werden.

1) C. A. Tiele, *Vergleichende Geschichte* S. 590.

göttlichen Schwestern unterscheiden. Ihr Dienst, welcher in den Königreichen Juda und Israel mit jenem des Baal und sogar des Jahveh eng verknüpft war, stammt von den südkanaanäischen Völkerschaften her und ward bis zur babylonischen Gefangenschaft überall, sogar im Tempel zu Jerusalem, eifrig gepflegt. Astarte (Aschthoreth) war dagegen niemals sehr populär bei den Hebräern. Lange hat man beide mit einander verwechselt, zumal auch keine wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen bestehen; indess ist die kriegerische Astarte wohl eher eine siderische als eine tellurische Gottheit, wie die wollüstige Aschera, die Göttin der Fruchtbarkeit. Es war Salomon, welcher gewissermassen offiziell den Dienst der Astarte in Jerusalem einführte, wo diese Göttin bis auf Josia einen eigenen Tempel besass. Man stellte Astarte oft mit einem Kuhkopf dar, dessen Hörner übrigens auch auf die Mondesichel bezogen wurden. Die Mondsegnungen, welche die Juden heute noch bei Neumond am Abende aussprechen, sind noch Ueberreste eines antiken Naturdienstes. Aschera hingegen, als durchaus tellurische Gottheit, ward besonders in Gehölzen und Waldungen verehrt, und nur sehr spät verschwand der Baumkultus aus Syrien; ja derselbe hat sich in Palästina trotz des Judaismus, des Christenthums und des Islām erhalten. Ascheras Symbol, ein einfacher Pfahl oder Baumstamm, war zugleich das Emblem der zeugenden Kraft, und in Palästina nicht seltener als in den Nachbarländern; einer besonderen Vorliebe erfreute sich Aschera aber — ähnlich wie in der Gegenwart die Madonna — von Seite der Frauen, welche ihre Symbole in Gold oder Silber als Schmuckgegenstand trugen. Im Frühjahr wenn das Korn zu keimen beginnt, trugen lange Prozessionen von Priestern und Hierodulen Symbole gleicher Art in den Feldern umher.

Nebst den Menschenopfern ist besonders die geheiligte Prostitution charakteristisch für die ursprüngliche Religion der Beni Israel. Auf den Höhen, neben Baal, Jahveh und den Symbolen der Aschera erhoben sich die Zelte der heiligen Prostituirten, welche hier in bestem Schmucke die Verehrer der Göttin erwarteten, deren Tempel sie auch den Lohn ihrer Umarmungen überliessen. Oft widmeten sich unfruchtbare Frauen ihrem Dienste um Mutter zu werden, denn Aschera kann auch vollkommen mit Hera identifizirt werden. Zellen, in welchen die Weiber den Fremden sich überliessen, gab es sogar im Jahveh-Tempel zu Jerusalem, wo sie erst Josia vertrieb.

Ohne auf weitere, noch sehr interessante Punkte der alt-israelitischen Religion einzugehen, genügt das Vorstehende, um darzuthun, dass sie wie jene Chaldäas und Assyriens ein Naturdienst war, in welchem der Gestirn-Kult vorherrschte. Soury betont die Verschiedenheit zwischen Jahveh, Baal und Moloch, fügt aber sehr verständig hinzu, dass strenge genommen wenig daran liege, denn Jahveh ist nur ein leerer Name, wie Baal und Moloch auch. Wenn der Dienst des Moloch oder einer anderen semitischen Gottheit sich unter gleichen Bedingungen hätte entwickeln können, wie dies mit Jahveh der Fall war, so hätte der Saturngott, wie jener, der höchste seines Stammes, der einzige seines Volkes und endlich der ganzen Menschheit werden

können. Wie der himmlische Vater der Juden, Schöpfer des Himmels und der Erde, hätte er der Welt eine Religion geschenkt. Denn die Semiten allein vermochten die Arya zum Monotheismus zu bekehren, und hätte Israel dies nicht vollbracht, so wäre es die Aufgabe irgend eines andern Volkes Syriens oder Phönikiens gewesen. Welche himmlische Gottheit aber immer auch den Sieg davongetragen hätte in dem säkularen Kampfe der Götter ums Dasein und um die Herrschaft, der Kontrast zwischen irgend einem dieser anthropophagen Götter und dem Gotte der Liebe und Gerechtigkeit des Evangeliums hätte nicht grösser sein können als jener welcher jetzt besteht zwischen der antiken Luftkreis-Gottheit der Beni Israel und jenem Gotte, zu welchem heute noch ein beträchtlicher Theil der Menschheit im Geiste und in Wahrheit betet, dem Gotte, Jesus' Vater. Die höchste Aufgabe der religionsgeschichtlichen Studien der Gegenwart war, die Elemente dieses wichtigsten Problems des menschlichen Bewusstseins wiederzufinden und zu zeigen, wie am Urgrunde der grossen geistigen Umwälzungen, die das Antlitz der Welt verändern, nichts weiter liegt als die Entwicklung einer Idee, folglich einer Empfindung, also in letzter Analyse einer Illusion¹⁾.

Muss ein Volk, welches aus dem geschilderten Polytheismus zum Glauben an die göttliche Einheit gelangen soll, vorher überhaupt lange Zeiträume geistiger und sittlicher Entwicklung zurückgelegt haben, so darf es nicht wundern, wenn die monotheistische Idee nur sehr allmählig zur Reife kam. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dass diese Lehre, die Doktrin einer Minorität, mit dem Glauben der grossen Masse des israelitischen Volkes im hellsten Widerspruche stand, und niemals so völlig durchgriff, dass die älteren religiösen Anschauungen, welche die Israeliten mit allen übrigen Semiten gemein hatten, nicht noch durchschimmerten.

Dass also der Monotheismus, oder richtiger die monotheistische Schule, welche die alte Volksreligion der Israeliten zu zerstören bezweckte, mit dem älteren Polytheismus einen harten, nicht immer siegreichen Kampf zu bestehen hatte, ist leicht verständlich. Ihn, den reinen Jahvehdienst zu predigen, ward die spätere Aufgabe des Prophetenthums²⁾, einer spezifisch semitischen Erscheinung. Diese Volksredner übten in ihrer religiösen Begeisterung gewaltigen, doch nicht immer glücklichen Einfluss auf das Volk; nach ihrer Anschauung beruht alles Heil auf der Erfüllung der göttlichen Gebote, alles Unheil auf ihrer Verachtung; darum sehen sie in allen Drangsalen und Widerwärtigkeiten, sowohl in den bereits eingetroffenen als in den bevorstehenden, aus den Umständen erkennbaren die strafende und vergeltende Hand Gottes und in der Bekehrung und Busse das einzige Mittel der

1) Jules Soury. A. a. O. S. 84—85, dem ich bisher hauptsächlich gefolgt bin.

2) Chwolson, *Die semitischen Völker*. S. 47. Vgl. auch das Buch von C. P. Tiele, (*Vergelijkende Geschiedenis u. a. w.*), wo die Wichtigkeit des Prophetenthums für spätere Vervollkommenung ausführlich erörtert wird.

Abwendung. Es heisst aber die Rollen der Schulen in Altisrael geradezu vertauschen, wenn man die Lehren bloss der den Monotheismus predigenden Propheten, weil sie in der Bibel allein auf uns gekommen sind, für den Typus des ursprünglichen und nationalen Glaubens der Israeliten halten wollte. Es ist dies so, als ob die Meditationen Senecas den Israeliten sittlichen Massstab für die römische Gesellschaft unter Nero abgeben sollten.

Freilich sind letztere philosophische Abhandlungen und in diesen spricht man seine eigenen individuellen Ansichten aus; die Reden der Propheten sind dagegen wirklich Reden an das Volk, aber auch in diesen spricht man zwar die Sprache, nicht aber auch die Gedanken und Ansichten des Volkes aus; in den Reden der Propheten sind daher auch nur ihre eigenen persönlichen Meinungen zu erkennen. Bekanntlich gab es neben den biblischen noch eine grosse Menge anderer Propheten — die Bibel nennt sie in Bausch und Bogen Lügenpropheten und zuweilen Baalspaffen — und diese waren wohl die eigentlichen Dolmetscher der herrschenden Volksmeinung. Die Propheten der Bibel, die Philosophen Israels, arbeiteten für die Zukunft; treten sie nicht aus dem Rahmen ihres Jahrhunderts heraus, so repräsentiren sie es eben so wenig¹⁾. So besitzt denn das jüdische Volk den Typus für seinen Fortschritt in den Propheten, wie jenen seines Verharrens in dem Gesetze schärfer ausgeprägt, denn irgend ein anderes. Nirgends in der Geschichte sehen wir beide Kräfte — so nothwendig und so gefährlich zugleich — so eigenthümlich und so intensiv wirken. Die geistigen Wirkungen des Monotheismus brachen sich indess erst Bahn, als vor, während und nach dem Exil die religiösen Anschauungen die frühere kindliche Rohheit abstreifen und die Juden mit voller Klarheit erkannten, dass die Stärke eines Volkes sich nur begründen lasse auf ein festes Vertrauen zu einer sittlichen Weltordnung. So beherrscht der Irrthum das Leben der Nationen; dass aber diese sittliche Weltordnung eine Fiktion, eine Ausgeburt menschlicher Phantasie sei, zu solcher Erkenntniss reiften die Juden selbst dann nicht heran, nachdem ihre Religionsphilosophie eine weitere Läuterung und Verfeinerung durch persische und griechische Ideen erfahren hatte, welche das Judenthum, wie wir später sehen werden, in eine Menge von Sekten zersplitterten. Da kam das Christenthum, und die grösste Bedeutung der mosaischen Lehre besteht darin, dieses ermöglicht, in gewissem Sinne vorbereitet zu haben.

Die Kultur der Hebräer.

Hebräer und Israeliten sind niemals im eigentlichen Sinne des Wortes ein eröberndes Volk gewesen. Ihnen daraus ein besonderes

¹⁾ Joseph Halévy, *Mélange d'épigraphie et d'archéologie sémitiques*, Paris 1874
8^e S. 150.

Lob zu machen, ist für uns kein Grund vorhanden, doch mag dies jeder halten, wie er will. Man darf aber nicht sagen, dass ihr philosophischer Theismus die Nation weil humaner dadurch unkriegerisch gemacht habe, denn noch zu Zeiten, wo diese Religion nicht bestand oder doch wenigstens noch keinen Einfluss ausgeübt haben konnte, gebrach es ihnen an einer dazu sehr nothwendigen Eigenschaft. Mag auch die bis zum ungeheuerlichen gesteigerte Todesfurcht, welche ein Grundzug des heutigen jüdischen Wesens ist, erst etwas geschichtlich Gewordenes sein und daher nicht als Feigheit angesehen werden, wie einige Schmähler wollen, so scheint doch Muth im Sinne der Europäer überhaupt kein Merkmal des semitischen Stammes zu sein, denn der Muth selbst der muthigsten Semiten, die wir kennen, nämlich der Araber, ist etwas von dem allgemeinen bei den Aryern vorhandenen Muth Grundverschiedenes. Bei Assyriern, Babyloniern und Hebräern hören wir wohl von entsetzlichen Zügen feiger Grausamkeit, von jener kühnen Todesverachtung, welche die arische Völkergruppe auszeichnet, lesen wir aber auch in den biblischen Schriften kein Beispiel. Daran lässt sich nicht mäkeln und deuteln. Erst die Israeliten erzeugen in ihrer Heroenzeit Helden, deren Thaten alte Lieder besingen, die freilich auf ihren historischen Gehalt nicht allzustrenge geprüft werden dürfen, und beglaubigte Züge von Tapferkeit treten überhaupt erst unter den Juden, also nach dem Untergange der Israeliten, auf.

Mancher ist geneigt, die Ursache dieses Phänomens in dem Mangel einer Unsterblichkeitslehre zu suchen, welche den Hebräern ursprünglich fremd, erst, wie nachgewiesen werden wollte, in der nachexilischen Zeit sich entwickelt haben soll. In der That zieht sich durch das ganze alte Testament stets die ausschliessliche Hinweisung auf irdisches, langes Wohleben, womit man die Massen zwar zu langen Entbehrungen, nicht aber zur Tapferkeit in blutigen Kämpfen erziehen kann. Langes Leben und Segen an Gütern und Nachkommen ist nach hebräischer Vorstellung der Lohn, den die Gnade Gottes der Tugend und Frömmigkeit zutheilt. „Er starb alt und lebenssatt“ — das ist der Ausgang des Frommen und Glücklichen nach althebräischer Weltanschauung. Sogar in den Psalmen ist nicht die leiseste Andeutung des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode zu finden, so dass sogar die Behauptung gewagt wurde, die Unsterblichkeitslehre sei den Hebräern erst durch griechische Einflüsse, besonders durch die platonische Philosophie zugekommen. Indess haben, wie wir wissen, die neuesten Forschungen die Unsterblichkeitslehre bei den alten Babyloniern dargelegt; diese Idee, die sich überhaupt an keine bestimmte Rasse knüpft, ist also dem Semitentume an sich keineswegs fremd und dass sie den alten Hebräern gefehlt haben sollte, dadurch sehr unwahrscheinlich geworden¹⁾. Doch sei dem wie ihm wolle, sicher ist, dass die nach

1) Gegen David Strauss' Längnung der Unsterblichkeitsidee bei den Hebräern hat Henri Martin sehr gewichtige Gründe vorgebracht. Nicht minder bedeutend scheinen mir die Einwände Joseph Halévy's, welcher sogar das Wort „Unsterblich-

Kanaan einwandernden Hebräer das Land nicht etwa eroberten und unter sich vertheilten, sondern dass sie sich allmählig immer mehr in die Sitze der kanaanitischen Urbevölkerung hineinschoben und die letztere allmählig aufsogen¹⁾. Zwischen mehreren Stämmen lag aber manche Stadt, manche Höhle unbesetzt, andere Stämme, besonders im Norden, zogen noch lange nomadisch umher; gegen die Kanaaniter an der Seeküste, die Phöniker versuchten sie ihr Waffenglück nie und die Philister in den südwestlichen Ebenen wurden viel später unterjocht, aber nie vertrieben. Man schloss mit den kanaanitischen Nachbarn Bündnisse, begnügte sich mit dem Versprechen eines Tributes und schloss gegenseitig Ehen. So ist es dem Volke Israel nie gelungen, sich des gesammten Westjordanlandes zu bemächtigen und in dem Kampfe um dasselbe erschöpfte sich seine Kraft. Doch ist es nur billig anzuerkennen, dass ein weniger zähes, auch weniger tapferes und ausdauerndes Volk unter diesen Verhältnissen überhaupt nicht so lange einen nationalen Staat behauptet haben würde und dass es daher nach der staatlichen Seite hohe Tüchtigkeit gezeigt hat.

Die Kulturstufe der Hebräer bei ihrer Ankunft in Palästina war eine tiefe und ist es auch geblieben im Vergleiche zu den benachbarten Völkern. Zudem gingen ihnen fast alle Eigenschaften ab, welche ein Volk gross zu machen vermögen. Was an Besserem unter ihnen zu finden, lässt sich zumeist auf fremde Einflüsse zurückführen. In allen Dingen der Kultur ward Israel Kanaans Schüler²⁾. Auch bei Einführung des Königsthumes stecken die Israeliten noch in tiefer Barbarei. Wohl gab es kein Kastenwesen und manche demokratische Elemente in der Regierung, dafür aber waren sie unerfahren in den alltäglichen Künsten, besaßen keine Wissenschaft, keine Dichtkunst, keine Bildhauerei. Ihre sozialen Einrichtungen waren völlig unentwickelt; neben der nirgends im Alterthume fehlenden Sklaverei herrschte in der Familie die väterliche Gewalt in unumschränkter Willkür; das Gerichtswesen gleichwie die Strafgesetze waren roh³⁾, wenn auch unbedingte Gleichheit aller Staatsbürger im Gebiete des Rechtes bestand. Ein Völkerrecht kannten die Juden nicht; die Unduldsamkeit in Glaubenssachen hetzte sie gegen

keit" (*אלמות* *חַי־עַד*) auf der Inschrift des phönikischen Königs Eschmounazar gelesen haben will. Da die phönikische und die hebräische Mythologie wesentlich übereinstimmen, so müsste jedenfalls für die Zeit jener Inschrift, also etwa die spätere Zeit der persischen Herrschaft, die Unsterblichkeitsidee, auf welche übrigens sowohl phönikische wie hebräische Grabschriften deuten, angenommen werden. Halévy betont aber mit Recht und bringt auch die triftigsten Argumente dafür, dass der Unsterblichkeitsglaube schon in den ältesten Epochen semitisches und also auch hebräisches Glaubensgut gewesen. Siehe: *La Notion de l'immortalité de l'âme dans l'inscription d'Eschmounazar* in Halévy, *Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques*. Paris 1874. 8°. S. 146-168

1) Stade. A. a. O. S. 135.

2) A. a. O. S. 140.

3) Vgl. Dr. J. Fürst, *Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume*. Heidelberg 1870. Derselbe Verfasser versucht *Die Humanitätsidee im Strafverfahren der alten Juden*. (Ausland 1868. S. 1116-1165, 1191-1193) zu entwickeln.

ihren natürlichen Charakter in Kämpfe mit den andersgläubigen Nachbarn, welche geradezu vertilgt werden sollten, wozu jedoch die Kraft fehlte. So lagen die Dinge zu Beginne der historischen Zeit, die man füglich erst mit der Königszeit beginnen lassen kann. Bei der heutigen Kritik der biblischen Texte ist es durchaus unstatthaft die Kulturzustände späterer Epochen, wie sie sich in den erst sehr spät abgefassten Schriften des Pentateuchs abspielen, auf die grösstentheils sagenhafte Vorzeit zu übertragen. Wer freilich noch daran festhält, dass es einen Mose gegeben und dass dieser auch der Verfasser der ihm zugeschriebenen Bücher sowie überhaupt der Gesetzgeber seines Volkes gewesen sei, wer die Erzählungen der Bibel für wirkliche Geschichte hält, der gelangt allerdings zu anderen Resultaten; die heutige Text- und Quellenforschung wird ihm aber kaum ein Recht des Mitredens in solchen Fragen zugestehen.

Selbst in den glänzendsten Epochen des Volkes, unter Salomo, dürfen wir keine übertriebenen Vorstellungen von der israelitischen Kultur hegen. Was von dem Glanze und der Herrlichkeit dieses Königs erzählt wird, schrumpft auf ein äusserst bescheidenes Maass zusammen, wenn wir die Ergebnisse der Forschungen entgegenhalten. Der wirkliche Salomo, nicht der Salomo der Sage, war weder ein Friedensfürst, noch ein mächtiger oder gar reicher König, dafür aber ein ausgesprochener Despot mit kriegerischen Instinkten¹⁾.

Salomo beschränkte sich auf blosse Handelseinrichtungen; seine Verbindung mit Aegypten benützte er zu einem Landhandel, und den Besitz der edomitischen Hafenplätze Elat und Ezeongeber sowie die Lage seines Reiches am mittelländischen Meere zu Seereisen nach Ophir und Tarschisch. Doch floss der meiste Vortheil davon in die Hände der Phöniker, weil Salomo, bei der Unbekanntschaft seines Volkes mit den Meeren, sich mit diesen grossen Seefahrern verbinden und ihre Seeleute in Dienst nehmen musste.

Jerusalem war eine kleine Stadt von höchstens 40—50,000 Einwohnern. Ein Vergleich mit dem Luxus anderer Asiaten ist völlig unzulässig, der Prachttempel zu Jerusalem, trotz grosser, räumlicher Ausdehnung²⁾, eine elende Hütte neben den Palästen Babylons oder Ninivehs. Und doch waren die Israeliten unfähig, selbst dieses ärmliche Baudenkmal herzustellen, sie bedurften dazu phönikischer Architekten. Was nur irgend wie an Luxus streifte, musste aus Phönikien bezogen werden, im Lande selbst wurden kaum die allernothwendigsten Geräthschaften erzeugt. Ja, es scheint fast, als ob länger denn irgend ein anderes Volk die Israeliten in der Steinzeit gelebt hätten³⁾, obwohl

1) Stade. A. a. O. S. 299—304.

2) Des Areal umfasste 360,000 englische Quadratfuss. *Neither Baalbec nor Palmyra, nor Ephesus or Athens, not even Imperial Rome itself, can show a temple covering an area of 360,000 square feet.* (James Fergusson, *The temple at Jerusalem* im *Athenäum* vom 1. März 1873. S. 280.)

3) Spuren der alten Verehrung des unbehauenen Steines finden sich an mehreren Stellen des alten Testaments. Steinmesser sind in Menge bei Tell Decheldschül gefunden

sie nachweisbar schon zur Zeit ihrer Einwanderung eiserne Werkzeuge gebrauchten. Von der salomonischen Herrlichkeit ist kaum etwas anderes wahr, als der Glanz der reichdotirten Harems, der bei dem Könige Israels eben so wenig fehlte als anderwärts, denn wie bei allen Völkern des Alterthums, herrschte auch bei den Hebräern Polygamie. Das Gesetz schrieb keine Beschränkung in der Weiberzahl vor, doch konnten nur vier Frauen Wittwenansprüche erheben. Für die älteste Zeit fehlt es nicht an Beispielen, dass den Israeliten das Weib sehr tief stand, aber auch nicht an solchen, welche das Gegentheil beweisen könnten, wenn man sie wirklich auf jene frühen Epochen beziehen dürfte. Sehr wahrscheinlich entstammen sie schon geläuterten Anschauungen. Die mythischen Patriarchen und selbst die meisten Könige leben in Vielweiberei, die Frauen werden gekauft, Scheidungen von Ehen haben keine Schwierigkeit, die Töchter sind vom Erbe ausgeschlossen, wenn Söhne da sind. Auch an sehr anstössigen Ereignissen ¹⁾ mangelt es nicht. In Bezug auf Sittenreinheit standen sie nicht höher als andere Asiaten. Wie man im Ernste behaupten kann, dass die Israeliten durch Mose zu dem sittenreinsten Volke der damaligen Zeit und vor allen Ausschreitungen zu schützen gesucht waren, ist unerfindlich; jedenfalls hält der Satz keine Kritik aus, weil in der vorerilischen Zeit vom Mosaismus ja überhaupt noch nichts zu bemerken war und neben Jahveh, wie wir wissen Aschera, Baal und Moloch verehrt wurden, Gottheiten, deren Kult nebst der Grausamkeit Wollust zuliess. Um die rothglühende Statue Molochs tanzten die Israeliten im Takte der Musik, fanatisches Geheul ausstossend und einem Laster fröhnend, welches des Vaterlandes Onans würdig ist. Baal-Phegor war der Lieblingsgott der Midianiter, von welchen ihn die Juden übernahmen; sein Dienst, ein priapeischer, konnte niemals gänzlich abgeschafft werden und ward im Geheimen geübt. Sein Bild war wohl ein riesenhafter Phallus ²⁾, oder doch wenigstens durch einen solchen ausgezeichnet ³⁾. Der Dienst dieser Gottheit griff besonders unter den Königen von Juda stark um sich und wurde durch die Moabiterinnen, mit welchen die Juden häufig Umgang pflegten, vorzüglich genährt. Uebrigens benahmen sich die Moabiter und Moabiterinnen bei diesem Kult eben nicht anders als die alten Israeliten und Israelitinnen nach der Klage Hoseas ⁴⁾. Neben der geheiligten Prostitution, hatte frühzeitig auch die gesetzliche oder politische Prostitution bei den Israeliten Eingang gefunden, doch waren die Hetären meistens Fremde, seltener Israelitinnen, wenigstens in späterer Zeit. In der salomonischen Epoche nahm die Ueppigkeit stark überhand und die Phrynen, vordem ausser-

worden. „Beschneidungsmesser“, wie Viktor Guérin will (*Description de la Palestine*. II. partie. Paris 1874. Tomé I. S. 120) sind aber darin wohl nicht zu erkennen.

1) Mos. I. 20, 18, 85, 22, Sam. II. 16, 21—22.

2) Eiden, *De deo syris*.

3) J. A. D. (Dulaure,) *De divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes*. Paris 1805. 8°. S. 53—54.

4) Kap. IV. V, 13—15.

halb der Städte wohnend, zogen schaaarenweise in dieselben ein. Ezechiel nannte Jerusalem selbst eine grosse Prostituirte ¹⁾. Der israelitische Familienvater hatte das Recht, seine Tochter als Konkubine auf unbestimmte Zeit zu verkaufen; der Erlös floss dann nicht dem Mädchen, sondern dem Vater zu. Dass die Lustseuche den alten Israeliten bekannt gewesen, lässt sich aus einzelnen Bibelstellen ²⁾ schliessen und ausserdem unnatürliche Laster im Schwunge sein mussten, lässt sich aus der Strenge der darüber verhängten Strafen entnehmen. Diese Zustände müssen bis ziemlich spät geherrscht haben, denn die Bücher, welche dergleichen erwähnen, sind meist erst im Exil entstanden. Eben deswegen ist aus diesen Schriften auch kein Schluss auf die vorexilischen Zustände zu ziehen. Die angeblich von Mose aufgestellten Keuschheitsgesetze ³⁾, durch welche jede Unzucht ausserhalb des Geschlechts, jede fleischliche Vermischung mit Blutsverwandten, jeder Ehebruch, jede Verletzung der Jungfrauschaft, jede Buhlerei mit schweren Strafen verboten waren, gehören in Wirklichkeit einem erst im Exil entstandenen Gesetzbuche an. Die älteste Kodifikation der Weisthümer des Volkes Israel geht nicht über die ersten Dezennien des siebten Jahrhunderts v. Chr. hinauf und alles was man aus dem Deuteronomium über sittliche Reinheit herausgelesen haben will, ist in keiner Weise für das Volk Alt-Israels, sondern nur für die kleine Gemeinde der späteren Juden beweiskräftig.

Standen in sittlicher Hinsicht also die alten Israeliten nicht höher als ihre asiatischen Nachbarn, so erweisen sie sich in andern Stücken als andern antiken Völkern durchaus nachstehend. Nicht finden wir bei Israel Sinn für das Schöne, wie bei den Hellenen; was wir an diesen bewundern, hat bei den Hebräern überhaupt gar nichts Analoges, nichts Vergleichbares. Israel hat nicht nur keinen Apelles, keinen Pheidias erzeugt, es hat überhaupt keine Malerei, keine Skulptur, keine Architektur besessen. Der Sinn für das Plastische ist diesem Volke durchaus abzusprechen. Völlig fehlte ihm der Zug zur Philosophie, völlig der Zug zur Wissenschaft. Nur den Mond hat Niemand öfter und mehr beobachtet als die Israeliten, freilich nicht aus wissenschaftlichem Antriebe, sondern lediglich der Fixirung der Feste halber. Der geistige Vorrath des Volkes war auch bald erschöpft und Priester und Leviten liessen von ihren problematischen Kenntnissen nichts auf die Laien übergehen. Israel hat in alter Zeit ferner nirgends hervorgeleuchtet auf den Bahnen des Handels, der Unternehmungen und Erfindungen, sein geistiges Leben ist höchst einseitig und diese grosse Monotonie seines Geisteslebens ist geradezu überraschend ⁴⁾. Was die Hebräer an Poesie hinterlassen, ruht in einer kleinen Bibliothek von Schriften, die allein die Ehre des Volkes retten, da sie den anderen geistigen Erzeugnissen

1) Kap. XVI.

2) Sam. I, 5, 9. 12.

3) Levit. XVIII.

4) Stade. A. a. O. S. 2—3.

des Alterthums sich würdig zur Seite stellen. Freilich haben sie kein Epos, gar nichts was sich mit Ilias und Odyssee, denen wir die Nibelungen, die Finnen ihr Kalewala an die Seite stellen, vergleichen liesse. Obwohl im Besitze aller, zu einem Epos nöthigen Elemente, brachten es die Israeliten doch nicht weiter als bis zu einer einfachen Kompilation in vulgärer Prosa. Das Volk hat auch nicht einmal die leisesten Ansätze zu einem Drama — Hoheslied und Hiob sind keins. Ersteres nähert sich ihm etwas, kommt aber eigentlich über seine dialogisirte Egloge nicht hinaus. Freilich hat Israel dafür eine für alle Zeiten unübertroffene Lyrik und dieser entsprechend Musik, in welcher sich sein Individualismus scharf auszuprägen vermag¹⁾, seine Poesie ist „die Tochter des Augenblicks schnell emporkommender gewaltiger Empfindungen, tiefer Rührungen, feuriger Bewegungen des Gemüths,“ also wesentlich die Darstellung eigenen Empfindens und Wünschens des Dichters. Im „Sprache“ legt er die Summe seiner eigenen Erfahrungen nieder, in dem lyrischen „Liede“ erschliesst sich ihm die Harmonie der Natur und des Lebens, je nachdem beide in seiner Brust verwandte Saiten anzuschlagen finden; ihm ist das ganze Universum ein Komplex von lebendigen Kräften, die nach der Seite von Freud' und Leid, Lust und Wehe, Furcht und Liebe, Vertrauen und Hass eine Richtung auf ihn haben, man könnte sagen lediglich im Interesse seines Empfindens wirken, so dass er sich mit ihnen in lebendiger Verbindung weiss. Die Ode, der Hymnus, die Elegie und der kriegerische oder religiöse Gesang sind es namentlich, welchen mit Vorliebe die Propheten und Psalmisten pflegen. Die Psalmen sind die Perlen der hebräischen Poesie; es fehlte ihnen meist der Reim, seltener dagegen die Strophe, und charakteristisch geradezu ist der Parallelismus ihrer Glieder. Man braucht nur, um ein Verständniss für ihre Eigenthümlichkeit zu gewinnen, seinen Blick auf die Sprache zu werfen. Das hebräische Idiom ist, wie kein anderes, zum Träger einer wahrhaft kunstvollen Poesie geschaffen. Herder sagt in seiner ausgezeichneten Untersuchung in dieser Beziehung Vortreffliches: „Die Sprache, die viel ausdrückende, malende Verba hat, ist eine poetische Sprache. Denn das Verbum setzt die Sache in Handlung, diese erregt Empfindung, denn sie ist selbst gleichsam mit Geist beseelt. Nun ist bei den Hebräern beinahe alles Verbum, d. i. alles lebt und handelt. Die Nomina sind von Verbis hergeleitet und gleichsam noch Verba, sie sind wie lebendige Wesen, in der Wirkung ihres Wurzelursprungs aufgenommen und geformt. So ist die hebräische Sprache gleichsam ein Abgrund der Verba, ein Meer von Wellen, wo Handlung in Handlung rauschet. Alles in ihr ruft: Ich lebe, bewege mich, wirke; ich bin also für den Dichter, ja, ich bin selbst Dichtung. An Abstraktionen ist sie arm, aber an sinnlichen Darstellungen reich, und sie hat eben desswegen so viel Synonyma von einer und derselben Sache, weil diese jedesmal in ihrer ganzen Beziehung mit allen begleitenden Umständen genannt und

1) Herder, *Vom Geist der hebräischen Poesie*. Stuttgart & Tübingen 1827.

gleichsam gemalt wurde. Der Löwe, das Schwert, die Schlange, das Kamel haben in den morgenländischen Sprachen so viele Namen, weil jeder die Sache ursprünglich in eigener Ansicht schilderte und diese Bäche nachher zusammen kamen. Die Nomina noch halb Verba sind oft handelnde Wesen; die Pronomina stehen hoch hervor, wie in jeder Sprache der Leidenschaften. Den Mangel der Adjektiva ersetzen sie sich durch Zusammensetzung anderer Wörter, dass abermals die Beschaffenheit selbst Sache, gleichsam ein eigenes handelndes Wesen wird, und durch alles das wird die Sprache so poetisch als irgendeine auf Erden.“

Bildet auch der Glaube an Jahveh den Grundton, so wäre es doch irrig zu meinen, es hätte nichts als religiöse Poesie gegeben. Vielmehr blühte daneben zweifelsohne eine reiche Serie nationaler Dichtungen oder Volkslieder ohne jeglichen Bezug auf Religion; es gab zarte Liebeselegien und Kriegs- oder Siegeslieder. Hochzeiten, Feste und Trauer feierte Altisrael mit besonderen Gesängen, und selbst die Hetären griffen in die Leier. Je weiter man in die Vergangenheit zurückwandert, desto weniger trägt, wie dies der schon geschilderte Entwicklungsgang der hebräischen Religion ahnen lässt, die Volkspoesie den religiösen Charakter¹⁾. Uebrigens, obwohl von der salomonischen Periode berichtet wird, dass die Poesie, bisher dem Tempelgesang und der Tempelmusik gewidmet, einen hohen Schwung genommen, besitzen wir kein Denkmal aus jener Zeit. Kennern erscheint die Existenz einer Literatur zu David's Zeit überhaupt fraglich und wahrscheinlich ist erst die Epoche des Uzria (Usia) in Juda (809—757) als der Anfang der hebräischen Literatur zu bezeichnen²⁾. Dass die Anfänge der hebräischen Poesie gar über die „mosaische“ Zeit hinausreichen und in dem heroischen Zeitalter des Volkes sich bereits zahlreiche Spuren davon finden, kann nur auf dem Boden strengster Bibelgläubigkeit behauptet werden. Die Aufzeichnungen des ältesten Geschichtserzählers des Pentateuchs (des Jahvisten) dürften in die Zeit um 850—700 v. Chr. fallen und auch das Buch der Richter in seinem Kerne von dem nämlichen Verfasser herrühren. Doch hat er darin auch ältere Lieder aufgenommen. Unter diesen dürfen wir das Deboralied³⁾ als ältestes Denkmal hebräischer Rede betrachten, doch steht dasselbe leider nicht nur in Hinsicht auf sein Alter sondern auch sonst völlig vereinzelt da. Die Psalmen endlich stammen erst, wie neuere Untersuchungen feststellen, aus der nachexilischen Zeit und reichen bis in die denkwürdige Makkabäerepoche herab⁴⁾. Für die Israeliten scheint in kultureller Hinsicht die babylonische Gefangenschaft in der That eine Zeit der Läuterung gewesen zu sein. Alle ihre Kultur, sofern von einer solchen die Rede

1) Albert Réville, *Etudes sur la poésie hébraïque. Le Psautier juif d'après la nouvelle traduction de M. Reuss.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. November 1875. S. 180—186.)

2) Martin Schultze, *Handbuch der ebräischen Mythologie*. S. VI und VII.

3) Als Kap. 5 im Buche der Richter erhalten.

4) Albert Réville. A. a. O. S. 200.

sein kann, ersteht erst nach der Rückkehr aus dem Exil. Einen abermaligen Beweis für die Tiefe des israelitischen Kulturlevels bis zu jenem denkwürdigen Ereignisse liefert der auffallende Mangel an epigraphischen Monumenten¹⁾. Den einheimischen Geschichtsschreibern ist Kritik, Ruhe und der Gleichmuth echt geschichtlicher Darstellung abzusprechen. „Bei verhältnissmässig grosser Wahrheitsliebe berichten sie, zu ihren Leuten haltend, mit Gunst und mit Abneigung; und hieraus erwächst falsche Apologetik, Uebertreibung, besonders, wo sie am nächsten liegt, bei der Zahl, und Gehässigkeit gegen die Fremden.“ Selbst in den Psalmen ist das Gefühl, dem man am seltensten begegnet, jenes des Mitleids mit dem besiegten oder unbesiegten Gegner; ja es ist beinahe unmöglich, kräftiger zu hassen, wie jene frommen Sänger. Trotz aller Würde und Erhabenheit, die sich in den hebräischen Literaturdenkmälen aussprechen, gestattet eben ihre philosophische Einfalt einen Schluss auf die tiefe Kulturstufe des Volkes.

Dennoch ist unsere gesammte heutige Kultur tief durchsättigt mit Richtungen und Trieben israelitischer Herkunft. Dies erklärt sich aber daraus, dass sich in Israel eine Seite menschlichen Wesens zu grösster Vollkommenheit entwickelt hat, welche von viel allgemeinerer Bedeutung für die Menschheit ist, als Kunst und Wissenschaft, Rechtsleben und Philosophie, nämlich die Religion. „Israel,“ sagt ein grosser Forscher, ist das Gefäss gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefasst, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquickern. Dieser seiner Bevorzugung wegen kümmern wir uns um seine Geschichte, die da lehren wird, wie theuer das Volk diesen Vorzug bezahlt hat; die Perle in sich zu tragen, ist ja der Muschel Krankheit.“ Diese Perle war der Monotheismus; der Werth der Muschel, die Stelle des Volkes Israel in der Kultur ist eine ausserordentlich bescheidene. Bloss um der Religion willen ist uns das alte Israel von Werth²⁾, und zwar nicht wegen jener des Alterthums, sondern jener, welche später in theilweiser Opposition zu dieser aus ihrer Mitte hervorging, wegen des Christenthums. Damit ist der Kulturwerth Altisraels erschöpft³⁾.

Das Land Moab.

Im Osten des Todten Meeres, nördlich und südlich vom Arnon, liegt das Land Moab, in jüngster Zeit durch verschiedene Forschungen⁴⁾

1) Renan im *Journal Asiatique* 1870. Sixième Série. XVI. Vol. 8. 41 u. ff.

2) Bagehot. A. a. O. S. 63. Damit stimmt auch die Auffassung Tiele's überein.

3) Dies scheint wohl auch beiläufig die Ansicht Bernhard Stad'e's, des neuesten Historiographen des Volkes Israel zu sein.

4) Siehe: *Die neuen Forschungen im Moabiterlande*. (Ausland 1874. S. 921, 951, 969) und: H. B. Tristram, *The Land of Moab; travels and discoveries on the Eastside of the dead Sea and the Jordan*. London 1873. 8°. Von den sogenannten „moabitischen Alterthümern“ habe ich keine Notiz genommen da sie moderne Fälschungen sind. Vgl.

neu beleuchtet, welche dem Voranstehenden zur theilweisen Bestätigung dienen.

Moab war das offene Hochland zwischen Gilead und dem Arnon, und die Felder von Moab bildeten die Fortsetzung dieses Hochlandes, das eigentliche Moab, wohin sich die Moabiter im Laufe ihrer Geschichte vor den feindlichen Einfällen der Amoriter oder Israeliten wiederholt flüchten mussten. Im Norden berührte sich das Moabiterland mit dem Reiche Israel auf einem Gebiete, wo Leute aus den Stämmen Gad und Ruben und Moabiter in vielfacher Mischung untereinander gewohnt zu haben scheinen; im Süden, gegen die Spitze des Todten Meeres hin, waren die Edomiter die Nachbarn Moabs. Die Moabiter, deren echte Nachkommen man in den heutigen Beni-Hamde-Beduinen erblicken will und die sich schon bei weitem früher als Israel zu einer politischen Einheit konsolidirt haben müssen, scheinen den Hebräern verwandtschaftlich am nächsten gestanden zu haben; dennoch lebten beide Völkerschaften, trotz einzelner freundschaftlichen Beziehungen, im Allgemeinen in beständiger Feindschaft; zudem waren die Moabiter als Anhänger ihres Nationalgottes Kemôsch dem Fluche der alttestamentarischen Propheten ausgesetzt. Die bei Dhibân gefundene Meschastele, wahrscheinlich aus der Zeit Jehus etwa 880 v. Chr., offenbarte die nahe Verwandtschaft zwischen den alten Religionssystemen der Israeliten und der Moabiter im IX. oder X. Jahrhundert vor unserer Aera. Kemôsch ist für letztere genau, was Jahveh für die erstere ist, ein Beschützer und Schirmer, der alle nationalen Unternehmungen zum Guten wenden soll. Wie die Juden dem Baal und anderen Gottheiten Kinderopfer darbrachten, so ward auch Kemôsch von den Moabitern geehrt. Wie Jahveh lässt auch Kemôsch, wahrscheinlich durch den Mund seiner Propheten, seine Befehle unmittelbar an König Mescha und sein Volk ergehen. Die alten Rabbinen bewahrten die Tradition dass Kemôsch unter der Gestalt eines schwarzen Steines dargestellt werde, und schwarz ist auch die Farbe der Meschastele. Das Vorkommen des Tetragrammaton I. H. W. H. (*Jahveh*) auf der Stele, ohne jedwede mytische Verschweigung, beweist, dass die abergläubische Meinung, wonach das Aussprechen dieses Namens todbringend sei, damals noch nicht die Völker Israels und Jehudahs bis zu den Moabitern beherrschte. In dem Namen der Gottheit Ashtor Kemôsch wollen Einige das kanaänitische Original der Venus Amathusia, Andere im Gegentheil den Athar der himjaritischen Inschriften, also keinesfalls die Ashtoreth, Astharah der Phöniker oder die klassische Astarte erkennen, doch ist Sicheres über diesen Punkt überhaupt nicht bekannt.

In der aufgefundenen Stele berichtet Mescha über seinen Krieg mit den Israeliten, der sich wahrscheinlich mehrere Jahre hinzog und vorzugsweise ein Kampf um befestigte Plätze gewesen zu sein scheint. Meschas Verfahren ist überall dasselbe: er tödtet sämtliche Ein-

wohner der eroberten Städte dem Kemôsch zu Ehren und schleppt Jahvehs heilige Gefässe als Beute fort, um sie dem Kemôsch zu weihen; ferner sorgt er für die Wiederbevölkerung der verödeten Städte. Der in der Bibel erwähnte Zorn Jahvehs gegen Israel, der die Hebräer zwang wieder umzukehren ¹⁾, stellt sich im Lichte des moabitischen Inschriftensteines als eine euphemistische Umschreibung der erlittenen Niederlage heraus.

Die Sprache der Inschrift steht dem Hebräischen der Bibel sehr nahe; es ist ein hebräischer Dialekt mit einiger Hinneigung zum Arabischen, und weitaus verständlicher als die meisten phönikischen Inschriften. Ihre Orthographie zeigt aber zugleich, dass Hebräisch und Phönikisch schon im hohen Alterthume ihre Individualität bewahrten. Die Schrift, in der sie geschrieben, ist die allgemein als phönikisch bezeichnete und zwar deren ältester bisher bekannter Typus. Bereits früher war festgestellt, dass um das VIII. und IX. Jahrhundert v. Chr. im ganzen vorderen Oriente eine und dieselbe Schrift existirte, aus der einerseits das griechische, andererseits die orientalischen Alphabete abgeleitet wurden. Die geahnte orientalische Urschrift liegt jetzt in dem Basalte von Dhibân vor uns, der zugleich das älteste bekannte Denkmal mit alphabetischer Schrift überhaupt ist. ²⁾ Ebenso scheint im vorchristlichen Alterthume bei monumentalen Bauwerken die gleiche Bauart in ganz Syrien, Palästina und Nordarabien geherrscht zu haben, trotz der verschiedenen Religion, welcher die Völker angehörten ³⁾. Von originell Moabitischem, das etwa auf dem Boden des Landes gefunden worden, lassen sich indess (ausser dem Meschasteine) nur noch die Steinzirkel, Cairn und Dolmen anführen, welche aber im Ostjordanlande überhaupt sehr verbreitet zu sein scheinen und jedenfalls uralt sind. Ferner gestatten Bibelstellen ⁴⁾ zu schliessen, dass in Moab die Töpferei in Blüthe stand, ja dass man selbst aus Judäa dorthin ging, um sie zu erlernen und dann in der Heimath auszuüben.

Die Phöniker und ihr Land.

Noch Anfangs des Mittelalters bis zu der grossartigen Ausbreitung der Araber waren weite Gebiete Vorderasiens von einem Zweige des semitischen Volksstammes bewohnt, der obwohl in sich vielfach zertheilt, doch durch die gemeinsame Sprache als ethnographische Einheit erscheint. Zwar nannte sich seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Mehrzahl dieses Volkes lieber Syrer, doch war sein eigentlicher Name unzweifelhaft Aram. Letzterer Name haftet wohl

1) Kön. II. 8, 27.

2) Ueber die Meschastele siehe Ausland 1874, S. 954 und Prof. Dr. S. J. Kämpf, *Die Inschrift auf dem Denkmal Mesa's, Königs von Moab. Mit einem Anhang, betreffend die Grabschrift des sid. Königs Eschmunazar.* Prag 1870. 8°.

3) Hermann Weser, *Unter den Beduinen Moab's.* A. a. O. S. 74.

4) Nach Chron. I, 4, 22—23.

an verschiedenen Punkten, doch finden wir zugleich an diesen allen und an noch manchen anderen dieselbe Sprache, welche die aramäische genannt wird. Das Gebiet dieses Volkes war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Immer war dasselbe durch natürliche Scheidungen so gespalten, dass es nie eine geographische und staatliche Einheit ausgemacht hat. Durch fremde Mächte sind zuweilen alle oder fast alle Aramäer mit anderen Völkern zusammengekettet; aber ein aramäisches Reich, welches alle Aramäer, aber auch diese ausschliesslich, umfasst hätte, gab es nie. Im Westen von Syrien waren die Aramäer durch die Kanaaniter und deren Verwandte beschränkt, die sich auch im Besitze der Meeresküste befanden. Vielleicht berührten die Aramäer nirgends das Meer, welches bekanntlich die Phöniker besaßen.

Der wie Kanaaniter gleichbedeutende Name der Phöniker, ihnen von den Griechen beigelegt, beschränkt sich, weil bei der ersten Berührung beider Völker die südlichen Stämme Kanaans schon Philistern und Israeliten unterworfen waren, nur auf den Küstenstrich vom Karmelberge nördlich bis gegen die Orontes-Mündung, wurde aber auch auf alle westlichen Ansiedlungen dieses Volkes, namentlich in Afrika übertragen — obwohl sie selbst auch hier sich Chna'ani nannten — ging von Sizilien aus in der Form *Poeni*, *Puni* auch zu den Römern über und ist somit bei den europäischen Völkern allein in Gebrauch geblieben.

Ueber die Zeit der semitischen Einwanderung in Phönikien lässt sich nichts Genaueres sagen, nur so viel ist gewiss, dass sie in sehr hohes Alterthum fällt. Zur Zeit als Papi, ein Pharaone der sechsten Dynastie, 22 Jahrhunderte vor unserer Ära in Syrien einbrach, waren die Semiten schon im Lande, und auf den Grabreliefs des Numhotep zu Beni-Hassan erscheinen sie mit Bronzelanden und Aexten bewaffnet. Auch die Kunst zu Weben und zu Färben übten sie schon zu einer Zeit, wo die phönikischen Städte noch einfache Dorfschaften waren, doch kommt der Name Phönikiens, *Kefa* oder *Kefta*, in den hieroglyphischen Texten erst im XVII. Jahrhunderte v. Chr. vor. Die Blüthe der phönikischen Handelsstadt Sidon reicht von den Tagen Jakobs bis auf die Zeiten Homers, Berytus und Byblus waren aber vielleicht noch älter; erst in der salomonischen Periode erhebt sich Tyrus zu höherer Bedeutung. Ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung waren also die Phöniker schon ein wichtiges, weit verbreitetes Handelsvolk, und ich füge, des Vergleiches willen, hinzu, dass um jene Epoche weder Griechen noch Römer als historische Völker existirten. Was in Hellas vor das Jahr 650, in Italien vor etwa 500 v. Chr. fällt, gehört mehr der Mythe als der Geschichte an. Jedenfalls standen die beiden klassischen Völker des Alterthums in ihrer alten Geschichte, als die Phöniker schon beinahe ihre höchste Reife erreicht hatten. Denn gleich, wie in der Weltgeschichte überhaupt, kann man bei jedem einzelnen Volke Alterthum, Mittelalter und höchste Blüthe unterscheiden, welche letztere uns im Allgemeinen kurzweg als „Neuzeit“ gilt. Das Leben der einzelnen Völker, sich jenem aller organischen Individuen analog verhaltend und den nämlichen Gesetzen unterworfen, führt dann noch zu

einer vierten Periode, jener des Absteigens, des Sinkens, des Verfalles. Mit dem Emporkommen der Naturwissenschaft, zwischen welcher und der Priesterreligion stets Gegensatz und Kampf war, ging im alten Griechenland wie im neueren Europa das Mittelalter zu Ende. In diese Epoche des hellenischen Alterthums und Mittelalters nun fällt die Blüthezeit Phönikiens, von dem wir uns demnach nicht wundern werden zu vernehmen, dass es in vielen Dingen den alten Griechen als Lehrmeister diente.

Das warme von der Seeluft gemilderte Klima, in dem Wein, Maulbeere, Olive und Baumwolle reifen, während Bananen und Orangen im Freien überwintern, der Reichthum des fruchtbaren Bodens, der aus feiner Erde fast ohne Steine bestehend, durch Regen beinahe zu Sumpf wird, aber die reichsten Ernten von Korn, Baumwolle, den schönsten Tabak liefert — und im Alterthume war der Reichthum dieser dichtbevölkerten Küstenstriche, die erst unter der Herrschaft der halbwilden und räuberischen Türken verarmten, noch viel grösser —; endlich die Lage zwischen den Kulturländern des Ostens und dem uralten Kulturlande Aegypten begünstigten begreiflicherweise überaus die Entwicklung des Volkes. Zur Schifffahrt lag zudem das Meer überall verlockend nahe und die libanonische Ceder, auf welche die hergebrachten Ideen von Schönheit freilich nur schlecht passen¹⁾, bot das beste Holz für die Schiffe. Zugleich wirkt die Nähe dankbarer überseeischer Ziele vor allem anregend zu den ersten Versuchen, die Küste zu verlassen. Den Phönikern winkte als leicht erreichbarer Gegenstand die Kupferinsel Cypern. Die Küste Syriens erstreckt sich ferner in mehr oder weniger gerader Linie; hinter einem schmalen Küstensaume erhebt sich das Land und hinter der Erhebung breiten sich sogenannte Wüsten aus. An solchen Küsten ist nicht nur der Weg zu Wasser gewöhnlich der kürzeste, oft der einzige zwischen bewohnten Orten, sondern es bürgt auch die Regelmässigkeit der Land- und Seewinde zugleich für bequeme Fahrten. So wie sich die Bevölkerung des engen Küstensaumes verdichtet, muss der Fischfang mehr und mehr zur Ernährung beitragen, und wenn er nicht ausreicht, ein Theil des Volkszuwachses über das Meer hinausstreben. Auf diese Art sind die Phöniker nach Cypern, von Cypern nach Kreta, von Kreta nach Karthago, Spanien und bis zum Senegal gelangt. Im Uebrigen mögen die Phöniker bei den Aegyptern viel in die Schule gegangen sein und haben ägyptische und mittelasiatische Bildungselemente den Völkern des Westens gebracht, den sie eigentlich erst erschlossen; da es aber fast kein seefahrendes und Seehandel treibendes Volk gibt, wo nicht zugleich und schon in sehr frühen Zeiten Seeraub, Piraterie, in Uebung gewesen wäre, so hören wir auch schon zeitlich von ähnlichen Unthaten

1) Die heutige Ceder des Libanon ist ein hässlicher, schlecht gewachsener Baum. Siehe hierüber die Schilderung im I. Kapitel von Rich. F. Burton and Charles Tyrwhitt Drake, *Unexplored Syria. Visits to the Libanus, the Tutál el Safá, the Anti-Libanus, the northern Libanus and the Alah*. London 1872. 8°. 2 Bde.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 8. Aufl. I.

der Phöniker. Sie waren als Korsaren und Menschenräuber gleich gefürchtet.

Politische Verfassungen der Phöniker.

Wie schon erwähnt, war der schmale syrische Küstensaum dicht bevölkert; Städte, Flecken und Dörfer, alle Kolonien von einander, bedeckten das Land. Alle drei bis vier Meilen traf man eine Hauptstadt an, mit ihrem Stadtgebiete von einem erblichen Könige oder Magistrat fast auf republikanische Art beherrscht. Durch den Klang dieses Wortes darf aber Niemand sich bestechen lassen, hinter den phönikischen Staatsverfassungen einen Schein von Freiheit zu wittern. Der Zustand des Volkes erscheint nicht als ein der Hauptsache nach naturgemäss entwickelter und wesentlich freier, denn Königthum, Aristokratie und Volk theilten zwar die Macht mit einander, jedoch in höchst ungleicher Weise, so dass der Grundzug der phönikischen Staats- respektive Stadtverfassung ein durchaus aristokratischer war. Die Geschlechter herrschten; in ihren Händen befanden sich Ehren und Aemter so gut wie Grossgrundbesitz und Grosshandel. Eines von diesen Geschlechtern war das königliche; doch finden wir vielfach auch ein Wahlkönigthum. An der Spitze der Aristokratie stand der Hohepriester, dem zur Unterstützung in seiner königlichen Amtswaltung ein Richter, *Schopheth*, beigegeben wurde. Das Königthum bildete sich erst später; in ältester Zeit waren die aristokratischen Geschlechter Herrscher und auch unter den Königen bleiben sie allein zur Verwaltung der Aemter befähigt. Jedenfalls aber war das Königthum mit den eigenthümlichen phönikischen Verhältnissen so innig verwachsen, dass wir es in den wichtigen Städten bis in die makedonische Zeit erhalten sehen. Freilich ward es niemals despotisch, denn neben dem König, welcher als Oberrichter und Heerführer sehr beschränkte Befugnisse hatte und sich eigentlich nur mit einigen Ehrenrechten begnügen musste — dahin gehörte namentlich das zuerst in Tyrus und Sidon aufgekommene Purpurgewand als Abzeichen des Herrschers — lag die eigentliche Macht wenigstens in den fünf Staaten Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus und Berytus, wo es Könige gab, in den Händen eines kleinen und grossen Rathes aus den Geschlechtern eines aristokratischen Senates, an dessen Zustimmung der König gebunden war; auch das Hohepriesterthum bildete für ihn ein beschränkendes und hochmächtiges Hemmniss, da es nebst grossem Grundeigenthume den Zehnten sogar aus den Kolonien bezog. Aus dieser geringen Macht des Königs jedoch auf eine grössere Freiheit des Volkes zu schliessen, wäre verfehlt. Es erscheint hier nur, wie bei Handelsstaaten meistens, die königliche Macht auf die Aristokratie übertragen. Die Person des Machthabers ist eine andere, die Lage des Volkes blieb davon unberührt. Den Leibeigenen, welche als Pächter das Land bebauten, gelang es eben so wenig, irgend welche Rechte zu erwerben als den Tausenden und Tausenden von Fabrikarbeitern. Diese waren und blieben Sklaven.

Nur der städtische Pöbel erwarb sich im Laufe der Zeit einige Rechte. Aus der Begünstigung des Pöbels hat aber die Geschichte niemals einen erheblichen Kulturgewinn zu verzeichnen gehabt. So auch hier. In diesen sogenannten kleinen Republiken gährte es beständig. Die arbeitende Klasse errang im Gefühle ihrer Nothwendigkeit und ihres wachsenden Reichthumes immer mehr Rechte und hie und da findet sich später neben dem Senate auch eine Volksversammlung als Vertreterin neuer demokratischer Tendenzen gegenüber der alten Aristokratie. Denn das Volk — im Gegensatz zu den Geschlechtern, die eingewanderte und anfangs rechtlose Masse der niederen Leute — erhielt durch die Theilung in Zünfte und Ordnungen eine seine Macht steigernde Organisation. Dazu kam dann ferner der grosse Haufen der Söldner und Sklaven, welche in allen phönikischen Städten eine grosse Rolle spielten und oft zu einer ernstlichen Gefahr für die verweichlichte und unkräftige Klasse der Herrschenden wurde. So ward zuletzt die Aristokratie gestürzt; ehrgeizige Grosse, oft die Könige selbst stellten sich an die Spitze des Volkes, um durch dasselbe Macht zu erringen, mit anderen Worten es auszubeuten, wie stets der Kluge den Dummen ausbeutet. Die ausserhalb der Städte angesessene ländliche Bevölkerung befand sich dabei in dem Zustande der Hörigkeit und hatte unter den Gewaltthaten und Erpressungen der Geschlechter viel zu leiden ¹⁾.

Die Aristokratie ihrerseits suchte des Pöbels Macht durch Kriege mit neidischen Nachbarstämmen oder durch Absendung von Kolonien zu brechen. So zog ein Haufe nach dem andern aus und siedelte sich an leeren Plätzen desselben oder eines benachbarten Stadtgebietes an, nach und nach alle Räume an der Küste und den nahen Inseln bebauend; zuletzt war das Land fast ein einziger langer Ort mit dazwischen liegenden Gärten und Meiereien, in sechs bis acht unabhängige Stadtgebiete abgetheilt. Die Königinnen dieser Staatsgebilde waren Sidon und Tyrus, mit denen die übrigen kleinen Staaten, nach dem Wechsel der Umstände, bald in grösserer, bald in geringer Zahl, zuweilen alle in einem Bündnisse standen. Sidon, die „Fischerstadt“ behauptete vom XVI. bis zum XII. Jahrhundert, wo sie von den Philistern zerstört ward, die Hegemonie über alle Phöniker. Das ist die Zeit, wo die friedliebenden Sidonier rings um das Mittelmeer ihre blühenden Kolonien gründeten und der Handel auf dessen produktreichen Inseln und Küsten fast ausschliesslich in ihrer Hand lag. Später jedoch ward Sidon von Tyrus, wohin es um 1209 v. Chr. Auswanderer geschickt hatte, vollkommen überflügelt. Diese insulare Handelsmetropole der ganzen alten Welt hat aber nie mehr als 25,000 Einwohner gezählt. Im Uebrigen liegt die innere Verfassung dieser Städte so wie das Verhältniss dieser kleinen Staaten zu einander noch in argem Dunkel; nur dass es nie zu einem phönikischen Gesamtstaate kam, ist gewiss.

1) Hans Prutz, *Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien.* Leipzig 1876. 8°. S. 109–119.

Um zweier Dinge willen ist das phönikische Volk höchst interessant: seines Handels und seiner Kolonien wegen. Wohl sind wir dem Handel als solchem schon im alten Indien begegnet, mit dem phönikischen Seehandel konnte dieser sich aber nicht messen. Hier haben wir es mit dem Welthandel des Alterthumes zu thun. Damit stand die Kolonienbildung in naturgemäßem, innigen Zusammenhange. Doch pflegt zur Auswanderung, welche die Kolonisation ermöglicht, ein Zusammenwirken materieller und geistiger Bedürfnisse erforderlich zu sein, welche gemeinschaftlich die Heimat verleiden; solche Motive können Uebervölkerung, Ueberfüllung mit Kapital, politische Unzufriedenheit und auch religiöse Begeisterung sein¹⁾. In Phönikien trafen mit Ausnahme des Letzteren alle übrigen Motive zu. Nach dem Verhältnisse, welches die Regierung des Staates der Kolonisation gegenüber beobachtet, lassen sich alle Kolonien in Apökien und Kleruchien einteilen: Apökien, die durch Privatmittel, ohne alle Theilnahme des Staates erfolgen; Kleruchien, wo das Ganze mittel- oder unmittelbar der Leitung desselben unterworfen bleibt. Auf den niederen Entwicklungsstufen jedes Volkes herrscht im Ganzen das System der Apökien, auf der höheren das der Kleruchien vor²⁾. Auch die phönikischen Kolonien waren theils vom Staate, theils von Privaten ausgegangen, und hiernach richtete sich auch ihr Abhängigkeitsverhältniss vom Mutterlande. Mochten aber die verknüpfenden Bande mitunter noch so locker sein, stets wurden doch zu bestimmten Festlichkeiten Gesandte nach Tyrus entsendet und dem Hohenpriester der Zehent aller Einkünfte und Kriegsbeute entrichtet.

Fahrten und nautische Leistungen der Phöniker und Karthager.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der Gründung der Kolonien die Entwicklung des Seehandels voranging³⁾. Nie sind vor Abel Tasman's Zeiten Entdeckungsreisen nach unbekannten Erdräumen auf's Geradewohl ausgeführt worden. Immer hatten die Seefahrer irgend ein Ziel vor Augen, immer trachteten sie die Märkte oder den Ursprungs-ort hochgeschätzter Handelsgüter zu erreichen⁴⁾. Galt dies schon für die einfachen Handelsfahrten, um wie viel mehr erst für die Niederlassung auf fremdem Boden. Man darf ohne Irrthum zu befürchten allemal annehmen, dass dort, wo eine phönikische Kolonie entstand, schon früher die Phöniker als Handelsleute erschienen waren. Zudem wissen wir, dass fast alle Kolonien, mögen sie später auch zu ganz

1) Wilh. Roscher, *Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung*. Leipzig und Heidelberg 1856. 2. Aufl. 8°. S. 36—46.

2) A. a. O. S. 52.

3) Ueber die Handelsverhältnisse der Phöniker vgl. J. Lelewel, *Stosunki handlowe Fenicjan a potem Karthágow z Grekami*. Warsz. 1814. 8°.

4) Peschel, *Die Lockmittel des Völkerverkehrs*. (Ausland 1869. S. 1012.)

anderen Klassen gehören, doch als Handelskolonien anfangen¹⁾ und alle grösseren unmittelbaren Handelskolonien aus Handelsfaktoreien hervorgegangen sind²⁾. Die geographische Verbreitung der phönikischen Kolonien legt daher sicheres Zeugniß ab von dem Bereiche des phönikischen Handels, ohne denselben jedoch zu begrenzen, denn die Handelsverbindungen reichten natürlich noch weit über die Kolonien hinaus.

Zu den ältesten maritimen Unternehmungen der Phöniker gehören die noch immer räthselhaften Ophir-Fahrten. Wann diese ersten Fahrten nach dem Oriente anhuben, wissen wir nicht; sie sind zweifelsohne sehr alt; wir hören davon zum erstenmale zu Salomos Zeit, der mit Hilfe des Phönikerkönigs Hiram von Tyrus eine Ophirflotte zu Ezeongeber am Rothen Meere ausrüstete; doch scheint der Antheil der Hebräer daran ein in jeder Hinsicht untergeordneter gewesen zu sein. Die Berichte des alten Testaments über die Ophirfahrten drängen sich auf wenige Stellen³⁾ zusammen, welche keinen bestimmten Aufschluss gewähren, wo das Land Ophir zu suchen sei⁴⁾. Wir er-

1) Roscher, *Kolonien*. S. 20.

2) A. a. O. S. 15.

3) Kön. I, 9, 26–28, 10, 22, Chron. II. 2, 8, 17–18, 9, 10, 11, 21.

4) Aus dem Umstande, dass die für die obengenannten Produkte mit Ausnahme der Edelmetalle angegebenen Bezeichnungen, dem Sanskrit angehören, hat Lassen zunächst auf Indien geschlossen. Nach Chr. Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. Bd. S. 538, wäre Sandelholz sogar ein ausschliessliches Gewächs der Malabarküste; doch scheint mir diese Behauptung in aller Strenge kaum aufrecht zu erhalten. *Santalum album* L., und um dieses handelt es sich, kommt ausserdem auch im malayischen Archipel, besonders auf Timor, auf Tahyndana, welches davon sogar die Sandelholz-Insel heisst, dann auf den Südsee-Inseln, namentlich auf den Viti-, Marquesas- und Sandwich-Inseln vor. Vgl. John Crawford, *Descriptive Dictionary of the Indian Islands and adjacent countries*. London 1856. 8°. beim Artikel *Sandal Wood*. In der That finde ich *Santalum Yasi* vulgo *Yasi* unter den auf Viti gefundenen Pflanzen aufgezählt bei Berthold Seemann, *Viti: an account of a government's Mission to the Vitiian or Fijian islands*. Cambridge 1869. 8°. S. 441. Auch Grisebach (*Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung*. Leipzig 1872. 8°. II. Bd. S. 528.) erwähnt es dort, und sogar (II. A. a. O. II. Bd. S. 544) auf der Insel Juan Fernandez wo es jedoch verschwunden sein soll. Auf den Marquesas kommt *Santalum album* L. einzig mehr auf der kleinen Insel Hiwa-Oa vor. (*Ausland* 1872. S. 89.) Nebst Lassen suchte auch mein verstorbener Freund, der Nilreisende Dr. Theodor Kotschy Ophir in Indien, glaubte aber, dass von den Küsten Abessinien, zumal aus der Bucht von Tadschurra, ja selbst von Mosambik Affen, Elfenbein, Holzarten und ein grosser Theil des Goldes herkommen dürften, welche Salomos Knechte in so reichlicher Menge heimbrachten. (Theodor Kotschy, *Der Nil, seine Quellen, Zuflüsse, Länder und deren Bewohner*. Wien 1866. 8°. S. 2.) In neuerer Zeit hat Dr. Petermann in den von K. Mauch entdeckten Ruinen von Zymbäbye oder Zimbaee in Südafrika das Ophir der Bibel zu erkennen geglaubt (Petermann's *Geograph. Mittheil.* 1868. S. 145, dann 1872. S. 124–126 und *Ausland* 1872. S. 239) und durch diese Vermuthung die Ophirfrage in neuen Fluss gebracht. (Siehe darüber: *Allgem. Zeitung* 1872. Nr. 46 und 112. *Mittheil. der Wiener geograph. Gesellschaft* 1872. S. 187–190. *Ausland* 1872. S. 536–537.) Henry Duveyrier, sprach sich hingegen für eine wahrscheinliche Identifizirung Ophirs mit Sofäla aus. (*Bulletin de la Soc. de géographie de Paris* 1872, II. Vol. S. 521–524.) Der verstorbene afrikanische Forscher Dr. Charles Beke machte hinwieder geltend

fahren nur, dass die Schiffe dahin alle drei Jahre abgingen und mit Elefantenzähnen (*schenhabim*), Affen (*kophim*), Pfauen (*tukim*), Sandelholz (*algumin*), Edelsteinen, Silber und Gold beladen heimkehrten. Der eigentliche Handel mit dem östlichen Asien war aber Karawanenhandel und führte auf drei verschiedenen Strassen durch die Euphratländer. Die eine zog über Dan und Hamath, die andere über Palmyra an den oberen Euphrat, die dritte direkt durch die Wüste zu den Stationsplätzen an der Mündung dieses Flusses; auf diesen Wegen bezog man Waaren aus Indien und China (von den Serern), seidene und baumwollene Stoffe, indische Narde, Perlen und Edelsteine. Ueber die alte Handelsstrasse nach dem Lande der Serer herrscht wohl noch manche Dunkelheit, doch konnten die Karawanen der Seidenhändler überhaupt nur zwei Pfade benutzen, wovon der eine über die Pamir-hochebene noch jetzt für uns in Zweifel gehüllt, der andere über Ferghâna und Usch dagegen von den höchsten Gewährsmännern ¹⁾ übereinstimmend als die alte Handelsstrasse nach China erkannt worden ist. Von Balch aus überstiegen die Karawanen zuerst die Gebirge der Komeder, die in dem Quellengebiet der Seitengewässer des oberen Ssy-Darjâ (Jaxartes) sassen, also den heutigen Ak-tau oder die Asferakette ²⁾. Dann durchzogen die Kaufleute ein Thal, welches nach Süden abbog bis nach Lithinos Pyrgos. Hinter dem heutigen Usch überstiegen sie den Askatankas (Terek Dag) und zogen dann den Kasischen Bergen entlang, die ganz sicherlich die kaschgârischen Gebirge sind, nach dem serischen Issedon, dem damals wichtigsten Handelsplatze in Kaschgarien, vielleicht Kaschgâr selbst. Das äusserste Ziel war die „serische Hauptstadt“, vielleicht das damalige Hianjang oder das heutige Tschhang-ngan-han im Schensi ³⁾, wobei sie wahrscheinlich durch die grosse Mauer zogen ⁴⁾.

(*Athenaeum* vom 10. Februar und 16. März 1872), dass während des kurzen Zeitraumes von höchstens zwei und ein halb Jahrhundert, in welchen die Ophirfahrten fallen, der tyrische Handel sich nur sehr unwahrscheinlich bis zur ostafrikanischen Küste ausgedehnt habe. In der Pariser geographischen Gesellschaft kam in den Sitzungen vom 16. Februar und 1. März 1872 die Ophirfrage gleichfalls zur Sprache und theiligten sich nebst dem genannten Henry Duveyrier die Herren Barbié du Bocage, Durand, de Charcey, Quatrefages und Brunet de Presles an der lebhaft geführten Erörterung. (*Bullet de la Soc. de Géogr. de Paris* 1872. I. Vol. S. 356.) Der berühmte Arabiarenreisende Joseph Halévy suchte darauf in einem längeren Vortrage die Meinung zu begründen, dass Ophir in Südarabien zu suchen sei, welcher Meinung auch A. Soetbeer und Bernhard Stade sich anschlossen. Vivien de St. Martin bekämpfte Duveyriers Ansicht bezüglich der Identifizirung mit Sofala (A. a. O. S. 363), um den Nachweis zu führen, dass das Saphar des glücklichen Arabiens das vielgesuchte Ophir sei. (Vivien de Saint Martin, *Histoire de la géographie et des découvertes géographiques*. Paris 1873. 8°. S. 24–28.) Ganz im fernen Osten Asiens, auf der Halbinsel Malakka, glaubte hingegen K. E. v. Bär das alte Ophir erkennen zu müssen. (Siehe *Ausland* 1874. S. 685–689.)

1) Ritter, *Asien*. VIII. S. 693. A. v. Humboldt, *Centralasien*. I. S. 102. Lassen, *Indische Alterthumskunde*. II. S. 584.

2) Lassen. A. a. O. III. S. 118.

3) Klapproth, *Tableaux historiques de l'Asie*. Paris 1826. S. 84.

4) Dies darf man aus einer Stelle bei Ammianus Marcellinus (lib. XXIII

Ebenso wenig wie von den Ophirfahrten wissen wir von den angeblichen Zügen der Phöniker nach dem europäischen Norden, wo sie einen kultivirenden Einfluss geübt haben sollen¹⁾. Phönikischerseits liegen keine Dokumente zu Gunsten einer solchen Annahme vor, doch ist es sicher nicht die weite Entfernung, welche als wichtigstes Hinderniss dieser Hypothese entgegentritt. Die Meinungen von der Leistungsfähigkeit der alten Schifffahrt sind allerdings sehr verschieden; da jedoch in der Gegenwart Völker ohne nautische Kenntnisse, ohne Seekarten, ja zum Theil noch jetzt ohne Schreibekunst weite und kühne Seefahrten unternehmen, so haben wir nicht nöthig, uns die Fahrten der Phöniker sehr beschränkt zu denken. Dennoch lässt sich mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen, dass die Phöniker niemals in den europäischen Norden gelangt sind. Die gänzliche Abwesenheit phönikischer Ortsnamen in Nordeuropa ist nur einer der mannigfaltigen Belege hierfür.

Allerdings gab es ein Lockmittel, welches die Phöniker zu der weiten Fahrt wenigstens nach Nordwesteuropa wohl bewegen konnte; dies ist das zur Herstellung der Bronze unentbehrliche Zinn, welches sich in Europa reichlich nur am westlichen Rande dieses Welttheiles, von Cornwallis über die westlichen Spitzen von der Bretagne bis zum spanischen Gallizien findet. Die übrigen Fundorte des, mit Ausnahme von Indien und dem ostindischen Archipel, sonst spärlich vorkommenden Metalles, waren im Alterthume wohl unbekannt. Zweifelhaft erscheint es noch jetzt, ob das Zinn auf Kreta, sowie das alte transkaukasische in Georgien zu den alten Mittelmeervölkern gelangte. Doch ist aus der Seltenheit alter verlassener Bergbauten kein überreilter Schluss zu ziehen²⁾. Uebrigens hat man, besonders in Frankreich, die Spuren alter Ausbeutungen von Zinngruben aufgedeckt, so bei Vaulry und Montebrias im Limousin³⁾, bei Ploërmel im Morbihan⁴⁾; an letzterer Stelle fanden sich zugleich Bronzeobjekte, welche die Benützung dieser Gruben in der Bronzezeit darthun; auch sonst ist der Nachweis von alten Minen und Gruben, nicht bloss auf Zinn, sondern auch auf Gold, Silber und Blei, Zink, Antimon, Kupfer und Eisen gelungen; im Departement de l'Aude gab es Salinen und Gagat-

esp. 6. ed. Lugd. Bat. 1698. S. 291) vermuthen. Siehe Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. München 1865. 8°. S. 10—11.

1) Diese Hypothese vertritt J. Nilsson, *Ethnographie comparée des peuples scandinaves*. Dann in desselben: *Die Ureinwohner des scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts*. Aus dem Schwedischen übersetzt. Hamburg 1863. Erster Nachtrag: Das Bronzealter; zweiter Nachtrag: Das Bronzealter 1866. — Ferner Fréd. de Rougemont, *L'âge du bronze*.

2) Siehe Wibel, *Kultur der Bronzezeit*. S. 57.

3) Siehe Mallard, *Sur les gisements stannifères du Limousin et de la Marche* bei Mortillet, *Matériaux* etc. 1866. S. 325.)

4) Simonin, *Sur l'ancienne exploitation des mines d'étain de la Bretagne*. (A. a. O. S. 327.)

gruben, die Material zu Schmuck lieferten¹⁾. Sehr wahrscheinlich, dass auch die Zinngruben im spanischen Gallizien und Lusitanien, deren Ergiebigkeit, ja selbst deren Existenz bestritten wurde, bis die Weltausstellungen zu Paris und London das Gegentheil bewiesen²⁾, im Alterthume ausgebeutet wurden³⁾. Bekannt waren sie zuverlänglich. War es aber den Phönikern um die Herbeischaffung dieses westlichen Zinnes zu thun, so brauchten sie offenbar nicht bis nach Cornwallis zu segeln, sondern konnten schon weit näher, billiger und bequemer an der hispanischen und gallischen Küste ihren Bedarf decken⁴⁾. Noch weniger ist daran zu denken, dass die Phöniker die Zinnbergwerke in Cornwallis eröffnet hätten. Dazu müssten sie zuvor dort Ansiedlungen gegründet haben. Wären aber solche vorhanden gewesen, so hätten sich wohl Reste davon erhalten; phönikische Alterthümer aber suchen wir dort vergebens. Endlich sogar zugestanden, phönikische Seefahrer wären je bis an die Westküste von Frankreich oder in den Aermelkanal bis zu den Sorlingischen Inseln gelangt, so konnten sie doch nur die Ursprungsstätten des Zinnes aufsuchen; folglich musste dieses Metall zuvor abgebaut worden sein, und nicht bloss abgebaut, sondern es musste auch schon auf anderen Wegen, als auf phönikischen Schiffen das Mittelmeer erreicht haben. Diese Wege konnten nun keine anderen, als solche des Landhandels sein.

Als die Epoche der Bronzekultur in Nordeuropa darf man im Allgemeinen das zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung betrachten. In diesen Zeitraum fallen auch die für die Phöniker geltenden Bemerkungen. Dass diese sich an dem Zinnhandel beteiligten, unterliegt keinem Zweifel. Die Küsten des Mittelmeeres besuchend, an passenden Orten Kolonien gründend, trafen sie in Spanien auf einen neuen, bisher noch unbekannten Bezugsort des für sie so wichtigen Zinnes; da entstanden der Handel mit Spanien und die berühmten Tarschischfahrten. Schon um's Jahr 1100 v. Chr. gründeten die Phöniker Gadir, das heutige Cadix, dann Karteja, Malaka, Hispolis an der spanischen, Utika, Adrumeton, und sehr spät, erst 878 v. Chr., Karthago, an der afrikanischen Küste⁵⁾. Wenn auch jenseits der Säulen des

1) A. Daubrée, *Aperçu historique sur l'exploitation des métaux dans la Gaule* (*Revue archéologique* 1868) und Delanoue, *Anciennes mines de la Haute Vienne*. (*Bull. de la Soc. géol. de France*. 2de série. XXIII. Bd. S. 373.)

2) *London Exposition* 1851. Offic. Katal. III. S. 1320, und *Paris Expos. univ.* 1855. I. S. 32 und 36; ich citire nach Wibel, *Kultur der Bronzezeit*, S. 83, welche wichtige Schrift Müllenhoff unbekannt geblieben zu sein scheint; denn dieser lässt, wohl der Angabe Humboldt's (*Kosmos* II. S. 410) folgend, die spanischen Zinngruben der Gegenwart fast oder ganz erschöpft sein. (*Deutsche Alterthumskunde*. S. 211.)

3) Müllenhoff (A. a. O. S. 99) räumt ein, es sei wahrscheinlich, dass die Zinngruben Galliziens und Lusitaniens eher ausgebeutet wurden, als jene in Cornwall. Heute noch wird Zinn in Reverdito bei Valongo und Rebordaza bei Oporto in Spanien gewonnen.

4) An die französischen Zinnbergwerke scheint Müllenhoff nicht gedacht zu haben, wenn er annimmt, „wenn es nicht ehemals andere uns unbekannte Fundörter gegeben hat, so muss die ganze alte Welt grösstentheils von dort (nämlich vom südwestlichen Britannien) aus“ mit Zinn versorgt worden sein. (*Deutsche Alterthumskunde* S. 211.)

5) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie*. I. Bd. S. 41.

Herkules am europäischen Ufer die Karthager, welche ich, wie überhaupt alle phönikischen Kolonien, unter der Gesamtbezeichnung Phöniker begreife, einige Niederlassungen gründeten, so sind diese doch unbedeutend gewesen und ohne geschichtliche Spuren ihres Dasein zu hinterlassen, wieder verschwunden¹⁾. Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, dass in jenen entfernten Zeiten die Phöniker niemals um die spanische Halbinsel herumgefahren und überhaupt nie in Nord-europa gewesen sind. Es ist daher der Meinung nie beizupflichten, welche die ältesten Fahrten der Phöniker bis nach Bretagne und der gegenüberliegenden Inseln reichen lässt und glaubt, dass seit dem VIII. Jahrhunderte diese Fahrten sich gelegentlich noch weiter ausgedehnt haben müssten²⁾. Der Bezug des Zinnes vollzog sich auf weit einfachere, natürlichere Weise.

Werfen wir einen Blick auf die Kolonien der Asiaten im Mittelmeere, so bemerken wir sofort, dass sie gerade an den Mündungen der grossen Flüsse, der natürlichen Handelsstrassen nach dem Norden angelegt sind. Dies ist bei Tortosa, Narbonne, Marseille der Fall. Dass die Ströme einem uralten Landhandel dienten, ist eben so zweifellos, als dass es einen solchen Landhandel überhaupt gab. Nur durch ihn konnten ja die Klumpen metallischen Zinnes, die unter den schweizerischen Alterthümern aus der Bronzezeit gefunden worden sind, nach Helvetien gelangt sein, und eben so leicht wie sie Helvetien erreichten, konnten sie auch ihren Weg nach den Gestaden des mittelländischen Meeres finden. Die grossen Verkehrsstrassen im Alterthume, die speziell für die Verfrachtung des Zinnes in Betracht kommen, durchqueren meist das alte Gallien und wurden noch in historischen Zeiten lebhaft benützt. Diodor von Sicilien, der 13 Jahre v. Chr. schrieb, hat uns eine genaue Schilderung des Zinnhandels hinterlassen³⁾, wie er damals in ausgebildeter Form bestand. Die Briten brachten von der Küste auf ihren mit Fellen überzogenen Booten aus Weidengeflecht oder auf Karren über den durch die Ebbe trocken gelegten Meeresboden ihr Zinn nach der Insel Iktis⁴⁾, welches dort von den fremden Handelsleuten, die zum Theile von Massilia kamen, aufgekauft wurde. Darauf ward das Zinn von den Kaufleuten selbst längs den Flusstälern durch Gallien geführt zu welcher Reise man ungefähr dreissig Tage gebrauchte⁵⁾. Und nicht nur auf diesen Hauptströmen, sondern auch auf den schiffbaren Nebenflüssen bis zur Seine war⁶⁾ lebhafter Handelsverkehr und die Herbeischaffung wie die Versendung

1) Lewis, *An historical Survey of the astronomy of the ancients*. S. 450.

2) Dies meint der treffliche Müllenhoff. A. a. O. S. 212.

3) Diod. Sic. V. 22. Müllenhoff (A. a. O. S. 471—474) beweist, dass die Stelle bei Diodor dem Timäus entlehnt ist.

4) Nach gewöhnlicher Annahme das heutige Wight, doch warnt Müllenhoff (A. a. O. S. 470), sich durch die Namensähnlichkeit verführen zu lassen; ihm zufolge wäre Iktis eine der kleinen Inseln am Kap Landsend.

5) Plin., *Hist. Nat.* XXXVII. 3.

6) Nach Strabo. IV. p. 188,

der Waaren sehr leicht; zwischen Rhône und Loire lag eine vielbetretene Handelsstrasse¹⁾. Da man von vier gallischen Häfen nach Britannien fuhr, so haben jedenfalls auch vier Strassenzüge bestanden, welche in diese Häfen mündeten. Dieselben dienten nebst dem Zinnhandel auch jenem des Bernsteins und der Bronze, welche Cäsars Zeugnisse²⁾ zufolge nach Britannien eingeführt wurde³⁾. Ueber die Alpen führten insbesondere zwei Wege, einer über den kleinen St. Bernhard, der andere die sogenannte Heraklesstrasse. Die die Loire stromauf, wahrscheinlich bis Roanne gebrachten Zinnladungen, wie sie Poseidonios noch im II. Jahrhunderte v. Chr. sah, gingen von da in gerader Linie über Tarare nach Lyon, mehr aber noch das Loirethal weiter stromauf bis Andrezieux, von da über St. Etienne, Annonay nach Andance im Rhonethal, dem sie die kurze Strecke bis Tournon oder Tain (Etana) folgten⁴⁾. Was die Heraklesstrasse anlangt, so ist anzunehmen, dass der eine Zweig derselben von Dertuna durch Ligurien über Genua an der Küste nach Massilia, Arelate und Narbo führte, der andere aber über Taurinum und Eporedia auf den kleinen St. Bernhard und von da durch das Isèrethal über Cularo nach Vienna und Lugdunum ging⁵⁾.

Bei der Wichtigkeit, welche, man sieht es, die Strasse des Rhonethales für den gallischen Binnenhandel besass, war die hohe Blüthe des seiner Mündung nahe gelegenen Massalia oder Massilia, des heutigen Marseille, ziemlich selbstverständlich. Die Gründung dieser Stadt fällt ins Jahr 600 v. Chr. und geschah durch Phokäer, also durch Griechen. Demnach wäre Massalia nicht als phönikische, sondern als griechische Kolonie zu betrachten, wie denn auch in der That griechische Sprache und Kunst dort zu überraschender Entfaltung gelangten. Dennoch wird Massalia auch gerne für die Phöniker oder Karthager angesprochen und selbst die Erfolge ihres berühmten Seefahrers Pytheas pflegt man als phönikische Leistungen aufzufassen. Es scheinen auch wirklich in Massilia ursprünglich Phöniker oder Karthager den Griechen vorangegangen zu sein, was übrigens trefflich zu dem Erfahrungssatze passen würde, wonach die Hellenen bei Anlage ihrer Kolonien allorts in die Fusstapfen der Phöniker traten. Ein in Marseille gefundener phönikischer Inschriftenstein⁶⁾, dessen Material sich aus karthagischem Marmor erwies, soll zwar dadurch die Annahme einer phönikischen oder karthagischen Vergangenheit Marseilles widerlegen⁷⁾, deutet aber

1) Diod. Sic. V. S. 22—38.

2) Caesar, *De bello gall.* V. 12 5.

3) Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel.* S. 92—93.

4) Genthe. A. a. O. S. 68.

5) A. a. O. S. 78.

6) Siehe darüber: Abbé Bargès, *Inscription de Marseille. Nouvelles observations, historique de la découverte et description exacte de la Pierre.* Paris 1880. 4^e. Aeltere Arbeiten sind: Munk im *Journal asiatique* vom November bis December 1847 und Meier in der *Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft.* B. XIX. S. 90—119.

7) Nach E. Renan im *Journal asiatique.* 1868. Tome XII. S. 76.

doch andererseits auf eine innige Berührung mit dem karthagischen Phönikerthume hin.

Zum allermindesten muss im griechischen Massilia eine karthagische Kolonie bestanden haben, etwa wie es heute deutsche Kolonien in London und Paris gibt. Auch wissen wir, dass die massaliotischen Phöniker von Karthago aus Weisungen empfangen¹⁾, man somit wohl von einer phönikischen Kolonie in Gallien zu sprechen berechtigt sei²⁾. Allem Anscheine nach bildeten diese Phöniker Massalias auch den unternehmendsten Theil seiner, dem Griechenthume durch mannigfache Mischungen ethnisch entfremdeten Bevölkerung, waren sie es, welche den nautischen Ruhm der Stadt zum grossen Theile begründeten. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn die wichtigste That altgriechischen Forschungsdranges, die Nordfahrt des Pytheas, phönikischen Ursprunges ist und mit Fug und Recht den phönikischen Leistungen beigezählt wird.

Neben dem Zinn war der Bernstein eines der trefflichsten Lockmittel des Völkerverkehres. „Im nordwestlichen Ozean vom Meere ausgeworfen: mehr wissen die Griechen nicht von dem wunderbaren Fossil. Wie krystallisirte Sonnenstrahlen erschien es ihnen: sie nannten es *Elektron*, das ist „Sonnenstein.“ Täglich wandelt die Sonne von Osten nach Westen, wie ein Strom ergiesst sie ihr Licht, der Strom heisst Eridanos „der von Morgen stammende.“ Die Sonne selbst, „die leuchtende,“ sinkt im Westen in's Meer. Daraus machte der griechische Mythos einen einmaligen Fall, um die Entstehung des Bernsteins zu erklären“³⁾. Allgemein gilt er im Alterthume als eine phönikische Kostbarkeit, d. h. als eine solche, welche ausschliesslich von den Phönikern beschafft wurde. So wenig wie das Zinn holten ihn diese aber an seinen Ursprungsstätten, der Nord- und Ostsee, sondern an den mittelländischen Stapelorten, wohin er auf gleichfalls heute noch erkennbaren Wegen zu Lande gelangte. Auf der uralten Rheinstrasse, welche, um die östliche Krümmung des Stromes zu vermeiden, das Saargebiet durchschnitt, gelangte der Bernstein zuerst über die Alpen zu den Etruskern und den phönikischen Massalioten⁴⁾. Schon Anfangs des V. Jahrhunderts v. Chr. mündete eine zweite, vielleicht noch wichtigere Strasse aus dem deutschen Osten über die Karpathen und durch das Waagthal in Pannonien⁵⁾ kommend, bei Hatria ins adriatische Meer, in welches auch die Bernsteininseln, Elektrides, versetzt wurden, wahrscheinlich weil man an jenen Küsten starken Handel mit dem zu Lande gekom-

1) Joseph Halévy, *Essai sur l'inscription de Marseille*. (*Journal asiatique* 1870, Tome XV. S. 509.)

2) Genthe (A. a. O. S. 109) spricht geradezu von „phönikischen Massalioten“. Müllenhoff hat leider die Frage nach den phönikischen Einflüssen in Massalia mit keiner Silbe berührt.

3) W. Seherer, *Vorträge und Aufsätze*. S. 26.

4) Genthe. A. a. O. S. 102.

5) K. Wunster behauptet bestimmt, dass die phönikischen Kaufleute nicht dem Lauf der Weichsel folgten. (*Die Schnitzsee, eine Station des alten Landhandels*. Liegn. 1827. S. 55.)

menen Bernstein trieb ¹⁾. Eine dritte Strasse endlich ging durch die Skythenländer zu den griechischen Kolonien am Ponteuxin, namentlich nach Olbia. Doch kam der ostpreussische Bernstein viel später, nicht früher als im I. Jahrhundert nach Chr. in den Handel. Die älteste Bezugsquelle ist die Nordseeküste, die Gegend der Mündung des Rheines, und von hier fand der Bernstein zumeist seinen Weg nach Marseille. Massalia war mittlerweile zu einem mächtigen Rivalen Karthagos herangewachsen; nach Osten hin dehnte es an der Küste seine Niederlassungen aus; Antibes, Nizza, Monaco sind massaliotische Gründungen; später benutzten die Massalieten einen günstigen Moment, um ihre Kolonien an der Küste auch westlich der Rhône vorzuschieben und sich an der spanischen Ostküste festzusetzen, welche Karthago eifersüchtig behütete. Im IV. Jahrhunderte v. Chr. erhob sich die Stadt auf den Gipfel ihrer Macht. Um diese Zeit fand die berühmte Fahrt des Pytheas statt. Die Rivalität der Massalieten, welche nicht so viel Bernstein empfangen, als sie auszuführen wünschten, war es wohl, die durch direktes Aufsuchen der Heimat des köstlichen Harzes zur See sich den Vortheil zu sichern trachtete und die Aussendung des Pytheas veranlasste. Der grosse massaliotische Astronom war jedoch nicht ohne Vorfahren geblieben; er folgte vielmehr nachweisbar den Spuren eines älteren phönikischen Periplus.

Um die Zeit, als das phönikische Original des griechischen Periplus abgefasst wurde, welchen Pytheas offenbar kannte und zu seiner Fahrt benützte, war aber der Karthager Himilko, um die westlichen Küsten Europas zu erforschen, abgesandt worden. Leider sind uns über seine Reise nebst einer Zeile bei Plinius ²⁾ nur ein paar Verse der *Ora maritima* des Dichters Avienus ³⁾ erhalten geblieben. Darnach entdeckte er die britischen Inseln (Albion und Jerne), deren Entfernung von der tartessischen Küste Iberiens (zwischen Cadix und Sevilla) er nach einer viermonatlichen Seefahrt berechnete ⁴⁾. In den Oestrymidischen Inseln Himilkos, die man gleich den Kassiteriden Herodots für die heutigen Scilly-Inseln gehalten hat, wäre die Halbinsel Bretagne zu erkennen ⁵⁾. Der Zeitpunkt, wann Himilko diese seltsame Fahrt unternahm, steht allerdings nicht fest, da sich bei den Alten gar keine genauen Angaben darüber finden; man wird jedoch kaum irren, wenn man dafür etwa das Jahr 500 v. Chr. oder ein noch früheres annimmt. Da unserer Meinung nach ein alter phönikischer Seeweg nach dem Norden niemals existirt hat ⁶⁾, so gilt uns die Expedition

1) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie*. I. Bd. S. 118.

2) Plin., *Hist. nat.* lib. II. cap. LXVII.

3) Avienus, *Ora maritima* v. 82 ff. 392 ff. 375—415.

4) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie*. I. S. 67, der auch die über Himilko vorhandene Literatur angibt. Ich verzeichne noch Sir G. Cornwall Lewis, *Hist. Survey of the Astronomy of the Ancients*. S. 455 und Vivien de St. Martin, *Hist. de la Géographie*. S. 89—92.

5) Müllenhoff. A. a. O. S. 91.

6) Dieser Ansicht ist auch Sir Cornwall Lewis (A. a. O.), dessen immer noch wichtige Abhandlung über die Schifffahrt der Phöniker, wie mir dünkt, von

Himilkos gerade so als ein vereinzelt Faktum, eine Rekognoszierungsfahrt, wie die spätere des Pytheas. Hätte je ein direkter Handelsverkehr zur See zwischen Britannien und den Herkulesssäulen stattgefunden, so würden unzweifelhaft, ungeachtet aller phönikischen Geheimnisthuerei, die Völker des Mittelmeeres schon frühzeitig mit jenem Eilande bekannt geworden sein. Es steht jedoch fest, dass Britannien erst zu Cäsars Zeiten von den Südländern betreten ward ¹⁾).

Die Reise des Pytheas selbst, dessen Existenz viel unter den Schmähungen eines kritischen Argwohns zu dulden hatte, ist eine gleichfalls lange angezeifelte ²⁾ Thatsache, deren Glaubwürdigkeit schon bei den Alten in geringem Ansehen stand. Zur Stunde ist in der umständlichsten Weise seine Ehrenrettung vollbracht. Pytheas dessen hohe Bedeutung als Astronom sich dem Rahmen dieser Betrachtung entzieht, unternahm seine Reise etwa 325 v. Chr. Sie war, um es kurz zu sagen, die älteste Nordpolexpedition, welche versucht wurde. Seine Fahrt war eine Erforschungs- und Entdeckungsreise, zunächst unternommen, um das wunderbare grosse Phänomen der Steigung des Pols und der Neigung des Kosmos gemäss der Veränderung des Horizontes nach Norden hin mit eigenen Augen zu verfolgen und zugleich die Ausdehnung unseres Welttheiles und die Zugänglichkeit seiner Länder zu erkunden. Das Bernsteinland des Pytheas, wohin dieser nach seiner Umseglung Grossbritanniens gelangte, war aber nicht Ostpreussen ³⁾, sondern die friesischen Inseln und die schleswig-holsteinischen Gestade der Nordsee ⁴⁾. Von dort ward das Meergold, das *Sacrium* der Skythen, nach dem Süden gebracht, wo es bei den Aegyptern als *Sacal*, bei den Hebräern als *Schechelet*, bei den Römern als *Succinum* und bei den Griechen als *Elektron* in höherem Ansehen und Werthe stand denn eitel Gold und Edelstein. Dass der Bernstein indess auch an den Küsten Siziliens vorkomme,

Müllenhoff übersehen wurde. Lewis zeigt, dass die eifersüchtige Handelspolitik der Phöniker und Karthager, die den Griechen und Römern die Beschiffung der westlichen Meere auf alle Weise erschwerte, sehr häufig gar kein Geheimniss besass, welches sie hätte verbergen können.

1) Lewis. A. a. O. S. 481.

2) Lewis (A. a. O. S. 487 ff.) behandelt Pytheas als *impostor*. Auch Wibel, *Kultur der Bronzezeit*. S. 85, bezweifelt seine Reise. — Sonst vgl. noch über Pytheas: Murray, *De Pythea Massili*. (in *Comment. Soc. Gotting.* 1778. Tom. VI.) M. Fuhr, *De Pythea Massiliensi Dissertatio*. Darmstadt 1835. 8°. (sehr oberflächlich). Gosselin, *Recherches sur la Géographie des Anciens*. Paris 1813. 8°. IV. Bd. S. 178. Bougainville, *Eclaircissements sur la vie et sur les écrits de Pythéas de Marseille*. (Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XIV. p. 148.) D'Anville, *Mémoire sur la navigation de Pythéas à Thulé*. (Mém. de l'Acad. T. XXXVII.) Lelewel, *Pytheas von Massalia und die Erdkunde seiner Zeit*. Aus dem Französischen übersetzt von L. F. W. Hoffmann. Leipzig 1838. 8°. Alex. Ziegler, *Die Reise des Pytheas nach Thule*. Dresden 1861.

3) J. M. Gesner, *De electo veterum in Comment. Soc. Gotting.* III. 67. Dann A. L. v. Schöner's *Allgemeine Nordische Geschichte*. S. 8—9, 84—87. Doch sind 1868 afrikanische, wahrscheinlich karthagische Kauri-Muschelmünzen in pommer'schen Gräbern gefunden worden. Siehe die *Londoner Nature*. S. 350.

4) Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde*. Auch Uekert, *Allgem. Geographie*. IV. S. 32, 35 glaubt, dass Pytheas bloss bis zur Elbmündung gekommen.

wusste man im Alterthume nicht, obwohl man diesen sizilischen Bernstein recht gut kannte; es war das als *Lynkurion* bezeichnete Fossil ¹⁾.

Ich habe bisher die angeblichen Züge der Phöniker nach dem Norden bis zu ihrem letzten Ausläufer dem Griechen Pytheas, verfolgt, es erübrigt nunmehr noch ihrer Unternehmungen im Westen und Süden zu gedenken. Nur zwei Fahrten sind es, von welchen sich Kunde erhalten: die Umschiffung Afrikas unter Necho und die Fahrt des Hanno. Was nun erstere anbelangt, so ist im Alterthume wiederholt davon die Rede gewesen, dass der schwarze Erdtheil umschifft worden sei, doch sprechen die mannigfachsten Gründe gegen die Glaubwürdigkeit der betreffenden Angaben. Die älteste dieser Umsegelungen und jene die weil auf Phöniker sich beziehend, hier allein in Betracht kommt, soll jene gewesen sein, welche König Necho von Aegypten veranlasste. Die Regierung dieses Herrschers setzt man gemeinlich auf 616—600 v. Chr. an, und wird ihm unter anderen die Herstellung eines antiken Suezkanals zugeschrieben. Später soll er phönikische Seeleute ausgesandt haben mit dem Befehle, vom Rothen Meere aus um das afrikanische Festland herum und durch die herakleischen Säulen wieder nach Aegypten zu fahren, was sie auch innerhalb drei Jahren vollbracht haben sollen ²⁾. Sir George Cornwall Lewis hat mit der ihm eigenen kritischen Schärfe die Unwahrscheinlichkeit dieser Expedition dargethan ³⁾, und auch Vivien de Saint Martin schliesst sich ihm in dieser Auffassung an, wenngleich er die Möglichkeit einer solchen Umschiffung Afrika's nicht gänzlich in Abrede stellt ⁴⁾. Interessant ist das Urtheil Peschel's, dahin lautend: „wenn wir uns auch einigen Zwang auferlegen müssen, an solche hohe nautische Thaten zu glauben, so wäre es doch jedenfalls Unrecht, die Nachricht bloss deswegen zu verwerfen, weil sie nicht zu den hergebrachten Vorstellungen von den Leistungen der alten Seefahrer passt, die, so weit wir uns ein Urtheil zu bilden vermögen, an Matrosengeschicklichkeit nicht hinter den europäischen Seefahrern des XV. und XVI. Jahrhunderts zurückblieben. Die Schwierigkeiten einer Umschiffung Afrikas vermindern sich übrigens, wenn sie von Osten unternommen wird, wegen der günstigen Strömungen sehr beträchtlich, und die schlimmste Strecke ist die letzte, vom grünen Vorgebirge bis nach der Meerenge von Gibraltar“ ⁵⁾.

Möge man über diese Umschiffung Afrikas denken wie man wolle, feststeht jedenfalls, dass der Nordrand Afrikas seit uralten Zeiten von phönikischen Schiffen besucht wurde. Die Gründung von Kolonien daselbst reicht gleichfalls in hohes Alterthum und Karthago, Tyrus' und Sidons mächtige Tochterstadt, ist eine der jüngsten unter ihnen. Mit

1) Die Identität des Lynkurion mit dem sizilischen Bernstein hat Dr. Oskar Schneider in hohem Grade wahrscheinlich gemacht im *Ausland* 1872. S. 841—846.

2) Herodot. lib. IV. cap. 42.

3) Lewis. A. a. O. S. 497—515.

4) Vivien de St. Martin, *Histoire de la géographie*. S. 30.

5) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. München 1877. 8°. S. 20—21.

dem Emporkommen Karthagos dehnte sich dann das punische Element immer weiter in Afrika aus und wir wissen bestimmt, dass die atlantische Küste Westafrikas bis zur Insel Kerne, dem heutigen Argium, mit phönikischen Niederlassungen besetzt war. Es sollen ihrer an 300 Städte gewesen sein, welche bis dreisig Tagereisen unterhalb des Lixos, dem jetzigen Wady l'Akase, reichten. Auch die kanarischen Inseln waren im Besitze der Phöniker, welche hier ergiebigen Thunfischfang und Purpurfärbereien betrieben. Als diese Kolonien später den Angriffen der Pharusier und Nigriten unterlagen, entsandte Karthago seinen König Hanno mit 30,000 libyphönikischen Auswanderern, um über den Säuler des Herkules, am atlantischen Gestade neue Pflanzstädte zu gründen und die schon vorhandenen älteren und alternden Kolonien durch frisches Blut zu verjüngen. Die Zeit dieser Reise steht nicht fest, doch nimmt man wohl am besten hierfür etwa 480—470 v. Chr. an. Als sich Hanno seines Auftrages entledigt hatte, begann er die Küste weiter zu erforschen. Er ging an der Mündung des Lixos beim heutigen Tanger vorüber und bewegte sich von hier an den Sandufern der Sahara am Kap Bojador vorbei, lief in den heutigen Rio do Ouro ein und liess dort auf der kleinen Insel Kerne etliche Auswanderer zurück. Am westlichen Abfalle des schneebedeckten Atlas lag also die südlichste Kolonie der Kathager, am Kap Ger bei Mogador. Vom Rio do Ouro aus unternahm Hanno zuerst eine Fahrt bis zum grossen Flusse Chretes, dem jetzigen Senegal, wo ihn aber wilde, in Thierfelle gekleidete Menschen am Aussteigen hinderten. Eine zweite Reise von Kerne führte ihn über das grüne Vorgebirge noch sechzehn Tagesfahrten hinaus. Zweimal erschreckte ihn am Gestade Guineas das nächtliche Glühen der Gras- und Waldbrände, welches bei den Mandingo zur Klärung des Ackerbaues üblich ist. Ueber einen Berg, der Götterwagen genannt, hinaus erstreckte sich die Entdeckung noch auf drei Tagesfahrten bis zu einem sogenannten Horn oder einem Golf mit einer merkwürdig geformten Insel, wo man eine Affenmutter der Tschimpansi-Art lebendig erbeutete, welche die Seefahrer trotz ihres borstigen Felles für eine eingeborene Frau hielten¹⁾. Von dieser wichtigen Reise legte Hanno in punischer Sprache, wahrscheinlich als Inschrift im Haupttempel zu Karthago, eine Beschreibung nieder, von der wir noch eine griechische Uebersetzung besitzen. Sie ist unter dem Titel *Periplus des Hanno* berühmt.

So ist es denn durchaus nicht ganz unglaublich, dass durch punische Guineafahrer die Inseln des grünen Vorgebirges gesehen worden sind; jedenfalls war die Kenntniss von Afrika bei den Phönikern und Karthagern jenen der späteren Griechen und Römer überlegen. Da aber fast alle Handelsvölker — es liegt dies in der Natur der Sache — die Bezugsquellen ihres Reichthumes mit quälender Eifersucht vor den neidischen Blicken der Nachbarn zu bewahren pflegen, mit anderen Worten, um in der Sprache der Gegenwart zu reden, wenigstens ur-

1) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 22—23 und Kotschy, *Der Nil* S. 3—5.

sprünglich arge Monopolisten sind, so ist von den geographischen Erzungenschaften der Phöniker und Karthager fast nichts oder nur sehr wenig bis auf uns gekommen. In dieses geschichtliche Dunkel haben dann spätere Zeiten Vieles hineingefabelt, was erst die neuere Forschung zu erkennen vermochte. Ich erwähne hier zum Schlusse nur jener grossen Insel, welche phönikische¹⁾ oder punische²⁾ Seefahrer im Westen der herakleischen Säulen nach mehrtägiger Reise aufgefunden haben sollen. Ogygia — so wird uns der Inselname überliefert — soll eine der Antillen gewesen sein, ja Mancher will sogar ganz speziell Kuba darin erkennen³⁾. In griechischen, offenbar aus phönikischen oder punischen Quellen schöpfenden Schriften⁴⁾ soll nicht bloss eine Hinweisung auf Amerika, sondern eine förmliche Beschreibung dieses Continentes enthalten sein. Der mexikanische Golf ist angeblich sehr genau beschrieben, als von einem hochkultivirten Volke bewohnt, welches sich seiner östlichen Herkunft noch sehr wohl entsinne. In Mexiko selbst tauche Herakles unter dem Namen Quetzalkohuatl auf und die Inschrift im Grabhügel des Grave-Creek im Ohiothale, will man für phönikisch halten. Alle diese Verhältnisse habe übrigens ein im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Karthago gekommener Amerikaner bestätigt! Was die Zeit dieser Entdeckung anbetrifft, so wird sie ins VIII. Jahrhundert v. Chr., ins Zeitalter der höchsten Blüthe Phönikiens versetzt, könnte aber keinesfalls nach dem IV. Jahrhundert v. Chr. vorgefallen sein. Ethnische Merkmale einer solchen antiken phönikisch-punischen Kulturberührung wollen Einige sogar heute noch in amerikanischen Völkerschaften, z. B. in den Kariben, wahrnehmen⁵⁾, und weisen darauf hin, wie in den Berichten der Konquistadoren⁶⁾ sich noch viele an den orientalischen Ursprung der amerikanischen Eingeborenen erinnernde Züge auffinden lassen. Ja, selbst Negerstämme der Guineaküste sollen in frühen Epochen nach Yukatan und Honduras gelangt und von da in den Dariengolf eingedrungen sein⁷⁾. In allerjüngster Zeit war neuerdings die Frage angeregt, ob die Phöniker oder Karthager Amerika gekannt hätten und in bejahendem Sinne zu beantworten versucht⁸⁾. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, dass

1) Diodor Sic. V. 10—20.

2) Pseudoaristoteles, *De mirab. auscult.*

3) Jakob Kruger, *Amerika bereits durch die Phönizier entdeckt.* (Prutz, *Deutsches Museum.* 1855. S. 601—620.)

4) Bei Plutarch, *De facie in orbe lunae.* cap. XXVI. (in *Scripta moralia*, emend. Frid. Dubner. Paris 1841. II. 1151—58.)

5) C. F. Neumann, *Ostasien und Westamerika nach chinesischen Quellen aus dem V., VI. und VII. Jahrhundert.* (*Zeitschrift für allgem. Erdkunde.* Berlin 1864. S. 395—430.)

6) Peter Martyr ab Angleria, *De rebus oceanicis et novo orbe Decades.* Colon. 1574. 8°. Dec. II. lib. I.

7) Ph. Valentin, *Ueber eine vorcolumbische Besiedlung des tropischen Amerika durch ostafrikanische Stämme.* (*Ausland* 1868. S. 583—586.)

8) *Anthropol. Archiv.* VII. Bd. S. 123—180, widerlegt durch Dr. A. v. Frantsius A. a. O. VII. Bd. S. 180—188.) Nichtsdestoweniger kam die ziemlich müssige Frage bei dem im August 1875 zu Nancy tagenden ersten internationalen Amerikanisten-Kon-

alle diese Meinungen, jedweder historischen Grundlage entbehrend, in keiner Weise von der Ethnologie oder der Sprachforschung begünstigt, lediglich in das Bereich der Fabel zu verweisen sind. Alles in Allem genommen bleiben bei aller kritischen Skepsis die Fahrten der Phöniker bedeutend genug, um solches märchenhaften Ausputzes nicht zu bedürfen.

Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Karthager.

In Industrie und Kunst galten die Phöniker zu häufig als Erfinder, wo sie nur Verbreiter waren; dabei stand zweifelsohne ihre Gewerbsindustrie in hoher Blüthe. In den meisten Fällen scheinen aber ihnen allgemein zugeschriebene Erfindungen assyrischen und ägyptischen Ursprunges zu sein. Maass, Zahl und Gewicht haben die Babylonier, nicht die Phöniker erfunden, ihre astronomischen Kenntnisse verdanken sie den Chaldäern; die Purpurfärberei haben sie in Assyrien, die Glasfabrikation in Aegypten erlernt, von wo sie auch die ersten Anregungen zur Schrift erhielten¹⁾; diese aber anderen Völkern mitgetheilt zu haben, bleibt ihr unvergessliches Verdienst. In ihren Städten, Dörfern und Flecken spannen sie Wolle, woben und färbten sie Zeuge und fabrizirten sie hundert andere Spiel- und Kunstarbeiten. Schmuck aus Silber und Gold, aus Bernstein und Elfenbein, mächtige Bronzevasen in den elegantesten Formen, gravirte und gefasste Edelsteine gingen massenweise aus den phönikischen Fabriken hervor; daneben fanden Gartenbau, Obstbaumzucht, Fischfang, Bergbau und Erzgiesserei eifrige Pflege. Wie alle Handelsvölker gewahrten die Phöniker in der Kunst nur das Nützliche und Angenehme und ihre Inferiorität in künstlerischer Hinsicht ist heute erwiesene Sache. Tausend Jahre indess gingen sie in die Schule der Aegypter; die Symbole und Formen der phönikischen Architektur sind so wie die Tracht und die Grabriten aus dem Nilande importirt und fast klingt es seltsam, allen eigenen Sinn in der Baukunst dem Volke abzusprechen, welches vielleicht am meisten gethan, um die Regeln der Baukunst in Westasien und Griechenland zu verbreiten. Denn gerade in der Baukunst genossen die phönikischen Architekten weitverbreiteten Ruf wegen der Festigkeit und Sicherheit ihrer Bauten; leider ist von denselben fast nichts bis auf unsere Tage erhalten geblieben, um ein Urtheil über den ästhetischen Geschmack des Volkes zu ermöglichen. Die ungeheuren Felsenhöhlen Phönikiens

gresse nochmals zur eingehenden Erörterung auf Grund eines Memoire's von Paul Gaffarel. Siehe *Congrès international des Américanistes. Compte-rendu de la première session*. Nancy 1876. 8°. I. Bd. S. 98—130.

1) Siehe Joseph Halévy, *Observations sur l'origine de l'alphabet phénicien in sesin Milanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques*. S. 166—183.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

und Kanaans können nicht, wie mitunter geschieht¹⁾, als Beispiel dafür herangezogen werden, denn sie weisen entschieden auf die vorphönikische Zeit zurück. Doch haben sie wohl den späteren Bauwerken zum Muster gedient. Gleichwie jene Griechenlands waren auch die künstlerischen Geschicke Syriens in seiner Geologie geschrieben; der Sandstein der syrischen Küste diktierte ganz von selbst den Typus der phönikischen Architektur: den behauenen Felsblock und den Monolith. Der Tempel El-Maabed zu Amrit, das einzige noch bestehende Heiligtum des semitischen Stammes, lässt übrigens keinen Zweifel an dem durchaus ägyptischen Aussehen dieses phönikischen Monumentes. Ägyptische Einflüsse zeigen nicht minder ausgeprägt die Stele von Yehawmelek, Königs von Gebel (aus dem VI. bis IV. Jahrhundert), und die in der sidonischen Nekropole zahlreich aufgefundenen Sarkophage. Jener Eschmunazar's, 1855 in der Grotte Mughâret Ablun entdeckt, war sogar fertig aus Ägypten gebracht worden, wo dieses Muster nicht über die XXVI. Dynastie hinaufreicht. Auch in Um-el-Awamid existiert ein altes Bauwerk von ägyptischem Typus. Wahrscheinlich lag weniger Schwung des Gedankens in der phönikischen Baukunst als Luxus und Zurschauftragung von Reichthum. Grosse Säulenhallen waren beliebt; Tyrus und Karthago waren gepflastert und die Mosaik, schon bei den Hebräern in Gebrauch, scheint syrischen Ursprungs zu sein. In Wasser-, Zisternen- und Kanalbauten leistete man ausgezeichnetes, das trefflichste aber im Schiffsbau.

Gleichwie die materielle Kultur der Phöniker von noch nicht gehörig gewürdigtem Einflusse auf die mit ihr in Berührung kommenden hellenischen Stämme gewesen, lässt sich ein solcher Einfluss in nicht geringerem Maasse auch auf geistigem Gebiete wahrnehmen. So wie die Griechen künstlerische Anregungen von Assyrien und Persien für die Skulptur, von Ägypten für die Baukunst²⁾ erhielten, liessen sie sich von den Phönikern nicht nur den Gebrauch der Schrift — das griechische Alphabet ist eine unverkennbare Nachahmung der phönikischen Buchstabenschrift — sondern selbst religiöse Ideen zubringen. Was übrigens in dieser letzteren Beziehung die Phöniker dem hellenischen Geiste zuführten, darf auf Originalität kaum einen Anspruch erheben, sondern war ebenfalls ein Erbstück anderer Völkerschaften. Die Religion der Phöniker lässt auf nahe Verwandtschaft mit dem ägyptischen Ideenkreise schliessen; ja es muss in irgend einer Zeit zwischen den Phönikern und Ägyptern ein Austausch religiöser Lehren und Schriften stattgefunden haben; ein solcher mag um so leichter vor sich gegangen sein, als der hamitische Ideenkreis der Ägypter bei den Phönikern auf verwandte ethnische Elemente traf. Wie anderwärts lag auch in Phönikien die Ausbildung der Wissenschaft und der Literatur in den

1) Z. B. von Herder.

2) Jules Soury, *L'Asie Mineure* (*Revue des deux Mondes* von 15. Oktober 1878. S. 914) und R. Lepsius, *Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwicklung.* (*Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin* 1871.)

Händen des Priesterstandes, daher die Phöniker gleich den Aegyptern eine Priesterliteratur besaßen. So wenig wir von dieser mehr wissen, darf man doch behaupten, dass mit Ausnahme der Seelenwanderung, welche die Phöniker nicht annahmen, die Uebereinstimmung der phönikischen mit der ägyptischen Glaubenslehre kaum eines Beweises bedarf¹⁾. Ja in religiöser Hinsicht möchte man Phönikien fast eine Provinz Aegyptens nennen. Der Styl der phönikischen Götterfiguren ist durchaus ägyptisch, und die Osiri-Isi-Mythe fand in Phönikien in Gestalt von Baalath und Adonis den leichtesten Eingang. Ja vielleicht war sogar die zu Aradus verehrte Astarte identisch mit der im memphitischen Phönikerviertel *Anch-ta* verehrten Göttin Bast. Andererseits mag der auch in Phönikien einheimische Kult der Astarte oder Mylitta, hier Asteroth²⁾ geheissen, mit vielem Anderen, was die Phöniker mit den Assyriern und Babyloniern gemein haben, auch von Osten her eingewandert sein. Eine spezifisch phönikische Religion gab es eben nicht, so wenig wie eine spezifisch hebräische oder assyrische; wohl aber besaßen die westasiatischen Semiten — im Gegensatz zu den südlichen Semiten Arabiens — einen besonderen Glaubenskreis, und es stellt sich immer mehr heraus, dass der letztere manche seiner mythischen Elemente von einer anderen fremden Rasse erbort habe, die keine andere ist als jene, welche wir als protochaldäische, akkadische, in unserem Sinne hamitische bezeichneten.

Es ist eine Erscheinung, die sich von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart verfolgen lässt, dass das Volk sich weniger an das System der religiösen Anschauungen seiner Priester hält, sondern einzelne Götter heraushebt und ihnen seinen frommen Eifer zuwendet, während die anderen Götter in den Hintergrund treten. Als Beispiel hierfür mag der Madonnen-Kultus der katholischen Völker gelten. Aehnliches geschah in Phönikien. Baal und Astarte, Herakles-Melkarth und Adonis waren die Lieblingsgötter. Im Kulte traten wie anderwärts Wollust und Grausamkeit hervor. Asteroth, welche gewiegte Kenner auch in dem männlichen Moloch erkennen wollen³⁾, empfing einerseits Menschenopfer, mit Vorliebe die Erstgeburten⁴⁾, andererseits forderte sie, da stets die geschlechtliche Auffassung der Götter vorherrscht, zur Wollust heraus. Die Keuschheit ward der Gottheit geopfert, Jungfrauen gaben sich vor der Vermählung im Tempel der Astarte oder in dem ihn umgebenden Haine jedem Fremden Preis; der Buhlohn gehörte der Göttin; Frauen traten als Hierodulen zeitweise in ihren Dienst und überliessen sich den Besuchern des Festes;

1) Röth, *Geschichte der abendländischen Philosophie*. I. Bd. siehe Abschnitt: Der phönikische Glaubenskreis. S. 248—277.

2) Ob mit dieser die nunmehr erwiesene Existenz einer Schlangengöttin bei den alten Phönikern in Zusammenhang zu bringen ist, scheint noch nicht klar. Siehe Jos. Halévy, *Essai sur l'inscription de Marseille* im *Journal Asiatique*. 1870. Sixième série. Tome XV. S. 481—482.

3) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 70.

4) Tylor, *Die Anfänge der Kultur*. II. S. 400.

zugleich geberdeten sich Männer als Weiber, nachdem sie beim Feste unter betäubender Musik sich im Tempel vor der Menge entmannt hatten. Die Weiber geberdeten sich in männlicher Tracht als Männer und führten kriegerische Tänze auf¹⁾. Eine hervorragende Stellung unter diesen Astarten nahm die syrische Askalon²⁾ und die Astarte zu Aphaka im Libanon ein. Auch dem Adonis zu Ehren gaben sich die Frauen Preis oder schnitten sich die Haare ab. So unverständlich uns heute eine solche Anbetung des Höchsten auch dünkt, sicher haben wir doch kein Recht, die alten Religionen der Menschheit vom Standpunkte unserer raffinierten modernen Moral zu beurtheilen.

In der vorstehenden Schilderung ist keine Sonderung zwischen den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Karthagern, gemacht worden, weil im Allgemeinen die Kulturunterschiede zwischen beiden unerheblich sind. Wir haben es mehr mit zwei Staaten, als mit zwei verschiedenen Völkern zu thun. In Religion und Sitten stimmen Phöniker und Karthager überein; man kann sagen, dass nach Untergang der Phöniker die Karthager deren Rolle im Alterthume übernommen und mit Erfolg fortgeführt haben. Die nordafrikanischen Gestade wurden schon frühzeitig von Phönikern besucht und bevölkert. Hier erstand um 814³⁾ das später so mächtige Karthago (*Karthahadascha*, *Karthada* d. i. Neustadt, griechisch *Καρθηδών*); aber längst schon waren die Städte Leptis magna, Oea, Sabraton, Girgis, Takape und Makomades zur Handelsverbindung durch Karawanen mit dem Innern Afrikas angelegt. Durch häufige Ansiedlung von Phönikern sowohl an der Küste als im Innern des Landes (hier besonders in Kapsa, Thala, Sufetula. Thebeste, Admedera, Sicca Veneria, dann in Numidien in Cirta und Auzea) und Vermischung mit den hamitischen Ureinwohnern, den Libyern, entstand das Mischvolk der Libyphöniker, jedoch mit vorherrschend phönikischer, also semitischer Sprache, welchem auch die Karthager angehörten. Nordafrika war bedeckt mit phönikischen Kolonien von der grossen Syrte bis zur Insel Kerne, dem heutigen Argium. Von hier aus eröffneten sie den Handel mit dem Sudän. Am atlantischen Gestade, im heutigen Marokko hatten die Tyrer eine Reihe von Städten gegründet, welche bis dreissig Tagereisen unterhalb des Lixus, dem heutigen Wady l'Akasse, reichten. Auch die kanarischen Inseln waren im Besitze der Phöniker, welche hier ergiebigen Thunfischfang und Purpurfärbereien betrieben. Mit dem libyschen Elemente scheinen sich die Karthager ziemlich gut vertragen zu haben; bald hatten sie sich sowohl die wichtigsten stammverwandten Niederlassungen in Afrika als auch die umwohnenden einheimischen Völkerschaften unterworfen. Zur Zeit als Karthago seine denkwürdigen Kämpfe mit Rom begann, scheint das libyphönikische Volk eine Kulturhöhe erreicht zu haben, welche jene des gegnerischen Roms bei Weitem übertraf.

1) Das Material über die Astarte findet man gesammelt bei Movers, *Phönizier*. I, S. 601 ff.

2) Bachofen, *Sage von Tanagail*. S. 44.

3) Nach Ferd. Hitzig im Jahre 888.

In den Wissenschaften, vorzüglich den mathematischen, dann in Mechanik, Wasserbauten, Schiffsbau, in der rationellen Landwirthschaft, worüber sie eigene Bücher besaßen, standen die Karthager oben an. Im sozialen Leben herrschte ein Luxus wie damals an keinem anderen Punkte der Erde. Auch ihr Sinn für die Kunst und das Schöne war rege; griechische Trauerspiele wurden ins Punische übersetzt und aufgeführt; über die Leistungen ihrer eigenen Literatur müssen wir freilich tiefes Schweigen bewahren, da nichts davon auf uns gekommen ist.

Auch in der Staatsverfassung scheinen sich die Karthager von den Phönikern nicht wesentlich unterschieden zu haben. Unsere Kenntnisse über dieselben sind übrigens derart unvollständig, dass sich kaum etwas Positives darüber sagen lässt. Nur dass keine Würde erblich war, steht fest. An der Spitze des Staates standen zwei Suffeten¹⁾, welche die exekutive Gewalt in Händen hatten; die beratende Gewalt war beim Senate, die gesetzgebende angeblich beim Volke. Bald aber war alle Gewalt in die Hände einer immer mächtiger anschwellenden Geldaristokratie übergegangen, welche, so gut es gehen wollte, Staat und Volk für ihre Zwecke ausbeutete. Ob die beiden Suffeten mit königlichen oder nur mit konsularischen Machtbefugnissen ausgestattet waren, lässt sich gewissenhafterweise heute nicht mehr entscheiden.

Der wichtigste Unterschied zwischen beiden Völkern mag darin bestanden haben, dass Karthago eine erobernde Macht war, Phönikien nicht. Während also bei Letzteren das Kriegswesen in nur geringem Ansehen stand, genoss es in dem karthagischen Staate eine sorgfältige Pflege. Vor den punischen Heeren zitterte das mächtige Rom. Möglich, dass die libyschen Elemente von ihrem kriegerischen Sinne der karthagischen Bevölkerung mitgetheilt hatten. Indess waren doch auch einzelne Kolonien der Phöniker, wie beispielsweise Cypern, durch Eroberung, einzelne der Karthager durch friedliche Besitznahme gewonnen worden. Sardinien ward so von den Libyphönikern bevölkert, noch in den späteren römischen Zeiten besass es eine ganz phönikische Bevölkerung, und Denkmäler in phönikischer Sprache haben sich noch in neueren Zeiten auf der Insel erhalten²⁾. Die phönikische Sprache ist mit der hebräischen fast identisch, nur kommen darin mehr altkanaanitische Wörter vor und zeigt sich auch eine Hinneigung zu aramäischen Wendungen. Das Punische unterschied sich vom Phönikischen bloss durch die Neigung zur dunkleren Aussprache der Vokale; im Uebrigen war das Phönikische nebst dem Griechischen und Lateinischen die verbreitetste Sprache des Alterthums, welche erst spät, im Orient nach Alexander durch das Griechische, in Nordafrika, wo sie die Sprache des numidischen Hofes und der Gebildeten war, durch die Vandalen und Araber verdrängt ward, und in Phönikien so wie auf Cypern erst im III. Jahrhundert n. Chr. erlosch.

1) Noch in der Gegenwart heissen die Aeltesten der Turkomanenstämme mitunter *Suffid*. (*Ausland* 1843, S. 929.) *Suffid*, woher auch die punischen Suffeten, ist ein alt-arabisches Wort, das Richter bedeutet.

2) Siehe: H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien*. Leipzig 1869. 8°.

Die alten Hellenen.

Das Arierthum in Hellas.

Das Leben zweier Völker nur ist es, welches wir mit dem Begriffe des klassischen Alterthums umspannen, und eine beschränkte Ansicht versteht sogar unter dem Alterthume im Allgemeinen, wenn dasselbe der neueren Zeit entgegengesetzt werden soll, immer nur ausschliesslich die hellenische und römische Welt ¹⁾. Ehe ich an die Schilderung der Kulturentwicklung zunächst im alten Hellas herantrete, mögen die nachstehenden Bemerkungen gestattet sein.

Die Geschichte der Hellenen führt uns zum ersten Male auf europäischen Boden, was jedoch nur von geographischem Interesse, nicht von kulturgeschichtlichem Belange ist. Im südöstlichsten Winkel Europas als buchtenreiches Land in das Mittelmeer hinausragend, ist Hellas gleichsam die offene Hand, welche Europa dem benachbarten Asien entgegenhält, von dem ihm in grauen Vorzeiten, wie die Wanderung unserer Kulturgewächse und Hausthiere von Osten her beweist, eine stattliche Reihe von Kulturbedingungen zugekommen sein müssen. Denn gleichwie unser Welttheil selbst geographisch von Asien nicht zu trennen ist, waren seine Geschieke auch mit diesem stets innig verflochten.

Der erste Schimmer, welcher auf das urgeschichtliche Dunkel der Hämus-Länder und Griechenlands fällt, zeigt sie uns im Besitze zweier, höchst wahrscheinlich arischen oder indogermanischen Völkerstämme, des thrakischen und des illyrischen, von welch' letzterem nur noch die Skipetaren im alten Epirus oder Albanesen sich bis zur Gegenwart erhielten. Die alten Pelasger aber, die man als Stammväter der gräko-italischen Völkerschaften mit den Illyrern im weiteren Sinne zu identifiziren hat, waren vom Norden eingewanderte illyrische Stämme. Die Namen der Geghen oder Nordalbanesen sind in den alten Gegeneern, die der Tosken oder Südalbanesen vielleicht in den alten Tuskern erkennbar. Den Namen der Albanesen finden manche Gelehrte in den *Ἀλβανόι* des Ptolemäos. Später liessen sich an den Küsten des ägyptischen Meeres Kilikier, die kleinasiatischen Lykier

1) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 7.

(Leleger) und Karer nieder. Als drittes Substrat einer vorgeschichtlichen Bevölkerung erscheinen starke Zuzüge von seiten thrako-phrygischer Stämme. Diese drangen bis nach Mittelhellas und den Peloponnes vor; hier entstand nach Einzug der griechischen Dorer eine dreifache Bevölkerung: pelasgische (illyrische) Urbewohner = Heloten; eingewanderte Leleger = Periöken, und griechische Dorer = Spartiaten¹⁾. Ein einiges Griechenland gab es deshalb im Alterthume niemals, weil es kein ethnisch gleiches Griechenland gegeben hat. Am Olymp begann in einer späteren Zeit, etwa um 1000 v. Chr., der Kampf der einwandernden Hellenen mit den altangesessenen illyrischen und thrakischen Stämmen. Mitten unter fremden Völkern liessen sich die kriegerischen Dorer in Thessalien nieder. Mit ihnen erschienen die Aeolier auf dem Kampfplatze, welche die Pelasger Thessaliens nach Italien zu ihren dortigen Stammesgenossen vertrieben. Aber selbst diese Dorer, Aeolier und Jonier waren wieder selbst mit allophylen Elementen stark gemischt, während in ganzen Landschaften, wie in Arkadien, Akarnanien, Aeolien, Phokis die eingeborene unhellenische Urbevölkerung ganz intakt verblieb. So sind die historisch auftretenden Bewohner der griechischen Landschaften ein Produkt starker Völkermischungen. Die Annahme von der hellenischen Homogenität der griechischen Population beruht auf der jetzt als falsch nachgewiesenen Prämisse, dass auch die Bevölkerung Kleinasiens hellenischen Ursprungs sei. Von Kleinasien sollen entgegengesetzt allen Zeugnissen des Alterthums die Hellenen nach Griechenland zur See eingewandert sein. Die Annahme solches Ursitzes der Jonier in Kleinasien erweist sich als eine moderne Fabel. Wie sich Hellenen und Italiker sprachlich näher stehen als alle anderen ionischen Völkerfamilien, so standen sie auch geographisch seiner Zeit im engsten persönlichen Kontakte und wanderten nach längerer Andauer desselben von Südrussland in die bulgarische Ebene oder in die Niederungen der unteren Donau und an die Hänge der Karpaten und des Balkan; von dort zogen die einen in einzelnen Stämmen nach Südosten längs der Gebirge und an die Küsten des ägäischen Meeres, während die anderen, auf dem Landwege quer durch die Ostalpen nach Südwesten wandernd allmählich Italiens Boden gewannen. Wo immer jedoch die indogermanischen Stämme hindrangen, sie stiessen bei ihrem Erscheinen im südlichen und westlichen Europa überall auf eine Urbevölkerung verschiedener Rasse, die sie unterwarfen und allmählig absorbirten. In welchem Maasse? Dies lässt sich leider nicht mehr ermessen. Sicher ist aber, dass diese Mischung stattfand eben so wohl bei den Kelten und Germanen, als bei den Griechen und Römern. Alle diese Namen bezeichnen Mischlingsvölker; der reine Aryâ ist in Europa eine Mythe.

Dennoch dürfen wir eben bei Erörterung der hellenischen Gesittung darauf hinweisen, wie wir es hier seit lange wieder mit einem

1) Siehe C. Fligier, *Die Urzeit von Hellas und Italien*. (*Arch. für Anthropol.* Bd. XIII. S. 433–482.)

arischen, und zwar zum ersten Male mit einem westarischen Volke zu thun haben. Die Gruppe der Ostaryâ lernten wir in den Hindu, Baktrern, Persern und Medern kennen. Westwärts vom erânischen Hochlande fanden wir nur hamitische und semitische Völker. Die Stammverhältnisse der Kleinasien sind noch unerkundet, doch sind sie, wenn auch etwa Kaukasier¹⁾, jedenfalls viel unter semitischem Einflusse gestanden. Eigenthümlich ist nun, wie die arischen Hellenen von nichtarischen Völkern ihren Kulturschatz empfangen, ihn aber in völlig verschiedener Weise verwertheten. Die Richtung der hellenischen Kultur ist indess maassgebend geblieben für alle späteren Gesittungs-epochen, und man versucht desshalb, die Griechen als die Lehrmeister der nachkommenden Geschlechter, als die Begründer der europäischen Gesittung darzustellen, ihnen das Verdienst zuzuschreiben, für die Entwicklung der Menschheit mehr geleistet zu haben, als irgend ein anderes Volk. Ja, man geht so weit übertreibend zu behaupten, ohne sie würden wir uns heute noch vielfach in einem Zustande der Barbarei befinden, von dem man sich nicht einmal ein vollständiges Bild zu entwerfen vermag. Man vergisst dabei, dass seit dem Hellenenthume der Gang der Civilisation mit seltener Vorliebe durch die Hallen der westarischen Völker geschritten, und zwar deshalb schreiten musste, weil diese — freilich eine Folge zwingender Umstände — die zur Kulturentfaltung günstigsten Sitze eingenommen hatten. Europa übertrifft an kulturbegünstigenden, natürlichen Bedingungen Asien eben so sehr, als der alte Kontinent in seiner Gesamtheit darin dem neuen überlegen ist. Europa ward nun der Sitz arischer Völker, alle Dank ihrer gemeinsamen Rassenanlagen zu Trägern der Gesittung befähigt. Welches Volk früher als ein anderes den Anstoss zu höheren Kulturregungen empfängt, wird nicht durch seine Spontaneität, sondern durch fremde unabhängige Umstände bestimmt. Ihm bleibt dann in der Benützung und Entwicklung dieser Regungen noch ein genugsam weites Feld für die Entfaltung seiner eigenthümlichen Rassen- und Stammesbegabung. So war denn Hellas das erste Stück europäischer Erde, welches von den Fäden des sich von selbst und naturgemäss erweiternden Verkehrsnetzes umspinnen und mit den Kulturmitteln des alterthümlichen Orients vertraut wurde. Was die Griechen von dorthier bezogen, — und es war viel, wenn nicht alles — sie haben es ausgebildet, verarbeitet in arischem Geiste. Man übersehe nicht, dass später, doch immer noch völlig unabhängig davon die gleichfalls arischen Gesittungsanfänge an der Tiber eine verwandte Richtung einschlugen.

1) Prof. Friedr. Müller, der gelehrte Wiener Linguist, glaubt, wie ich einer mündlichen Mittheilung verdanke, dass einstens das heute so beschränkte Gebiet der Kaukasier im Alterthume sich viel weiter nach Süden und Westen ausgedehnt habe. Dagegen bemüht sich Dr. Fligier in einer kleinen Schrift: *Beiträge zur Ethnographie Kleasiens und der Balkanhalbinsel. Eine ethnographische Studie.* Breslau 1875. 8°. den Nachweis zu führen, dass die wichtigsten Völker Kleasiens, die Phryger, die Lyder (welche Renan für Semiten hält), die Karer, die Lykier indogermanischen Stammes waren. Letztere, die Lykier, hält er zugleich für die Ureinwohner von Hellas.

Spekulationen über das, was hätte sein können, gehören in der Regel zu den müssigen Dingen, am meisten in kulturgeschichtlichen Erörterungen, verschweigen lässt sich aber nicht, wie gegenwärtig kein Zweifel bestehen kann, dass die hellenischen Errungenschaften der Menschheit nur darum so sehr zu Gute kamen, weil sie auf arische Völker übergehen konnten. Nachdem Griechenland seinen einstmaligen Lehrmeister, den Orient, weit überflügelt, hat doch der hellenische Geist trotz der vielfachen Beziehungen zwischen Beiden, dort niemals dauernden Eingang und wahres Verständniss gefunden. Er stiess eben auf Völker anderer Rasse und damit anderer Begabung. Was geschehen ist, geschah eben, weil es geschehen musste.

Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen.

Schon frühzeitig traten die Hellenen in bestimmte Stämme gesondert auf, von denen die Dorer und Aeoler wohl die ältesten, die Jonier die jüngsten waren. In dem ältesten, den Hellenen gemeinsamen Idiom, hatten sich die verschiedenen, später in den einzelnen Dialekten zum Durchbruche gelangenden Elemente noch nicht festgesetzt. Nachwirkungen aus dieser Periode sind noch in der Sprache des ältesten hellenischen Sängers, Homers, wahrnehmbar ¹⁾. Diese Periode bis zu den sogenannten dorischen Wanderungen ist unzweifelhaft jene, in der die Griechen sich in der Schule fremder Völker befanden. Eine genauere Zeitbestimmung dieser Epoche ist indess unmöglich, denn die chronologisch sichere Geschichte Griechenlands beginnt erst nach dem Tode des Themistokles. Bis dahin ist Alles mehr oder minder Vermuthung, Tradition, Mythe, welcher keine gleichzeitigen Dokumente, keine dauerhaften Denkmäler oder dergl. zur Seite stehen. Desshalb lässt sich auch die Frage nicht zum Austrage bringen, ob die europäischen oder die kleinasiatischen Griechen die älteren seien. Die Berichte über die Gründung der hellenischen Kolonien sind einfache Legende, ruhen auf keinen historischen Zeugnissen, und die Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung lässt sich hier sogar bestimmt nachweisen ²⁾. Wenn der Beginn der ersten Olympiade auf das Jahr 776 v. Chr. angesetzt wird, so besitzen wir keinen Grund, diese Jahreszahl zu verwerfen, aber auch durchaus keine Bürgschaft für deren Richtigkeit.

Obwohl nun die Ansicht, wonach eine Rekonstruktion der Geschichte bis in die Mythenzeit hinauf eine ebenso nutzlose Beschäftigung sei, als Wasser in ein Sieb zu füllen, nicht ganz ungegründet ist, so lassen sich doch andererseits aus den Mythen und Ueberlieferungen, wie sie meist in den Volksepen zum Ausdruck gelangen, Schlüsse auf allgemeine vorgeschichtliche Zustände ziehen. Besonders interessant ist die Betrachtung der Kultur der Urbevölkerung Griechenlands, wie

1) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. 202.

2) Siehe George A. Cox, *Hist. of Greece.* London 1874. 8°. Vol. I. S. 151.

dieselbe aus uralten und modernen Bauten, aus den Ergebnissen der Archäologie bezüglich der aus Phönikien stammenden konzentrischen Ornamentik und der von Aegypten kommenden Kunstgegenstände, aus den Nachrichten der Autoren, wie Pausanias u. a. hervorgeht. Kein Zweifel, dass darnach die griechische Urbevölkerung als Hirten mitten in der Steinzeit lebten, mit Steinwerkzeugen ihre gewaltigen Mauerbauten aufführten, sich vorzugsweise von den Erträgen ihrer Herden und den Früchten des Waldes ernährten, und der Segen des Ackerbaues ihnen erst später durch die Thraker gebracht ward. Erst Thraker und Phryger brachten den rohen Barbaren die Anfänge der Kultur, das ABC der Kunst und die ersten Regungen des Handelsverkehrs. Auch in Hinsicht auf die alten Hellenen kommen wir dann zur Ueberzeugung, dass sie nicht nur ihre materielle Kultur, die jeder weiteren geistigen Entwicklung zur Grundlage dient, sondern auch in Beziehung auf diese geistige Kultur selbst reichlich aus fremden Quellen geschöpft haben. Gleichwie unter allen Völkern die Chinesen am meisten sich selbst, am wenigsten fremden Anregungen verdanken, darf man umgekehrt von den Griechen sagen, dass sie am wenigsten sich selbst, für das Meiste fremden Belehrungen verpflichtet sind. Aegypten scheint in sehr vielen Fällen die Heimat der griechischen Kultur gewesen zu sein, die indess den Hellenen erst durch phönikische Uebermittlung zukam. Es bedarf hierzu der Annahme nicht, die Phöniker seien identisch mit den alten Pelasgern. Die damalige wirkliche Machtstellung der Phöniker als absolute und fast einzige Beherrscher des Mittelmeeres reicht zu jeder Erklärung vollständig aus. Wir wissen, dass in altersgrauen Epochen schon seit dem XIV. Jahrhunderte Tyrus, etwas später Sidon sowohl wegen der Purpurmuschelbänke Euböas, Böotiens und des Peloponnes zu Megara, Epidaurus, Hermione als des herrlichen Holzes zum Schiffsbau, der Rinde der Kermeseiche (eines trefflichen Gerbemittels), des Kupfers, des Silbererzes und Eisens halber an vielen Stellen der griechischen Küste Stationsplätze besaßen. Fast alle Inseln des ägäischen Meeres waren in den Händen der Phöniker und der Weg, den die phönikischen Seefahrer einschlugen, ist genau derselbe, den wir Kadmus in den Mythen zurücklegen sehen. Zunächst wurden Cypern und Kreta besetzt, dann bildete Rhodos die erste phönikische Ansiedlung, wie die merkwürdigen Gräber der alten Nekropole von Kamiros beweisen. Auf Thera, dem heutigen Santorin, trafen sie eine schon in manchen Künsten erfahrene ältere Bevölkerung und wahrscheinlich auch auf Melos. Noch wichtiger war die Niederlassung auf Kythera, wo das erste Heiligtum der phönikischen Astarte auf den Küsten Griechenlands erbaut und von wo aus der Kultus dieser Gottheit über das ganze Land verbreitet wurde. Auch Cerigotto, das alte Aegilia, dann Syros, Keos und Anaphe waren Niederlassungen der Phöniker, welche die Murex-Fischereien von Nisyros, Kos, Gyaros und der peloponnesischen Küste, sowie die Bergwerke von Siphnos zuerst ausbeuteten und in Kos und Armogos, gleichwie in Thera, die Fabrikation von bunten Geweben und Stickereien einführten. Die häufigsten Spuren vom Aufenthalte der Phöniker auf den südlichen Kykladen sind

rohgearbeitete kleine Figuren, welche die Venus Ascherah nackend, die Arme auf dem Busen gekreuzt, darstellen ¹⁾).

Während phönikische Wimpel also längst schon auf allen Theilen des Mittelmeeres flatterten, staken die hellenischen Stämme — denn ein hellenisches Volk kennt die Geschichte nicht — noch in tiefster Barbarei nomadisirenden Hirtenlebens, welchem sie zunächst der Ackerbau entriß. Die meisten Spuren der Einführung des Ackerbaues in Griechenland deuten aber auf Aegypten hin. Der ursprüngliche, älteste griechische Pflug war, wie bekannt, der ägyptische, ein von Natur krummes Holz, wo Deichsel, Krummholz und Schaarbaum in einem Stücke zusammenhingen; erst viel später benützten die Griechen einen vom Schmiede angefertigten Pflug. Wann das Schmiedeisen in Gebrauch kam, ist nicht festzustellen, vielleicht schon zur Zeit der homerischen Kampfspiele; früher ward aber gewiss schon auf der Erde umherliegendes Meteoreisen verwendet ²⁾, obwohl sich Homers trojanische Helden durchwegs der Bronzewaffen bedienen. Das zum Pflügen gebrauchte, mit dem Nacken an die Deichsel gebundene Zugvieh waren Ochsen und Maulesel. Die Egge blieb in Hellas stets unbekannt. Das Dreschen geschah wie in Aegypten durch Austreten von Thieren. Die Getreidekörner wurden Anfangs gleichwie bei anderen Völkern, roh genossen; vorzugsweise baute man Gerste, später auch Weizen und noch später vereinzelt Roggen. Von der Rohheit der Zustände zeugt ferner, dass das Salz zu Homers Zeiten noch wenig und nur als Seesalz bekannt war ³⁾.

Seinen Terrainverhältnissen nach eignete sich Griechenland theilweise als Gebirgsland besser zur Viehzucht als zum Getreidebau. In mannigfacher Beziehung mahnt es in seiner Entwicklung und sonst an die schweizerischen Verhältnisse. Der Flächeninhalt des heutigen Königreichs, jetzt so ziemlich das im Alterthume von den Hellenen bewohnte Gebiet, umfasst doch den gesamten Schauplatz althellenischer Geschichte und Kultur. Man darf diese auch räumlich nahezu gleichgrossen Erdstriche sehr wohl mit einander in Parallele stellen. In grossen Zügen können wir in Griechenland ein gemildertes Bild der Schweiz erblicken. Die Verschiedenheit der Breitengrade und das dadurch veränderte Klima sind natürlich von hoher Bedeutung und ermöglichten beispielsweise den Wein- und Olivenbau; doch trägt gleich wie das schweizerische Alpenland die Halbinsel in den meisten Gegenden einen steinigen Charakter, und für die südliche Lage ist das Klima etwas kühl und veränderlich. So wie jeder Schweizer Kanton seine typischen Eigenthümlichkeiten aufweist, die sich die ganze Geschichte durchziehen, so haben auch die griechischen Stämme niemals

1) Lenormant, *Die Anfänge der Kultur*. III. Bd. S. 240—266.

2) H. v. Haidinger, *Das Eisen bei den homerischen Kampfspielen* (*Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft zu Wien*, I. Bd. S. 68—69.)

3) Viktor Hehn, *Das Salz. Eine kulturhistorische Studie*. Berlin 1873. 8., S. 25—26.

ein Ganzes gebildet. Einen Nationalcharakter haben die Griechen niemals gehabt. Schuld daran trugen unter anderem die verschiedenen klimatischen Einflüsse. Das etwas spottstüchtige Volk Attikas lebte in reiner milder Luft, und je reiner und dünner die Luft, desto feiner die Köpfe¹⁾; die Bewohner Böotiens, bei einer ihren Feldern und Weiden nützlichen Witterung hauptsächlich dem Ackerbaue ergeben, waren gutmüthige, ehrliche, anspruchslose Leute, die öfters von ihren attischen Nachbarn zum Besten gehalten wurden. Lakoniens bergiger Charakter und abwechselnde Klimate, denen sich auszusetzen das Gesetz der Spartaner befahl, gab seinen Einwohnern jenen berühmten starren Sinn und eisernen Körperbau.

Aber nicht nur der Ackerbau stammte aus Aegypten, auch die Kultur der Weinrebe und des Oelbaumes kam daher; dessgleichen Rettig und Apfel. Mit der Kunst des Webens scheinen, ferner die Griechen den Samen des Flachses aus Aegypten empfangen zu haben²⁾. Auch in höheren Dingen liessen sie sich von den Fremden unterrichten: der Mauerbau kam ihnen durch die Phöniker zu. Die Kultur der Phöniker und Babylonier scheint nebst jener der Aegypter überhaupt die Grundlage gewesen zu sein, worauf sich die hellenische Gesittung aufbauen sollte. Dies ist in vielen Dingen nachweisbar. Bekanntlich entlehnten die Griechen die Zwölftheilung des Tages von den Babyloniern. Nichts liegt so offen zu Tage wie der morgenländische Ursprung des griechischen Gewichtssystems und das griechische Alphabet führt — ich sagte es schon — auf das phönikische zurück.

Von noch grösserer Wichtigkeit ist die Erkenntniss, dass selbst die religiösen Glaubenslehren der Hellenen von fremden Ideen tief beeinflusst wurden und die griechische Philosophie hat sich aus einem Vorstellungskreise entwickelt, der zum grössten Theile geradezu aus der ägyptischen Glaubenslehre herübergenommen ist³⁾. Wahrscheinlich sind die griechischen Vorstellungen von den elysäischen Feldern und den Inseln der Seligen, so wie von den Tantalusqualen nach ägyptischen Erzählungen ausgebildet. Der hellenische Adonis ist durchaus keine andere Gottheit, als der asiatische Baal. Aus orientalischen und zunächst phönikischen Einflüssen ist die theogonische Sage der Abkunft des Zeus von Kronos und Uranos entsprungen; der griechische Herakles, die dem syrischen Melkarth assimilirte Gottheit, stammt aus Assyrien und in Beziehungen zu diesem stand der Palemon- oder Melikertes-Kult zu Korinth. Die Göttin des Liebeslebens endlich selbst, Aphrodite Urania, d. h. die phönikische Astarte, deren Kultus auch in Attika sehr alt war, gibt in ihren Beinamen „die Kyprierin“ und „die

1) Cicero, *De nat. deorum*. 1. 2. c. 6.

2) Paul Oemler. *A. a. O.* S. 30—42, 48.

3) Den Beweis hiefür erbrachte Röh: *Geschichte unserer abendländischen Philosophie*. S. 278—346. Was die einzelnen Götterfiguren betrifft, so ist Dr. Wilhelm Heinrich Roscher (*Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer*. I. Apollon und Mars. Leipzig 1878. 8^o.) bemüht, auch thrakische Einflüsse nachzuweisen.

von Kythere“ zunächst ihren phönikischen Ursprung deutlich zu erkennen¹⁾; und in orientalischen Kulturformen darf man wohl auch den Ursprung des „griechischen Lasters“ sehen.

Diese Einwirkungen erstrecken sich ferner auf das Gebiet der Sprache und der Sage; es ist im Griechischen die Existenz einer gewissen Anzahl von Wörtern nachgewiesen, welche offenbar aus den semitischen Sprachen hervorgegangen; es sind zunächst diejenigen, welche die Metalle bezeichnen, die die Phöniker auf den Inseln oder dem griechischen Festlande aufsuchten, desgleichen die für die Bergwerksarbeiten, die sie daselbst ausführten und für einige Pflanzen, die sie dort fanden; manche Thiernamen, Bezeichnungen für Werkzeuge, für Maasse und Gewichte und verschiedene Gegenstände, mit deren Gebrauch die phönikischen Seefahrer die noch unkultivirten Bewohner der griechischen Länder vertraut machten; endlich die Namen einiger musikalischer Instrumente und verschiedene sich auf Handel und Schifffahrt beziehende Wörter²⁾. Was die Sage anbelangt, so ist der Mythos von dem tragischen Verhältnisse des Oedipus und der Jokaste phönikischen Ursprungs, überraschender aber jedenfalls der Nachweis, dass selbst das nationale Heldenepos der Hellenen, die Ilias, wenigstens zum Theile fremde Elemente einschliesst. Neben der griechischen Troassage gibt es nämlich auch eine zweite, welche Müllenhoff eben die semitische nennt. „Löst man die Sage, wie man muss, aus dem Sagen- und Mythensystem der Griechen los und betrachtet beide Ueberlieferungen, die ursprünglich semitische und die griechisch-epische neben einander, so kann man beide nur auf dieselbe Thatsache beziehen, deren Ruhm zwei Völker in Anspruch nahmen, aber die Frage, auf welcher Seite das grössere Anrecht, nur zu Gunsten der Semiten entscheiden. Den Griechen gingen die Semiten in der Herrschaft an der troischen Küste wie auf den Inseln des Ägäischen Meeres vorauf, und jene fanden die Stadt bei ihrer Ankunft bereits zerstört. Wo bleibt hier noch ein Zweifel³⁾?“ Als Wiege uralter Heldensage ist ferner Mykenä berühmt und gerade der Sagenkreis der dortigen Ebene deutet in seinen Erzählungen von Danaos, Io, Pelops, Palamedes, den Kyklopen auf eine uralte Verbindung mit dem Oriente, auf Zuwanderungen aus Aegypten, Phönikien und Kleinasien.

Und so wie für die Religions- und Sagengeschichte sind auch für

1) Prof. Dr. H. Gelzer schreibt mir ddo. Heidelberg 18. Juli 1875 über den Einfluss des Orients auf die griechische Kultur: „Ich habe seit Jahren diese Einwirkungen des Semitismus auf den Hellenismus zu meinem Spezialstudium gemacht und kann nur sagen, dass ich in den Hauptfragen durchaus mit Ihnen einig gehe . . . E. Curtius hat soeben in den Preussischen Jahrbüchern einen kleinen Aufsatz erscheinen lassen, *Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkte*, worin er nach meiner Ansicht den überzeugenden Nachweis führt, dass nicht allein Aphrodite, sondern gerade so auch Artemis, Hera, Athenä verschiedene Gestalten der einen asiatischen Naturgöttin sind und aus dem Orient stammen.“

2) Lenormant. A. a. O. S. 300—302.

3) Karl Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde*. Berlin 1870. 8e. I. Bd. S. 19.

jene der Kunst wichtige Proben einer Uebergangsperiode vorhanden, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmählig herausgestaltet hat. Die ältesten Gräber von Kamiros auf Rhodos enthielten rein phönikische Gegenstände, jüngere aber Gegenstände, die zwar nach asiatischem Muster angefertigt sind, aber doch schon deutliche Spuren von griechischem Geschmacke zeigen. Von den Kykladen kennen wir Gefässe, deren Alter das aller anderen vom griechischen Boden gelieferte Denkmäler, wenige ausgenommen, übertrifft, und die nachweisbar durch den Seehandel aus Thera und Melos nach Athen eingeführt wurden. Diese Töpferwaaren zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Art der Verzierung aus und stellen fast immer Thiere dar, von denen manche der orientalischen Fauna angehören und niemals in Griechenland vorkamen¹⁾. Bei den alten Monumenten von Mykenä stehen wir einem Style gegenüber, der nach Julius Brauns Forschungen dem babylonischen Kulturkreise eigen ist. Am Schatzhause des Atreus bemerken wir den assyrischen Säulenfuss und der Thürrahmen hat Aehnlichkeit mit jenen an den Königsgräbern zu Persepolis. Niemand wird die fremdländische Art dieser Architektur der Heroenzeit verkennen. Die Säule an dem berühmten Löwenthore zu Mykene zeigt deutliche Anlehnung an die lykische Architektur. Der Skulpturstyl der Löwenleiber selbst ist der Styl des ganzen inneren Asiens. Ganz besonders an Assyrien erinnert der Löwenschweif. Was bisher durch Heinrich Schliemann²⁾ und Stamatakis in Mykenä an sonstigen Alterthümern entdeckt worden, ist hinreichend um zu beweisen, dass die Bewohner des prähistorischen Griechenland in Verbindung mit der Kultur des Ostens gestanden. Vergeblich sucht man in den Schmucksachen und Geräthen griechische Formenschönheit, an althellenische Sage und Sitte mahnend, zu entdecken. Es wurden daher selbst Stimmen laut, welche das hohe Alter der mykenischen Funde überhaupt in Frage stellen zu müssen glaubten. Nach den bald darauf in der Nähe Athens, in Spata gemachten Gräberfunden, welche mit der mykenischen so merkwürdige Vergleichungspunkte bieten, können solche Zweifel freilich nicht mehr aufkommen. Vielmehr gehören die mykenischen Schätze, wie auch die Funde zu Spata einem vorhistorischen oder heroischen Zeitalter an, welches der gräko-phönikischen Periode noch vorangeht. Bei ihnen ist ausschliesslich nur der orientalische Charakter vertreten; die interessantesten dieser Objekte sind die Elfenbeinornamente, welche sowohl dem Material als dem Charakter nach auf einen Verkehr mit dem Orient hindeuten. Der am meisten Staunen erregende Theil der Ausgrabungen in Mykenä, wo bisher noch keine Spur von Eisen angetroffen worden, dürfte die grosse Zahl von Dingen aus Goldblech und Gold sowie die ungeheure Menge von allerdings zumeist gebrochenen Thongefässen sein.

1) Lenormant. A. a. O. S. 243—254.

2) Dr. Heinrich Schliemann, *Mykenä. Bericht über meine Forschungen in Mykenä und Tiryns. Mit einer Vorrede* von W. E. Gladstone. Leipzig 1878. 8°.

Auch an anderen Ruinen dieser Epoche, so namentlich an der Burgmauer von Buphages, Phigalia, Samos, Tiryns u. a., dann am Berge Ocha und auf Euböa ist der frühere Einfluss des Orients auf die griechische Architektur nachgewiesen. An Relieffiguren, welche als Metopen am Tempel zu Selinunt gewesen, hat man einen entschiedenen assyrischen Einfluss erkannt; ein Relief aus Samothrake weist auf ägyptischen, ein erst in neuerer Zeit zu Sparta gefundenes, unverkennbar auf asiatischen Einfluss hin. Es besteht kaum mehr ein Zweifel darüber, dass Lykien und Karien vermittelnde Bindeglieder zwischen der asiatischen und der hellenischen Kunst waren, wie denn auch lykische Baumeister die ersten Herrenhäuser und Burgen Griechenlands erbauten, von denen noch Mykenä, Tiryns, Argos u. s. w. Zeugnisse geben. Die Ausgrabungen Schliemanns zu Tiryns, Mykenä, Spata, ferner die Parallel-Funde von Thera, Hissarlik und Jalysos auf Rhodos haben nun den interessanten Nachweis geliefert, dass ein in der Keramik, in der Metallurgie, im Handel schon hochentwickeltes Urvolk in der Richtung von Nordost nach Südwest die Inseln und die Küsten des Ägäischen Meeres um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zur Zeit der Hyksos in Aegypten besetzt hat. Ihre Herrschaft brachen die aus dem Norden zu Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. einwandernden Stämme der Hellenen. In Sage und Mythos, in Kunst und Namen hat aber dieses thrakisch-erianische Urvolk dem griechischen Boden seine Spuren aufgedrückt. So bilden zur Verehrung der Kybele = Rhea = Demeter (= Ῥῆ ὑψηρῆ) in Kleinasien die massenhaften Fünde von Kuh- und Frauen-Idolen zu Hissarlik und Mykenä, die auf eine „nährende Göttermutter“ hindeuten (vgl. die Sicheln der Hörner, das Symbol der Kraft und die vollen Brüste), die überzeugendsten mythologischen Pendants. Ebenso beweist der stereotype Beiname der Hera βοῶνις, „kuhgesichtig“, dass diese Göttin ursprünglich die Erdenkraft symbolisirt hat. Die Vorstellungen, welche auf den Ornamenten und Reliefs der mykenischen Alterthümer eine Darstellung gefunden haben, sind grösstentheils dem Seeleben entnommen. Wir sehen zahlreich Ruder, Meereswellen, Polypen, Fische bildlich nachgeahmt. Aehnliches tritt uns in der ersten Kunstthätigkeit der Inselbewohner des ägäischen Meeres entgegen. Bekanntlich wurden diese erst spät hellenisirten Inseln ursprünglich von einem aus Asien eingewanderten Stamme, den Karern, bevölkert. Dies geschah ungefähr gegen das 12. Jahrhundert v. Chr. Unter ihrem mythischen König Minos gewannen diese Karer nicht nur die Seeherrschaft über den ganzen Archipel, sondern gründeten auch an den Küstenstrichen von Hellas zahlreiche Kolonien. Die aus der griechischen Sprache nicht erklärbaren Namen Hymettus, Lykabettos und andere erinnern noch an diese uralten Ansiedler. Das Symbol des karischen Gottes, die Doppelaxt, findet sich auch auf den mykenischen Schmucksachen abgebildet. Ferner stimmen die zahlreichen Waffenfunde in den Gräbern von Mykenä durchaus mit den Angaben des Thukydides, welcher berichtet, dass die Karer ihre Todten mit den Waffen zu bestatten pflegten, eine Sitte, die uns von den alten Griechen, z. B. aus den homerischen Gesängen bei der Bestattung der Leiche

des Patroklos, nicht bekannt ist. Es hat daher die grösste Wahrscheinlichkeit für sich, dass die in Mykenä und Spata entdeckten Gräber auf karischen Ursprung zurückzuführen sind. Das Alter dieser Gräber dürfte mithin zwischen die Ansiedelung des karischen Stammes in Hellas und das homerische Zeitalter, also etwa in die Zeit, welche zwischen dem 12. und 10. Jahrh. v. Chr. Geburt liegt, zu setzen sein.

Wenn wir alle die aufgezählten Momente, womit indess die fremden Einwirkungen auf die älteste Kultur der Griechen noch bei weitem nicht erschöpft sind, uns vor Augen halten, so werden wir die so oft aufgestellte Behauptung verwerfen, dass Griechenland den Weg zu allem menschlichen Wissen und Können von irgend einer Bedeutung gewiesen habe und zugleich verstehen, dass andere Menschenrassen in geistiger Kultur nicht nur vorangegangen, sondern auch Alles, was wir noch in der Philosophie des Geistes geleistet, erreicht und vielleicht übertroffen haben¹⁾. Der Satz, dass es unter den modernen Wissenschaften auch nicht eine gebe, die nicht ihren Ursprung und einen grossen Theil ihrer Ausbildung dem griechischen Genius verdanke, ist mit Leichtigkeit, wenigstens was den Ursprung anbelangt, durch den Nachweis zu entkräften, dass ohne alle Ausnahme jeder, je in Griechenland gepflegte Wissenszweig sich auf ältere, nichthellenische Quellen zurückführen lässt.

Ging die Anhäufung des hellenischen Kulturvorrathes hauptsächlich in dem sogenannten heroischen Zeitalter vor sich, so wird sich später erweisen, dass auch in uns weit näher gerückten, durchaus historischen Epochen die Griechen weder in Kunst noch in Wissen, fremder Anregung entbehren konnten. Halten wir indess fest daran, dass die Art und Weise, wie sie dieselbe auszubeuten, geistig zu verarbeiten, auszubilden verstanden, eine von den übrigen Völkern abweichende, originelle war, in welcher das höchste ihrer Verdienste liegt²⁾. Man

1) Draper. A. a. O. S. 60.

2) Da die hier vorgetragene Ansicht für die ganze Auffassung der hellenischen Kultur maassgebend ist und diese meine Auffassung desshalb mannigfach getadelt wurde, so freut es mich lebhaft, mich in völliger Uebereinstimmung mit einem so gewiegten Kenner des Alterthums wie Prof. Otto Keller zu wissen. Derselbe schreibt nämlich wörtlich: . . . „Jeder weiss, dass auch unsere grössten und originellsten poetischen Genies, ein Shakespeare, Goethe, Sophokles und Homer, die Stoffe ihrer vollendetsten Dichtungen nicht erfunden haben: gerade so wenig braucht auch das dichterisch höchst begabte Volk der Griechen bloss hellenische Originalgedanken und Anschauungen in seiner Mythologie und sonstigen Volksdichtung verwendet zu haben: obgleich es leider immer noch wenigstens unter meinen spezifischen Fachkollegen Gelehrte gibt, welche solchen exklusiven Theorien huldigen, und es als eine Art Ehrensache der Philologie ansehen, dass bewiesen werde: das griechische Volk habe Alles selbst erfunden und nichts oder doch möglichst wenig dem Orient abgeborgt. Allein bei unbefangener und hinreichend weit angelegter Untersuchung ergibt sich im Gegentheil als unumstössliches Resultat, dass der Hellenismus, seinem universellen Charakter entsprechend, aus allen Weltgegenden die Stoffe seiner Phantasie entlehnte, dass er ägyptische, assyrische, indische Ideen sich zu eigen machte, dass er sie aber mittelst seiner ausserordentlichen poetischen Begabung auch regelmässig verschönert und vollendet hat.“ (*Ueber den Entwicklungsengang der antiken Symbolik. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2. Juni 1876. S. 2861.*)

würde sich übrigens einer grossen Täuschung bei der Annahme hingeben, dass diese Aneignung fremder Kulturschätze sich in grosser Bälde vollzog, dass es den Griechen binnen Kurzem gelungen sei, ihre Lehrmeister zu überragen, materiell die Phöniker aus ihren Positionen zu verdrängen. Hierzu bedurfte es manchen Jahrhunderts. Erst nach den dorischen Wanderungen, welche vielfache Umwälzungen in Hellas hervorriefen, begann die Gründungsepoche der griechischen Kolonien, welche die Handelsmacht der Phöniker zu beeinträchtigen geeignet waren. Bis dahin beschränkten sich die nautischen Leistungen der Hellenen auf Seeräuberei, womit übrigens kein Tadel ausgesprochen ist, denn in gewissen Epochen der Kulturgeschichte ist Seeraub eine segensverkündende Erscheinung¹⁾. Selbst auf griechischem Boden erhielten sich die Phöniker lange genug; wenn auch nur in geringem Maasse, hatten sie sogar in Attika festen Fuss gefasst; war doch selbst noch in späterer Zeit Athen ein Hauptsitz des phönikischen Handels, welcher überhaupt erst in der nachhomerischen Zeit seinen eigentlichen Aufschwung nahm. In Böotien lässt sich die Niederlassung der Phöniker auf das XVI. Jahrhundert v. Chr., d. h. auf die letzte Periode der Blüthezeit Sidons ansetzen. Die Aeoler trafen auf Lesbos und in den Städten von Troas Phöniker als ältere Ansiedler, und wir sehen, dass deren Sagen von wesentlichem Einflusse auf die Ausbildung der troischen Sage waren. Der durchaus phönikische Ursprung der Kadmos-Sage ist erst neuerdings wieder ausser Zweifel gestellt worden²⁾. Die betriebsamen Phöniker hatten sich auch unter den Karern der ägäischen Inseln überall niedergelassen, und zahlreiche Spuren, Ortsnamen, industrielle Anlagen, Sagen und Kulte bezeugen ihre ehemalige Anwesenheit. Die Menge der besonders auf Kreta haftenden Sagen und Mythen sind unläugbar und anerkannt asiatischen Ursprungs und durch die Griechen nur hellenisirt. Ein nicht unbedeutender Theil der alten Bevölkerung muss auf den Inseln wie in den Küstenplätzen verblieben und mit den Griechen zu einem Volke verschmolzen sein, ein Prozess, der sich schon früher in Griechenland selbst, wenigstens in einzelnen Theilen, vollzog³⁾. Aber selbst bis in die späteren Zeiten hatten die Phöniker an manchen Orten ihre Faktoreien und einzelne Stationen unter den Griechen, welche, als sie zur Bildung auswärtiger Niederlassungen schritten, den Pfaden folgten, die ihnen die phönikischen Handelsfäden wiesen, denn wir finden sie fast überall in Gemeinschaft, später dann als die Nachfolger der Phöniker. So wie diese die in Aegypten erlernte Weisheit zu fremden Völkern brachten, übernahmen später die Hellenen diese Rolle, indem sie die von den Phönikern übernommenen Kulturgüter weiter verfrachteten. Dabei wurden die Griechen von einem vielfach übersehenen Umstande begünstigt. Ihre

1) Peschel im *Ausland* 1867. S. 872.

2) Durch François Lenormant, siehe dessen *Anfänge der Kultur*. II. Bd. S. 228–309.

3) Müllenhoff. *A. a. O.* S. 67–68.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

Individualität, mit den verschiedenartigsten Völkern und Rassen in Berührung tretend, erwies sich bei aller Empfänglichkeit für Fremdes doch zu allen Zeiten so spröde, dass die Griechen Griechen blieben und das Nationale bewahrten¹⁾. Diese eigenthümliche ethnische Bevorzugung haben die Hellenen selbst in späteren Epochen des Mittelalters bewahrt, wo sie die Slaven gräcisirten, bis in die allerneueste Zeit. So darf man denn wirklich von einer namhaften Ausbreitung des Hellenenthums und seiner Gesittung sprechen, diese doch keinesfalls allzu frühe zurückversetzen. Zu den ältesten dieser Niederlassungen sind vielleicht jene der kleinasiatischen Küste und der ägäischen Inseln zu zählen, wo sich bis in die Gegenwart das antike Hellenenthum am reinsten und zähesten erhält²⁾. Die griechischen Kolonien im unteren Italien oder Grossgriechenland wurden, wenn wir der allgemein üblichen Chronologie folgen, für die jedoch keine Gewähr zu übernehmen ist, erst 750—650 v. Chr. meist von Dorern gegründet; jene an den Gestaden des Pontus Euxinus entstanden 540—498³⁾; Massalia, die entfernteste aller griechischen Pflanzstädte, ward von Phokäern 536 v. Chr., Naukratis in Aegypten am kanobischen Nilarm, von Milesiern um 550 v. Chr. erbaut. Etwas früher, im VII. Jahrhunderte, fanden die Niederlassungen in der reich bewässerten fruchtbaren nordafrikanischen Landschaft Cyrenaica statt. Das Verdienst der Hellenen um die Verbreitung der Kultur bleibt aber ungeschmälert durch die Erkenntniss, dass das Hellenenthum durch Abneigung und Ueberwindung des Fremden erwachsen. Vom Standpunkte der Vergleichung wird man immer zugeben, dass nicht nur den Griechen eine reiche, vielgestaltige Natur entgegenkam, die ihren Anlagen und allem, was sie mitbrachten, auch die reichste und mannigfaltigste Entwicklung gestattete, sondern auch, dass ihnen viel Fremdes von aussen her zugeführt ist, was sie aufgenommen und verarbeitet haben.

Das Steinzeitalter auf den Kykladen.

Diese Betrachtungen haben uns den Epochen entführt, die noch in's Auge zu fassen sind. Als die Phöniker nach Thera kamen, waren sie nicht die ersten Bewohner der Insel; sie folgten einer Bevölkerung, deren Spuren man unter der tiefen, hochrothen Tuffsteinschicht gefunden, welche die ganze Oberfläche Santorins bedeckt. Zwar wissen

1) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 178.

2) Vgl. hierüber Prof. Bernhard Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum*. Leipzig 1871. 8'.

3) Um jene Zeit ward wenigstens Kallatis gegründet; Prof. Dr. Robert Rösler vermuthet von den übrigen Niederlassungen an der thrakischen Küste ein ähnliches Datum. (Rösler, *Römische Studien*. Leipzig 1871. 8'. S. 13.)

wir nicht, zu welcher Rasse diese ursprüngliche Einwohnerschaft gehörte, aber ein erhaltener Unterkiefer und Bruchstücke eines menschlichen Beckens unterscheiden sich morphologisch nicht von den entsprechenden Gebeinen der modernen Inselgriechen.

Die neuen Entdeckungen stellen fest, dass diese ersten Bewohner Theras, wiewohl sie den Gebrauch der Metalle nur unvollständig kannten und vorzugsweise Werkzeuge aus Stein führten, immerhin doch einen gewissen Grad von Kultur besaßen. Diese müssen wir aber dem vor-metallischen Zeitalter beizählen, denn wir vermissen jede Spur von Bronze oder Eisen; doch gab es Werkzeuge aus reinem Kupfer. Die alten Therasier erbauten steinerne Häuser, welche mit Balken aus wildem Olivenholze bedeckt wurden, was um so merkwürdiger, als in Folge der vulkanischen Ausbrüche der Oelbaum auf der Insel nicht mehr wachsen kann. Der Bauart, gänzlich verschieden von der jetzigen, fehlte jede Anwendung von Kalk und Pozzuolanerde, die Mauerwände waren vielmehr aus unregelmässigen Lavablöcken aufgeführt und ihre Zwischenräume mit einer rothen vulkanischen Erde, die jedoch der bindenden Eigenschaften entbehrt, ausgefüllt. Die Leute bauten Gerste, Dinkel und Küchenerbsen, sie führten Herden von Schafen oder Ziegen und verwandten deren Milch zur Käsebereitung; in den Häusern hielten sie zahme Hunde. Sie kannten die Töpferkunst und verfertigten grosse, auf der Drehscheibe geformte, recht plumpe Vasen aus weislicher Erde von 100 Liter Raumgehalt, worin Gerste, Samen von Umbelliferen, wahrscheinlich Anis und Koriander und andere Erzeugnisse des Feldbaues aufbewahrt wurden. Sie gleichen vollkommen den Gefässen, die im Alterthume den Griechen zur Aufspeicherung von Getreide dienten und besitzen grosse Aehnlichkeit mit jenen aus der Zeit der Pfahlbau-dörfer. Dies gilt von dem Hausrathe dieses alten Volkes überhaupt und besonders von den steinernen Mörsern, welche, einfache ausgehöhlte Lavablöcke, als Tröge für das Vieh und als Oelpressen erkannt wurden. Unter den Geräthen aus Lava fanden sich runde Scheiben mit einem Loche in der Mitte, gross genug um den Finger durchzustecken. Durch diese Oeffnung muss eine Schnur gegangen sein, denn sie hat an beiden Seiten der Scheibe entsprechende Rinnen zurückgelassen. Die Tagelöhner wussten, als sie diese Steine ausgruben, sogleich ihren Zweck anzugeben, denn noch heutigen Tages dienen solche Scheiben den Webern auf der Insel, um durch ihr Gewicht den Aufzug festzuspannen. Man denke seit Jahrtausenden dasselbe Hilfsmittel! Dass die Weberei in der vormetallischen Zeit auftritt, darf nicht befremden, denn wir treffen sie auch bei den polynesischen Maori, die zu Kapitän Cook's Zeit noch steinerne Geräte führten, und mit denen die Inselgriechen jener entfernten Epoche überhaupt auf die nämliche Gesittungsstufe zu setzen sein werden.

Lanzen- und Pfeilspitzen, dann kleine Sägen oder Feilen mit sehr regelmässigen Zähnen wurden aus Feuerstein, Messer dagegen aus Obsidian verfertigt. Da Obsidian weder auf Therasia noch auf Santorin vorkommt, so muss er durch Handel dahin gelangt sein und zwar wahr-

scheinlich von dem benachbarten Milo (Melos.) Ueberhaupt bezogen die alten Therasier mancherlei Produkte durch überseeischen Handel. Dahin gehören sehr feine Thongefässe mit kreisförmigen und senkrechten Strichen gemustert und bemalt mit Ocker oder eisenhaltigem Thon. Diese mit dem Rade verfertigten Gefässe gleichen auch nicht im entferntesten den Resten griechischer, ägyptischer und etruskischer Krugbäckerei, sondern gehören in einen anderen Kulturkreis. Da auf Therasia und Santorin alle Thonschichten fehlen, so können jene Geschirre nur von auswärts, wahrscheinlich von den Phönikern aus Syrien zugeführt worden sein. Dessgleichen Gold, welches wohl vom Festlande herrührt, aus den Gegenden, die man später durch den Goldsand des Paktolos kennen lernte. Es fanden sich Goldperlen, nicht aus geschmolzenem Metall, sondern augenscheinlich mit Steinwerkzeugen in ihre Gestalt gehämmert. Kleine goldene Ringe, zu enge um den Finger eines Kindes hindurchzustecken, müssen zu Halsbändern gehört haben. Die Ringe sind hohl und durch einen kreisrunden Ritz gespalten. Es waren also ursprünglich breitgeschlagene Goldbleche, die mit ihren Rändern röhrenförmig umgebogen und dann wieder zu Ringen gekrümmt wurden.

Ein schrecklicher Kataklysmus scheint diese Ureinwohnerschaft Santorins vor Ankunft der Phöniker vernichtet zu haben: der Umsturz des mittleren Theiles des ursprünglichen Vulkans auf Thera, eine Katastrophe, die muthmasslich zwischen 2000 und 1800 v. Chr. erfolgte. Doch bald wurde die Insel wieder von Menschen bewohnt, derselben Rasse wie ihre Vorgänger angehörend; denn man findet über der Schicht von hochrothem Tuffstein, welche von dem letzten grossen Ausbruche herrührt, Reste die mit den tiefer vorkommenden übereinstimmen, ebenso die nämlichen Töpferwaaren und dieselben steinernen Werkzeuge. Inmitten dieser Bevölkerung liessen sich die Phöniker nieder und die überlegene Kultur scheint jene vollständig verdrängt zu haben ¹⁾.

Die Heroenzeit der Griechen.

Die hellenischen Wanderungen der vorhistorischen Periode sind natürlich scharf zu unterscheiden von den planmässigen Anlagen neuer Pflanzstädte und Niederlassungen späterer Zeiten. Selbst die Bevölkerung der kleinasiatischen Westküste, theilweise sogar jene Grossgriechenlands fällt noch in jene Kategorie von Völker- und Stammeswanderungen, welche an und für sich ein Beweis geringen Kulturlebens sind. Sie werden zunächst durch äussere Momente veranlasst, die Niemand auf Rechnung eigener Voraussicht setzen und als mit Bewusstsein eines bestimmten Zieles ausgeführt betrachten kann.

1) Lenormant. A. a. O. II. Bd. S. 244—247. *Die Bewohner Santorins in der Steinzeit* (Ausland 1868. S. 718) und *Das Steinzeitalter auf den griechischen Inseln.* (Ausland 1869. S. 1147.)

Der Zug ging dabei vom Westen nach dem Osten Nordgriechenlands, dann hinab nach Mittelgriechenland und dem Peloponnes, endlich nach den ägäischen Eilanden und den Westküsten Kleinasiens. Ueber zwei Jahrhunderte verstrichen bei diesem Wandern; und erst nachdem die hellenischen Stämme endlich zur Ruhe gelangt, konnten sie sich ernster Kulturarbeit widmen. Trotz der langen Frist, deren die hellenische Entwicklung bedurfte, zählen die Griechen als Kulturvolk zu den jugendlichen Nationen.

Der Kampf um Troja, so zu sagen die erste nationale That, — denn die Argonautenfahrt nach Kolchis gehört völlig der Mythe an — ist noch derart von dem verherrlichenden Schimmer der Sage angehaucht, dass sich mit Mühe nur die historische Grundlage erkennen lässt. Man pflegt aber den trojanischen Krieg beiläufig in das XII. Jahrhundert vor unserer Aera zu versetzen¹⁾. Da aus der Kultur Ilions, die in keiner Weise von jener der Hellenen verschieden geschildert wird, Rückschlüsse auf die griechische Gesittung damaliger Zeit gezogen werden können, so müssen wir dabei einen Augenblick verweilen.

Seit undenklichen Zeiten stand auf dem Hügel von Hissarlik weithin sichtbar ein angesehenes Heiligthum der phrygischen Göttin Ate, in welcher die Griechen wahrscheinlich ihre Athene wiederzufinden glaubten²⁾. Unmittelbar um dieses Heiligthum herum bildete sich eine bedeutende, wohlhabende und für die Verhältnisse jener uralten Epoche auch grosse städtische Niederlassung: Ilion. Sie ward Mittelpunkt und wohlbefestigter Herrschersitz für den nach unserem Maassstabe kleinen, aber nach den damaligen zersplitterten Verhältnissen Kleinasiens und Griechenlands gar nicht unbedeutenden trojanischen Staat³⁾. Möglicherweise war dieses aber auch nur eine Satrapie der asiatischen Monarchie, da man immerhin in der Person des Priamos nicht alle Anzeichen eines erblichen Satrapen des asiatischen Reiches verkennen kann. Als die Griechen sich an der Küste ansiedeln wollten, befehdeten sie Ilion und zerstörten es nach langem, hartnäckigen Kampfe; nur das Fürstenthum der Aeneaden hielt sich unabhängig auf seinen Felsenburgen im Ida.

Die Kultur dieses alten Ilion charakterisirt sich in einer erstaunlichen Menge von Gegenständen menschlicher Industrie, die einen sehr niederen und darum sehr alten Stand der Gesittung repräsentiren, parallel dem Inhalte der ältesten Grabhügel in Europa und Asien, den

1) Nach der parischen Marmorchronik fiel derselbe in's Jahr 1222 v. Chr.; indess hat die kritische Untersuchung gelehrt, dass kaum mehr als die letzten 2 $\frac{1}{2}$ dieser 12–14 Jahrhunderte umfassenden und bis 355 v. Chr. reichenden Chronik geschichtlichen Werth besitzen. Lenormant (*Anfänge der Kultur*. II. S. 289) nimmt für die Zerstörung Troja's das Jahr 1025 oder 1022 v. Chr. an.

2) Diese Annahme bestreitet übrigens W. Christ in seinen Aufsätzen *Troas und die Troade*. (*Beilage zur Allgem. Zeitung* vom 16. Juli 1875.)

3) Dr. Otto Keller, *Die Entdeckung Ilions zu Hissarlik*. Freiburg 1876. 8 $\frac{1}{2}$. S. 63–64.

Fünden unserer Höhlen, der Ausbeute der rohesten Pfahlbauten; und in einer späteren Entwicklungsepoche etwas kultivirtere Sachen, doch nicht von Dem durchhaucht, was wir den „hellenischen Geist“ nennen. Da gab es neben einer Masse steinerner Werkzeuge Thongefässe von alterthümlichster Formlosigkeit, nicht auf dem Rade gemacht, also vorhomerisch, denn Homer schon beschreibt das Töpferrad, Thongefässe verziert in primitiver Weise mit Zickzacklinien und Strichbändern, auch mit Kreisen und kugelförmigen Aufsätzen, oft von riesigen Dimensionen; Schüsseln, Häfen, Krüge, Teller, Kübel, Töpfe, dreifüssig, zweihenkelig, siebartig durchbohrt, oft aus sehr grobem Thone trifft man bei den ältesten Bewohnern Trojas. Sie hatten auch noch Steinwaffen und Steinwerkzeuge, herrlich geschliffene Hämmer, Steinäxte, Pfeilspitzen aus Feuerstein. Auch die Hauer des, wie es scheint, sehr häufigen Ebers, wussten sie künstlich zu spitzen und gewannen dadurch ein werthvolles Instrument. Ihre Wohnungen waren aus kleinen Steinen und Lehm gefertigt, und gleichartig den uralten Häusern auf Thera und Therasia. Das Priamische Troja gehörte noch in die Bronzeperiode der Metallzeit und kannte weder Eisen noch Stahl, sondern nur jene Kupfermischung, die in den Fundstätten des Bronzealters zu erscheinen pflegt; aus diesem Erze gefertigt sind Lanzen, Schwerter, Dolche, Pfeile, Schilde, während Silber und Gold erst in etwas jüngerer Zeit auftreten. Der angebliche „Schatz des Priamos“ bekundet einerseits nicht unbedeutende und un griechische Technik, andererseits namhaften Reichthum. Diese Becher aus Goldsilbermischung, diese massiven goldenen Schalen und Kannen, das reiche tausendfach gegliederte Gehänge aus kleinen und kleinsten Goldplättchen, sie finden ihre Analoga in den Goldgehängen asiatischer Priester und Priesterinnen und in den Elektronmünzen dieser Gegend. Auch die vielen steifen Idole einer Göttin mit rohester Andeutung des Gesichts, des Halsschmuckes, der Haare, der Brust, oft mit halbmondartigen Ansätzen der Arme — sie sind aus Marmor, Alabaster, auch aus Thon gefertigt — stimmen überein mit ähnlichen rohen Idolen, wie sie sonst in Kleinasien und auf den Inseln (besonders Cypern) gefunden werden. Dazu gehören auch die vielen thönernen Urnen mit Frauengesichtern, die mit ihren in weiten Bogen laufenden Augenbrauen und der schnabelartig zugespitzten Nase wie Eulenköpfe aussehen. Man findet ähnliche Vasen (Gesichtsurnen) auch über halb Europa zerstreut; am blühendsten mochte deren Fabrikation vor Urzeiten in Schlesien und Pomerellen getrieben werden; es ist eben die Aehnlichkeit des irdenen Topfes an Grösse und Rundung mit dem menschlichen Kopfe, was den Töpfer in der Kindheit der Kultur veranlasst, seinen Nachahmungstrieb in dieser Weise zu äussern. Auch rohe vierfüssige Thiergestalten begegnen uns als Krüge verwendet; die unförmigen Bestien sollen zweifelsohne Schweine vorstellen, die gerade in dieser Gegend vielfach den Gottheiten geweiht waren. Endlich stossen wir auf eine Unzahl thönerner Webergewichte und Spindelsteine, in deren ganzer Reihe wiederum ein deutlicher Fortschritt der Industrie sich bekundet. Während die rohere Zeit nur die allereinfachsten Verzierungen kennt, treffen wir späterhin unvollkommene

mehr symbolische Gestalten, bis endlich die hellenische Kunst mit ihren vollendeten Stempeln eintritt¹⁾.

Dass in der Zeit des trojanischen Krieges die Hellenen den allerprimitivsten Gesittungsanfängen noch kaum entschlüpft, darüber besteht ein Zweifel nicht. „Bei den heroischen Sitten, wie sie uns Homers Dichtungen beschreiben, waren Künste und Wissenschaften noch nicht das Erbtheil der Griechen geworden; sie mussten behufs ihrer Ausbildung noch immer zu den Asiaten ihre Zuflucht nehmen“²⁾. Erst nach den später erfolgten Wanderungen hellenischer Stämme kann von einem wirklichen Kulturbeginne die Rede sein und in die Zeiten des IX. bis XIII. Jahrhunderts reichen beglaubigte Nachrichten kaum hinan. Halten wir aber als mittlere Epoche — vorsichtig genug — das Jahr 1000 für den Entwicklungsbeginn des Hellenenthums fest, so gewahren wir es schon ringsum von Völkern umgeben, die gleich Greisen auf Kinder darauf niederblicken durften. Nicht die Völker des fernsten Ostens, Japan, China, Indien will ich heranziehen, das näher gelegene Baktrien, die fruchtbaren Striche Mesopotamiens mit Babel und Assur, die phönikische Küste, die kleinasiatischen Reiche, von Aegypten gar nicht zu reden, sie alle haben uns beredte Denkmale aus einer Zeit hinterlassen, wo Rohheit noch das gemeinsame Merkmal hellenischer Hirten war. Wundern wir uns demnach nicht, wenn sich die Ursprünge der griechischen Kultur fast stets von fremder Herkunft erweisen. Ohne den Verkleinern antiker Kulturleistungen und insbesondere der griechischen sich beizugesellen, darf doch ausgesprochen werden, dass unsere Werthschätzung derselben in dem Maasse sich verringern muss, als die neueren Forschungen das Kulturleben der Asiaten in erhöhtem Glanze erschliessen. Obwohl unlängbar im Alterthume das Leben der Völker nicht so sehr in einander spielte, als im späteren Mittelalter und gar in neuerer Zeit, ja obwohl diese Isolirung damals geradezu als Bedingung zur Entfaltung des inneren Kulturlebens aufzufassen ist³⁾, bestanden immerhin selbst in jenen Perioden der „unverbundenen“ Welt zwischen den einzelnen Völkern weit nähere Berührungen als gemeiniglich geglaubt wird. Solchen Berührungen verdankt Hellas zunächst seine Kultur; dass aber solche Berührungen stattfinden konnten, hinwieder seiner vortheilhaften geographischen Lage.

Da die Hellenen im Alterthume eine Rolle annähernd ähnlicher Bedeutung spielen wie in späterer Zeit die Germanen, so ist es sicherlich von hohem Interesse, die beiden Völker in der entsprechenden

1) Keller. A. a. O. S. 44—60. Wer sich genauer mit den sehr wichtigen Ausgrabungen auf Troja vertraut machen will, wird das sorgfältige Studium von Dr. H. Schliemann's grossem Werke: *Trojanische Alterthümer*. Leipzig 1874. 8^o. nebst einem Atlas mit 218 photographischen Tafeln, ferner desselben Autors: *Ilios, Stadt und Land der Trojaner*. Leipzig 1881. 8^o. nicht umgehen können, wobei er es indess an der nöthigen Kritik nicht fehlen lassen darf.

2) Lenormant. A. a. O. II. Bd. S. 236.

3) Bagehot, *Physics and Politics*. S. 167—169.

Kulturstufe, d. h. die alten Germanen mit den Hellenen des Heroenalters zu vergleichen, wie sie uns in ihren nationalen Epen entgegenreten. Am meisten eignen sich hierzu die Ideale des Helden und des Weibes bei Griechen und Germanen¹⁾. Solche Kampfesfreude, wie sie den Germanen eigenthümlich ist, kommt bei Homer sehr selten zum Ausdruck. Die Tapferkeit der Griechen ist, wo sie statt hat, keine konstante; im Mittelpunkte der hellenischen Lebensauffassung steht die Werthschätzung des Lebens. Der Kampf bleibt für den Griechen immer nur eine unangenehme Nothwendigkeit, er geht ihm womöglich aus dem Wege, er kann selbst ein gewisses Grauen vor demselben nicht verläugnen. Der Grieche wägt seine oder seines Genossen Kräfte gegen die des Feindes ängstlich vor dem Kampfe ab, befreundete Helden sucht er von gefährlichen Unternehmungen zurückzuhalten; der Held selbst verfällt oft in Verzagtheit, die ihn in äusserst bedenkliche Lagen bringt, indem er zwischen Ehrgefühl und Feigheit hin und her schwankt. Die Beute spielt endlich eine grosse Rolle im griechischen Heldenleben, aber trotz aller Beutelust und alles Ermahnens ist doch in Homer Feigheit ausdrücklich konstatiert, und Schwäche bleibt, wo sie auch nicht in Feigheit ausartet, für den griechischen Helden charakteristisch. Dass ein Held allein, wie es bei den Germanen häufig genug vorkommt, einer feindlichen Uebermacht Stand hielte, begegnet bei Griechen nicht. Der griechische Held fühlt sich nur von Genossen umgeben sicher; ja Einer hält nicht einmal Einem Stand, sondern verbindet sich mit einem Zweiten. Daher bringt der Grieche die Flucht, die dem Germanen nebst der Feigheit als grösster Schimpf gilt, mit Erfolg und mit einer gewissen Vorliebe im Kampfe zur Anwendung. Massenflucht des Heeres kommt häufig vor, und im geeigneten Momente ausreissen, gehört eingestandenermassen zur Kampfmethod des griechischen Helden. Verwundete Helden fliehen sofort, im Gegensatze zum germanischen Brauche; gegen Wunden hat der Held ausgesprochene Scheu. Sehr verschieden ist auch das Verhältniss, in welchem der deutsche und der griechische Held zum Feinde stehen. Ueber den getroffenen Feind erhebt der Grieche jauchzenden, Anruf und nicht selten höhnt er den Ueberwundenen, zuweilen in grausamer Weise. Der griechische Held ist überhaupt grausam, und wüthet noch gegen den Leichnam des Feindes, den er sogar schändet. Derartige grausame Züge wiederholen sich und finden keine Missbilligung. List wird von dem griechischen Helden häufig angewendet und gilt als selbstverständlich, wo offene Gewalt nicht ausreicht; ebenso ist Klugheit eine Haupteigenschaft des gesanglustigen, gegen jeden, nur nicht gegen den Feind, weicherzigen und zartfühlenden griechischen Helden²⁾,

1) Nach Professor Ludw. Blume, *Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum*. Wien 1874. 8°.

2) Ganz unabhängig von Prof. Blume kommt ein englischer Forscher, J. P. Mahaffy (*Social Life in Greece from Homer to Menander*. London 1874. 8°.), zu völlig identischen Anschauungen über das griechische Heldenthum. Mahaffy stellt die

in dessen Charakter eine der schönsten Eigenschaften die Freundschaft, so wie die mit der germanischen auf gleicher Stufe stehende Gastfreundschaft ist.

Betrachten wir die Darstellung des griechischen Weibes bei Homer, so sehen wir, dass zunächst die sinnliche Erscheinung, seine Schönheit, den Hellenen fesselt. Auch die Lebensfreude, die Heiterkeit des Daseins tritt dem Griechen gleichsam verkörpert im Weibe entgegen. Dieses hat im heroischen Zeitalter mit Kampf und Waffenhandwerk nichts zu schaffen. Es ist charakteristisch, dass das deutsche Weib den in die Schlacht ziehenden Helden waffnet, während die Griechin nur den aus der Schlacht zurückgekehrten Krieger entwaffnet. Die Erziehung der griechischen Jungfrau ist gewiss streng im Hinblick auf die künftige Stellung des Weibes gehalten, aber das griechische Mädchen lebt so wenig wie das Weib in ängstlich gehüteter Abgeschlossenheit. Die Griechin kennt keinen Zwang. Die Hausfrau beschäftigt sich in ihrem Hause mit weiblicher Arbeit mitten unter ihren Mägden und Weibern, und Kunstfertigkeit erscheint neben der Schönheit als schätzenswertheste Eigenschaft des Weibes. Der Grieche schätzt das Weib ungemein hoch, und dieses ist sich seines Einflusses auf den Mann wohl bewusst. Immer aber ist es die persönliche Stellung, welche das Weib als Gattin, Geliebte oder Tochter benützt, um sich dem Manne gegenüber Geltung und Einfluss zu verschaffen. Von einem Kultus des Geschlechtes, wie er für die Germanen aus sehr früher Zeit überliefert ist, findet sich bei den Griechen keine Spur. Es lässt sich vielmehr nachweisen, dass sich das griechische Weib unmittelbar vor dem homerischen Zeitalter nicht einmal noch in der orientalischen Völkern gegenüber freilich sehr bevorzugten Stellung befand, in welcher wir es so eben betrachtet haben. Es besteht noch gemilderte Vielweiberei in dem Institute der Beischläferinnen, welche unverheirathete und verheirathete Männer halten. Auch wird das griechische Weib eigentlich nie mündig. In der heroischen Zeit strebt nun das Weib aus dieser Stellung zu einer würdigeren herauszugelangen. Es beginnt bereits den ungetheilten Besitz des Mannes zu fordern. Aber auch der Mann weist reinere Ansichten über die Stellung zum Weibe auf; wir begegnen rührenden Beweisen der Gattenliebe; die Ehe ist heilig, freilich zunächst nur für das Weib; Untreue der Gattin gilt als verabscheuenswerthes Verbrechen, wenn auch Ehebruch von Seiten des Weibes nicht so selten gewesen sein mag, wie noch zu Tacitus' Zeit bei den Germanen. Der Mann hat aber im Punkte der Gattentreue sehr dehnsame Begriffe. Doch nicht bloss im Falle intimer Herzensneigung, sondern prinzipiell soll das Weib dem

homerischen Helden weit gegen die Ritter des Mittelalters zurück. Sie ermangelten der vier Elemente, welche die Ehre ausmachten: des Muthes, der Wahrhaftigkeit, des Mitleides und der Loyalität. Er erinnert an ihre häufigen Furchtanfälle, ihre beständige Falschheit (ausgenommen bei Achill), ihre Grausamkeit gegen Greise und Hilflose, an ihre Laxheit einer höheren Autorität gegenüber.

Gatten näher stehen als jeder Andere; dies erkennt der Grieche als Recht der Gattin an.

So innige Beziehungen, wie sie sich im homerischen Zeitalter zwischen Gatten zu gestalten beginnen, lassen von vornherein auf ein gleich inniges Verhältniss zwischen Eltern und Kindern schliessen. Wir haben zahlreiche Belege dafür. Damit hängt wohl auch die Behandlung alter Leute zusammen, in welchem Benehmen der Grieche in Rücksicht der Empfindung feinen Takt beweist. Das Band der Blutsfreundschaft ist übrigens bei dem Griechen nicht so enge wie bei dem Germanen. Im Ganzen stellt er die geistige Wahlverwandschaft, wie sie sich in der Freundschaft kundgibt, der Blutsverwandschaft gleich, unter Umständen sogar über dieselbe.

So weit den griechischen Sagen ein geschichtlicher Hintergrund innewohnt, war im heroischen Zeitalter, im trojanischen Kriege und später noch bei den Hellenen allenthalben das Königthum eingebürgert. Mitunter mochte es fremden, etwa phönikischen oder palästinensischen Ursprungs sein, wie z. B. von den Königen von Argos behauptet wird. Zwar würde es der Wahrheit sicher nicht entsprechen, wollte man sich die griechischen Fürsten jener Epoche etwa in dem Sinne der ägyptischen, assyrischen oder indischen Monarchen vorstellen, vielmehr scheinen sie niemals anderes als Hordenhäuptlinge gewesen zu sein, immerhin aber liess sich selbst in dieser patriarchalischen Gestalt das Wesen des Königthums erkennen. Alle bisher geschilderten Völker haben ausnahmslos der Alleinherrschaft eines Einzigen, der Monarchie oder, wenn man will, dem Despotismus gehuldigt: Chinesen, Inder, Babylonier, Assyrer, Hebräer, Phöniker und Aegypter. Nur bei den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Karthagern, kann man die ersten schwachen Versuche zu einer Aenderung beobachten. Es muss daher mit Recht unsere Aufmerksamkeit in höchstem Grade beschäftigen, wenn in Hellas plötzlich eine neue Regierungsform, die republikanische, auftaucht. Nun gibt es freilich in der Republik eben so viele Schattierungen wie in der Monarchie; und eine Republik kann eben so despotisch sein wie eine Monarchie freisinnig und liberal. Ehe man daher in der Republik den Triumph der Freiheitsidee begrüsst, käme es zunächst darauf an, den Begriff der Freiheit selbst, dann erst den Charakter der Republik zu präzisiren. Wenn im Allgemeinen die Republik als eine freiheitlichere Institution gilt, denn die Monarchie, so wollen wir uns sofort daran erinnern, dass beide nur verschiedene Typen sind, die sich durch innere und äussere Anpassung an den individuellen Charakter der Völker und an die äusseren Verhältnisse entwickeln und feststellen¹⁾. Ursprünglich wohnt keiner der beiden Regierungsformen an sich ein höherer Kulturwerth inne, wie man denn noch jetzt im Innern Afrikas Republiken findet, die sich auf kastenartige Gliederung der Gemeinschaften gründen. Umgekehrt können

1) P. v. Lilienfeld, *Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft*. II. Bd. S. 316.

demokratische Verhältnisse nicht nur in einem republikanischen, sondern auch in einem monarchischen und despotischen Staate existiren. Jedenfalls fordert aber das Erscheinen der Republik in Hellas zu einigen flüchtigen Betrachtungen heraus.

Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen.

Da sei denn vor Allem bemerkt, dass freiheitliche Regungen einen günstigeren Boden finden bei Nationen, die dem Handel sich ergeben. Die ältesten Spuren solcher Bestrebungen tauchen, wie oben erwähnt, bei den Phönikern und Karthagern, den ersten Handelsvölkern des Alterthums auf. Ihnen folgen die Hellenen, deren Handel gleichfalls eine bedeutende Ausbreitung gewann; im Mittelalter sehen wir die republikanische Form, freilich mit äusserst geringer Spielweite für die Freiheit, in den Handelsstaaten Italiens gewahrt und in neuester Zeit bei dem Handelsvolke der Nordamerikaner, während wenn auch nicht die Form, so doch der Geist der Freiheit am meisten die Handelsherren der Welt, die Briten, beseelt. Aus dieser rohen Nebeneinanderstellung von äusserer Form und Wesenheit auf einen etwaigen Kausalkonnexusschliessen zu wollen, wäre jedoch überaus voreilig. Mehr lässt sich im Allgemeinen gewiss nicht behaupten, als dass der Handel bis zu gewissem Grade die Entwicklung freisinniger Einrichtungen dort begünstigte, wo Keime und Anlagen dazu vorhanden. Ueber diesen Grad hinaus aber wird das Kaufmannsthum ein Priesterthum der Selbstsucht und des Eigennutzes. Wo der Kaufmann herrscht, ist keine Freiheit, keine Poesie, dort gibt es nur Herren und Knechte. Sicher ist also, dass in dem merkantilen Sinne der Hellenen eine Ursache des Ueberganges von der Monarchie zur Republik nicht zu erblicken ist. Sehen wir uns daher weiter um.

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ und es ist etwas Wahres an des Dichters Wort, — natürlich *cum grano salis*. Schon einmal habe ich dem südlichen Hellas die nördlichere Schweiz entgegengestellt; der Vergleich trifft jetzt wieder zu. Noch weiter gegen Norden, in den Gebirgen Schottlands und den zerrissenen Fjorden Norwegens lebt seit Alters her unbändiger Freiheitssinn. Diese Beispiele liessen sich noch weiterhin vermehren. Die Bergvölker machen stets Opposition gegen die Bewohner der Ebene, wie ihre Berge dem flachen Lande. In Algerien sind es die Kabylen des Dschurdschura, deren unabhängiger Sinn nicht gebeugt wird. Die kretensischen Bergvölker trotzten bis unlängst der türkischen Herrschaft; die Briten in Indien werden durch die nach Freiheit strebenden bergbewohnenden Stämme der Huzuräh und Luschaï beunruhigt; die Syäposch des Kafiristân sind noch von Niemanden unterworfen und die Miaotse und Panthays im bergigen Yün-nan rüttelten mit Gewalt an dem chinesischen Joche. Wir wissen aber auch von Bergvölkern, wie beispielsweise in der Gegenwart jene der östlichen Alpen, wo nur sehr wenige oder gar keine freiheitlichen Ideen zu entdecken sind. Auch hier wird sich also das Gesetz strenger

Abhängigkeit der Regierungsform von der Bodengestaltung nicht ableiten lassen, wir müssen uns wieder mit der Erkenntniss begnügen, dass unter gewissen Umständen freiheitliche Regungen im Gebirge eine Unterstützung finden.

Wichtiger scheint die Zone zu sein, in welcher ein Volk zur Entwicklung gelang. Der 36° n. Br. kann mit ziemlicher Genauigkeit als die südliche Begrenzung Europas betrachtet werden. Er durchschneidet die Strasse von Gibraltar und die Insel Gozzo, zieht etwas südlich von Cerigo (Kythera) und durch Rhodos, streift endlich die südlichsten Vorsprünge Kleinasien. Ganz Hellas und der Archipel, das grosse Eiland Kreta und einige kleine Inseln ausgenommen, liegen nördlich von diesem Breitengrade, alle bisher gemusterten Völker aber südlich von demselben; nur Karthago ragt darüber hinaus. Es ist nun in der nördlichen Erdhalbe kein Beispiel einer Republik auf unserem Kontinente südlich von diesem Breitengrade zu nennen, es wäre denn, man wollte den in neuester Zeit gestifteten Negerstaat Liberia unter die ernsthaften Republiken zählen. Wir dürfen also hier schon mit etwas grösserer Sicherheit schliessen, dass freiheitliche Staatsgebilde nur in höheren Breiten gedeihen. Da nun Breite und Klima in gewissen Beziehungen stehen, so bemerken wir, dass die Jahresisotherme von 15° C. (12° R.), die nördlichen Gebiete Mittelgriechenlands, jene von 20° C. (16° R.) hingegen das Mittelmeer südlich von Kreta und Cypern durchzieht. Griechenland befindet sich also unter jenem gesegneten Himmelsstriche, wo zwischen 15° und 20° C. mittlerer Jahrestemperatur das angenehmste und mildeste Klima der Erde zu suchen ist. Mit der Isotherme von 15° C. fällt zudem in Griechenland fast genau zusammen die Isochimene von 10° C. (8° R.), das heisst eine Linie gleicher mittlerer Wintertemperatur, während die Isothere von 25° C. (20° R.) (gleiche mittlere Sommerwärme) es nur in seinen allersüdlichsten Spitzen trifft. Wer nun da weiss, wie das Zusammenwirken günstiger klimatischer Umstände vorhandene geistige Keime zu entwickeln und reifen vermag, wie des Menschen instinktartige Neigung zur Thätigkeit mit dem Breitengrade zunimmt, worunter er lebt, wie die philosophische Formel, welche in den heissen Ebenen Indiens ihren Ausgang in einem Leben der Ruhe und Sorglosigkeit findet, in der stählenden Luft Europas durch ein Leben voll Thätigkeit ausgelegt zu werden pflegt, der wird, wenn die Republik überhaupt als Merkmal erhöhter Gesittung gelten könnte, hierin schon eine theilweise Erklärung für diese Erscheinung zu erblicken geneigt sein.

Freilich ist Boden, Klima und Himmelsstrich nicht Alles; noch fehlt das Volk, die Rasse, deren ursprüngliche, angeborene Geistesanlage durch diese verschiedenen Umstände beeinflusst werden soll. Hier nun sehen wir die arischen Griechen zum ersten Male andere Pfade wandeln als die sonst von den Völkern der Geschichte begangenen und suchen wir nach Beispielen so vermögen wir keines aufzutreiben, wo ein anderes denn ein arisches Volk nach der Republik gestrebt hätte. Was jenseits des Ozeans als tlaskaltekischer Freistaat einst bestand, kann kulturell nicht in Parallele gestellt werden, so wenig wie überhaupt der

Entwicklungsgang der rothen Rasse mit der mittelländischen. So sind denn die Aryâ, allein Republikaner geworden, und wo wir in Amerika diese Staatsform antreffen, riefen sie bekanntlich die arischen Europäer, nicht die Eingebornen in's Leben. Da aber andererseits auch Zweige des grossen arischen Völkerstammes existiren, von welchen niemals republikanische Gelfüste, sehr wohl aber das Gegentheil verlaublich, wie Erânier und Inder, so wird man zu dem Schlusse gelangen, dass es des Zusammentreffens aller der oben dargestellten mannigfachen äusseren Umstände der Terrainbildung, des Klimas und der geographischen Lage bedarf, damit arische Stämme die in ihnen schlummernde Freiheitsidee zu entwickeln vermögen.

So wie es bisher meine Aufgabe gewesen, gegenüber den kurz-sichtigen Eiferungen über den bei Asiaten und Aegyptern herrschenden Despotismus die naturgemässe Begründung der Fürstenmacht darzulegen, ist es auch nöthig angesichts der Verherrlichung der Hellenen ob ihres sich in republikanischen und demokratischen Formen äussernden Freiheitsgefühles zu betonen, wie hier die Entfaltung der Volksgewalt genau so begründet gewesen als anderwärts jene der Fürstenmacht. Ein anderes ist die Frage, in wie weit Volksgewalt oder Fürstenmacht kulturgeschichtlich auseinander gehen. Werfen wir hierzu einen Blick auf die Gestaltung der Dinge in Hellas.

Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen.

Nach der endlichen Einnahme fester Wohnsitze gingen die sesshaft gewordenen hellenischen Wanderhorden alsbald zu republikanischen Staatsformen über. Die Beseitigung der angestammten Häuptlinge erfolgte gewiss nur unter gewaltigen Gährungen und Kämpfen, doch weiss man wenig davon. Sicher ist, dass bald von dem südlichen Ende des äussersten Peloponnes bis zu den nördlichen Gegenden von Thessalien die bürgerliche Freiheit unter den verschiedensten Modifikationen begründet ward; nur das einzige Sparta machte eine Ausnahme. Hier wohnten Dorer, und gleichwie in früherer Zeit die Dorer für die wildesten, ungesittetsten der Hellenen gegolten, folgten sie auch nicht so willig dem allgemeinen Beispiele. In allen dorischen Staaten behielt der Adel die Oberhand, selbst dort wo sich Freistaaten bildeten; in Lakonika vermochte der dorische Stamm es nicht einmal zur Abschaffung des Königthums zu bringen; eine Einschränkung seiner Macht war Alles, was er vermochte. Ein neuerlicher Beweis, wie sehr die Regierung stets den allgemeinen Volkscharakter repräsentirt, wie, mit anderen Worten, die Regierung vom Volke, nicht das Volk von der Regierung bestimmt wird. Das Volk hat stets die Regierung, die es verdient.

Die nächste Folge der Gründung kleiner Freistaaten war der Untergang des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Stämmen; dass es niemals einen griechischen Nationalcharakter gegeben, wurde schon

früher erwähnt; war das Band der gemeinsamen Nationalität früher nur lose, es ward loser noch nachher, und die als Gegenmittel 'geschaffenen Bünde wie Panjonia, Panböotium, selbst der Amphiktyonenbund stellten nur eine laxe Verbindung her. Es war das schottische Clanwesen, die schweizerische Kantönlwirthschaft späterer Zeit ins griechische Alterthum übertragen und dieser, in Schottland, in der Schweiz, in Hellas durch die äusseren Momente ausgebildete Charakter haftet der hellenischen Kulturentwicklung in mehr oder minder ausgeprägtem Maasse an bis zum Untergange des Volkes. So blieb denn das, was nach so langen Kämpfen und Wanderungen so dringend nöthig gewesen wäre, am längsten aus — die Ruhe, die allein Ordnung und dadurch Fortschritt ermöglicht. Es entstand vielmehr ein wahres Zeitalter der Befehdungen, wo Bürger mit Bürger, Nachbarn mit Nachbarn, die kleinen Städte mit den grösseren oder der Hauptstadt des Distriktes kämpften; ein Krieg Aller gegen Alle. Allein auch in anderer Hinsicht hörten die Klagen nicht auf. Den Tyrannen des Königthumes war man entronnen, aber statt der Könige drückten nun Magistrate, Archonten oder wie an jedem Orte die Volksobrigkeiten heissen mochten. Die Distrikthauptstädte züchtigten die kleinen Städte exemplarisch, wollten sie ihrem Winke nicht gehorchen. Da zeigte sich nun, „dass der Missbrauch der Gewalt an der Gewalt klebe wie die Wirkung an der Ursache.“ Nur vergisst man, dass irgend Jemand die Gewalt doch haben muss. Vor dem Missbrauche der Gewalt, der eigentlich nichts anderes als der Gebrauch der Gewalt — die Grenze zwischen beiden ist sehr subjektiv -- kann also überhaupt gar keine Staatsform schützen; in Monarchien geht der Missbrauch vom Herrscher aus, in Oligarchien vom Adel, in Demokratien vom Volke, in Ochlokratien vom Pöbel; wer immer aber die Gewalt hat, der beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge und es gibt kein Beispiel des Gegentheils. Zudem liegt es in der menschlichen Natur, jede Ausübung der Gewalt, wäre sie noch so gerechtfertigt, d. h. gesetzmässig, als Druck zu betrachten und auch wirklich zu fühlen; denn das Gesetz selbst ist an sich eine wenn auch nothwendige Beschränkung der Freiheit, eine Bedrückung. Kein Besonnener wird sich demnach wundern, in den griechischen Freistaaten noch mehr über Bedrückung klagen zu hören als anderwärts in despotischen Ländern; in der That erweist sich der Druck des einen Despoten stets noch erträglicher, als der Druck der Vielheit, wie sie in republikanischen Staaten zur Ausübung der Gewalt berufen.

Nicht eher ward Ruhe in Griechenland, als bis die Spartaner zu unüberwindlichen Kriegern herangebildet, die entschiedene Uebermacht im Peloponnes errangen. Da einzelne Personennamen für uns nur von untergeordnetem Belange sind, können wir der Frage, ob Lykurg eine historische Person gewesen, aus dem Wege gehen. Sicher ist, dass die Lakedämonier ein zwar lange unbesiegbares, aber auch barbarisches Volk waren, welches allerwärts die Freiheit erschuf und die Hindernisse der Kultur, mittelst der Besiegung der kleinen Tyrannen

wegräumte, dabei aber selbst eine tyrannisirende, drückende Oligarchie in's Leben rief.

Was war mittlerweile im übrigen Hellas geschehen? Das asiatische Griechenland, nachdem es alle Regierungsformen von seiner ursprünglichen monarchischen an durchwandert hatte: aristokratische, despotische, oligarchische, kam endlich unter Aisymneten oder Wahl-despoten zur Ruhe. Auch Mytilene auf Lesbos folgte diesem Beispiele. Die anderen griechischen Inseln beherrschten sich zum Theile gleich anfangs republikanisch, zum Theil aber anfänglich monarchisch, und gingen erst darauf zur Republik über. Das ionische Athen hielt unter den Archonten das Königthum strenge genommen noch aufrecht, welches sich nach jetziger Anschauung eigentlich in ein zehnjähriges verantwortliches Amt verwandelte. Von 752—592 v. Chr. waren alle edlen Geschlechter zum Archontat wahlfähig; der Areopag mit den Archonten besass alle gesetzgebende und ausübende Macht, das übrige Volk blieb von jedem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen. Diesem Uebel half selbst (seit 683 v. Chr.) die Abschwächung des Archontats von einer anfangs zehnjährigen ¹⁾ auf eine bloss einjährige Funktionsdauer nicht ab. Die Archonten waren nur mehr Beamte der herrschenden Geschlechter, welche unter sich einig, unter sich gleichberechtigt und in sich abgeschlossen als Herren des gesammten Staatsorganismus der Masse des Volkes gegenüberstanden. Die Aristokratie ward zur Gewaltherrschaft, zur Oligarchie, und der Kampf mit der Demokratie begann. In diesem Kampfe zwischen Oligarchie und Demokratie bildete die Tyrannis in ihrer älteren Erscheinung ein wichtiges Mittelglied. Sei es Uneinigkeit unter den Vornehmeren selbst, so dass Einzelne den Demos als Waffe gegen ihre Standesgenossen gebrauchen wollten, sei es, dass die Unerträglichkeit des Druckes rasch einen gewaltsamen Ausbruch der Volkswuth herbeiführte, fast überall finden wir einen Edlen an der Spitze des Volkes als Parteiführer. Wie solche Lokaltyrannen entstehen, davon geben die modernen municipalen Zustände in den Städten der Vereinigten Staaten ein treffliches Beispiel. Dort sehen wir fast überall einen durch Klugheit, Reichthum oder auch piffige Schurkerei ausgezeichneten Mann zu solchem Ansehen und solcher Macht gelangen, dass sein Einfluss sich auf alle politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten erstreckt. Nichts auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens kann geschehen wider den Willen dieses „Boss,“ dessen Stellung vollkommen jener der ersten griechischen Tyrannen entspricht und der so wie diese meist als Parteiführer auftritt. Der Sieg des Demos wird dann zunächst durch materielle Verbesserungen seines Zustandes, Ackervertheilung und Schuldenerlass, Epigamie und Rechtsgleichheit bezeichnet. Epigamie war das Recht

1) Man erinnere sich übrigens, dass wir von der Geschichte Attikas unter den zehnjährigen Archonten absolut nichts wissen, bis wir uns der Zeit Solons nähern, wie Niebuhr dargethan. Die ganze athenische Geschichte bis etwa zwei Jahrhunderte vor Perikles ist lediglich Fiktion. (Sir Cornwall Lewis, *Credibility of early Roman History*. II. Bd. S. 543)

der Ehegenossenschaft, welche für den Ausdruck der politischen Zusammengehörigkeit galt, indem die Hellenen (nicht minder die Römer) mit Recht sehr viel auf unvermischte Reinheit der Abstammung hielten. Die eigentlich politischen Rechte sind dem Demos, besonders in Ackerbau treibenden Gegenden, noch Nebensache, und nicht selten wird erst später in dem Volke das Verlangen nach politischer Herrschaft durch Demagogen erweckt, unter welchen es zu allen Zeiten die verächtlichsten Menschen gegeben hat. Für den Augenblick bleibt nach Gewährung der erwähnten Rechte die Herrschaft entweder in den Händen der Oligarchie, oder es gelingt dem Führer des Demos oder einem andern ehrgeizigen Adeligen, sich des Demos zur Erlangung der Tyrannis zu bedienen. Unschwer wird der Besonnene in dieser Tyrannis jene Erscheinung erkennen, welche später in Rom unter Julius Caesar wiederkehrte und selbst der modernen Gegenwart das beliebte, viel gebrauchte und noch öfters missbrauchte Schlagwort des „Cäsarismus“ gegeben hat. Wo immer aber dieses soziale Phänomen auftrat, sehen wir die nämlichen Ursachen wirksam, ist dasselbe eben so in der Natur der Dinge begründet wie in Griechenland. Hier finden wir um die Zeit des VII. und VI. Jahrhunderts v. Chr. eine ganze Kette von Tyrannenherrschaften, vielfach unter einander verschwägert und versippt, über einen grossen Theil des Landes verbreitet. In ihrer Willkür bedrückten oder vertrieben sie meistens die Reichen und setzten so auf gewaltsame Weise der Zerrüttung des Staates durch Parteikämpfe ein Ziel. Nur Voreingenommenheit mag verkennen, wie viel Griechenland überhaupt der Tyrannis verdankt. Bis zu jener Epoche lag die hellenische Kultur noch in der Wiege; erst unter der Tyrannis, welche Ruhe und Ordnung schuf, konnte sie ihre Schwingen entfalten. Der wüste und verwilderte Zustand, der dem heroischen Zeitalter gefolgt war, klärt sich ab und eine neue geistige Kultur nimmt unter der Ruhe der Tyrannenherrschaft ihren Anfang; sie legte den Grund zu Industrie und Bildung wie zur geistigen Kultur durch Dichter und Werke der Kunst. Einem argivischen Tyrannen verdankte Griechenland die Einführung der Einheit in Maass, Gewicht und Münze; es ist auch sicher, dass in den meisten Fällen, wenngleich dem Missbrauche ausgesetzt, die Tyrannis — im Gegensatz zu dem landläufigen Begriffe — eine milde Herrschaft war, welche durch Unterdrückung der oligarchischen Parteien der Demokratie den grössten Vorschub leistete. Der demokratische Geist wuchs dadurch naturgemäss unter der Hand und errang allmählig seinerseits die Oberhand, sich gegen die ihn bisher schützende Tyrannis selbst wendend, dieselbe stürzend und mannigfache Entwicklungsphasen durchlaufend. Anfänglich Timokratie, worin die gleiche Berechtigung Aller zur Theilnahme an der Staatsgewalt besonders in den Vermögensunterschieden liegt, fand sie leicht den Uebergang zur reinen Demokratie, in der Alle ohne Berücksichtigung der Geburt, des Besitzes oder persönlicher Vorzüge vollkommen gleichberechtigt sind.

Zustände zur Zeit der Perserkriege.

Dies war die Staatsform Athens, des vorgeschrittensten aller griechischen Lande, zur Zeit des Ausbruchs der Perserkriege, Anfangs des V. Jahrhunderts v. Chr. Mit den Einzelheiten und verschiedenen Phasen dieses denkwürdigen Kampfes habe ich mich hier nicht zu befassen, nur seine Konsequenzen, seine kulturgeschichtliche Bedeutung kommen in Betracht. Mit den Perserkriegen ward den Hellenen zum ersten Male Gelegenheit zu politischer Thätigkeit nach Aussen hin geboten; sie traten in die Weltgeschichte ein; bis dahin hatten sie bei aller inneren Entwicklung und Ausbildung ein Dasein geführt, von dem das grosse Weltgetriebe so wenig Notiz nahm wie in späteren Tagen von den Hirten der Urkantone bis zum sagenhaften Rüttschwur. Ein Umstand indess hatte von jeher beigetragen, den Hellenen eine höhere Bedeutung zu verleihen: ihre durch die maritime Lage ihres Landes begünstigte geographische Verbreitung. Im Osten, im Westen, in Kleinasien, in Unteritalien und auf Sizilien sassen griechische Stämme, die mit den benachbarten Völkern früher oder später in Berührung treten mussten. Was Rom in frühester Zeit an griechischem Einflusse aufnahm, floss ihm nicht aus Hellas, sondern von den italischen Griechen zu. Dessgleichen waren die Hellenen in Asien mit den angrenzenden Völkern und Reichen schon zeitig in nachbarlichen Verkehr getreten und hatten sich zum grossen Theile dem mittlerweile anschwellenden Perserstaat unterworfen; der griechische Freiheitssinn war unter asiatischem Himmel wohl weniger intensiv, übrigens huldigten selbst griechische Stämme des Festlandes ganz freiwillig der persischen Herrschaft. Hätten aber nicht Griechen die asiatische Küste bewohnt, nimmer wäre es den Persern eingefallen, das kleine, noch wenig kultivirte Griechenland mit Krieg zu überziehen. Durch die Theilnahme der Festlandshellenen an dem so weit bekannt ziemlich muthwilligen Aufstande der asiatischen Jonier gegen die Perser, war der Kampf gegen sie für Persien eine Nothwendigkeit. Uebrigens konnte für einen Eroberer nichts verlockender sein, als Griechenlands innerer Zustand; es schien kein Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Städten geknüpft, ja die hervorragenderen lebten in einem Zustande chronischer Revolution. Die kriegerischen Ereignisse dieser Epoche hat mehr als genügend die glänzende Einbildungskraft der feurigen Griechen verherrlicht. Doch war es unnöthig, Märchen zu ersinnen, wie die Millionen Soldaten, welche nach Europa übersetzt seien oder die 200,000, welche nach der Schlacht bei Platäa todt auf dem Schlachtfelde lagen¹⁾. Gäbe

1) Die geringe Glaubwürdigkeit der griechischen Berichte geht beispielsweise aus der Verschiedenheit ihrer Angaben über die eigenen Verluste hervor. Nach Herodot (IX. 70) wären nur 159 M.; nach Plutarch (*Arist.* 19) in allem 1800 Hellenen gefallen; nach Diodor (XI. 38) waren es aber über 10,000 M., was auch weit wahrscheinlicher und dem damaligen Zustande der Kriegführung entsprechender ist. Einer der gründlichsten Kenner des Orients, Edward B. Eastwick, sagt sehr wahr: *The real fact* v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

es auch nicht so unbiegsame Thatsachen, wie die Einnahme und der Brand Athens, so würde doch der Umstand, dass diese Kriege fünfzig Jahre dauerten, genügen, um zu beweisen, dass sich alle Vortheile nicht immer auf einer Seite befanden. Selbst Darsteller, welche auf griechischer Seite nur Licht und Sonne, im persischen Lager nur Nacht und Schatten gewahren, können der persischen Kriegführung eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Fügen wir hinzu, dass auch in diesem Falle die Parallele mit der Schweiz sich bewährt. Hinter den Schutzwällen ihrer Berge vermögen kleine Völker selbst einer kolossalen Uebermacht erfolgreich Trotz zu bieten. Wäre Hellas ein Flachland gewesen, die Griechen hätten bei aller Tapferkeit die gut geleiteten persischen Schaaren nimmer aufgehalten.

Von Seite der Perser waren die kriegesischen Unternehmungen gegen Griechenland nicht von der niedrigen Art, wie gewöhnlich im Alterthume, sondern die Ausführung einer mit grosser Fähigkeit gefassten Politik, deren Ziel darin bestand, Länder um Tributs und nicht um Verwüstung willen zu erlangen. Während einerseits das persische Reich durch das Fehlschlagen seiner europäischen Unternehmungen gar nicht gelitten zu haben scheint, denn die Perser konnten ihre Herrschaft nach Kyrene und Barka im Süden, bis Thrakien und Makedonien im Norden ausdehnen, werfen die Perserkriege auf die Hellenen wenig ehrenvolles Licht. Abgesehen, dass dabei Griechen gegen Griechen kämpften, herrschte weder Einmüthigkeit noch patriotische Begeisterung, nur 31 zum grössten Theile kleine Städte Griechenlands sollen treu geblieben sein. Verrath scheint lange Jahre hindurch die tüchtigsten Männer angesteckt zu haben.

So entbehrt es denn jeder tieferen Begründung, wenn man in den Perserkriegen einen Kampf der Kultur gegen die Barbarei erblicken will¹⁾. Dazu müssten die damaligen Hellenen wirklich schon ein Kulturvolk gewesen sein; um uns hiervon zu vergewissern, seien die hellenischen Kulturverhältnisse bis zum Beginne des V. Jahrhunderts v. Chr. in's Auge gefasst.

Der schneidende Gegensatz zwischen den dorischen Lakedämoniern, welche, wie erwähnt, die Hegemonie in Griechenland bis zu den Perserkriegen behaupteten, und den jonischen Athenern durchzieht die hellenische Geschichte bis zu ihrem Niedergange und ist auch in jenen Epochen bemerklich. Die Dorer, dialektisch und wahrscheinlich auch ethnisch etwas verschieden, blieben stets, obwohl zweifelsohne die eigentlichen Vertreter der Hellenen, auf einer tieferen Kulturstufe stehen. Wo Dorer hinkamen, gründeten sie ihre Herrschaft auf die Unterdrückung der alten Einwohner: in Sparta war die dorische Aristokratie durch Einwanderung und Unterjochung entstanden, so dass von Anfang

is, young Europe is whipped and schooled into admiration of Greece, till no one dares give a candid opinion. Otherwise, how can men in their sense affect to believe all that stuff about the invasion of Xerxes. (Journal of a diplomat's three years' residence in Persia. London 1864. 8°. I. Bd. S. 26—27.)

1) Jules Soury, *Études historiques sur les religions, les arts etc.* S. 288.

an die Masse auf die Masse drückte. Sparta blieb zu allen Zeiten barbarisch, die Spartaner zu allen Zeiten Räuber und Betrüger, die in ihrem nationalen Leben kaum Einen lobenswerthen Zug zeigten. Der jonische, jüngere Stamm schritt dagegen den übrigen stets voran; er war am frühesten mit den Phönikern zusammengekommen, hatte am frühesten von diesen das Wesen der Kultur erlauscht. Durch die Jonier kam über ganz Griechenland an Bildung, was dort vorhanden war. Doch ist es gut, gleich jetzt zu bemerken, dass selbst in jenem glorreichen Abschnitte der hellenischen Geschichte wahre Gesittung nur auf einen kleinen Erdenraum beschränkt blieb, durchaus nicht das gesammte Griechenland an Athens nach dem Ideale ringenden Aufschwunge theilnahm. Obwohl in ihren Anfängen fast ausnahmslos dorischen Ursprunges, gelangte die griechische Kunst doch bloss bei den Joniern zu höchster Vollendung. Nur Argos und Korinth können allenfalls neben Athen genannt werden. Von Athen und fast einzig und allein von Athen gelten die Schilderungen, welche das Aufgehen des Hellenenthums in der Idee des Schönen mit vielleicht etwas überschwänglichen Farben malen. Von Athen und seinen Joniern kann man sagen, sie waren „schöne“ Menschen, auf Gesamtgriechenland passt der Spruch nicht. Der Vorsprung des demokratischen Athen vor den anderen hellenischen Staaten, besonders vor dem monarchischen Sparta, erklärt sich indess wohl eher durch die glücklichen Stammeseigenheiten der Jonier, als durch ihre demokratische Regierungsform. Griechenland im Ganzen ist ein sprechender Beweis, dass die Demokratie die wissenschaftliche Entwicklung wenn nicht hemme, so doch auch nicht fördere.

Ein Rückblick auf Griechenlands Kulturzustand bei Beginn der Perserkriege zeigt uns demnach folgendes Bild: Bis auf Sparta allenthalben republikanische Verfassungen, doch nirgends die nämliche, in Athen sogar schon die reine Demokratie; allenthalben bis auf wenige Gegenden ein neugieriges, gesprächiges, oft ungestüm lebhaftes, körperlich schönes Volk; an den meisten Inseln und Küsten das Meer mit Fahrzeugen bedeckt; das Kolonialwesen zum grössten Theile begründet, die Jugend auf den Kampfplätzen versammelt, um durch Ringen und Diskuswerfen, Wettlaufen und Wettrennen, dem Körper Schnelligkeit, Gelenkigkeit und Stärke zu verleihen. Dabei öffentliche Anstalten, Polizei, Manufakturen und die Anfänge der Kunst, besonders der Baukunst an Tempeln und Palästen, doch nur mit dorischem, noch dem einzigen architektonischen Style. Darin kostbare Weibgeschenke, Kunstwerke bald von Gold gegossen, bald mit schönem Schnitzwerk und Malerei verziert, aus fernen Landen gekommen und den Griechen als Muster zur Nachahmung dienend. Musik und Gesang waren Lieblingsvergnügungen, hie und da gab es selbst Malerschulen. Daneben eine gehaltlose Religion, desshalb bei den Einsichtsvollen Irreligiosität, bei der ungebildeten Menge roher Aberglaube; allgemein beugte man sich vor dem Ausspruche der Orakel, worin man übrigens, wie neuere Untersuchungen zeigen, daraus kein Symptom wissentlicher Täuschung und Betrugerei zu sehen hat, sondern wobei aufrichtige Divination, die

natürlich Selbsttäuschung nicht ausschliesst, eine Hauptrolle spielte. Von einem festgegliederten Priesterstande, aber auch von Wissenschaft keine Spur, weder in ihren mathematischen noch in ihren physikalischen Zweigen; von Erdkunde nur höchst beschränkte Begriffe. Die Leute bekümmerten sich viel zu viel um Politik, als dass sie für ernste Studien Zeit und Geschmack gefunden hätten. Daher alle auf wissenschaftlicher Kenntniss beruhenden Kulturmomente, wie z. B. die Zeitberechnung auf tiefer Stufe, im günstigsten Falle fremden Ursprungs¹⁾.

Indem die Perserkriege noch mächtig in das Perikleische Zeitalter hineinragen, ohne den Aufschwung Griechenlands zu hindern, ja vielmehr denselben nicht unwesentlich zur Reife bringen, strafen sie die Behauptung von der Verderblichkeit des Krieges im Allgemeinen Lügen. Zwei Dinge hatte Hellas dieser gewaltigen kriegerischen Bewegung allein zu verdanken: das Erwachen des schlummernden Bewusstseins seiner Nationalkraft, und, wie sich später zeigen wird, die Anhäufung von Reichthümern, welche wie wir wissen, die Grundbedingung jedes höheren Kulturlebens wie jedes künstlerischen Aufschwunges sind. Damit wird auch der vielverbreitete Wahn von der zerstörenden Wirkung der Kriege vernichtet. In der Menschengeschichte baut sich Alles nach inneren Nothwendigkeiten auf; der Krieg mit Persien war aus der Nothwendigkeit des Kampfes um das nationale Dasein hervorgegangen; er war die nothwendige Vorbereitung für die folgende Blütheperiode. Nicht Themistokles, nicht Kimon, nicht Perikles, kein Einzelner überhaupt vermochte dieselbe zu schaffen; sie stand wie jeder Zustand, auf den Schultern vorausgegangener Zustände und die Männer, die sie zeugte waren eben die Kinder ihrer Zeit; — was im Laufe der Jahrhunderte langsam herangereift, es gedieh nunmehr, der schwellenden Knospe gleich, zur vollen duftigen Blüthe. So wie aber diese, von zu frühem Sonnenstrahle gezeitigt, das Auge nur kurze Zeit erfreut, um alsbald hinzusiechen und zu verwelken, so die Kulturblüthe im alten Hellas. *Natura non facit saltus* bewahrheitet sich auch im Leben der Völker. Zu rasch erfolgte die Entfaltung, um von Dauer zu sein. Bloss auf eine kurze Spanne Zeit ist Griechenlands Kulturblüthe zusammengedrängt, nach ihr beginnt die lange Periode des Verfalls.

Kulturleistungen der Demokratie zu Athen.

Während der Perserkriege musste das barbarische Sparta die Hegemonie an Athen, den Sitz hellenischer Gesittung abtreten, und sicherlich trug diese Machtstellung des athenischen Staates nach Aussen nicht wenig bei zur Entwicklung der Künste und sozialen Kulturmomente. Doch bot die Kulturhöhe der Athener keinen Schutz gegen den

1) Der griechische Thierkreis war höchst wahrscheinlich von der Dodekatemoria der Chaldäer entlehnt und steigt noch höher als bis zum Anfange des VI. Jahrhunderts v. Chr. hinauf. (Humboldt, *Kosmos*. II. Bd. S. 197.)

Missbrauch, welchen sie sofort von der neuerrungenen Machtstellung den übrigen Griechen gegenüber machten. Was Sparta bisher gewesen, das ward Athen fortan: der Bedrucker des Hellenenthums. Die zum Bunde gezwungenen Genossen sahen durch unerhörte Schatzungen sich ausgesogen, von allen Märkten verdrängt, jeden Ungehorsam durch Feuer und Schwert bestraft. Die lautesten Klagen über Athens unerträgliche Tyrannei erschollen eben in der Zeit, als dort die Blüthe am höchsten stand, als Perikles, Athens gepriesenster Staatsmann, das Staatsschiff lenkte. Zu eben dieser Zeit genoss die Vollbürgerschaft Athens im Innern die uneingeschränkste Freiheit in der angeblich reinen demokratischen Staatsform. Dieses Modell der „Freiheit“ beruhte übrigens in seinem ganzen gesellschaftlichen Leben auf der absolut rechtlosen Sklaverei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung. Die Demokratie erwies sich nun völlig unfähig, sich nach Aussen von tyrannischen Ausschreitungen zu bewahren, die sie im Innern auf das Tiefste zu verabscheuen vorgab, in Wahrheit aber den Sklaven gegenüber rücksichtslos ausübte. In der That, der Drang zu herrschen, oder was dasselbe, die Ausbeutung der Gewalt, ist sowie jedem Einzelnen in jeder Lebenssphäre, auch jedem Volke in die Brust gesenkt, und vergebliches Beginnen ist's sich darüber zu ereifern. Mit dem Anschwellen der Machtfülle musste naturgemäss Athen zu deren Missbrauch gelangen und dergestalt selbst sein eigenes Grab vorbereiten. Seine Tyrannei schuf die Zustände, unter welchen der peloponnesische Krieg zum Ausbruche kommen musste, der Griechenland lange Jahre hindurch mit Gräueln überzog, die nur schlecht zu seiner gerühmten Gesittung passten und schliesslich die Hegemonie wieder dem verhassten Sparta übertrug, von dem ein so klaffender Kulturabstand es trennte.

Eben so wenig als gegen Aussen hin die Demokratie Athens eine Zauberformel gegen Vergewaltigung war, vermochte sie die inneren Konflikte zu beschwichtigen. In allen Staaten, von westarischem Volkthume begründet, gab es stets verschiedene politische Parteien; ihre Spuren reichen in das älteste Alterthum zurück. Da die Parteien aus Meinungsverschiedenheiten und diese wieder aus den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Gedankenrichtung, der Denkkraft, ja sogar der Gehirnorganisation¹⁾ jedes Einzelnen entspringen, so sind alle politischen Parteien von Natur aus zu gleicher Existenz berechtigt. Im Allgemeinen lassen sich sämmtliche Parteischattirungen in den zwei grossen Gegensätzen der Konservativen und Liberalen unterbringen; die Konservativen sind die Behaltenden, die Liberalen die Verlangenden. Wäre es auch nicht in der Natur der Dinge begründet, die Geschichte würde es lehren, dass allenthalben der Besitz, das Eigenthum, eminent konservativ macht; andererseits ist, wir wissen es, ohne Reichthum,

1) Siehe hierüber die interessanten Schriften von W. Oehlmann, *Die Erkenntnislehre als Naturwissenschaft, eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie*. Köthen 1868. 8°. und R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens*.

zu dem das Eigenthum die erste Stufe bildet, keine Kulturentwicklung denkbar. Wo Kultur, dort ist also auch Eigenthum und konservative Gesinnung. Wir wissen aber ferner, dass Eigenthum, gleich dem Wissen, dem Eigenthume des Geistes, Macht verleiht. Daher die naturgemässe Erscheinung, dass meistens die Konservativen mächtig und die Mächtigen konservativ sind. Es erklärt dies noch weiter, dass die Liberalen, ist einmal das Ziel ihres Strebens erreicht, sich in Konservative umzuwandeln pflegen. Die Liberalen sind die nach Besitz und Macht Verlangenden, Strebenden und dieses Verlangen, dieses Streben ist eben so legitim, eben so naturgemäss als das Festhalten des Erworbenen. Die liberalen auch fortschrittlich genannten Parteien verlangen selbstverständlich, dass der Genuss der Macht, des Besitzthums, der Allgemeinheit möglichst zugänglich gemacht werde, nachdem einmal macherverleihender Besitz in genügender Menge nicht für einen Jeden vorhanden ist. Denn der Besitz verleiht Macht nur bei ungleicher Vertheilung. Deshalb streben kommunistische Tendenzen, wie sie in Sparta zur theilweisen Durchführung gelangten, durch gleichmässige Gütervertheilung das am Besitzthum haftende Machtvermögen auszugleichen, aufzuheben. Die gesammte Geschichte der Menschheit steht aber der Behauptung zur Seite, dass ein solcher Zustand der materiellen Gleichheit auf die Dauer ebenso unmöglich sei wie im moralischen Sinne¹⁾. Es findet sich dafür auch in der Natur nirgends ein Analogon, vielmehr können die Bestrebungen des Kommunismus schon vom naturwissenschaftlichen Standpunkte widerlegt werden. Wo sich aber das leiseste Uebergewicht an Besitz angesammelt hat, dort tritt sofort die Macht zu Tage, und die Macht will und muss herrschen. Die besitzlosen armen Klassen sind daher naturgemäss liberal, mitunter bis in's Extrem und dergleichen im Allgemeinen die Jugend, jene Epoche, wo das Streben am gewaltigsten den Busen schwellt. Aelter geworden, zu Besitz und dadurch zu Einfluss — einer Umschreibung für Macht — gelangt, übt diese auf sie eben so ihren unwiderstehlichen Zauber, wie auf jene, die sie bisher bekämpften.

Gegen diese allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur ist auch die schrankenloseste Demokratie ohnmächtig. Angeblich sucht sie den Staat der Herrschaft einzelner Stände und Parteien auf immer zu entziehen, durch geschriebene Rechtsnormen jeder Willkür vorzubeugen und das Gesetz zur Herrschaft zu bringen. Da sich aber auf Grund der Rechtsgleichheit nun Alles am öffentlichen Leben betheiligt, werden alle Fragen der inneren und äusseren Politik zur Parteisache und der Parteikampf wird im Ostrakismos gesetzlich organisirt. Irrthümlich „Scherbengericht“ übersetzt, war der Ostrakismos eigentlich gar kein gerichtliches Verfahren, sondern vielmehr ein Akt der Gesetzgebung gegen einen Einzelnen, ein Privilegium. Es liegt nun auf der Hand, dass ein solches Verfahren, mochte dasselbe auch in seiner Anwendung wenig oder gar nicht missbraucht werden, mehr denn irgend eines zum Miss-

1) R. R. Noel, A. a. O. S. 46.

brauche geeignet war, da fast ausschliesslich die sogenannte öffentliche Meinung dabei ausschlaggebend ist. Darin liegt nun der Grundfehler der Demokratie, dass, gleichwie in der Despotie der Wille eines Einzigen, der Wille der Menge zum Herrscher wird. Dieser Wille der Menge gibt sich in der sogenannten öffentlichen Meinung kund. Diese „öffentliche Meinung“ ist aber nach L. v. Ranke nicht nur das „oben abgeschöpfte Resultat der philosophischen Theorien, welche die Mehrheit der Halbgebildeten plausibel gefunden hat“¹⁾, sondern obendrein eine Metze, die sich Jedem Preis gibt, der sie genügend bezahlt. Und dieses Geschäft, die öffentliche Meinung zu „machen“, verstanden schon die griechischen Demagogen. Die Masse vernimmt Schmeicheleien, die ihr die Zungenfertigkeit gewandter Redner ins Ohr träufelt, genau mit dem nämlichen Behagen, wie der starre Despot die Lobsprüche seines kriechenden Höflings, und es ändert an dem Wesen des menschlichen Charakters nicht das mindeste, ob er vor den Augen eines Tyrannen oder vor den eben geläufigen Theorien einer gedankenlosen und zumeist urtheilsunfähigen Menge den Rücken krümmt. Ferne sei es von mir, die Zustände Athens in einer Beleuchtung darzustellen, die den Wünschen und Absichten des Selbstherrschers, des Absolutismus, schmeicheln mag, der Wahrheit aber keineswegs entspricht. Der Wahrheit entspricht jedoch ebensowenig die Behauptung, die demokratischen Einrichtungen hätten Athen zu einer Blüthe sonder Gleichen gebracht. Nachdem unter Perikles die Freiheiten des Demos noch mehr Erweiterung erfuhren, durch die Schwächung des Areopags von jeder Schranke befreit waren, lässt sich kaum verkennen, wie die Demokratie den Staat zwar zu ausserordentlicher Kraftentwicklung befähigte, zugleich aber eben wegen der Schrankenlosigkeit der von dem ganzen Volke ausgeübten souveränen Staatsgewalt einem raschen und unaufhaltsamen Verderben entgegenführte. Die Zeit der Demokratie in edlem Sinne währte nur eine kurze Spanne, viel zu kurz um Spuren etwaiger günstiger Wirkungen zu hinterlassen. Bald setzte sich das souveräne Volk durch Psephismen über die Gesetze hinweg, seine Gewalt zur Unterdrückung der Reichen oder irgendwie Hervorragenden benützend. Wohl wahr, dass auf alle erdenkliche Weise durch anderseitige konservative Einrichtungen eine Garantie gegen etwaige Ausschreitungen angestrebt wurde. Allein diese Einrichtungen genügten durchaus nicht, denn wenn ein Volk den Missbrauch der bestehenden Gesetze ernstlich will, gibt es eben keine Macht stark genug, es davon abzuhalten. Die besten, trefflichsten Gesetze bleiben dem Missbrauche ausgesetzt. Und da der Missbrauch der Gewalt in der Natur der Dinge liegt, so ist auch nicht abzusehen, aus welchem Grunde die Volksmenge davon mehr bewahrt hätte bleiben sollen als

1) Wenn nun diese Theorien selbst schon oberflächlich und einseitig, oder verzwickelt und verkünstelt, ja verwässert, schaal und abgestanden sind, was kann da anders als „öffentliche Meinung“ herauskommen, als oberflächliches, verschrobenes, verwässertes, schaales Zeug in erhöhter Potenz? (Oehlmann. A. a. O. S. 31.)

ein Alleinherrscher. Die Ausartung der Demokratie vollzog sich in Athen in völlig logischer Weise genetisch aus den bestehenden Zuständen, und es bleibt trotz aller Gegenrede unbestrittene Wahrheit, dass sich in Bälde aus der Demokratie die Ochlokratie, die Herrschaft des Pöbels, der Armen über die Reichen, entwickelte. In idealistischen Augen mag die Ochlokratie einen hässlichen Fleck bilden, von welchen ihre Anhänger die Demokratie rein zu waschen bemüht sind, während ihre Gegner mit Schadenfreude denselben ans Licht ziehen. Uns aber ist sie nichts anderes, als eine auf völlig naturgemässe Weise sich erklärende soziale Erscheinung.

Diese Auswüchse der Demokratie traten zur perikleischen Zeit noch nicht so grell zu Tage; denn sie waren erst in ihrer Bildung begriffen und bedurften noch der Reife. Zudem war die Leitung der Staatsgeschäfte beinahe unumschränkt in die Hände eines einzigen Mannes gelegt; das ist eben das Eigenthümliche, dass in der als Blüthezeit der Demokratie und damit als Glanzepoche hellenischer Kultur gefeierten Periode, die Demokratie nur dem Namen nach, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes — eines wahren „Boss“ — bestand. Man mag anführen, die Demokratie könne sich nur dadurch bewähren, dass sie es möglich macht durch freien Parteikampf die wahrhaft bedeutenden Männer an die Spitze des Staates zu bringen; eben so sicher ist, dass dabei die Leitung des Volkes von den Magistraten auf die Redner übergeht und gewandte Demagogen, welche den Volksleidenschaften zu schmeicheln verstehen, ganz so unumschränkt herrschen, wie die bedeutendsten Männer. Gerade hierfür bietet die spätere Geschichte des demokratischen Athen genügende Beispiele.

Religiöse und geistige Entwicklung der Hellenen.

Das Perikleische Zeitalter, 469—429 v. Chr., zeigt uns Hellas im Schmucke seiner höchsten Blüthe und Kulturentfaltung. Hier wollen wir Halt machen um prüfende Rundschau zu halten im hellenischen Leben, das nun in seinem glänzendsten Feuer strahlt.

Fassen wir zunächst die religiöse Entwicklung ins Auge.

Die ältesten Religionsbegriffe der Griechen deuten auf einen barbarischen Zustand des Volkes, der erst durch die Götterlehre Homers und Hesiods eine Verbesserung erfuhr; beide Dichter gehören noch dem heroischen Zeitalter an; bei den folgenden Geschlechtern blieb aber die Götterlehre im Wesentlichen so, wie sie die Werke beider Dichter darstellten. Es ist fast gewiss, dass die Hellenen ihren Glaubenskreis zum Theil durch phönikische Vermittlung aus Aegypten bezogen und daraus erklärt sich, warum er ohne allen spekulativen Gehalt war. Die Bedeutung, die ihm als Ausdruck und Form einer eigenthümlichen Weltanschauung bei seiner Entstehung und in seinem Heimathlande zukam, war bei den Griechen verloren gegangen. Die Umbildung der ägyptischen Götterbegriffe zu den griechischen Göttergestalten war zudem ganz der geistigen Thätigkeit der Menge über-

lassen geblieben und dies zu einer Zeit, als das griechische Volksleben selbst noch sehr roh und in moralischer Beziehung niedrig stand. Die hellenischen Mythen sind also der für eine gewisse Stufe der geistigen Entwicklung nothwendige und durch lebhaftere Einbildungskraft gestaltete Ausdruck der religiösen Denk- und Empfindungsweise des gesamten griechischen Volkes, beziehentlich der einzelnen Stämme, und die freilich unbewusst vollzogene geistige Operation, vermittelt welcher die Bildung der griechischen Mythen erfolgte, war die Personifikation d. h. die Auffassung unpersönlicher Dinge, insbesondere der Natur als Aeusserungen bestimmter Persönlichkeiten. Hie und da trat auch eine Lokaltradition mythenbildend auf, wie z. B. von der Erinys nachgewiesen, deren Verehrung wenigstens in den historischen Zeiten durchgängig ihren Grund in einer bestimmten Lokaltradition hatte, ein Produkt der menschlichen Phantasie auf Grund eines psychischen Triebes beruhend, den man am prägnantesten Wunsch nennen kann, indem der Beleidigte, der in seinem Rechte Gekränkte, die Bestrafung seines Beleidigers wünschte.

So war die griechische Götterwelt mit ihrer Verpflanzung nach Griechenland zu einer blossen Phantasiewelt herabgesunken und diese Religion enthielt die Bedingungen ihres Unterganges in sich selbst. Man rühmt zuweilen, dass die Hellenen sich dadurch des seltenen Glückes erfreuten, frei geblieben zu sein von einem besonderen Priesterstande und einer positiven Religionsoffenbarung in dessen Sinn und Interesse. Genau ein Gleiches war bei den Chinesen der Fall. In beiden Ländern kann man aber nicht bemerken, dass die Abwesenheit eines eigenen Priesterstandes der Bildung zu Gute gekommen wäre oder gar die wissenschaftliche Erkenntniss gefördert hätte. Hier wie dort herrschte im Gegentheil mehr Aberglaube als bei den religiös gebildeten Nationen des Auslandes, den Phönikern, Aegyptern und Persern. Diese besaßen nämlich zugleich den Vorzug wissenschaftlicher Kenntnisse, der den Griechen mangelte und zwar bis zur makedonischen Epoche, eben weil sie keinen Priesterstand besaßen: denn fast alle Entwicklungen hat die Kirche dem Staate vorgemacht; wie überhaupt jede Art der Kultur, Wissenschaft, Kunst, Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel zuerst auf geistlichen Grundlagen errichtet, von Geistlichen betrieben worden ist¹⁾. Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter und namentlich die Anleitung zu den frühesten tieferen Kulturbestrebungen im Staate den Bemühungen des urgeschichtlichen Priesterthums²⁾. Auch noch späterhin blieb die Wissenschaft stets eine Tochter der Kirche³⁾, die sie erst in jüngster Zeit überflügeln sollte, und so stellt sich das Fehlen eines gegliederten Priesterstandes, angeblich ein Vorzug der hellenischen Kultur, als Haupt-Ursache der Unwissenheit der Hellenen dar.

1) Wilh. Roscher, *Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte*. Leipzig und Heidelberg 1861. 8°. S. 427—428.

2) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit*. II. Bd. S. V.

3) Prof. Dr. O. Peschel im *Ausland* 1868. S. 304.

Wir haben uns also die hellenische Religion nicht etwa als einen idealen Kultus der reinen Natur vorzustellen — frei, rein, heiter und kraftvoll — sondern die niedrige sittliche Ausbildung der griechischen Götterbegriffe ward sogar für die späteren griechischen Denker ein unübersteigliches Hinderniss; und heisst es auch vielleicht zu hart urtheilen, wenn man behauptet, der griechischen Volksreligion ging ursprünglich der ethische Charakter ganz ab, weil in der That alle jene ethischen Begriffe, die im Volksbewusstsein jener alten Zeit als allgemeingiltig entwickelt waren, mit den Göttern in Verbindung gesetzt erscheinen, so ist es doch sicher, dass man diese ethischen Begriffe nicht mit dem Maassstabe einer späteren Zeit messen darf. Für diese blieben sie eben so ungenügend, ja hinderlich, wie in der Gegenwart viele Glaubenssätze des Christenthums, die den Anschauungen einer weit hinter uns liegenden Epoche entstammen, von den Aufgeklärten über Bord geworfen werden.

Dem religiösen Gefühle, dem „Gottesbedürfniss“ des Volkes, konnte auch die dem poetischen Naturell der Hellenen entsprechende Entfaltung der Dichtkunst keinen Ersatz bieten. Obwohl die Anfänge der Poesie mit den homerischen Gesängen weit in das heroische Zeitalter hinaufreichen, beginnen dennoch erst zur Zeit der Tyrannis einige Dichternamen aufzutauchen; aus der Periode der Freiheitsentwicklung durch Zertrümmerung des Königthums ist kein nennenswerther Poet bekannt. Was vor den Perserkriegen überhaupt an dichterischen Talenten gedieh, bewegte sich entweder an den Höfen von Tyrannen, wie Anakreon und Simonides, oder auch gleich Alkaios, im Kampfe gegen sie, jedenfalls der Mehrzahl nach in der Epoche der Tyrannis.

Da nun, wie erwähnt, die Poesie für den mangelnden Halt der Religion nicht Ersatz zu leisten vermochte, musste auf andere Weise ein Surrogat dafür gewonnen werden. So weit wir das heutige Ergebniss unseres Wissens zu überschauen vermögen, sind nirgends im Weltgetriebe die Spuren einer moralischen, sittlichen Weltordnung wahrzunehmen, noch etwa gar wissenschaftliche Beweise dafür zu erbringen. Trotzdem lässt sich die Nothwendigkeit dieses Irrthums historisch schon dadurch erweisen, dass die bürgerliche Gesellschaft zur Sicherung der moralischen Ideen den Glauben an eine moralische Weltordnung niemals entbehren konnte. Die Begründung dieses Irrthums war von jeher Aufgabe der Philosophie. So begann auch bei den Hellenen die philosophische Thätigkeit. Während aber die Namen der griechischen Denker mit wohlbekanntem Klange an unser Ohr schlagen, sind Jene vergessen, die vor ihnen die heute angestaunte Weisheit predigten. Gleichwie in der Götterlehre die Hellenen fremdes Material benützten, war auch ihr Denken kein originelles. Mühsam kamen sie zu Schlüssen, bei denen man man längst zuvor in Aegypten, Indien und selbst, wie ich früher zeigte, in China angelangt war. Verdächtig ist schon der Umstand, dass kein griechischer Philosoph genannt wird vor 670 v. Chr., als Aegypten den Fremden seine Häfen erschloss. Der erste Philosoph war Thales, um 600 v. Chr., und dieser von

phönikischer Abkunft. Die ersten philosophischen Schulen bildeten sich auch nicht in Hellas, sondern bei den kleinasiatischen Joniern, die mit Persern und andern in Kontakt standen. Die Anfänge dieser jonischen Schule (Thales, Anaximander 610—246 v. Chr., Anaximenes 560 oder 548 v. Chr. geboren und Herakleitos um 500 v. Chr.) sind geradezu kindisch und beginnen mit der Einführung von ein paar volksthümlichen Irrthümern von Aegypten. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass die griechischen Philosophen und Mystiker die Lehre von der Seelenwanderung dem Ideenkreis der orientalischen Religionen entnahmen. Pythagoras (geb. etwa 580—568 v. Chr.) und Plato geb. 21. Mai 429 v. Chr.) sind als die bekanntesten Vertreter der Ideen über die Seelenwanderung anzusehen. Beide glaubten überdies einen neuen Beweis für den Begriff der Seele und der Wanderung derselben beibringen zu können. Das mystische Gefühl der Vorexistenz, der Rück Erinnerung ist ein beiden Denkern eigenthümliches Moment und soll als überzeugendes Gedanken- und Gefühlsmoment wirken. So behauptete Pythagoras, dass er schon einmal in Phrygien unter dem Namen des Midas gelebt habe. Nach Zeller¹⁾ soll die Idee der Seelenwanderung zuerst als traditionelles Erbstück in den Mysterien (Geheimgottesdienst) kultivirt worden und erst von da aus in das Bereich der Philosophie übergegangen sein. Plato wird von den mystischen Philosophirern als derjenige angesehen, der zuerst den Seelenbegriff „wissenschaftlich“ begründet habe. Das positive Wissen dieser griechischen Philosophie ist überaus gering, obwohl später gar manche Entdeckung auf sie zurückgeführt ward. Was die Anaximenes zugeschriebene Entdeckung der Schiefe der Ekliptik mit Hülfe des Gnomons betrifft, so war sie nur eine Prahlerei seiner ruhmredigen Landsleute. Dieselbe lag völlig ausser dem wissenschaftlichen Bereiche Jemandens, der keine genauere Vorstellung von der Natur der Erde besass, als dass sie einem breiten in der Luft schwimmenden Blatte gleiche. Dass Anaximander die ersten Landkarten verfertigt habe, lässt sich kaum mit der Thatsache vereinigen, dass die Aegypter Geometrie zu eben dem Zwecke 30 Jahrhunderte, ehe er geboren wurde, getrieben hatten. Was seine Erfindung der Sonnenuhren anbelangt, so ist diese in Wirklichkeit eine sehr alte orientalische Erfindung. Und dass er der Erste gewesen, der eine genaue Berechnung des Umfanges und der Entfernung der Himmelskörper angestellt habe, ist unverträglich mit einem Systeme, welches für die Erde eine zylindrische Gestalt annimmt²⁾. Die Weltbeschreiber der jonischen Schule blieben alle in grösster Sinnestäuschung befangen³⁾. Selbst die Pythagoräer oder Pythagoras, der unter allen griechischen Philosophen vor den Perserkriegen den nachhaltigsten Einfluss nicht nur auf Hellas, sondern selbst auf das königliche Rom ausgeübt hat, lehrten

1) Zeller, *Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt*. Leipzig 1869. 8°. 3. Aufl., das beste und ausführlichste Werk über die griechische Philosophie.

2) Draper. A. a. O. S. 61—81.

3) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 30.

die Kugelgestalt der Erde nicht aus mathematischer Ueberzeugung, sondern aus geometrischen Schicklichkeitsgründen, weil sie in der Schöpfung immer nach dem Vollendeten suchend, der Erde die vollkommensten Körperformen zutrauten. Es ist daher nicht zu verwundern, dass die Griechen in der Zeitrechnung z. B. was Genauigkeit in der Berechnung anbetrifft, von einem Volke wie die amerikanischen Tolteken weit übertroffen wurden.

Dem gegenüber erfordert die Billigkeit nicht zu verschweigen, dass schon die sogenannten „jonischen Philosophen“ versuchten, ohne Rücksicht auf die Volksmetaphysik, d. h. den nationalen Götterglauben, ein grossartiges Bild der Entstehung des Weltganzen aus einem materiellen Gestaltungsprinzip heraus zu konstruieren. Diese Versuche verdienen unsere vollste Achtung — zumal sie in einer Zeit auftauchten, in der das ganze hellenische Geistesleben sich noch vollauf in den Bahnen der hemmenden Mythe bewegte, in einer Zeit, in der man von Bewegung und Beschaffenheit unserer Erde die allerdüftigsten Vorstellungen hegte.

Was haben nun die jonischen Philosophen gelehrt? Der erste derselben, Thales, macht das Wasser — also das „flüssige Element“ — zum absoluten Erklärungsprinzip der Weltentstehung. Sein Nachfolger Anaximander denkt schon viel abstrakter und stellt sich die Aggregatzustände in seinem chaotischen Urstoff gemischt vor, wonach also dieser Urstoff nichts anderes als die noch ungetrennte Einheit der Elementargegensätze wäre. Anaximenes endlich nimmt als materiell universalgestaltendes Prinzip die „Luft“ an. „Wie unsere Seele,“ so lautet das einzige echte uns überlieferte Bruchstück „Luft sei und uns zusammenhält, so umfasst Hauch die ganze Welt.“ Ob nun aber Anaximenes die „Luft“ in ihrer spezifischen Gestaltung als „atmosphärische Luft“ vor Augen gehabt oder ob er mit seiner „Luft“ ganz abstrakt die „gasförmige Materie“ gemeint und auch vollkommen bewusst diese gasförmige Materie, weil als lockerste Gestaltungsform zum materiell gestaltenden Welterklärungsprinzip erhoben hat, ist wohl eine müssige Streitfrage. Gehörte sicherlich nicht nur eine sehr erhebliche Kraft der Abstraktion, sondern auch das gesamte naturwissenschaftliche Wissen und Können des XVIII. Jahrhunderts dazu, um die jetzige Gestaltungsform der Erde und des Universums von einem gasförmigen Urzustande abzuleiten, so können wir Angesichts der oben mitgetheilten Thatsachen die Frage, ob das griechische Denken einer derartigen Abstraktion fähig war, unbedingt mit Nein beantworten. Wir werden daher Jenen Recht geben, welche behaupten, die griechischen Naturphilosophen hätten bei ihren Erklärungsversuchen in Betreff der Weltentstehung abwechselnd einzelne „Elemente“ — das Wasser bei Thales, die Luft bei Anaximenes, das Feuer (oder die Wärme?) bei Herakleitos — als erklärende Prinzipien fungiren lassen. Was Letzteren anbelangt, so nimmt er sicherlich in unserer Achtung die höchste Stellung ein. Während nämlich die von Xenophanes im VI. Jahrhundert v. Chr. zu Elea in Unteritalien gegründete philosophische Schule an einem ewigen und unveränderlichen Sein aller Dinge festhielt und dabei alles Werden und alle Ent-

wicklung für Schein erklärte, leugnete im geraden Gegensatze zu den Eleaten, Herakleitos alles feste Sein und erklärte die Einheit des Seins und Nichtseins, das Werden für das absolute Prinzip aller Dinge. Nichts ist beständig; Alles ist in stetiger Veränderung, in endloser Bewegung und Strömung begriffen. „Alles fliesst“ (*πάντα ῥεῖ*). Dieses Prinzip des Werdens ward später auch von der platonischen Philosophie angenommen. Allein, wenn auch die Forschungen nachfolgender Jahrtausende eine gewisse Richtigkeit solcher ursprünglichen Ideen ergaben, so lag diesen Anschauungen doch nichts zu Grunde, was nur auf einen leisen Schimmer von Wahrheitserkenntniss hindeuten mochte. Es ist überhaupt ein allgemein verbreiteter Irrthum, Griechenland als Ganzes sei ein gelehrtes Land gewesen. Von Wissenschaft, welche allein der philosophischen Spekulation eine solide Basis zu bieten vermag, lässt sich nicht sprechen vor Aristoteles, dem Lehrer und Zeitgenossen des makedonischen Alexanders, welcher das eigentliche Nationalleben der Griechen zertrümmerte. In der Geschichtschreibung werden schwache Anfänge gemacht durch die Logographen und die Geschichte der voreuklidischen Mathematik ¹⁾ beweist, dass es von den antiken, bisher gemusterten Kulturvölkern keines gab, welches in der Zeit vor den Perserkriegen die Griechen an Wissen nicht weit überragt hätte.

Wohl trat auch in Griechenland eine Periode des Skeptizismus ein; die politischen Denker begannen die Orakel zu verachten und die Lehrer der Moral die Poeten zu verdammen. Doch beschränkte sich dieser Skeptizismus nur auf die Hervorragendsten der geistigen Elite. Thukydides mag die Gedanken eines Perikles, eines Pheidias und Anderer ausgedrückt haben, allein Herodot vertritt weit mehr die Allgemeinempfindung. Die Skeptiker selbst würden wohl die Religion als für die unwissende Menge nothwendig betrachtet haben und eine grosse Zahl der skeptischen Athener scheute sich, respektlos von einem Glauben zu sprechen, in dem Athen zu solcher Macht und solchem Glanze gereift. Wo würde die Glorie Griechenlands bleiben, wenn die Portiken seiner Tempel niedrigerissen wären und der Epheu auf ihren umgestürzten Kapitälen wucherte? Und selbst unter den Denkern schwand der Skeptizismus bald wieder, mindestens zum Theil. Das demosthenische Publikum war ein orthodoxeres als das perikleische und die angenommene Vernichtung der griechischen Religion nur eine Phase der Spekulation, eine Mode unter den Philosophen, aber keine Abdikation des nationalen Glaubens.

Die griechische Kunst.

Der vergleichenden Völkerkunde verdanken wir die Aufklärung, dass bei allen rohen Völkern die Kunstfertigkeit ihr Wissen unendlich

¹⁾ Siehe darüber das werthvolle Werk von Dr. Hermann Hankel, *Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter*. Leipzig 1874. 8'.

überragt. Aeusserungen eines, wenn auch rohen Kunstsinnest trifft man bei den niedrigsten Menschenarten der Jetztzeit wie in den Ueberresten der Renthierperiode. Wir wundern uns desshalb nicht, wenn auch bei den Hellenen die Anfänge der Kunst sich in der Nacht der Zeiten verlieren. Aus der Völkerkunde erhellt ferner überall der Vorsprung der Architektur vor den übrigen Künsten; ihr Auftreten ist eben im Grunde an ein materielles Bedürfniss geknüpft. Es ist fast gar kein Volk zu nennen, welches nicht in einer oder anderer Weise Spuren seines Bausinnes hinterlassen hätte oder noch heute äussert, und überall und zu allen Zeiten sind es Tempel oder Grabmonumente, denen die meiste Sorgfalt gewidmet erscheint. Von den Dolmenerbauern sind fast gar keine anderen Spuren von Kunstsinn erhalten, als diese rohen Anfänge architektonischer Thätigkeit. Vergeblich sehen wir uns um Kunsterzeugnisse bei Stämmen vom Range der indischen Khassia oder der Brahu in Beludschistan um; dennoch erbauten die einen riesige *Menhir* und Steintische, die anderen die seltsamen *Tschap* und *Tscheda*¹⁾. So schufen auch die Hellenen früher Baudenkmale, ehe sie Götterbilder meisselten. Wer sich aber durch die poetische Vollendung der homerischen Gesänge zu einer hohen Meinung von den Anfängen der hellenischen Kunst verleiten liesse, müsste staunen über den für ihn seltsamen Kontrast zwischen Kunst und Poesie, würde nicht zum Drittenmale die vergleichende Völkerkunde in unzähligen Fällen an noch heute lebenden Stämmen die Kunst von der Poesie bei weitem überflügelt zeigen. Das Volkslied insbesondere und der nationale Heldengesang erlangen mitunter eine ansehnliche Entwicklungsstufe bei Nomadenhorden, deren Kunstsinn nur in den allerrohesten Formen sich äussert. Den Ethnologen kann es daher nicht überraschen in den homerischen Rhapsodien weder von Säulentempeln noch von künstlerischen Götterbildern zu hören, während was an tektonischen, textilen und keramischen Leistungen vorhanden war, sich ausgesprochenermassen auf Import von asiatischen Kulturländern beschränkte. Die Paläste der Könige aus der Heroenzeit mochten einem ländlichen Gehöfte nicht unähnlich und der Tumulus für hervorragende Persönlichkeiten die gebräuchlichste Gräberform gewesen sein. Daneben trat vereinzelt die Aegypten entlehnte Pyramide auf; den Quaderbau kannte man dagegen schon in erweislich hochalterthümlichen kyklopischen Mauerringen, nicht aber die eigentliche Gewölbe-konstruktion, so wenig wie den wirklichen Bogen, welcher letzterer auch in historischer Zeit und selbst als man ihn sicher kannte von den Griechen verschmäht wurde. In diesem ältesten Kunststadium in Hellas kann der kunsttechnische Einfluss Phönikiens kaum überschätzt werden²⁾. Selbst der eigentliche hellenische Baustyl, der Dorismus, ist keineswegs von fremden Einflüssen frei. Die dorische Säule wenigstens ist nicht im Ganzen, wie das dorische Gebälke, autochthon und urhellenisch,

1) Bellew, *From the Indus to the Tigris*. London 1874. 8°. S. 54—57.

2) Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums*. S. 175.

sondern in ihrem Haupttheile, dem Schafte, von aussen importirt. Es wird in der modernen Praxis Niemanden einfallen, irgend eine Sache noch als neu erfunden zu bezeichnen, wenn sie vor Jahrhunderten in einem Nachbarlande in allgemeinem Gebrauche war. Der dorische Schaft war aber mit seiner Verjüngung und seinen charakteristischen Kanellüren in Aegypten mehr denn ein Jahrtausend früher in Gebrauch, wie jetzt Niemand mehr bestreiten kann, wer nicht etwa die Existenz der Denkmäler von Beni-Hassan läugnen will¹⁾. Wie es scheint, begann man die Anwendung der dorischen Aussensäule von Tempeln auch in Griechenland in der beschränkten Weise, wie wir sie an den Kapellen in Mesopotamien, Phönicien und an den Felsengräbern Aegyptens und Kleinasiens finden. Die Entwicklung des griechischen Tempels, in dem sich die Baukunst der Hellenen am reinsten und glanzvollsten ausspricht, vermögen wir Schritt für Schritt von seinen bescheidenen Anfängen, der einfachen, rechteckigen Cella der Heroenzeit, ja von den noch älteren Epochen an, wo die Kultbilder ohne weitere Zuthat auf Felsen, in Höhlen, an oder in heiligen Bäumen aufgestellt waren, durch die verschiedenen Stadien des Antenprostylos, *Amphiprostylos*-Tempel bis zu seiner höchsten Vollendung im *Peripteros* zu verfolgen. So sehen wir Jegliches in der Geschichte der menschlichen Civilisation gleichwie in der Natur selbst eine bestimmte lange Reihe von Entwicklungsphasen durchlaufen, die nothwendig vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, Komplizirteren oder, wie wir uns auch ausdrücken dürfen, höher Organisirten fortschreiten. An Stelle der Gebälkbildung in Holz trat endlich die Durchführung des Steinbaues, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass diese gewaltige Umwälzung gleichzeitig vor sich ging und alle hervorragenden Kultstätten umgestaltete. Aus dem Ende des VII. Jahrhunderts v. Chr. existiren schon vollendete peripterale Steintempel, doch finden sie sich nicht im Mutterlande, sondern vielmehr in den alten Kolonien der unteritalischen und sizilischen Küste.

Die höchste Vollendung der hellenischen Architektur war indess, während der Peloponnes noch an alterthümlichen Formen haften blieb, Athen vorbehalten und fiel in die glänzende Zeit auch des politischen Aufschwungs nach den Perserkriegen. Hier in Attika, das zwar vorwiegend jonisch, jedoch mit dorischen Elementen reichlich versetzt war, trat dem Dorismus, dem männlichen und echten Kinde des eigentlichen Griechenland, frühzeitig der jonische Styl zur Seite, dessen Elemente, soweit sie nicht identisch mit dem dorischen und von Westen her entlehnt sind, von einem früher kultivirten Nachbarlande, nämlich vom Stromlande des Euphrat und Tigris stammen. Die jonische Säule zeigt diese Verwandtschaft in ihren zwei charakteristischen Merkmalen in Base und Kapitäl. Seit der Spiralenpolster an assyrischen Reliefs als Kapitäl gefunden ward, müssen wir in dem Volutenglied das vom Osten her importirte Kapitäl erkennen; desgleichen treffen wir im

1) Reber. A. a. O. S. 192.

Süden Kleinasien, in Lykien Spuren einer frühen Bildung jonischer Formen. In dem jonischen Kleinasien gedieh auch dieser Styl zur baldigen Entfaltung, in noch weit geschmackvollerer Weise aber in Attika selbst, wo auch der dorische Styl seine Vollendung gefunden. Der dorische Parthenon neben dem jonischen Erechtheion zu Athen veranschaulichten diesen Triumph beider Baustyle¹⁾. Dem jonischen Style ward in perikleischer Zeit eine fremde und eigenthümliche Zierblume aufgepfropft, das von Kallimachos erfundene korinthische Kapital, aus dem später die Römer eine ganze korinthische Ordnung entwickelten, die in eigentlich griechischer Zeit gar nicht existirte, denn wahrscheinlich erreichten erst in der Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. die korinthischen Kapitäle jene Form, welche wir unter diesem Namen verstehen²⁾.

Dass gerade im Tempel³⁾ die hellenische Baukunst zum vollendetsten Ausdrucke gelangte, hat seinen Grund in dem offenbaren Anlehnen der Kunst an die Religion. Da Kunst wie Religion auf nämlicher Grundlage, dem Ideale, fussen, so ist klar, dass Kunst mit Religion zusammen fallen muss, so lange ein anderes Ideal als das der Religion nicht besteht; und so lange als die Religion ideale, wenn auch noch so verdunkelte Ziele anstrebt, wird ihr der Beistand der Kunst nicht fehlen. Schon im kirchenlosen Alterthume diente die Kunst vornehmlich religiösen Zwecken, die herrlichsten Bildwerke sind Götterstatuen und in den Tempeln entfaltete sich desshalb mit Vorliebe der architektonische Genius. Sehr spät erst wandte sich die Kunst profanen Zwecken zu, später noch entstand das Kunsthandwerk. Die innere Verwandtschaft von Religion und Kunst offenbart sich ferner darin, dass je verschiedener die Religionen, um so verschiedener auch die Künste der Völker sind. So lange ein Volk seine eigene Religion hat, besitzt es seine eigene Kunst. Die nationale Kunst beherrschte das gesammte Alterthum; die Typen der alten Kunstarten sind in ihrem Grundwesen verschieden und die Kunst selbst überschritt die Grenzen des Volkes nur mit der Religion zugleich⁴⁾. Dies steht der tieferen Erkenntniss, dass möglicherweise die ersten Typen der Kunst wie jene der Sage und folgerichtig der Religionen auf einen Ursitz,

1) Vgl. die kleine, nur 33 Seiten lange Schrift von E. Vinet, *Esquisse d'une histoire de l'architecture classique*. Paris 1875, welche einen trefflichen Ueberblick gewährt.

2) Reber. A. a O. S. 193—246.

3) Die Behauptung, dass nur ein Theil der tempelförmigen Bauwerke der Griechen Kultstellen gewesen, andere dagegen ohne alle Kultweihe nur als Schatzkammern und zur Feier politischer, nicht religiöser Feste gedient hätten, wesshalb man Kult-Tempel und Agonal-Tempel unterscheiden wollte, ist völlig widerlegt worden durch Eugen Petersen, *Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia*. Berlin 1873. 8. 8 ff. und Leopold Julius, *Ueber die Agonaltempel der Griechen*. München 1874. 8^o, welche die Existenz der vermeintlichen Agonaltempel durchaus läugnen.

4) Nach Dr. E. A. Riegel, *Grundriss der bildenden Künste. Eine Kunstlehre*. Hannover 1865. 8^o.

wie etwa Aegypten, zurückzuführen seien¹⁾, eben so wenig entgegen, wie die dermalige Vielheit der Rassen der ursprünglichen Einheit unseres Geschlechtes. Die neueren assyrischen Ausgrabungen haben bedeutsame Fingerzeige für die Herkunft der hellenischen Kunst geliefert, und wie in vielem Anderen mag auch auf dem geistigen Gebiete der Volkscharaktere das Vererbungsgesetz zur Geltung gelangt sein. Sind aber in der Urzeit die Ideale auch von Volk zu Volk gewandert, so haben sie sich doch bei jedem je nach seiner ethnischen Anlage zu scharf umgrenzten Individualitäten in Kunst und Religion ausgeprägt.

Wie überall schloss sich also auch in Hellas die Kunst im Allgemeinen an die Religion und speziell Skulptur oder Plastik zunächst der Architektur an. Die Bildnerei findet Pflege bei Völkern von noch sehr roher Gesittung; phantastische Götzenbilder grinsen uns auf der einsamen Osterinsel an, bilden den Schmuck birmanischer und siamesischer Pagoden wie aztekischer Teokalli, und nicht zu verachtende Anfänge der Bildhauerei verrathen die aus dem härtesten Porphyr geschschnittenen Pfeifen aus den räthselhaften Mounds im Mississippi- und Ohiothale. Die ältesten aus Holz geschnitzten Götter- richtiger wohl Götzenbilder der Hellenen (*Xoana*) können wir uns kaum roh genug vorstellen²⁾; und dies ist sehr begreiflich, wenn wir uns gegenwärtig halten, dass die „*Naturnachahmung*“ keineswegs, wie vielfach angenommen wird, der erste Schritt auf der Bahn der Künste gewesen. Den Ausgangspunkt bilden jedenfalls die einfachsten geometrischen Formen; das geometrische Ornament ist eine primäre Erscheinung, repräsentirt eine frühere, ursprünglichere Kunststufe, die von jedem Volke hat zuvor erstiegen sein müssen, ehe die nachbildende Darstellung von Naturgegenständen, als eine sekundäre Erscheinung, auf die Tagesordnung kommen konnte. Erst wenn der rein geometrische Zierath einen gewissen, je nach Umständen allerdings sehr verschiedenen Grad der Ausbildung erreicht hat, beginnt die Anwendung der ihm zu Grunde liegenden Formelemente als Zeichen, also in „*monumentalem*“ Sinne zur Fixirung von Gedanken. Dies führt zunächst zur eigentlichen darstellenden Kunst, zum Bilde, und wenn die steigende Lust am künstlerischen Nachbilden als solchem sich endlich selbst dort geltend zu machen beginnt, wo es sich nicht um Fixirung von Gedanken, also um kein stoffliches Interesse handelt, auch zur Verwendung der *Naturformen* in bloss „*ornamentalem*“ Sinne, zum nachbildenden Zierath. Lange zwar bleibt auch jetzt noch die starre geometrische Form Herrin und Meisterin der Kunst, doch nicht für immer: früher oder später kommt die Zeit, wo die darstellenden Formen ihr gegenüber frei und selbständig werden und dafür nun die Naturgebilde um so

1) Julius Braun, *Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgeange durch alle Völker der alten Welt hindurch*. Wiesbaden 1873. 8°. 2. Aufl. und desselben *Naturgeschichte der Sage*. München 1861—65. 8°. 2 Bde.

2) Reber. A. a. O. S 265.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

treuer und lebendiger wiedergeben. Es mag paradox klingen, ist aber darum nicht minder wahr: das blosse Nachbilden setzt eine höhere Kulturstufe voraus, als das selbständige Erzeugen von Formen ¹⁾.

Nach dem Gesagten begreift man wohl, dass die rohen Xoanas der Griechen schon eine ungemessene künstlerische Vorgeschichte voraussetzen. Von diesen Götzenfratzen bis zu jenen Götteridealen, die als höchste Leistungen der hellenischen Kunst gelten, ist aber ein ebenso langer wie mühevoller Weg. Zwischen den Werken der angeblichen Daidaliden (von *δαιδάλλειν*, kunstreich schnitzen) bis zu Pheidias liegt ein Zeitraum von 6—700 Jahren. Nur Weniges kennen wir von diesem Wege; die meisten Strecken desselben werden für immer dunkel bleiben. Ist der vermeintliche ägyptische Ursprung der griechischen Plastik jetzt wohl auf spätere sekundäre Einflüsse reduziert worden, so stellen die neuesten Forschungen eine Beeinflussung der ältesten Bildnerei Griechenlands durch die vorderasiatische Kunst immer mehr ausser Zweifel. Die mesopotamischen Reiche sind als der Herd zu betrachten, von welchem aus die Kultur der asiatischen Westküste ihre erste Nahrung empfing. Dies gilt nicht allein für die Architektur sondern in gleicher Weise für die Plastik, in beiden Gebieten jedoch so, dass die glänzend entfalteten Blüthen die orientalischen Keime oder wenigstens Einflüsse kaum mehr verriethen. Am Löwenthore zu Mykene erkennt man noch, wie schon einmal erwähnt, die Verwandtschaft mit assyrischen Thierbildungen und selbst in den zwei ersten Jahrhunderten nach dem Anfang der Olympiadenrechnung scheint sich die Kunstthätigkeit in ihrer Richtung wenig verändert zu haben. Zur Förderung der statuarischen Kunst bedurfte es nur vor Allem neuer technischer Errungenschaften. Diese wurden zu Anfang des IV. Jahrhunderts gewonnen und bestanden in der Einführung des Bronzegusses, in der Marmorplastik und in der chryselephantinen (Goldelfenbein-) Technik. Jede Art hat ihre allmähliche Entwicklung und wenigstens die erste und letztere ihre Stufen mit vorbereitenden und unterstützenden Nebenerfindungen. So war es für den Erzguss, der sich in der griechischen Kunstgeschichte an die Namen eines Rhoikos und Theodoros von der Insel Samos knüpft, — die Ägypter sollen den Hohl-guss schon im XIV. Jahrhundert v. Chr. gekannt haben und auch den Phönikern war derselbe nicht fremd — unerlässlich, dass die Thonplastik ²⁾ einen entsprechenden Aufschwung nahm. Mit diesem steht der Name des in Korinth sesshaften sikyonischen Töpfers Butades in Verbindung, mit welchem die Thonbildnerei wesentliche Fortschritte machte und erst

1) Dr. O. Hostinsky, *Zur Vorgeschichte der Kunst* (Ausland 1876. S. 65.)

2) Der Rahmen dieses Buches gestattet mir nicht auf Details einzugehen. Für jene, welche über die in mannigfacher Hinsicht so interessante Thonplastik oder Keramik Belehrung suchen, nenne ich folgende neuere Werke: Albert Jacquemart, *Histoire de la Céramique*. Paris 1878. Samuel Birch, *History of ancient pottery. New and revised edition with coloured plates and woodcuts*. London 1873. 8°. (vielleicht die beste Uebersicht der antiken Töpferei bietend.) J. B. Warin *Ceramic art in remote ages*. London 1875.

die Befähigung erlangte, die Mutter des Erzgusses zu werden, der ja Thonmodell und Thonform voraussetzt. Wie Samos die Heimat des hellenischen Bronzegusses, so ward für die Marmortechnik Chios die Geburtsstätte; doch begann dieselbe auch an anderen Punkten, in Sikyon, Argos, Kleone und Ambrakia zu blühen. Ihren Höhepunkt sollte aber die Plastik in der Goldelfenbeintechnik erreichen. Erst nachdem alle diese Grundlagen für die Entwicklung der griechischen Plastik bereits gelegt waren, scheint die Kunst in weitere Bahnen eingelenkt zu haben. Um diese Zeit beginnen nämlich neben den Göttern in sehr grosser Zahl auch die Heroen der Sage und besonders die olympischen Sieger mit in den Kreis der statuarischen Darstellung zu gelangen. Von einer Idealbildung der Götter ist aber damals noch keine Rede, sondern die Attribute sind es, auf welche in dieser Zeit das meiste Gewicht gelegt wird. So erscheint die Pallas am Giebel des Athenatempels von Aegina durchaus noch im Anschluss an diesen älteren statuarischen Typus gearbeitet. Das Auftreten der aeginetischen und der attischen Schule, welcher die sikyonische und argivische folgten, dann das Wirken des Kalamis (aus Athen?), Pythagoras aus Rhegion in Unteritalien und des Myron aus Eleuthera in Böotien bereiteten die Glanzepoche der hellenischen Plastik unter Pheidias vor. Die gewaltigen Schöpfungen dieses Kunstheros und seines Zeitgenossen Polykleitos, der unter allen Bildhauern den meisten Einfluss auf die fernere Kunstentwicklung geübt, fallen wie jene des Myron, Alkamenes und Agorakritos in das grosse Zeitalter der Perserkriege.

Gerade so nämlich wie die Erschliessung des alten Kulturlandes im Nilthale unter Psammetich 670 v. Chr. auf Griechenland's Entwicklung von unberechenbarem Einflusse gewesen und das zu jener Epoche noch halbbarbarische, wenn auch geistig hochbegabte hellenische Volk mit den seit Jahrtausenden aufgespeicherten Kulturschätzen des Orients beschenkt hatte, so sollten auch die Perserkriege zu einem neuen Wendepunkte in dem bisher mit bemerkenswerther Langsamkeit sich bewegenden Kulturgange der Griechen werden. Hatten diese, wie ich in dem Kapitel über Aegypten erwähnte, aus diesem Wunderlande die Vorbilder ihrer architektonischen Ordnungen und selbst ihre Ornamente und konventionellen Darstellungen entlehnt; hatten sie von dort die Modelle ihrer Vasen bezogen, waren viele ihrer Sagen, die Untersuchung vor den Höllenrichtern, Strafe und Belohnung eines Jeglichen, der Hund Cerberus, der stygische Fluss, der See der Vergessenheit, die Geldmünze, Charon mit seinem Nachen, das Elysium und die Inseln der Seligen, ägyptischen Ursprungs, so gaben die Perserkriege Veranlassung zu jener Entwicklung der griechischen Kunst, welche mit so grossem Rechte die Bewunderung späterer Jahrhunderte auf sich zog¹⁾. Wer die Raschheit anstaunt, mit der diese Kunst in einem Zeitraume von nicht viel mehr als hundert Jahren zu den grandiosen Leistungen des Pheidias emporwächst, der wird für diese Erscheinung nach einem

1) Draper. A. a. O. S. 99.

tiefere Gründe suchen. Dass erst während und nach den Perserkriegen die Kulturblüthe von Hellas sich entfaltete, steht unerschütterlich fest, und wenn sie auch nicht „wie vom Himmel gefallen“ war, so hat sie doch sicherlich in dieser kurzen Spanne Zeit einen mächtigen Ruck gemacht, mächtiger als die gesammte Kunstentwicklung bis dahin. Wie eine Blume, die langsam aber stetig gewachsen, endlich die fesselnde Hülle der Knospe zersprengt und nun mit einem Male in strahlender Schönheit sich offenbart, geradeso erblühte unter den Händen des Pheidias die griechische Kunst, ihrer alten Schranken ledig, plötzlich und überraschend zu einer kaum geahnten Herrlichkeit empor. Wenn nun Jemanden ein solcher Vorgang nicht anders als durch eine „göttliche Offenbarung“ erklärbar schiene, wenn er darin ein Wunder erblicken wollte, „gegen welches sämmtliche Wunder der *Acta Sanctorum* Kinderspiele sind,“ so wollen wir solchem Geschmacke keinen Zwang anthun. Läppisch und auf auffallender Unkenntniss der Analogien in den natürlichen Entwicklungsprozessen beruhend ist aber der Einwand, dass ein solcher Vorgang das ganze System der Entwicklung unerbittlich über den Haufen werfe; gewiss schuf derselbe Geist Homers und Pheidias Gestalten, wie ja die Hellenen von allem Anfange an die Begabung, die nothwendigen Anlagen zu der späteren Kulturentfaltung mitbrachten. Dies hindert nicht, dass die vorhandenen Keime lange im Verborgenen schlummern konnten und eines äusseren Reizes bedurften, um zur vollen Entwicklung zu gelangen. Auch die Pflanze trägt die Keime der Blüthe in sich und setzt Knospen an, die jedoch ohne den äusseren Reiz der erwärmenden Sonnenstrahlen ihre Kelche niemals erschliessen. Und einen solchen äusseren Reiz bildet in der Entwicklungsgeschichte der Kultur — die vergleichende Völkerkunde ist solcher Beispiele voll — die Berührung mit anderen, gesitteteren Völkern; je heftiger dieser Kontakt, desto rascher die Entfaltung. In dem halben Säkulum, als die Hellenen in Folge des Kriegszustandes ihre Aufmerksamkeit auf asiatische und persische Dinge verschärfen mussten, ging ihnen ein neuer Horizont auf, wurde ihnen durch die räumliche Annäherung die Möglichkeit geboten, mit eigenen Augen die Erscheinungen einer fremden und — höheren Kultur zu betrachten. Die Perserkriege waren für die Griechen, freilich strenge genommen nur für die Jonier, eine wahre Schule, eine Epoche des Lernens, die Vorbereitung für das perikleische Zeitalter. Der Krieg fordert zudem an und für sich die Denkkräfte in höherem Maasse als gewöhnlich heraus und hinterlässt stets bei Völkern, welche den Stufen primitiver Rohheit entrückt sind, dauernden Kulturgewinn. Es ist nicht zu viel gesagt, dass ohne die Perserkriege kein perikleisches Zeitalter zu verzeichnen wäre. Indem es den Kampf um sein Dasein foht, bereicherte sich Griechenland mit neuen Anschauungen, denen sein schöpferischer Geist bald plastische Vollendung verlieh. Die Behauptung ist ganz wahr, dass die Griechen nach jenen Kriegen in der Skulptur lebendige Menschengestalten hervorzubringen vermocht hätten. Jetzt erst konnte der Bann der griechischen Kunst sich lösen und Pheidias das Götterideal finden, diese erhabenste Leistung der Kunst

in ihrer möglichsten Klarheit und Schärfe erfassen. Sobald nun erst jenes wunderbare Geheimniss den Geist der Gottheit in den Körper und das Antlitz zu legen, und die Göttergestalt von einer bestimmt gegebenen charakteristischen Form aus zu entwickeln erschlossen war, da durchzitterte nicht nur eine gewaltige Begeisterung die Gemüther der hellenischen Künstler, sondern das ganze Volk erfasste eine Erregung, die wir uns in der That gar nicht grossartig genug ausmalen können. Erst später, gegen das Ende der ersten Hälfte des IV. Jahrhunderts, als der Kreis der ersteren Gottheiten so ziemlich erschöpft war, begann man die Ideale der in ihren sinnlichen Reizen dem Menschen näher gerückten Gottheiten durchzubilden und zu vollenden. Vor allen sind es Skopas und Praxiteles, welche die für die Kreise der Aphrodite, des Poseidon und des jünger gehaltenen Dionysos, sowie für deren zahlreiche Gefolgschaften von Dämonen und Halbgöttern wahrhaft klassischen Muster aufstellen. Allein an Stelle des ernsten Geistes erfüllen fortan Leidenschaften und niedrigere Regungen des Gefühls die Gestalten der bildenden Kunst. Nach dieser Epoche nimmt die Erfindungskraft ab; das Gute hält noch an, aber es kommt kein Besseres hinzu; Griechenland geräth allmählig in Verfall.

Die dritte in der Reihenfolge der Künste ist die Malerei, welche sich allerwärts am spätesten zu entwickeln pflegt. Obwohl die ältesten Tempel der Griechen zweifelsohne des Schmuckes der Farbe nicht entbehrten, so handelte es sich dabei doch mehr um eine Bemalung, denn um eigentliche Malerei. Letztere blieb sehr lange im Zustande der Kindheit, so sehr, dass bis in die Zeit der ersten Perserkämpfe die Maler sich nur Einer Farbe, meistens der rothen, bedient zu haben scheinen, womit sie den Umriss ausfüllten und worin sie den Schatten durch Schraffirung bezeichneten. Selbst in dem goldenen perikleischen Zeitalter, in welches das erste Schaffen grösserer Gemälde fällt, kannte man nur vier Farben und noch nicht einmal den Pinsel, dessen Gebrauch erst Apollodoros um 404 v. Chr. erfand. Auch soll er zuerst die Vertheilung von Schatten und Licht angewendet haben. Es ist klar, dass bis zu diesen zwei wichtigen Erfindungen von einer Malerei eigentlich keine Rede sein kann; zumal bis zum Gebrauche des Pinsels war alles Malen nur ein Zeichnen mit dem Griffel, mit dem man die Umrisse in die mit Farben überzogene Tafel eintrug; die Farben aber wurden in breiten Massen und ohne viele Verschmelzung mit dem Schwamme aufgetragen.

Im Gegensatze zur Malerei fand die Musik von jeher in Griechenland sorgfältige Pflege. Man kennt die Musik der gebildeteren Völker Asiens und Afrikas im Alterthume, besonders jene der Griechen, wo sie die höchste Ausbildung erfuhr. Der rhythmische Theil einiger grossen dramatischen Kompositionen ist mit hinreichender Sicherheit wieder hergestellt; der musikalische Theil entwindet sich allmählig den dichten Wolken, die ihn umgeben; auch die wesentlichen Züge der Tonkunst in ihren verschiedenen Zeiten lassen sich feststellen¹⁾, und daraus wissen wir, dass die Musik der

1) Fr. A. Gevaert, *Histoire et théorie de la musique de l'Antiquité*, Gand. 1875, 8^e I. Bd.

Hellenen homophon, einstimmig und also eintönig war, ja dass man dabei von Melodie nicht reden kann.

Schliesslich sei hier noch, weil ich einen schicklicheren Ort dazu kaum finde, bemerkt, dass ein tiefes Naturgefühl, welches zwar Schiller ihnen absprechen zu müssen glaubte, die Hellenen beseelte¹⁾, wie es denn undenkbar erscheint, dass die wunderbare Pracht und Herrlichkeit der antiken Landschaft auf ein geistig und sinnlich so begabtes Volk weder bewusst noch unbewusst einen Eindruck gemacht haben sollte.

Literatur der Griechen.

Was am meisten und wohl mit Recht dazu beigetragen, das kulturgeschichtliche Ansehen der Griechen zu erhöhen, ist die wunderbare Vollendung ihrer herrlichen Literatur. Schon am Anfange ihrer Geschichte, oder richtiger noch in mythenhaft verschleierten Epochen begegnen wir unter jonischem Himmel den epischen Gesängen des göttlichen Homeros und der Kykliker sowie der böotischen Sängerschule, als deren Meister Hesiodos aus Askra genannt wird. An dem sprudelnden Quell dieser prachtvollen Poesie dürfen wir uns mit Recht Begeisterung trinken, wenn wir nicht vergessen, dass die hohe Entwicklung der Dichtkunst an sich kein Beweis für die Kulturhöhe des Volkes ist. Die Germanen waren noch Barbaren als sie die Eddalieder sangen und die arabischen *Moallakat* wurden noch in der vor-muhammedanischen Epoche gedichtet. Die Araber des Muhammed waren aber ein rohes Beduinenvolk. Ja es scheint fast als sei die Poesie eine Blume, die nur in der Völkerjugend zu höchster Entfaltung gelange. Dies deutet auch die Entwicklung aller Literaturen an, welche mit der Poesie anheben und gesetzmässig erst später zur Prosa fortschreiten. Die Dichtkunst ist also überall älter als die prosaische Literatur, und was uns heute das Schwierige, Höhere dünkt, war der einst das Ursprüngliche, Anfängliche, dem Vorwalten von Phantasie und Gefühl Entsprechende. Nur allmählig und sehr langsam bildet die Prosa sich aus der Poesie hervor und erst wenn ein Volk seine Empfindungen und Gedanken in Prosa auszudrücken gelernt, hat es verständige Reflexion genug gewonnen, um seinen Platz in der Reihe der Kulturvölker behaupten zu können. Schöpfungen der Dichtkunst vermögen demnach den kulturellen Rang der Völker nicht zu bestimmen, denn die poetische Ader lässt sich vielen rohen Stämmen nicht absprechen, die nicht das geringste Schriftdenkmal in Prosa aufzuweisen haben. Die räuberischen Turkomanen besitzen ihr Volksepos des Karoglu, dessen schönste Lieder im Gedächtnisse jedes echten Sohnes

1) Die Schiller'sche Anschauung widerlegt Prof. Dr. W. H. Roscher, *Das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwicklung. (Jahresbericht über die Fürsten- und Landesschule Meissen. Meissen 1875. 4^{te}.)*

Turkestans leben, und selbst den Maori Neuseelands sind dichterische Regungen nicht fremd. Auch die hohe Entwicklungsstufe der Poesie selbst darf nicht täuschen, denn sonst müssen wir augenblicklich die alten Finnen den gefeiertsten Kulturnationen beizählen, weil nach dem Ausspruche Jakob Grimms sehr viele Epen des *Kalewala* in Bezug auf Treue der Naturschilderungen und reiche Phantasieschöpfungen den homerischen Gesängen würdig an die Seite gestellt werden können.

Bei aller aufrichtiger Bewunderung der althellenischen Volkspoesie lässt sich demnach in ihr allein durchaus kein Anhaltspunkt für die hohe Meinung von der griechischen Gesittung erfinden. Eben so wenig kann man daraus schliessen, dass „natürlich“ ein so geistvolles Volk sich schon frühe der Wildheit entwöhnte¹⁾. Auch der fernere Verlauf der Literaturentwicklung in Hellas spricht für meine Auffassung, denn die ersten Epochen, die man vielleicht historisch zu nennen wagen darf, nämlich das VI. und VII. Jahrhundert vor unserer Aera werden vorwiegend durch die Lyrik der Aeolier und Dorer mit ihren verschiedenen Stylarten beherrscht, welche sich aus der Epik, wie die Elegie am deutlichsten erkennen lässt, entwickelte. Die Lyrik kennzeichnet aber auch die ältesten Produkte der arabischen Poesie. Neben den leuchtenden Sternten der Lyrik wie Anakreon und Pindaros tritt die Fabeldichtung auf, die in Hellas der Sage nach sich an den Namen eines phrygischen Sklaven, Aisopos, knüpft (VI. Jahrhundert v. Chr.) und also wahrscheinlich nichtgriechischen Ursprungs ist.

Zu ihrem höchsten Fluge schickte die hellenische Literatur sich jedoch an erst nach den Perserkriegen, deren Bedeutung für die Kultur-entfaltung in Griechenland wächst, je mehr wir deren Wirkungen zu ergründen suchen. Wenn bis zu Beginn dieser halbhundertjährigen Kriegesperiode wir die Griechen bei all ihrer hervorragenden natürlichen Begabung, begünstigt durch die zauberischen Reize ihres Ländchens, nur langsam auf der Bahn der Civilisation vorwärts schreiten sehen, wenn sie in die dieser langen Frist, so bewundernswerth im Einzelnen auch ihre Werke, doch weder in künstlerischer noch in literarischer, noch endlich gar in wissenschaftlicher Hinsicht etwas geschaffen was sie über das Niveau begabter Naturvölker erhob oder von solchen doch mindestens wesentlich unterschied, und wenn dann nach der relativ kurzen Zeit von etwa fünfzig Jahren wie mit Einem Schlage im perikleischen Zeitalter die herrlichsten Schöpfungen der Architektur und der Plastik aus dem Boden wachsen und die Dichtkunst im Drama ihre höchste Vollendung feiert, so ist ein solches Zusammentreffen wenigstens wunderbar und geeignet zum Nachdenken anzuregen. Die Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen an sich beweist freilich keineswegs deren ursächlichen Zusammenhang, in vorliegendem Falle wird sie aber als Erklärung wohl Jeder gelten lassen, der sich von den un-absehbaren Wirkungen, welche die Berührung mit einer fremden über-legenen Civilisation, wie die altasiatische war, hervorzurufen pflegt,

1) Johannes Scherr, *Allgemeine Geschichte der Literatur*. Stuttg. 1861. 8^e. S. 60.

genaue Rechenschaft zu geben vermag. Die Ursache dieser Berührung der asiatischen Welt mit dem formen- und gestaltenbildenden Geiste der Hellenen waren nun zweifelsohne die Perserkriege, und wegen deren Folgen, welche naturnothwendig diesen Kämpfen anhefteten, darf man ihnen zuversichtlich das rasche Aufblühen der hellenischen Gesittung beimessen. Möglich, ja zugegeben selbst wahrscheinlich, dass die griechische Welt wenn auch viel langsamer auch ohne jene merkwürdigen Kriege zu ähnlichen Triumphen gelangt wäre, so sind dies müssige Spekulationen, welche uns nicht in einem Buche beschäftigen können, das sich die Erklärung des wirklichen Geschehenen zur Aufgabe stellt. Immerhin wird man demnach von diesem Gesichtspunkte aus sagen dürfen: ohne Perserkriege kein perikleisches Zeitalter. Wollte aber Jemand diese Ursächlichkeit nicht anerkennen, so bildet das Phänomen des strahlenden Aufschwungs des hellenischen Geistes unter Perikles erst recht ein Wunder, für das man uns die Erklärung schuldig bleibt. Will man aber diese entzückende Erscheinung von dem gleichzeitigen politischen Aufblühen Athens ableiten, so gilt hier wiederum das oben über die Kontemporaneität zweier Ereignisse Bemerkte; zudem führt diese in letzter Instanz doch auf die Perserkriege zurück, denen ja Athen seine politische Grösse verdankt.

So kann es denn keineswegs befremden, wenn jetzt erst die Krone der hellenischen Kultur, die vollendetste künstlerische Manifestation der antiken Weltanschauung, das Drama auf der Bühne der griechischen Literatur erscheint. Auch dünkt es uns durchaus kein Wunder sondern sehr natürlich, dass der tapfere Aeschylos aus Eleusis, der grösste Genius des griechischen Theaters, der die Schlacht von Marathon 490 v. Chr. gegen die Perser und weiter Artemisium, Salamis und Platäa mitfocht, diesen selbst erlebten Kämpfen die Anregung zur plastischen Bildung seiner Gestalten entnahm, wie die Tragödie sie erheischt. Erst sechs Jahre nach Marathon, 484 v. Chr., errang er zum ersten Male den tragischen Siegespreis und es ist wohl erlaubt zu meinen, dass solch ein kriegerisches Ereigniss tiefen Eindruck auf die Phantasie des Dichters geübt. Wer je in offener Feldschlacht gestanden, wird die Wirkungen solchen unauslöschlichen, bewegungsreichen Schlachtenbildes vielleicht zu würdigen verstehen. Die oft noch rohe Grösse des Aeschylos erscheint zur reinsten Schönheit gemildert und geklärt in dem späteren Sophokles, während in der Tragik des noch jüngeren Euripides sich schon ein entschiedenes Hinabgleiten von der durch Sophokles erreichten dramatischen Kunsthöhe offenbart. Noch später als die Tragödie erreichte eine andere Form des Drama, die Komödie, ihre höchste Blüthe; diese fiel mit Aristophanes in die Zeit des peloponnesischen Krieges, als der Verfall der echten antiken Tragik schon begonnen hatte¹⁾.

Noch bedeutungsvoller ist, dass die Prosa in der griechischen Literatur eigentlich erst im Herodot, also gleichfalls nach den Perser-

1) Spherr. A. a. O. S. 74—76,

kriegen, anhebt, denn die früheren Logographen oder Mythographen kommen kaum in Betracht. Nahezu ausschliesslich bleibt die Prosa auf das Gebiet der Geschichte beschränkt, welches später in Thukydides und Xenophon eifrige Pfleger fand. Wenn aber Herodot mit Recht als „Vater der Geschichte“ bezeichnet wird, so sei bemerkt, dass auch das Erstehen der Disziplin an die Perserkriege gebunden war, denn um Geschichte schreiben zu können, muss zuvor Geschichte vorhanden sein. Eine solche besaßen aber die Hellenen vor den Perserkriegen nicht, und ein Historiograph jener Epochen hätte nicht mehr zu verzeichnen gehabt als unter den Negercivilisationen von Bornu oder Bagirmi. Weder hier noch dort konnte deshalb in den geschichtslosen Zeiten ein Geschichtschreiber erstehen; die Perserkriege aber, als das erste tief eingreifende, nationalgeschichtliche Ereigniss, weckten den schlummernden Sinn für die historische Darstellung, in welcher Thukydides für alle Zeit mustergiltig bleibt. Doch verstanden diese griechischen Historiker noch wenig die Länderbeschreibung von der Darstellung der Begebenheiten zu trennen, deren Schauplatz die beschriebenen Länder gewesen ¹⁾. Der Begriff der Geschichte hatte sich von jenem der Geographie noch nicht abgeklärt. Was sie aber, vom Standpunkte unseres heutigen umfassenden Wissens, so klein erscheinen lässt, ist, dass sie von ihrem heimatlichen Staatsleben ausgingen, Alles auf dasselbe bezogen und so ihr Vaterland und Volk zum Centrum des Weltalls machten, was es in Wirklichkeit niemals gewesen.

Wirthschaftliche Verhältnisse.

Schon zur perikleischen Zeit, als Athen zur unbeschränkten Demokratie geworden, kam es allmählig dahin, dass nicht nur alle Staatslasten auf die Schultern der Reichen gewälzt wurden, sondern auch die Mehrzahl der ärmeren Bürger geradezu auf Kosten des Staates leben wollte. Wer in den Rath gewählt wurde, oder als Richter fungirte, oder in der Volksversammlung stimmte, immer empfing er Sold dafür, freilich kaum so viel wie ein gewöhnlicher Tagelohn; und die wichtigsten Behörden waren absichtlich ungeheuer zahlreich, damit möglichst Viele dieses Soldes theilhaftig werden konnten; es gab z. B. regelmässig 6000 Richter, während die durchschnittliche Zahl der Bürger insgesamt nur etwa 20,000 betrug! Hierzu kam dann noch jene Unzahl von Lustbarkeiten, Schmausereien, selbst Kornvertheilungen, welche bald von Staatswegen, bald von angesehenen Privatleuten dem Volke gegeben werden mussten ²⁾. Bei der auf solche Art gezügelter Genussucht des Volkes konnte es nicht fehlen, dass sich gar bald die Sykophanten einstellten, denen durch die Bestechlichkeit und den Partei-

1) Humboldt, *Kosmos*. I. Bd. S. 64.

2) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft*. S. 29.

geist der Richter ein leichtes Spiel gegeben war. Die im Volke immer mehr um sich greifende Bestechlichkeit machte sich übrigens schon früher, gleichzeitig mit der solonischen Ausdehnung der Volksrechte und zum Theile als eine Folge derselben bemerklich; Schritt für Schritt entwickelte sie sich mit der zunehmenden Macht der unteren Volksklassen. Sie führte dazu, dass die Demokratien, um sich ihres armen, bestechlichen, müssigen und daher unruhigen Pöbels zu entladen, entfernte Pflanzstädte gründeten; manche griechische Kolonie hatte solch' unsauberen Ursprung; selbst unter Perikles ward durch Kleruchien die Versorgung „ärmerer Bürger“ angestrebt. Nicht etwa aber, als ob die Bestechlichkeit, die Korruption, eine der Demokratie eigenthümliche Erscheinung und von dieser hervorgerufen wäre; das monarchische Sparta blieb davon ebenso wenig verschont. Die Korruption bildet ein Phänomen, welches in jeweiligen ethnischen Bedingungen seinen Ursprung hat; wo diese Bedingungen vorhanden, dort stellt sich die Korruption auch ein, ohne Rücksicht auf die Regierungsform; höchstens lässt sich aus der Geschichte entnehmen, dass demokratische Staatsformen mehr als andere solche vorhandenen Keime in ihrer Entfaltung begünstigen ¹⁾).

Der Beurtheiler der antiken Demokratie hat übrigens niemals ausser Acht zu lassen, dass das gesammte wirthschaftliche Leben im Alterthume auf der Sklaverei fusste, auf der Sklaverei mit all' ihren Folgen. Im Laufe meiner Darstellung habe ich, so oft wir dem Phänomen der Sklaverei begegneten, darauf hingewiesen, wie demselben eine ethnische Grundlage zukomme, wie dieses Institut, mit der gleichfalls auf ethnischer Basis beruhenden Kastenbildung enge verwandt, nicht mit einigen billigen Phrasen des Abscheuens erledigt, sondern als eine in der Natur begründete Erscheinung aufgefasst werden müsse; es bildet in gewissen Kulturstadien eine nothwendige Waffe im Kampfe ums Dasein, deren Anwendung erst in später Zeit entbehrlich wird ²⁾. In gewissen Erdräumen ist es heute noch und vielleicht für immer eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Das griechische Alterthum ist mit der Sklaverei innig verknüpft; sie ist ein Ueberbleibsel des Kastenwesens, welches in den ältesten Epochen auch bei den Hellenen üblich war ³⁾. Dass auch hier gerade so wie anderwärts ethnische Verhältnisse mit hereinspielen, ist gewiss. Die hellenischen Sklaven gehörten meistens anderen Nationalitäten an; die gewöhnlichen Mittel in den

1) Dass in der Gegenwart die demokratische Schweiz eine rühmliche Ausnahme macht, leider die einzige, bestätigt wohl nur die Regel. Die Korruption wuchert auch in monarchischen Staaten, wird auch nicht etwa durch die Republik erzeugt, meistens eher gefördert; denn nicht die Institutionen schaffen die Völker, sondern umgekehrt, die Völker schaffen ihre jeweiligen Institutionen.

2) Siehe Bagehot. A. a. O.

3) Herodot. II. 167; auch Friedrich Lübker, *Reallexikon des klassischen Alterthums*. Leipzig 1855. 8^o. S. 892 hält eine frühere kastenartige Organisation des griechischen Volkes für wahrscheinlich; dann Roscher. A. a. O. S. 28. Hierher gehört die Vererbung gewisser Künste und Verrichtungen in bestimmten Geschlechtern; auch die Betrachtung der jonischen Phylen führt zu solchem Resultate.

ältesten Zeiten Sklaven zu bekommen, waren Krieg, Raub und Tauschhandel mit den Phönikern. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Hellenenthums lebten nur 4—5 Millionen Menschen hellenischer Abstammung, welche Griechisch als Muttersprache redeten und als Staatsangehörige politische Rechte genossen. Die Zahl der Sklaven bei sämmtlichen Griechen betrug dagegen 12 Millionen Köpfe. Der grösste Theil bestand aus Ausländern und zwar, wie die meisten Namen anzeigen, von den Gegenden um die 'Donau und aus den inneren Ländern Kleinasiens.

Blicken wir auf die Praxis der alten Volkswirtschaft, so hat sich dieselbe im Wesentlichen nach denselben Naturgesetzen vollzogen, wie die der neueren Völker, nur bietet sie das Eigenthümliche, dass sie über jene Periode, wo der Faktor der menschlichen Arbeit, nicht aber das Kapital in den Vordergrund tritt, verhältnissmässig nie sehr weit hinausgekommen ist. Namentlich ist ein grosser Theil dessen, was jetzt den Maschinen obliegt, durch Sklavenarbeit verrichtet worden. Ruderknechte mussten z. B. fast alles besorgen, was unserer Schifffahrt der Wind und die Dampfmaschinen leisten. Es ist ganz besonders der immer steigenden Menge und Geschicklichkeit aller Werkzeuge, Maschinen und Operationen beizumessen, wenn der Sklave des Alterthums erst in den Leibeigenen des Mittelalters, dann in den Lohnarbeiter der neueren Zeit umgewandelt worden. Die Arbeitersklaverei hängt aber noch überdies mit dem Kapitalmangel im Alterthume zusammen, welcher letzterer sich dadurch wieder leicht genug erklärt, dass die Gesamtmasse der aus der Vergangenheit überlieferten Fonds regelmässig im Wachsen begriffen ist, damals also weit geringer sein musste als jetzt. Diese Kapitalarmuth war nicht nur Ursache der Sklaverei, sondern auch der grossen Höhe des alten Zinsfusses ¹⁾, der mit dem Steigen der wirtschaftlichen Kultur erst gesunken ist. Das Vorherrschen der Sklavenarbeit war ebensowohl eine Folge wie auch eine Ursache niederer Kultur, denn alle Sklavenarbeit ist wesentlich schlecht ²⁾, darin sind alle Kenner einig.

Das Bestehen der Sklaverei hat aber auch noch andere Erscheinungen sowohl auf wirtschaftlichem als auf politischem Felde zu erklären; so die oben erwähnte langdauernde Ernährung der Mehrzahl auf Kosten der Minderzahl, welche nur in Sklavenländern möglich ist, wo die Mehrzahl der Vollbürger wegen des Darunterliegens der Sklaven doch nur einen kleinen Theil der Gesamtbevölkerung bildet; eben so ist beim Vorherrschen der Sklaverei die Entwicklung eines Arbeitslohnes fast unmöglich; die Erfahrung bezeugt nämlich, dass sich irgend ein zahlreicher für gröbere Industrie geeigneter Stand von freien Arbeitern neben einem Sklavenstande nicht zu halten vermag. Daher im Alterthume die Industrie sehr viel geringere Wichtigkeit besass als heutzutage; ja, obwohl die allgemeinen Naturgesetze, wonach jeder einzelne

1) Zur Zeit des peloponnesischen Krieges 18¹/₂%, doch in manchen Fällen auch 38¹/₂%.

2) Roscher. A. a. O. S. 15—20.

Industriezweig seinen Standort aufsucht, nachweislich auch damals ihre Geltung besaßen, hatten die Alten für unsere heutige Industrie nicht einmal ein Analogon. Was an wichtigeren Gewerbserzeugnissen ein Land in das andere führte, war fast alles Luxusartikel. So unverkennbar der Zusammenhang zwischen Demokratie und Gewerbfleiß auch sonst ist, die Sklaverei musste sich als das Haupthinderniss der Entwicklung des Gewerbfleißes entgegenstellen. Uebrigens liebten bei den Griechen, gerade wie im Mittelalter, die frühesten Gewerbe eine kasten- oder zunftartige Gebundenheit, woraus sich erst auf den höheren Kulturstufen eine mehr oder minder vollständige Freiheit des Betriebes entwickelte¹⁾. Wie sehr die Sklaverei zur Entsittlichung sowohl der Herren als der Knechte beiträgt, ist bekannt genug; insbesondere trübt sie die Reinheit der Geschlechtsverhältnisse, das Familienleben; es ist charakteristisch, dass der Kuppler der alten Komödie ein Sklavenhändler war; auch die auffallende Populationsverminderung, welche schon lange vor der Verwüstung durch die Barbaren in der antiken Welt eintrat, hängt mit der Sklaverei zusammen, die trotz dieser tiefen Schattenseiten eine Lebensbedingung für die Kultur des Alterthums bildete²⁾.

In jenen Epochen, welche den Uranfängen der Menschheit noch um zwei volle Jahrtausende näher lagen, hatte zwar die schon bis in dem Geschlechtsleben der Thiere erkennbare Theilung der Arbeit Platz gegriffen, weder aber hatte dieselbe eine solche Durchbildung erfahren wie dermalen, noch waren die Alten zu einer wirklichen Werthschätzung der Arbeit überhaupt gelangt. Im Gegensatze zu den wissenschaftlich gebildeten Phönikiern nährten die Hellenen die Vorstellung, Industrie und Gewerbe seien des freien Mannes unwürdig. Da nun behauptet wird, dass diese Vorstellung sich bei allen Völkern finde, wo die Arbeitskräfte sozial von den Staatsbürgern geschieden sind, so ist hier die Erinnerung am Platze, dass eine solche Vorstellung von keinem der bisher von uns durchmusterten Völker nachgewiesen ist, obwohl sich, China ausgenommen, überall diese Scheidung konstatiren lässt. Neuerdings freilich ist der Nachweis versucht worden, doch kaum gelungen, dass die Arbeit als solche bei den Griechen keineswegs verachtet gewesen, sondern dass man nur im Allgemeinen einen Handarbeiter von Profession von der guten Gesellschaft ausschloss, wie das auch heute noch geschieht.

Soweit wir mit der Leuchte der Geschichte in das Dunkel der Vergangenheit blicken, sehen wir Staaten durch das Recht der Eroberung entstehen. Wenn das Eroberervolk im eroberten Land sich niederlässt und dessen frühere Bewohner zwar im Besitze des Grundes belässt, dieselben jedoch zur Leistung gewisser Servituten in Bodenprodukten und Handarbeit verpflichtet, bildet sich das sogenannte Grundholden-Verhältniss, wie wir es vornehmlich im mittelalterlichen

1) Roscher. A. a. O. S. 23.

2) Ueber die Zustände und Gattungen der Sklaven in der Blüthezeit der Griechen vgl. John Bowan, *The history of ancient slavery.* (*Mem. anthrop. Soc.* II. S. 383-388.

Europa in Folge der Germanen-Eroberungen entstehen sehen. Doch haben derartige Verhältnisse auch bereits im Alterthum bestanden. Der Art war ursprünglich die römische Clientela und der Zustand der Heloten in Sparta, der Penesten in Thessalien.

Bei all diesen Verhältnissen verdienen besonders zwei Umstände Beachtung: Erstens, dass derartige Verhältnisse nur bei ackerbauenden Völkern entstehen, zweitens, dass zwischen dem erobernden und eroberten Stamm meist eine nähere oder entferntere Stamm- und Sprachverwandschaft bestand, denn nur so ist jenes patriarchalische Verhältniss des Grundholdenthums erklärlich, welches zwischen den römischen Patronen und Klienten bestand, sowie das zwar nicht beneidenswerthe, aber immerhin nicht so fürchterliche Loos der Heloten und Penesten, wie manche alte und neue Autoren es schildern.

Jene mildere Art der Unterjochung, das Grundholdenthum, war fast in ganz Griechenland herrschend. Grundholden waren die attischen Theten ¹⁾, ebenso wie die thessalischen Penesten, die lakonischen Heloten, die argischen Gymneten etc. Aber über das Wesen des Grundholdenthums und über den Zustand der Grundholden finden wir wenig Nachrichten bei den alten Autoren. Nur die Heloten werden öfter genannt; bei Erwähnung der Uebrigen wird meist bloss gesagt, ihr Loos sei dem der Heloten ähnlich gewesen ²⁾.

Das Finanzwesen der Griechen, hauptsächlich aus dem Haushalte der Athener bekannt ³⁾, war ziemlich geordnet und hat sich in seinen

1) Doch sind die Theten keinesfalls von Anfang an Leibeigene gewesen, sondern wahrscheinlich erst durch allmähliche Verschuldung unfrei geworden.

2) In Lakonien war der Grund in 9000 grössere Anthelle unter die herrschenden Spartaner vertheilt. So fielen von den zur Vertheilung kommenden vierzig Quadratmeilen auf je einen Antheil fünfzig Joch à 1200 Quadratklaffer. Dieser Grund musste dann den spartanischen Grundherrschaften mit seiner Familie und die darauf angesiedelten 5—6 Helotenfamilien ernähren. Dies konnte, wie folgt, möglich gemacht werden: Der Spartaner erhielt von seinem Grunde 82 Medimnen Getreide, etwas Oel, Wein und Obst. Er selbst gab zur gemeinsamen Beköstigung monatlich ein Medimnus Getreide, etwas Oel, Käse und einige Obolen zur Fleischanschaffung; vom Erübrigten konnte seine 3—4 Personen zählende Familie noch ausleben. Für die Heloten blieb das übrige Ertragniss des Grundes, welches nach Abzug der 82 Medimnen noch 3—400 Metzen betrug und dies genügte zum jährlichen Unterhalt von 22—23 Menschen. Die Athener rechneten bekanntlich auf je einen Sklaven jährlich blos 6 Medimnen. Da aber die Heloten oft noch Vermögen erwarben, muss angenommen werden, dass jene 5—6 Familien auf dem spartanischen Grund nicht gemeinschaftlich wirthschafteten, sondern dass derselbe unter sie vertheilt war und so jede auf ihrem Theil nach Massgabe ihres Fleisses Gewinn erzielen konnte. Ein solcher Theil war ungefähr so gross wie in Ungarn vor 1848 eine grössere Viertel-Sesalon, d. i. 10—12 Joch. Der Zustand der Heloten kann demnach mit demjenigen des ungarischen Viertel-Grundbodens vor 1848 verglichen werden. Auch die Behandlung der Heloten durch ihre lakonischen Grundherren war weder schlimmer noch besser als diejenige der ungarischen Bauern, besonders vor den 40er Jahren durch ihre Grundherren. (Nach Dr. Emerich Fauer.)

3) Siehe A. Boeckh, *Staatshaushaltung der Athener*. Berlin 1851. 8°. 2 Bde.

Hauptzügen dem neueren ähnlich entwickelt; erst allmählig und subsidiär kamen Steuern zu den aus den Staatsgütern bezogenen Einkünften; die indirekte war jünger, aber auch auf den Höhepunkten der Volksentwicklung beliebter als die direkte, welche in Athen während seiner besseren Zeit lediglich für Nothfälle bestimmt, eine Ausnahme von der Regel blieb. Bei aller demokratischen Freiheit aber waren die Athener doch nicht frei von kommunistischen Bestrebungen, wie sie sich beim „Schaugeld“ äusserten, welches den politischen Müssiggängern, die einer Volksversammlung beiwohnten, einen Theil der Staatskasse zuwies. Die Alten hielten übrigens an dem Prinzipie fest, die Steuern mehr von dem Vermögen als von der Person zu nehmen; die fortschreitende Einkommensteuer war bei den Griechen vorhanden in der Gestalt einer fortschreitenden Grundsteuer. Die Reichen wurden durch die Liturgien, Naturlieferungen, ganz vorzugsweise zu den Staatslasten herangezogen. Es ist nämlich ein allgemein gültiges Entwicklungsgesetz, dass auf den niederen Kulturstufen die Naturwirthschaft vorherrscht und erst mit der höheren Kultur deren Umwandlung in fixe Geldgaben durchdringt. Da wir selbst in Athens blühendster Epoche dem Liturgienwesen noch begegnen, so dürfen wir daraus abnehmen, wie auch auf wirtschaftlichem Felde die Griechen eine noch ziemlich tiefe Stufe behaupteten. Dafür besitzen wir noch anderweitige Belege. Von den beiden Systemen, Schatz- oder Kreditsystem, haben die klassischen Alten nur das erstere, die Kreditverhältnisse dagegen nur höchst kümmerlich ausgebildet. Selbst in der hochgebildeten Zeit des Isokrates (geb. 436 v. Chr.) hatten die Griechen noch keine Ahnung von Wechseln¹⁾. Das einzige wirkliche und bedeutendere Fiktivkapital der Alten war das Ledergeld der phönikischen Karthager, welches aber in Griechenland nur wenig Anklang fand. Staatsanlehen kannte man nicht und Staatsschulden, deren erste schon in die homerische Epoche zurückreichen soll, galten als ein auffallendes Symptom der Schwäche.

Dagegen war die Ansammlung eines Schatzes eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben; vor Perikles lässt sich ein solcher in Athen nicht nachweisen; allein seit der Uebertragung des zur Unterhaltung der Flotte gegen die Perser. angesammelten Schatzes von Delos nach Athen (460 v. Chr.) bestand dort ein Staatsschatz, der gar bald zur Verschönerung der Stadt dienen musste. Gleichwie auf den Gebieten der Kunst die Perserkriege auf Hellas den allergünstigsten Einfluss übten, ebenso auch auf jenem der Wirthschaft. Bis zu den Perserkriegen waren die Hellenen ein armes, aber auch genügsames Volk. Gold- und Silbermünzen waren bis dahin noch selten in Griechenland; ja lange gab es gar keine eigentlichen Münzen, sondern die Metalle wurden ungeprägt gewogen, wesshalb auch die griechischen Gewichte

1) Der französische Oekonomist Courcelle Sereuil glaubt die Existenz von Wechseln aus einer Rede des Isokrates folgern zu dürfen. Dem stimmen bei Otto Hübner, *Die Banken*, Leipzig 1854. 8°. S. 5 und Max Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 24, in neuester Zeit auch Du Mesnil-Marigny. Dagegen W. Roscher. A. a. O. S. 35, dessen Meinung mir am besten begründet erscheint.

mit den Münzen gleiche Namen haben. Von den Perserkriegen an begannen aber die edlen Metalle aus dem Orient nach dem Occident zu strömen und die Athener vermochten nun gute Münze zu prägen. Zudem lieferte die persische Beute einen plötzlichen Zufluss von ungeahntem Reichthume, der durch Handel und politischen Einfluss täglich vermehrt, nicht bloß einzelne Familien bereicherte, sondern in allen Ständen Prachtliebe und Hang zu sinnlichen Vergnügungen erweckte. Unter solchen Umständen entwickelte sich der Luxus, welcher mit der künstlerischen Ausschmückung Hand in Hand ging. So lässt sich denn Glied an Glied der langen Kette beobachten, welche den Gang der hellenischen Kultur bezeichnet. Die Tyrannis schuf Ordnung und damit die Möglichkeit zur Entwicklung künstlerischer Anlagen; die Perserkriege schufen Macht, Macht schuf Reichthum, Reichthum schuf Kunst, Kunst schuf Luxus, Luxus schuf Verweichlichung, Verweichlichung schuf Verfall und Untergang.

Wenn für das Entstehen der Kunst das Vorhandensein von Reichthum genügt, so handelt es sich bei der Frage, ob der Reichthum dem Volke gedeihe, zunächst um die Art, wie er erworben. Reichthum, auf Plünderung und Sklavenwirtschaft beruhend, unterscheidet sich in seinen Wirkungen wesentlich von Reichthum, den Fleiss, also Arbeit, und Sparsamkeit erzielen. Bei den Hellenen spielten aber die kriegerischen Einkünfte noch eine relativ bedeutende Rolle. Alle rohen Völker halten den Krieg nicht bloss für die ehrenvollste, sondern auch für die ergiebigste Einnahmequelle. Ein auf solche Art erworbener Reichthum fördert zwar die Kunst eben so sehr, mehr vielleicht noch als ein anderer, er gebietet aber zugleich jene Art verderblichen Luxus, der gleich dem letzten Aufblühen eines erlöschenden Lichtes, immer dem Verfall dicht vorangeht ¹⁾, ohne denselben jedoch etwa als alleinige Ursache zu bewirken ²⁾.

Bei der mangelhaften Entwicklung des gerichtlichen Urkundenwesens trat in Hellas die Ersitzung eines Gutes und die Verjährung von Ansprüchen auf bewegliches Vermögen in sehr kurzer Frist ein ³⁾. In dem gerichtlichen Urkundenwesen sehen wir die Griechen von den Aegyptern weit übertroffen. Was den Grundbesitz anbelangt, so bestand Anfangs Güterschluss, in späterer Zeit aber war die Zerstückelung der Grundstücke allgemein, während in der letzten Periode der griechischen Geschichte die grossen Latifundien erscheinen. Der Preis der Grundstücke scheint auch damals schon ziemlich hoch gewesen zu sein.

Der hellenische Ackerbau machte dieselben Entwicklungsstufen durch, wie die neueren Feldsysteme; insbesondere herrscht auch damals schon das wichtige Naturgesetz, dass beim Fortschreiten der Volks-

1) Vgl. W. Roscher's treffliche Abhandlung über den Luxus in seinen *Ansichten der Volkswirtschaft*.

2) Rau, *Lehrbuch der politischen Oekonomie*. I. Thl. § 345.

3) Du Mesnil-Marigny. A. a. O. Siehe auch über das Eigenthum: B. Büchschütz, *Besitz und Erwerb im Alterthum*. Halle 1869. 8°.

wirtschaft im Allgemeinen die Bodenfläche mit immer mehr Kapital und Arbeit geschwängert wird. Diese stärkere Intensität des Ackerbaues ward aber vielmehr durch Arbeit und viel weniger durch Kapitalzusätze erreicht, als gegenwärtig. Hierbei hatten wir stets die Verhältnisse Athens im Auge; in Sparta, auch in Kreta herrschten, mit der rohen Bildungsstufe der Bewohner im Einklange, sozial-kommunistische Systeme.

In den höchstkultivirten Zeiten und Gegenden erreichten die Griechen niemals eine landwirtschaftlich zweckmässige Ansiedlungsart: statt dörflichen Auseinanderwohnens der Landleute die äusserste Konzentration in befestigte Städte, wodurch also die Wohnung jedes Feldarbeiters in die unbequemste Ferne von seinem Arbeitsplatze gerückt wurde. So sehr waren die Griechen an diese städtische Konzentration gewöhnt, dass sie das Dorfleben geradezu für etwas Barbarisches erklärten und wir dieses in der That mit Ausnahme von Elis, nur bei den rohen Epiroten, Aetoliern und Arkadiern finden, wo die wilde Gebirgsnatur des Landes zugleich Schutz gewährte und Zerstreuung aufnöthigte.

Der Handel, vorwiegend wohl noch Natural-Tauschgeschäft, erfreute sich, durch die vortheilhafte Küstenbeschaffenheit und trefflichen Hafen begünstigt, eines bedeutenden Aufschwunges. Nicht durch schutzzöllnerische Systeme¹⁾ sondern durch die Unvollkommenheit der Kommunikationsmittel, welche den Transport für geringere Waaren allzu sehr vertheuerte, ward derselbe an weiterer Ausdehnung gehemmt. Die Griechen sind auch hierin ihren Lehrmeistern, den Phönikern, getreu nachgefolgt und haben stets deren wirtschaftliche Maxime beobachtet, ihre Manufakturen immer in der Nähe der Naturprodukte anzulegen, um den Transport der Rohstoffe zu ersparen²⁾.

Soziales Leben der Griechen.

Wenden wir nunmehr von dieser allgemeinen staatlichen Entwicklung unsere Blicke den sozialen Verhältnissen der alten Hellenen zu, so zeigen sie uns einen seltsamen Kontrast zu der in Politik und Kunst erreichten Höhe. Sie deuten, wie so manches Andere, auf das tiefe Kulturstadium, in dem sich damals, trotz äusseren Glanzes Hellas noch befand. Zunächst war dem Griechen jeder Sinn für häusliches Leben fremd; er bewegte sich nur auf der Strasse, lebte nur für die Oeffentlichkeit. Hier ging es bunt genug zu. In jedem Winkel Leben und Thätigkeit, ein Jagen und Treiben von Morgen bis Abend. In der Frühe auf dem Markte — ein Wogen und Fluthen des Volkes,

1) Du Mesnil-Marigny bemüht sich nachzuweisen, dass in Griechenland ein förmliches Protektionssystem für die inländische Gewerthätigkeit bestanden habe, doch ist dieser Nachweis gänzlich misslungen.

2) E. D. Hüllmann, *Handelsgeschichte der Griechen*. 1839,

das hierher zur Unterhaltung und Tödtung seiner Langeweile, zum Handel und Wandel zusammenfloss, und ein Gewühl der streitenden und rathschlagenden Parteien; hier eine Versammlung der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhle für Sachwalter und Demagogen, mit welchem wieder an anderen Tagen Rathschlagungen der ganzen stimmfähigen Bürger abwechselten, eine beständige Weide für Auge und Ohr, eine ewige Aufforderung zur Theilnahme, zum Anhören und Mitsprechen. Zur nämlichen Stunde und zuweilen sogar von Staatsmännern und Rednern besucht — offene Hörsäle der Philosophen und Sophisten, welche mit ihren trägerischen Vorstellungen die herangewachsene Jugend zu künftigen Bürgern bildeten. Anderwärts, auf öffentlichen Plätzen zum Ringen Jünglinge und Männer in Leibesübungen; auf den Schiffswerften Zimmerleute und Handwerker, in den Häfen ein Drängen und Drücken der ankommenden und abgehenden Schiffe; in den Werkstätten der Künstler ein emsiges Schaffen für die Kunstbedürfnisse der halben Welt; überall ein Gewühl thätiger, neugieriger und müssiger Menschen. Abends öffnete sich das Theater, in das die ganze Stadt, nachdem das Eintrittsgeld aufgehoben und aus der öffentlichen Kasse bezahlt wurde, mit dem lebhaftesten Interesse strömte. Das ungebildete Volk aber suchte unter den Schiffen des Piräus seinen Verkehr und war häufiger mit ihnen sechs Kilometer von der Stadt Athen entfernt, als in dieser selbst anzutreffen. So bildet Athen in sich selbst, überfliegend von geistigem Leben, künstlerischer Bildung und politischer Energie, den Mittelpunkt aller Civilisation. Die Moral mochte lax sein, aber der Geschmack war tadellos, und war auch die Selbstsucht potenziert, so war dafür die geistige Aktivität unvergleichlich. An diesem antiken Paris fällt nur auf wie klein die Stadt war, wodurch zum Theile auch der überwuchende Einfluss jedes Mannes von Bedeutung auf die ganze Gemeinschaft sich erklärt.

So glänzend nun dieses Bild äusseren Thun und Treibens von allem hervorsticht, was wir bisher bei anderen Völkern kennen gelernt, so ist nicht zu vergessen, dass diese beispiellose Betheiligung am öffentlichen Leben zunächst dem Naturell des hellenischen Volkes, dann auch dem Klima zu verdanken ist. Noch in der Gegenwart lebt unter ähnlichen Breiten der Italiener und Spanier mehr unter freiem Himmel, denn unter Dach und Fach; in wirtschaftlicher Hinsicht aber ward dieses Strassenleben ermöglicht durch die Arbeit der Sklaven, deren geschäftige Menge die Wohnungen der Bürger anfüllte, um für Hausbedürfnisse und Handlung Sorge zu tragen. Durch diese Ueberwälzung der eigentlichen Arbeit auf die Sklaven und den dadurch bei den Bürgern erzeugten Müssiggang erklärt sich zum grossen Theile die allgemeine Betheiligung am politischen Leben. Hätten die Griechen zur Verrichtung ihrer heute angestaunten Leistungen keine Sklavenhände besessen, sie hätten nur wenig für die Bewunderung der Nachwelt hinterlassen. Selbst in den grossen Freiheitsschlachten zu Wasser wie zu Land haben eine gute Anzahl Sklaven ihren Herren die Freiheit erkämpfen geholfen. Das griechische Volk war strenge genommen ein Volk von

blossen Herren, die sich für ihren Theil die Pflege der Künste und Verschönerung der Lebensgenüsse vorbehalten hatten. Des Lebens Mühen und Plagen überliessen sie den Sklaven und Metöken. Die Demokratie der Hellenen war also wieder nur die Herrschaft dieser Herren, eine Aristokratie, dasjenige, was das Volk im wirklichen Sinne war, sah sich von jeder Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen. Allen Beobachtern der Phänomene des Seelenlebens ist es klar, dass alle geistigen Thätigkeiten physisch sind und ihre Aufeinanderfolge und Associationen durch bestimmte Gesetze geregelt werden. So konnten die künstlerischen Anlagen der Hellenen sich so überraschend entfalten, da ihr Geist mit anderer Denkarbeit unbelastet blieb. Weder materielle Arbeit noch selbst die nicht minder anstrengende Arbeit wissenschaftlicher Thätigkeit nahm den hellenischen Geist in Anspruch. Bekanntlich zieht beständige und ausschliessliche Beschäftigung mit Einem Gegenstande endlich die vollendetste Beherrschung, die höchste Entwicklung desselben nach sich. Die Blüthe der hellenischen Kunst ward auf Kosten der sonstigen sozialen und scientificischen Entwicklung erkaufte. Musik, Gesang und Tanz, also Dinge, welche den Geist verschönern ohne die Denkkraft anzuregen, gehörten zu den unerlässlichen Bedingungen guter Erziehung im alten Hellas, wir vernehmen aber, wenigstens keineswegs in allen Theilen, nicht das Gleiche vom Lesen, Schreiben und Rechnen, geschweige von den Kenntnissen, welche selbst im alten Aegypten allgemein verbreitet waren. So erklärt sich auf die nämliche allernatürlichste Weise die hohe Ausbildung der Dichtkunst in fast allen ihren Schattirungen von der Tragödie bis zur Lyrik, neben dem auffallenden Mangel aller auf reflektirender Beobachtung beruhenden Geistesprodukte. Gleichwie in der Religion das konsequente Gedankensystem naturphilosophischer Wahrheiten des Orients aufgegeben ward, um die Götter in schöne Menschen umzuwandeln, bezeichnet auch die von den Banden des Götterglaubens sich lossagende griechische Philosophie einen Rückschritt im Vergleiche zu der positiven Erkenntniss der Aegypter, Phöniker, Assyrer und Babylonier, — einen Rückschritt, den erst die Sophisten und später die alexandrinische Schule gut zu machen erstrebten. Nur die Geschichtschreibung, freilich damals noch nichts anderes als eine gewandte Erzählung, keine Studium erfordernde Wissenschaft im heutigen Sinne, fand hervorstechende Vertreter. Neben ihr blühte im hohem Grade, wie nirgends wieder, die trügerische Redekunst, wachgerufen in erster Linie durch die im griechischen Naturell begründete Geschwätzigkeit, dann aber auch durch die künstlerische Auffassung, worin sich das gesammte Staatswesen dem hellenischen Geiste verkörperte. Denn so wie die Kunst das ganze nationale Leben der Griechen durchzog, erschien ihnen auch der Staat so zu sagen als ein Kunstprodukt, welches fix und fertig den Köpfen ihrer Legislatoren und Philosophen entsprang. Daher das totale Verkennen jedweden genetischen Entwicklungsgesetzes, die schreienden Widersprüche der sozialen Verhältnisse, welche die idealisirende, künstlerisch angehauchte, aber im Nebel tappende griechische Spekulation theils übersah, theils übersehen wollte.

Die Demokratie der Hellenen beruhte also zunächst auf dem geistigen Nichtsthum und der Sklaverei¹⁾. Es ist hier nicht nöthig, Details über die Stellung und Behandlung der Sklaven mitzutheilen; wir haben allen Grund zu glauben, dass deren Lage keine so traurige war als Philantropen sie schildern, und besonders von Athen ist es ausgemacht, dass in den blühendsten Zeiten seiner Volkswirtschaft auch die Sklaven am mildesten behandelt wurden. Bei allem Kunstsinne jedoch haftete den Sitten noch viel ursprüngliche Rohheit an, welche sicherlich in der Behandlung der Sklaven zum Ausdruck gelangte. In Athen, dem hochgebildeten, durfte die Folter als Beweismittel bei den Sklaven, in Folge eines besonderen Volksbeschlusses aber selbst gegen Bürger angewendet werden. Notiren wir dieses erste Vorkommen der Tortur gerade bei diesem klassischen Volke, bei welchem nebst dem Blutrache²⁾, Kindesmord und Fruchtabtreibung³⁾ im Schwange gingen. Wir wundern uns daher nicht, wenn die Alten die Sklaven wie eine Sache, wie ein Thier betrachteten, dem sie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugestanden, sondern im Jenseits einen besonderen Aufenthalt anwiesen. Allein nicht bloss die Lage der Sklaven war eine nach demokratischen Ideen gedrückte, rechtlose, auch jene der Metöken entsprach durchaus nicht dem Begriffe von einem freien Manne. Die Metöken waren Ausländer aus Phönikien, Lydien, Syrien, Phrygien oder dem übrigen Griechenland, die sich meist des Handels wegen dauernd in einer Stadt niedergelassen hatten. Ihr Verhältniss war in den verschiedenen Staaten Griechenlands verschieden; obwohl sie z. B. in Athen ausgedehnte Freiheiten besaßen, genossen sie doch nirgends die Rechte der Vollbürger, die in Athen auf 20,000 beschränkt waren. Da die Bevölkerung dieser bedeutendsten der hellenischen Städte auf etwas über 100,000 Köpfe veranschlagt werden kann⁴⁾, so lebten die 20,000 Bürger auf Kosten einer mehr als vierfachen, gedrückten Bevölkerung. Noch schlimmer als den Metöken erging es den Periöken, den Nachkommen der einheimischen, von den Hellenen überwundenen Bevölkerung. Auch hier lassen sich die mannigfachsten Abstufungen des Unterthänigkeitsverhältnisses in den verschiedenen Theilen Griechenlands wahrnehmen, worauf hier nicht näher einzugehen ist. Uns genügt die allgemeine Erscheinung solcher mit den Ideen demokratischer Gleichheit unverträglichen Abstufungen, um daran zu erkennen, wie dieselben tief zusammenhängen mit der im hellenischen Volksbewusstsein fest eingewurzelten Ueberzeugung seiner eigenen Superiorität. Was

1) Siehe darüber: Wallon, *Histoire de l'esclavage dans l'antiquité*. Paris 1847 und Bower, *The history of ancient slavery*. (Mem. of the anthropol. Soc. London. Vol. II. S. 380—401.)

2) K. Eichhoff, *Ueber die Blutrache bei den Griechen*. Duisburg 1872. 8°.

3) Professor Dr. Jak. Becker, *Die Behandlung verlassener Kinder im Alterthume*. Frankfurt a/M. 1871. 8°.

4) Einige nehmen eine Kopfkahl von 520,000 an, Boeckh nur mehr 180,000; allein auch dies scheint noch zu viel. Leake, *Topography of Athens*. London 1831. 8°. S. 377 ff. gibt blos 116,000 an.

nicht Hellene, war Barbar; so spielt das ethnische Moment mit Macht in die Geschichte auch des Griechenvolkes herein und macht sein Recht wie überall auch hier mit unabweislicher Gewalt geltend. Fügen wir noch hinzu, dass im Allgemeinen alle Gegensätze in Athen im mildesten, in Lakonika dagegen im dunkelsten Lichte erscheinen; Athen und Lakedämon bilden die beiden Pole des Hellenenthums¹⁾. Da nun oben dargethan wurde, wie die demokratischen Einrichtungen Athens an seiner geistigen Entwicklung wenig oder gar keinen Antheil haben, vielmehr eben dieser Entwicklung ihren Ursprung verdanken, so wird auch in Sparta der dort herrschende Kulturrückstand nicht seinen Staatsformen aufgebürdet werden dürfen. Vielmehr lassen sich dabei in jeder Hinsicht die Grundzüge dorischen Wesens im natürlichen Gegensatze zum jonischen Naturell erkennen. Die Spartaner verhalten sich zum jonischen Hellas wie etwa die Römer zur Entwicklung Gesamtgriechenlands.

Familienleben und Hetärismus.

Wenden wir den Blick nach dem griechischen Familienleben, so lässt sich kaum behaupten, dass das Verhältniss der Frauen in Griechenland weit besser gewesen sei als bei den früher geschilderten Völkern. Wie die Polygamie zum Theil von der geographischen Breite abhängig sei, ward in einem vorigen Abschnitte erörtert; es schwindet demnach die Verwunderung, wenn in höhere Breiten einrückend, wir die Monogamie an deren Stelle treten sehen. Obwohl nun rühmend hervorgehoben wird, dass die Monogamie schon im alten Hellas bestand, so hat dieselbe dort niemals ein wahres Familienleben wachzurufen vermocht, wie dies doch die Polygamie der alten Aegypter gethan. Auch ist die hellenische Monogamie nicht allzu strenge zu nehmen, denn sogar in homerischer Zeit kam es vor, dass der Mann neben der rechtmässigen Gattin noch ein Nebenweib hatte. Zudem waren Ehescheidungen, besonders für den Mann, mit nur sehr wenigen Schwierigkeiten verbunden, daher sehr häufig. War auch das Weib keine Sklavin des Mannes, wofür wir auch bei den Aegyptern keinen Nachweis haben, so blieb doch die Ehe bei den Griechen lediglich ein rechtlich-politisches Institut, bestimmt dem Staate Bürger zu geben und Haus und Vermögen der Einzelnen zu erhalten, weil der Staat sonst unmöglich bestehen konnte. Darum blieb bei der Wahl der Gattin alle Romantik der Liebe ausgeschlossen, und äussere Rücksichten, Mitgift, Geschlecht u. dgl. das Entscheidende. Das erste Erforderniss einer rechtsgiltigen Ehe in Athen war des Gatten und der Gattin bürgerliche Herkunft; Kinder aus der Ehe eines Bürgers und einer Nicht-Bürgerin waren in dem demokratischen Freistaate illegitim und in der perikleischen Zeit selbst vom Bürgerrechte ausgeschlossen.

¹⁾ Noch heute sind die Unterschiede der griechischen Stämme erkennbar. (P r i c h a r d *Natural History of Man*, Edited by Norris. I. Vol. S. 198—199)

Dagegen bildete Verwandtschaft kein Hinderniss und sogar Ehen zwischen Halbgeschwistern werden erwähnt. Ja, bei entfernteren Verwandtschaftsgraden galt die Ehe zwischen Verwandten sogar für wünschenswerth und war in gewissen Fällen geboten. Ein geistiges Zusammenleben mit dem Manne fand nicht statt; der Aufenthalt der verheiratheten Frauen war das Frauengemach (*γυναικωνίτις*) im Hinterhause, wo sie allerdings unumschränkt in der freilich engen Sphäre häuslicher Thätigkeit walten durften. Es fehlten mithin dem griechischen Hause alle für das Familienleben wesentlichen Bedingungen; zwar achtete der Mann streng auf dessen makellose Ehre, aber dennoch war die Gattin ihrem Manne nur die Mutter einer legitimen Nachkommenschaft, die Erhalterin des Hauswesens, und ihre Leistungen standen in seinen Augen mit denen einer treuen Haussklavin etwa auf gleicher Stufe. War die Stellung der Frauen in der vorhistorischen Zeit im Allgemeinen eine etwas freiere — die von den Dichtern gefeierten griechischen Frauen gehören alle der Sage an — so finden wir dieselben gerade in der hellenischen Blütheperiode auf tiefster Stufe, den Mann aber durch sein in der Oeffentlichkeit vollkommen aufgegangenes Privatleben der Gattin und dem Familienleben immer mehr entfremdet. Wenn wir das Weib betrachten, das unfähig ist, ein Geschäft zu vollziehen, über irgend etwas von Werth selbständig zu verfügen, das, wenn es Wittwe geworden, der Vormundschaft des eigenen Sohnes verfällt, so bekommen wir ein Bild von der absoluten Einflusslosigkeit der achtbaren athenischen Frau. — Dass diese Ausschlössung zum Theile auf das Beispiel zurückzuführen ist, welches die jungen, reisenden Athener am Hofe von Sardes fanden, ist zweifellos. Doch mochte mehr noch die hohe Korruption der Eheverbindungen in Sparta dazu beigetragen haben¹⁾. Denn der Dorismus gestattete, allerdings bloss aus staatlichen Rücksichten, den Frauen und Jungfrauen eine weitaus freiere Bewegung in der Ungebundenheit. Dass die Liebe im modernen Sinne, welche bei der Ehe in den Hintergrund trat, dem hellenischen Alterthume überhaupt fremd gewesen, ist hier so wahrscheinlich als bei irgend einem der schon geschilderten Kulturvölker.

Da man es liebt, wie die griechischen Institutionen überhaupt, auch die sogenannten „sittlichen“ Verhältnisse dieses freisinnigen, aufgeklärten, kunstsinnigen Volkes im Zaubерlichte edler Reinheit sich zu denken, so erheischt deren Betrachtung hier ein längeres Verweilen.

Schon im grauesten Alterthume kennt man die kultliche Prostitution unter den Griechen. Sie war ihnen zweifelsohne mit den ersten religiösen Anregungen aus dem Oriente zugekommen und fand von den Inseln aus alsbald über ganz Hellas und seine Kolonien Verbreitung. Es ist auch sicher, dass der kretensische Minotaurus der phönikische Moloch gewesen, der auch bei den Griechen Menschenopfer²⁾ verlangte,

1) Vgl. den dritten Abschnitt in Mahaffy's *Social Life in Greece*.

2) Schaaffhausen, *Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer*. (*Archiv für Anthropologie*, 1871. 3. Heft)

und die Amazonen des alten Athen waren wohl Hierodulen der Astarte. Da die Griechen in ältester Zeit auch das Fleisch der Besiegten verspeisten ¹⁾, so klingen Menschenopfer gar nicht unglaublich; auch liessen sich bei ihnen die Frauen mit dem Gatten verbrennen. Eine solche Zeit war wohl der Entwicklung der kultischen Prostitution günstig. Koriath, Athen, überhaupt die jonischen Städte waren für sie ein üppiger Boden. Aphrodite hatte bald allerwärts ihre Tempel, im böotischen Theben, im arkadischen Megalopolis, selbst im rohen Elis, vom asiatischen Jonien gar nicht zu reden ²⁾, und ward unter den verschiedensten Namen verehrt; die Hetären nannten sich nach ihr. Das Hetärenwesen war aber schon frühzeitig sehr ausgebildet, nicht erst in den Epochen des Verfalls. Vielmehr waren die Hetären sehr lange Pflegerinnen des Aphrodite-Kultus und fungirten selbst als Priesterinnen bei einzelnen Tempeln, besonders zu Korinth. Ihre Zahl war eine so beträchtliche, dass schon Solon in Athen ein grosses Dikterion und einen der *Aphrodite Pandemos* geweihten Tempel bauen liess. Damit war die Prostitution von einer kultlichen zu einer gesetzlichen gemacht. Nebst der Strenge, womit auf eheliche Nachkommenschaft gesehen wurde, also das Geschlechterwesen in Ansehen stand, veranlasste wohl auch die grosse Verbreitung unnatürlicher Laster bei den Joniern diese solonische Massregel. In Sparta lagen die Dinge anders. Nicht nur dass Keuschheit überhaupt als überflüssige Eigenschaft der Mädchen galt, waren auch die Frauen gern zu uneigennütziger Ausschweifung bereit, welche das Bestehen von Hetären unmöglich machte. Obgleich nicht nur Solon, sondern auch in späterer Folge der Areopag durch verschiedene Gesetze das Hetärenwesen in Athen einzuschränken und zu regeln strebte, auch die Lage der mit Kourtsanen und Konkubinen erzeugten Kinder eine sehr harte war, gewann doch die Prostitution eine fast schwindelnde Höhe, eine so zu sagen vollendete Durchbildung; nur Korinth darf in dieser Hinsicht mit Athen um die Palme ringen. Es gab unter diesen Hetären förmliche Rangabstufungen, wie Dikteriaten, Auletriden, Hetären und der Staat erhob von ihnen eine sehr ansehnliche Steuer (*πορνικὸν τέλος*), die um grosse Summen alljährlich verpachtet wurde. Diese Steuer reicht ebenfalls in die früheren Epochen der Republik, vielleicht bis auf Solon zurück. Nächst dem Tempel war jedes Dikterion so zu sagen unverletzlich. Athens Hafen,

1) Wenn Grote behauptet nirgends seien in Griechenland Menschenopfer üblich gewesen, so ist dies entschieden falsch; solche waren dem ältesten griechischen Kult durchaus nicht fremd; beim Kult des lykalischen Zeus in Arkadien waltete die Auffassung, dass sich die Gottheit an dem Genusse von Menschenfleisch ergötze; meistens aber waren Menschenopfer Sühnopfer, doch auch bei Leichenbestattungen kamen solche vor. (Homer, *Ilade*. 21, 28.) Der messenische Feldherr Aristomenes opferte dem Zeus 800 Menschen; ja noch Themistokles musste dem Andringen des Pöbels nachgeben und drei vornehme gefangene Perser vor der Schlacht von Salamis opfern. In der späteren Zeit ersetzten wenige Tropfen Menschenblut die älteren Menschenopfer. (Tylor, *Anfänge der Kultur*. II. Bd. S. 403.)

2) Ernst Curtius, *Ephesos. Ein Vortrag*. Berlin 1874. 8°. S. 6–10.

der Piräus, war der Hauptplatz der Prostitution, doch machte sie sich auch in der Stadt selbst breit. Eine Menge Dichter haben einzelne Hetären besungen, von welchen die in den Dikterien gehaltenen wohl häufig, in Athen stets Fremde, die anderen dagegen geborene Griechinnen waren. Die Kunst, womit der Hetärismus die Reize des weiblichen Körpers zu erhöhen, etwaige Mängel zu verbergen sich bemüht, waren bis in die kleinsten Details ausgebildet; ein sorgfältiges Studium jener Nachtseiten der sozialen Entwicklung lehrt, dass in dieser Beziehung die klassischen Griechen den sie umgebenden „Barbaren“ nicht das Geringste vorzuwerfen hatten. Weder die Monogamie noch der Genuss der Freiheit und einer demokratischen Regierung erwiesen sich als sogenannte „sittlichende“ Momente, ja wir vernehmen in den orientalischen Monarchien, wo angeblich die Polygamie das Weib auf tiefe Stufe drückte, viel weniger von jenen Ausartungen, wie sie Hellas in seiner Knaben- und lesbischen Liebe und Aehnlichem darbietet. Das Sprichwort *non licet omnibus adire Corinthum*, schon bei den Griechen üblich, bezog sich auf die Summen, welche das dortige Hetärenthum verschlang. Auf Kunst und Literatur übte dasselbe einen tiefen und im Ganzen unläugbar wohlthätigen Einfluss. Hetären dienten vielfach als Vorbilder zu den herrlichsten Schöpfungen der griechischen Plastik; ihr Geist entflammte die Poeten zu manch' begeistertem Liede, sie bildeten das Auditorium bei den Sitzungen des Gerichtes, der Akademien und den rednerischen Turnieren; ihr Beifall ermunterte einen Pheidias, Praxiteles, Zeuxis und Apelles, sie gaben Nahrung der Muse eines Sophokles, Menander, Aristophanes und Eupolis, selbst Staatsmänner verschmähten nicht ihren Rath, wodurch sie oft hohe politische Bedeutsamkeit erlangten. Sie sprühten Geist und Witz, sie pflegten Gesang, Musik und Redekunst, sie besaßen allein unter allen Frauen Griechenlands wahre Bildung; denn die griechische Frau war durchaus ungebildet, kannte keine Lektüre, kein geistiges Leben; nicht einmal die Sprache redete sie korrekt; sie war nur ehrbar; die Hetäre dagegen stellte die Blüthe der Weiblichkeit im Glanze der hellenischen Gesittung dar. „Wir haben Hetären“ (*ἑταίρας*) — durfte daher ein griechischer Redner sagen — „für das Vergnügen, Konkubinen (*παλλακίδες*) für die täglichen Bedürfnisse, Gattinnen aber um uns legitime Kinder zu geben und für das Innere des Hauses zu sorgen.“ So lagen die Dinge nicht nur in der späteren Zeit des sogenannten Verfalles, sondern schon im Zeitalter des Perikles¹⁾.

Mit der Entwicklung des von den Hetären beherrschten öffentlichen Lebens, auf Kosten des häuslichen Sinnes, stand das innere Familienleben im diametralen Gegensatze. Hier war der Mann der Herr und das unter allen Umständen anerkannte Oberhaupt des Hauses unumschränkt in seiner väterlichen Gewalt; er konnte das Neugeborene nach Belieben aussetzen und auch tödten lassen; in Sparta geschah dies bei schwächlichen und krüppelhaften Kindern von

1) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. Bd. S. 89–279.

Staatswegen, eine Maassregel, über deren Humanität sich wohl streiten lässt, die aber unbezweifelt nach den Gesetzen der Zuchtwahl die Heranbildung eines eben so schönen als kräftigen und gesunden Menschenschlages zur Folge hatte. Praktisch ward dadurch der Staat aller Obsorge für die Krüppelhaften enthoben, welchen ihrerseits wieder die qualvollen Leiden eines unverbesserlich unglücklichen Lebens erspart blieben. Wir sehen hier ein ausgezeichnetes Beispiel von künstlicher Veredlung des Menschengeschlechtes, indem nur die vollkommen gesunden und kräftigen Kinder am Leben bleiben und allein zur Fortpflanzung gelangen durften. Dadurch wurde die spartanische Rasse nicht allein beständig in auserlesener Kraft und Tüchtigkeit erhalten, sondern mit jeder Generation deren körperliche Vollkommenheit gesteigert. Gewiss verdankt das Volk Spartas dieser künstlichen Auslese oder Züchtung zum grossen Theil den seltenen Grad männlicher Kraft und rauher Heldentugend, durch die es in der alten Geschichte hervorragt¹⁾. Auch im übrigen Griechenland trug die Ausübung dieses Vaterrechtes wesentlich dazu bei, dass die Griechen thatsächlich „schöne“ Menschen geworden und für ihre künstlerische Entwicklung so ausgezeichnete lebendige Vorbilder besaßen²⁾. Gegen zu starke Volksvermehrung wie um die Folgen unerlaubter Ausschweifungen zu beseitigen, stand in ganz Griechenland, so wie heute in der Republik der Vereinigten Staaten, Fruchtabtreibung in Flor, ohne sittliche Bedenken zu erwecken³⁾.

Auch in der Erziehung tritt die Stammesverschiedenheit der

1) H ä c k e l, *Natürliche Schöpfungsgeschichte*. S. 152—153.

2) Aus dieser Thatsache hat man auch auf die Kulturböhe geschlossen, denn die Richtung der Gehirn- und Kopfentwicklung ist mit dem Fortschritte der Civilisation verbunden und besteht sich vorzüglich auf die Ausdehnung und Erhöhung der oberen und vorderen Kopffregionen; besonders ist der vordere Gehirnlappen als Sitz der intellektuellen Fähigkeiten zu betrachten. (R. R. Noel, *Materielle Grundlage des Seelenlebens*. S. 80—81.) Auch der Camper'sche Gesichtswinkel — bei den griechischen Statuen steigt er bis 90° — gilt für einen Prüfstein der geistigen Anlagen, doch haben sich dagegen neuestens gewichtige Bedenken erhoben. (Peschel, *Völkerkunde*. S. 74.) Uebrigens lehrt die Geschichte, dass häufig die körperlich bestgeformten Menschen die grössten Scheusale waren. Auch können die alten Hellenen körperliche Vollendung nicht für sich allein in Anspruch nehmen. Die Modelle des Pheidias und Apelles leben noch heute unter ihren tiefgesunkenen Nachkommen in Morea (Prichard, *Natural Hist. of Man*. I. S. 108) und das ungesittete Volk der Georgier wetteifert mit ihnen in Schönheit der Schädelbildung. Die cirkassischen Schädel geben einen mittleren Gehalt von 86 Kubikzoll und zeigen zum Theile eine merkwürdige Harmonie in ihren Verhältnissen. Ähnliches gilt von den Parsi-Schädeln. Die geringe Zahl bekannter altgriechischer Schädel gestattet vorläufig noch kaum ein allgemeines Urtheil. An einem der jüngsten Funde, dem vom 27. März (8. April) 1871, welcher zu Athen zwei altgriechische Skelette, ein männliches und ein weibliches, aus der makedonischen Epoche zu Tage förderte, überrascht aber, nach Virchow's Ausspruch, die geringe Kapazität der Schädel, „welche so sehr hinter dem Mittel der modernen Kulturvölker zurückbleibt, dass man nach der jetzt üblichen Betrachtungsweise eher an Glieder eines wilden Stammes zu denken geneigt sein könnte.“ (Virchow in den *Verhandlungen der Berl. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. Berlin 1872. 8°. S. 152.)

3) Um den Abortus zu bewirken wurde Pessaria, aus Honig und Nieswurz oder Euphorbium bereitet, gebraucht. (*Archiv für Anthropologie*. 1872. S. 457.)

Griechen klar und deutlich hervor. Bei den Dorern, namentlich in Sparta, zielte alles darauf ab die ganze Existenz des Einzelnen an den Staat zu knüpfen und in demselben aufgehen zu lassen; bei den Joniern besonders in Athen herrschte eine feinere Ansicht von dem Verhältnisse des Einzelnen zur Gesamtheit, so dass die Erziehung, ohne vom Staatszwecke ganz gelöst zu sein, doch im Wesentlichen Sache der Familie war. In Sparta hingegen wurde wie bei manchen Naturvölkern der Gegenwart¹⁾ der Knabe im siebenten Jahre der öffentlichen Erziehung überwiesen, welche erst in zweiter Linie Alles berücksichtigte, was zur geistigen Ausbildung gehörte; doch, obwohl unstreitig Athen auch in dieser Hinsicht damals „an der Spitze der Civilisation“ schritt, wäre es irrig sich die Spartaner als ungebildet zu denken. Wenn die berühmte „lakonische Kürze“ nur als eine Folge der Armuth und geringen Ausbildung der Sprache dieses Volkes gelten soll, so kann dieser „Armuth und geringen Ausbildung“ doch nicht Geistesschärfe, Gewandtheit und Schlagfertigkeit abgesprochen werden.

Während Athen, Korinth und die jonischen Städte vorzugsweise mit ihren grossartigen Prachtbauten an Tempeln und öffentlichen Anstalten prunkten, zeigte sich allenthalben im griechischen Wohnhaus fast beschämende Einfachheit. Es spielte eben jene untergeordnete Rolle, durch welche die Familie im hellenischen Staatsleben überhaupt aus dem Gesichtskreis gerückt erscheint²⁾. Die Wohnhäuser waren kaum mehr denn armselige Hütten, und erst die spätere Zeit, besonders als in der makedonischen Periode das Königthum wieder an die Stelle der verlebten Demokratie getreten war, wirkte auch hieran bildend und verzierend. Grosser Sorgfalt und Verbreitung erfreuten sich die Gartenanlagen, sowohl Gemüse- und Obst- als auch die Blumengärten, und die moderne Gesellschaft kann sich kaum einen Begriff machen von dem Umfang, in welchem im alten Griechenland Blumen angebaut wurden, nicht bloss ihrer Schönheit halber, sondern wegen des ausserordentlichen Gebrauches, den man bei religiösen Festlichkeiten sowohl als im gewöhnlichen täglichen Leben von demselben machte. Jenes Zeichen wahrer Gesittung aber, der vom Luxus wohl zu unterscheidende Komfort, gehörte im alten Hellas niemals zu den bekannten Dingen. Die Griechen lebten „schön“ aber unbequem. Sie lagen bei Tische, obwohl sie Stühle recht wohl kannten. Ihre Kost, zwar längst nicht mehr von homerischer Einfachheit, entsprach im Allgemeinen der Diätetik, für die sie, wie alle Völker dieses Himmelsstriches, keineswegs gleichgiltig waren. Nur bei den Dionysien, die mit vielfachen sinnlichen Ausschweifungen verbunden waren, durften sich Männer über vierzig Jahre berauschen. Gast-

1) Die Banar beobachten den auch den Mishmis und den ihnen benachbarten Stämmen bekannten Gebrauch einer spartanischen Erziehung der Knaben, die schon frühe von ihren Familien getrennt werden. (Bastian, *Beiträge zur Kenntniss der Gebirgsstämme Kambodschas*. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. 1866. S. 40.)

2) Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums*, S. 258 und *Das altgriechische Wohnhaus* von Dr. Hermann Göll siehe *Ausland* 1866. S. 485.

freundschaft, diese schöne Zierde niederer Kulturvölker, blieb den Griechen lange heilig. Ihr geselliger Sinn äusserte sich in zahlreichen Festen, die stets mit der Religion in gewissen Beziehungen standen, und in den öffentlichen Volksspielen.

Griechenlands Niedergang.

Ein Abstand von nur etwa einem Jahrhunderte trennt die Epoche des Perikles von jener des politischen Niederganges der Griechen und der Eroberung der Makedonier. In diese kurze Spanne Zeit drängt sich die Entwicklung der hellenischen Kultur zusammen, zugleich ein Kampf zwischen Jonismus und Dorismus ungeschwächt auf- und niederwogend. Die in Athen erstandene, künstlerische Vergeistigung des Lebens war auf das unlöslichste mit jenen Faktoren verknüpft, welchen der peloponnesische Krieg so sicher auf der Ferse folgen musste, als das Abenddunkel auf die strahlende Helle des Tages. Auch der Ausgang des mit der Rohheit unterer Kulturstufen geführten langen Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Die über Athen schon längst hereingebrochene Verweichlichung musste der spartanischen Kraft unterliegen. Und sie unterlag. Nicht Humanität, nicht Freiheit, nicht Bildung, nicht überhaupt die Höhe der Gesittung vermögen, wie oft gepredigt wird, Ausschlag zu geben in dem erschütternden Kampfe ums Dasein, sondern die rauhe Hand kräftiger Barbaren hat mehr denn einmal die stolzen Errungenschaften der Kultur vernichtet. Nur ein Kurzsichtiger könnte aber verlangen, dass die zur Macht gelangten Lakedämonier dieselbe weniger missbrauchen sollten als das überwundene Athen. So stritten denn die griechischen Freistaaten fort und fort um die Herrschaft, und selten nur ruhten die Waffen. Von diesen ersten griechischen Republiken bis auf die Gegenwart kennt die Weltgeschichte keine andere Staatsform, welche unter dem Vorwande allgemeiner Beglückung und tiefster Friedensliebe beständiger im und vom Kriege ihr Dasein genährt hätte. Das Auftauchen bislang untergeordneter Staaten — Duodezstaaten im eigentlichen Sinne des Wortes — als Träger hervorragender geschichtlicher Rollen, verkündete das Abendroth des hellenischen Volkes. Zwar wurden Anläufe zu einer auf Gleichberechtigung aller Theilnehmer beruhenden Föderation genommen, doch scheiterte sie kläglich an dem Mangel an Einsicht, dass bei verschiedener Machtfülle Gleichberechtigung eine Unmöglichkeit sei. Das Recht des Stärkeren ist eben ein Naturgesetz.

Bei diesen immer wachsenden Kriegszuständen hatten längst die einheimischen Kräfte für die Heeresbedürfnisse nicht mehr genügt und man war allenthalben zu fremden Miethstruppen, und Söldlingen genöthigt. Es beruht aber auf Täuschung, wenn in den Miethstruppen, den Uebergang zu den stehenden Heeren bildend, eine Ursache für die Häufigkeit der Kriege und damit des staatlichen Niederganges erkannt werden will; vielmehr sind Miethstruppen und stehende Heere erst die Folgen der vermehrten Kriege. Nirgends sind die stehenden Heere

das Primitive, Ursprüngliche, stets das erst später Gewordene, Herausgebildete. Anfangs begnügen sich alle Völker mit der rohesten Form bewaffneter Macht, dem Milizsysteme, wie wir es bei allen noch auf tiefen Kulturstufen befindlichen Völkern und in der Neuzeit nur dort sehen, wo ein Bedürfniss nach stärkerer Wehrkraft nicht besteht. Die die Gesittung bedingende Theilung der Arbeit führt allmählig auch zur Errichtung permanenter Truppen. So besaßen die Griechen anfanglich und noch zur Zeit der Perserkriege nur Milizen; die langen Kämpfe und die Erfolge, welche die Perser gegen diese wenig disziplinierten Schaaren erzielten und die Einäscherung Athens ermöglichten, dürften wohl trotz des schliesslich errungenen Sieges zuerst das Abgehen vom Milizsysteme veranlasst haben¹⁾.

Blicken wir auf dieses letzte Jahrhundert des reinen Hellenenthums, so sehen wir immer noch die Kultur Siege häufen auf Siege. Kunst und Poesie gedeihen, in der Philosophie erspähen wir die ersten Spuren aufdämmernder Naturerkenntniss. Die Sophisten ahnten vielfach schon die Wahrheit, wenngleich ihr Einfluss auf die Nachwelt ein verschwindender ist gegenüber jenem des mystischen Pythagoras und des Theisten Plato. Stets wird nämlich bei der grossen Menge das Wahrscheinliche mehr Anklang finden als das Wahre. Ganz am griechischen Abendhimmel funkeln endlich zwei Sterne erster Grösse, Epikur und Aristoteles, von welchen der Letztere die Ansichten des Mittelalters noch beherrschen sollte, während in dem Ersteren die ganze materialistische Philosophie des Alterthums gewissermassen gipfelt. Im Ganzen freilich gilt von der Geschichte der griechischen Philosophie im Besonderen, was von der Philosophie im Allgemeinen; sie ist eine Geschichte des Irrthums mit vereinzelt Lichtblicken. Eine schöne Blüthe trieb, wie wiederholt erwähnt, die Geschichtsschreibung, doch von historischer oder gar antiquarischer Forschung war keine Spur. Da die Griechen überhaupt nicht forschten, so ist auf anderen Gebieten der Wissenschaft kein nennenswerther Fortschritt zu verzeichnen. Charakteristisch ist für den hellenischen Geist, dass sein erster Gelehrter, Aristoteles, schon in Verknüpfung mit einem neuen, fremden Volkselemente, dem Makedonierthum erscheint, welches Griechenland's Grösse zu Grabe tragen sollte. Während die Kultur Triumphe feierte, die hellenische Gesittung langsam selbst die umwohnenden Barbaren ergriff, nagte der Todewurm am Marke des Volkes — die Korruption; überall im sozialen Leben Verkommenheit und Erbärmlichkeit. Statt der Volksfülle, die einst die Städte belebte, statt des Gewerbsfleisses in denselben, statt der Betriebsamkeit auf den Feldern überall Verödung und Verarmung; die Thätigkeit erschlaffte, und mit der Erschlaffung

1) Wer das griechische Milizsystem preist, weil die glorreichen Siege von Marathon, Salamis und Platäa — nicht durch stehende Truppen, sondern durch die überall organisirten Milizen erkämpft wurden — sollte nicht vergessen, dass, hätten die Griechen stehende Truppen den Persern gegenüber zu stellen gehabt, diese wohl nie bis Marathon, Salamis und Platäa gelangt wären

der Thätigkeit eines Volkes geht dessen Depravation Hand in Hand¹⁾. Daneben ein ungezügelter Luxus, in ironischer Weise die Behauptung illustrirend, dass je despotischer ein Staat, um so mehr die augenblickliche Genusssucht zu wachsen pflege. In Athen kosteten zu Demosthenes' Zeit die Festlichkeiten des Jahres mehr als der Unterhalt der Flotte, und die euripideischen Trauerspiele kamen dem Volke theurer zu stehen als vormals der Perserkrieg; ja ein Gesetz verbot bei Todesstrafe, die Verwendung der Theatergelder nicht einmal für den Krieg beantragen zu dürfen²⁾. Gegen diese an Hoch und Niedrig in gleichem Maasse zehrende Korruption half kein Gesetz, keine Staatsform; sie herrschte in dem monarchischen Sparta wie im demokratischen Athen, wo allerdings die Bestechlichkeit der unteren Volksschichten seit Jahrhunderten so zu sagen systematisch und in grossem Maassstabe entwickelt worden war. Hellas glückte dem innerlich vermorschten Baume, der äusserlich noch im Schmucke seiner herrlichen Blätterkrone prangte, ringsum der Bewunderung Ruf erweckend, jäh zusammenknickend aber, sowie des Sturmes erstes Brausen ihn erschütterte. Die gleissend schimmernden Seiten der griechischen Civilisation dürfen nicht darüber blenden, dass die Lebensuhr des Hellenenthums abgelaufen, dass keine fremde Hand muthwillig den Zeiger daran vorrückte. Zu der Pestbeule der Korruption gesellten sich die Wirkungen der beständigen, Gut und Blut verzehrenden Befehdungen, welche bei der Kleinheit der meisten griechischen Staaten, wo z. B. das 58 □ M. grosse Böotien eine solche Menge oft sehr uneiniger Bundesrepubliken umfasste, wo eben desshalb fast alles Gebiet Grenzland war, noch viel tiefer eingegriffen haben müssen als heutzutage bei gleicher Länge der Fall wäre³⁾. Eine breite und tiefe Friedenssehnsucht war es, welche bei den Griechen die makedonische Unterjochung so mächtig vorbereitete, dass diese als der einzig naturgemässe Schlusspunkt des hellenischen Volkslebens erscheint. Auch hier geschah, wie immer, was geschehen musste. Man klagte nicht, dass die griechische Kulturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gang herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden sei. Dieser selbsteigene Gang führte geradewegs zur makedonischen Unterjochung und nirgends anders hin. Die dem Republikanismus angeblich eigenthümlichen Tugenden waren verfallen und ersetzt durch das, was wir mindestens mit demselben Rechte republikanische Laster nennen dürfen, deren Keime und Ursachen schon in der Zeit der „Tugend“ vorhanden sein mussten, weil sonst der Verfall nicht hätte eintreten können. Und auch Makedonien folgte dem Naturgesetz wandernder Völker und Staaten, indem es nach Erweiterung strebte. Seine rohe, aber jugendliche Kraft brach die hellenische Impotenz, ein vermorschtes Zeitalter, versunken in Korruption.

Man hat es versucht, in schwärmerischer Begeisterung für Alt-

1) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft*. S. 11—12.

2) Roscher. A. a. O. S. 411.

3) Roscher. A. a. O. S. 40.

Griechenland, dessen Leistungen mit einem Alles verzehrenden Strahlenglanze zu umgeben; kein Volk soll zum Heile unseres ganzen Geschlechtes das Gleiche geleistet haben. „Wenn irgend ein Volk, so waren die Griechen Bahnbrecher der Kultur und Civilisation; ihre Leistungen im Interesse der ganzen Menschheit waren grösser als die irgend einer anderen Nation der Welt!“ Niemand wird sich der Erkenntniss verschliessen, dass durch seine geographische Lage und natürliche Ausschmückung Hellas einer der begünstigtesten Räume unseres Welttheiles sei; Niemand wird ferner läugnen, dass die Griechen mit Rasseeigenschaften des Geistes, Gemüthes wie des Körpers ausgestattet waren, welche ihnen einen glänzenden Kulturschliff sicherten, Niemand endlich bestreiten, dass sie in Folge dieser natürlichen Vorzüge Bahnbrecher der Kultur und Civilisation gewesen. Entschiedene Ueberschätzung ist es jedoch, ihre Leistungen höher zu stellen als irgend welche in der Welt. Sicherlich waren die Hellenen ein nothwendiges Glied in der Fortentwicklung der Kultur, allein eben nur ein Glied, welches losgelöst von seinem Verbande eine kulturgeschichtliche Würdigung nicht zulässt. Es ist heute kein Geheimniss mehr, dass die so hoch und mit Recht gepriesene hellenische Kultur grossentheils auf asiatischer Grundlage ruhte, dass Kenntnisse, wie Anschauungen, wie Sitten von Asien nach Griechenland gewandert und dort willigen Eingang gefunden; ja man kann sogar in manchen Fällen noch die Etappen dieses Kulturanges bestimmen, wie ich im vorliegenden Abschnitte gethan zu haben glaube. Je tiefer wir aber hinabsteigen in das Leben des alten Orients, je mehr unsere Kenntniss in dieser Hinsicht sich erweitert, desto höher steigt die Achtung von der dort erklommenen Kulturhöhe. Für die nachkommenden Enkelgeschlechter wäre die Gesittung der Hellenen eben so nutzlos gewesen wie jene, wenn sie von gleichem Schicksale wie diese betroffen worden wäre. Es genügt nicht, dass die Hellenen diese Kultur schafften, sie musste auch erhalten bleiben, und dies geschah durch eine Verkettung von Umständen, welche längst nach ihrem Untergange eintraten. Ohne die späteren Römer wäre die griechische Gesittung für die europäische Nachwelt ein eben so ungehobener Schatz geblieben wie jene der Chinesen.

Erst die Gegenwart, unterstützt von den Forschungen über die überraschenden Civilisationen Asiens und des Nilthales, beginnt sich allmählig von dem Wahne zu befreien¹⁾, der Jahrhunderte lang, den Alten kritiklos nachgebetet, eine seltsame Ueberschätzung alles Hellenischen veranlasste. Wenn ich in diesen Blättern mich nach Kräften bemühte einen richtigeren Massstab anzulegen, so geschah es doch nicht aus nergelnder Scheelsucht und liegt mir jede Herabsetzung der altgriechischen Kulturleistungen fern. Freilich aber wird den üblichen

1) Obenan nenne ich J. P. Mahaffy, der in seinem wiederholt citirten Buche *Social Life in Greece* mit unbefangener Kühnheit durch Jahrhunderte festgewurzelten Anschauungen entgegentritt.

Erhebungen des Hellenenthums gegenüber diese historische Richtigkeit den Anschein der absichtlichen Verkleinerung niemals vermeiden können und es stets leicht sein „leidenschaftliche Schmähungen“ in der einfachen, nüchternen Blosslegung von Thatsachen zu erblicken, in deren konsequentem Ignoriren man sich bisher zu gefallen schien. Die Griechen sind in meinen Augen so wenig wie in den irgend eines objektiv Denkenden ein niedriges, gemeines, lügenhaftes, verrätherisches, prahlerisches, feiges, aller selbstthätigen Schöpfung und Originalität bares Volk, es muss jedoch im Interesse der historischen Wahrheit erlaubt sein und ist zur kulturhistorischen Würdigung geradezu erforderlich hervorzuheben, dass neben den vielen allgemein bekannten trefflichen Eigenschaften, womit die Natur die Hellenen ausgestattet, ihnen auch dunkle Flecken des Charakters anklebten, die sich mitunter in Lüge, Verrath, Feigheit und Prahlucht ausdrückten. Damit werden sie nur menschlicher und unserm Verständnis näher gerückt, während die Phantasie ihrer Bewunderer Menschen ohne jeglichen Fehl und Mackel, Götter in Menschengestalt aus ihnen schuf. Der Volkscharakter der heutigen Griechen, von welchem wir wissen, dass sie die slavischen Beimischungen siegreich überwunden und namentlich auf den Inseln in bemerkenswerther Reinheit sich erhalten, hätte darüber längst die Augen öffnen können. Es muss ferner gestattet sein, zu erzählen, dass lange ehe ein Herodot das Licht der Welt erblickte, die Thaten des ersten Dareios auf der Felswand zu Bisütûn in Keilschrift eingemeisselt standen; es muss endlich gestattet sein den immer mehr hervortretenden fremden Ursprüngen der hellenischen Gesittung nachzugehen, ohne verdächtigt zu werden ihr alle selbstthätige Schöpfung und Originalität abzusprechen. Lässt sich doch auch die Kultur der späteren germanischen Nationen vielfach auf fremde Einflüsse zurückführen, ohne Originalität und Schöpfungskraft der Germanen dabei in Frage zu stellen. Wenn dann ein solches Zusammenfassen der modernen Forschungsergebnisse naturgemäss zur Verminderung unserer früheren überschwänglichen Bewunderung leitet, so ist damit an sich in der That durch die blosse Negation des bislang fälschlich Behaupteten ein Herabdrücken verbunden, welches manch liebgewonnenes Ideal zertümmert und als ein beabsichtigter Akt der Feindseligkeit ausgelegt werden kann. Gegen eine solche Unterschiebung ist Jeder machtlos, der nicht auf jegliche Bekämpfung der herrschenden Irrthümer verzichten will. Indessen soll nichts weiter bezweckt werden, als die Griechen von dem Isolirschmel zu stossen, worauf sie bisher gestanden und mit dem Massstabe der sie umgebenden und anderer Völker zu messen. Dieser Massstab ist nun für jedes Volk das, was es nach Abstammung, Lage, Klima und Verbindung mit anderen Völkern sein kann und es trifft die Hellenen kein Tadel, dass sie waren wie sie allein sein konnten, nicht wie man sie dachte. Kein Volk kann mehr leisten, als es nach allen Voraussetzungen muss; desshalb sind aber gerade diese Voraussetzungen strengstens auf ihre Richtigkeit zu sprechen. Soll ich daher an dieser Stelle dem hellenischen Volke einen Nachruf widmen, so sei er kurz und bündig: wir begrüssen in den Griechen

die höchste Vollendung bisher erreichten menschlichen Kunstsinns, sie haben dauernd auf die nachkommenden Geschlechter die Idee des Schönen vererbt; Dank sei hierfür der ästhetischen Anlage ihres glücklich begabten Naturells. Ihnen war es gegeben, zum ersten Male freiheitliche Ideen in staatliche Formen zu gießen; Dank sei hierfür der Plastik ihres zauberischen Ländchens, wie nicht minder ihren vielfachen ethnischen Spaltungen. Auf dem Gebiete des Geistes haben sie viele Theorien und wenig Praktisches, viele Gedanken und nur sehr wenig Wahrheiten, in materieller Hinsicht auch nicht eine nennenswerthe Erfindung hinterlassen.

Makedonier und Alexandriner.

Nationalität und früheste Zustände der Makedonier.

Während das hellenische Volk in sich alle Keime zu seinem baldigen Untergang entwickelte, war, vom griechischen Eigendünkel völlig übersehen, mittlerweile an den nördlichen Grenzen des Landes ein anderes Volk zu Macht und Ansehen herangereift — die Makedonier, deren ethnologische Stellung einer Präzisierung bedarf.

Wo in der Urzeit die illyrischen mit den thrakischen Völkern, also die beiden ältesten Stämme der Hämushalbinsel sich begegneten, wo die Sprachgrenze zwischen beiden lag, ist nicht aufgeheilt. Der Wohnsitz der thrakischen, zweifelsohne arischen Völker lag im Osten des illyrischen Stammes und im Norden der alten Griechen, und erstreckte sich bis zu der Donau und dem Schwarzen und Aegäischen Meere, sowie südlich bis in das Land Thessalien hinein. Zu den thrakischen Völkerschaften gehörten die eigentlichen Thraker, die Odrysen, Geten, Triballer und Daken oder Dacier, höchst wahrscheinlich aber auch die Makedonier. Während Manche und dies ist die Mehrzahl, sie für Griechen, Manche hinwieder für Thraker halten — Demosthenes nannte Alexander einen Barbaren — sehen Andere sie als ein mit Griechen vermisches illyrisches oder thrakisches Volk an. Geographisch erwogen, ist letztere Anschauung die wahrscheinlichste; auf eigentliches Hellenenthum ist bei den Makedoniern nicht zu rechnen, wo die Thraker bis in das südlicher gelegene Thessalien herabreichten und Epiroten nebst anderen Illyriern längs der ganzen Westgrenze sassen. Auch die wenigen, aus der alten makedonischen Sprache erhaltenen Glossen weisen auf nichtgriechischen Ursprung hin; die Makedonier waren also — dies muss man fest im Auge behalten — keine Griechen, sondern allem Anscheine nach ein Mischvolk, an welchem im Westen die Illyrier, im Osten und Norden die Thraker den meisten, sicherlich den geringsten aber, wenn überhaupt einen Antheil, die Hellenen hatten. Erst mit der Zeit brach sich der benachbarte griechische Kultureinfluss bei den makedonischen Barbaren Bahn, allmählig das einheimische Idiom durch die hellenische Sprache ersetzend. König Philipp gab seinem Sohne Alexander den ersten Gelehrten Griechenlands, Aristoteles, zum Erzieher. Allein es wäre ein Irrthum, Philipp und Alexander selbst für Griechen zu halten.

Während nun seit dem peloponnesischen Kriege die nach Freiheits- und Schönheitsideen strebenden Hellenen in unaufhörlichen inneren Befehdungen und blutigen Zwisten der Duodezstädtlein ihr bischen Kraft vergeudeten und was noch an besseren d. i. stärkeren Elementen vorhanden war durch die sich immer breiter machende Korruption lahm gelegt wurde, wuchs auf dem gerade entgegengesetzten Wege das makedonische Reich zu einer Machtfülle heran, die indess Leichtsinns und Oberflächlichkeit ignoriren zu können vermeinte. Was nicht Hellene, schalten die Griechen Barbaren, ahnungslos, dass die Zeit nicht ferne, wo diese Barbaren ihrer Herrlichkeit ein baldiges Ende bereiten würden. Die Makedonier, deren älteste Geschichte sich in tiefem Dunkel verbirgt, wuchsen unter der Leitung tüchtiger Könige aus ungesitteten Horden zu einem festgegliederten Volke mit gesunden Verhältnissen heran, das freilich von den Schönheitsidealen der Griechen eben so wenig wusste, als von deren politischen Theorien, wahrscheinlich über den Werth monarchischer oder republikanischer Staatsformen niemals nachgesonnen hatte, sich aber dafür die Kraft zu energischem Handeln bewahrte. Zur Zeit als die Makedonier in der Geschichte auftauchen, dürfen wir sie uns immer noch als ein im Allgemeinen rohes Volk mit ziemlich tiefer Kulturstufe vorstellen. In der Königsfamilie sollen eine Reihe von Verbrechen und Gräueln stattgefunden haben, wie wir ihnen auch gegenwärtig noch bei minder gesitteten Stämmen begegnen. Von den schweren Lastern der Griechen dagegen scheinen die Makedonier frei gewesen zu sein. Im Vergleiche zu den Hellenen waren sie zwar roh, aber gesund und kräftig.

Erst der Makedonierkönig Philipp lernte die hellenische Civilisation aus eigener Anschauung kennen und der Gebrauch, welchen er davon zum Nutzen seines Volkes zu machen wusste, gestattet einen Blick auf die Grösse dieses Mannes. Wie alle grossen Männer, nur ein Produkt seiner Zeit, ein Kind seines Volkes, verstand dieser Barbar meisterhaft die griechische Kultur durch die griechische Kultur zu unterwerfen, sich dieselbe anzueignen, nicht um in ihr unterzugehen, sondern um sie seinem Volke dienstbar zu machen. Von stammverwandten Völkerschaften umringt, hatte Philipps Makedonien sich schon einen guten Theil derselben unterworfen und namentlich gegen Osten hin ansehnliche Macht erlangt; es war also nicht ganz mehr der unbedeutende Staat tendenziöser Schilderungen. Mit richtigem Blicke hatte Philipp in seinem Land die Bedingungen zu grösserer Machtausdehnung erkannt und bewahrte dasselbe vor den Klippen, woran der Hellenismus unfehlbar scheitern musste. Mit kräftiger Faust führte er die Zügel des Staates, welche die griechischen Republiken in die schwachen Hände hohlköpfiger Demagogen hatten naturgemäss entgleiten lassen. Vor allem aber bemühte er sich um die Bildung eines geordneten, stehenden Heerwesens und schuf jene Phalanx, an deren ehernen Schildern später die Redegeschosse eines Demosthenes und mit ihnen die wenigen wirklichen Pfeile der etwa noch widerstandsfähigen Griechen wirkungslos abprallten.

Philipp und Alexander.

Es gehört nicht in den Plan meines Buches, die geschichtlichen Ereignisse zu erzählen, welche Philipp die Herrschaft über Hellas erringen halfen, eben so wenig die Thaten, die sein grösserer Sohn Alexander vollbrachte; ich setze sie als allgemein bekannt voraus. Wenn aber von mancher Seite gegen Philipp die Anklage geschleudert wird, sich „völkerverderbender, moralisch verwerflicher, tückischer und geradezu abscheulicher“ Mittel bedient zu haben, so kann dies vom Standpunkte der natürlichen Entwicklung der Völker, welchem jeder moralische Massstab fehlt, an der Grösse des Mannes eben so wenig als an der Beurtheilung der Ereignisse selbst ändern. Denn Natur ist Alles, das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Unschöne, also auch das sogenannte Sittliche und Unsittliche. Es ist aber das Kriterium der neuzeitlichen Bildung, an der Hand der Naturforschung und der exakten Wissenschaften den doktrinären Idealismus, möge derselbe Religion, Moral, Philosophie oder Recht heissen, aus den Geistern und Gemüthern herauszutreiben und alle menschlichen Zustände als nothwendig sich ergebende Stufen einer unendlichen Kultur-entwicklung zu zeigen. So wie sich die in Griechenland eingerissene Korruption als die nothwendige Folge früherer Momente und somit der sich daran knüpfende Verfall auch nur als eine nothwendige Entwicklungsstufe ergibt, — denn Entwicklung bedingt an sich nicht Fortschritt zum Besseren — so ist auch das Eingreifen der makedonischen Barbaren in Griechenland historische Nothwendigkeit gewesen. Diese Erkenntniss beschönigt, wie sich erweisen wird, durchaus nicht die Gräuel des Despotismus, wohl aber darf man umgekehrt die oberwähnte Darstellung geradezu als Geschichtsfälschung bezeichnen, wonach durch die makedonischen Eingriffe die griechische Kulturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gange herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden wäre. Gerade damals seien in Griechenland die Elemente zu neuem, kräftigem und herrlichem Aufschwunge vorhanden gewesen; es sei kaum ein Zweifel über den höheren Werth dessen, was geschaffen, oder dessen, was zerstört ward. Im vorhergehenden Kapitel glaube ich gezeigt zu haben, wie im Gegentheile Griechenland in eine Periode unwiderruflichen Verfalles gesunken. Der höhere Werth des Geschaffenen oder des Zerstörten aber wird sich aus den späteren Erörterungen wohl ziemlich feststellen lassen; vorläufig genüge die Erinnerung, dass dieser Werth des Zerstörten auf den Untergang der griechischen Republiken, der freiheitlichen Ideen und Einrichtungen, endlich auf das Verblassen des künstlerischen Schönheitsideales sich beschränkt. Unzulässig ist es, Persönlichkeiten, mögen sie auch gewaltig sein wie jene Philipps und des grossen Alexander, in den Vordergrund der Darstellung zu schieben; man vergesse nie, dass Zustände stets aus schon früher bestandenen Zuständen hervorgewachsen. Ein grosser Mann ist bei aller Energie unfähig Grosses zu schaffen oder überhaupt wirksam einzugreifen in die Weltgeschichte,

wird er nicht getragen vom Strome, oder, wenn man lieber will, vom Geiste seiner Zeit. Alle Männer, die eine solche geschichtliche Wichtigkeit erlangten, waren stets nicht nur Kinder ihrer Zeit, sondern wurden auch durch die vorhergegangenen Zustände möglich gemacht, so zu sagen vorbereitet. Ohne französische Revolution wäre Napoleon I. eine Unmöglichkeit gewesen, und wie ein seiner Zeit vorangeeilter Mann mehr schaden als nützen kann, zeigt das Beispiel des edlen Joseph II. Die Tugend am unrechten Orte hat oft mehr geschadet als das abschreckendste Laster. Sowohl Philipp als Alexander von Makedonien waren nur Kinder ihrer Zeit, und ihr Eingreifen in die hellenischen Geschehnisse ward ihnen lediglich durch die dort herrschenden Zustände ermöglicht.

Nebst dem allgemein verbreiteten und tief gefühlten Friedensbedürfnisse ebnete die weitverzweigte Korruption der hellenischen Gesellschaft den makedonischen Eroberern den Boden. Die soziale Erscheinung der Korruption tritt allemal als Begleiterin gewisser höherer Kulturstufen auf, und endet damit, diese Kulturhöhe selbst zu untergraben. So war's im alten Rom, so in Hellas, so endlich ist's in vielen Kulturstaaten der Gegenwart. Wenn nun, wie gewöhnlich geschieht, für die herrschende Korruption der despotische Absolutismus verantwortlich gemacht wird, so ist dies eine auf die Leichtgläubigkeit eines gemüthlichen Lesers berechnete Phrase. Die nähere Prüfung lehrt, dass die Korruption sich überall einstellen kann, wo es Menschen gibt, fast sicher aber dort, wo Menschen verschiedener Abstammung neben und untereinander leben und damit den menschlichen Leidenschaften ein weiter Spielraum gestattet ist. Dies ist nun meist der Fall in Freistaaten mit demokratischer Grundlage, und welche Höhe die Korruption in solchen Staatsgebilden erreichen kann, dafür sind die heutigen Zustände in den Vereinigten Staaten Amerikas der sprechendste Beleg. Die Korruption, welche die hellenischen Demokratien ergriffen und zerrissen hatte, machte den Einbruch der Makedonier nicht bloß möglich, sondern nothwendig, gerade so nothwendig wie das Hereinbrechen der nordischen Barbaren seinerzeit über das vermorschte römische Reich. Jedes Volk — wiederholen wir es — hat eben das Geschick, das es verdient.

Die Thaten der Makedonier unter Alexander und nicht jene der Griechen hatten zunächst zur Folge, den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa zu verlegen, denn bis auf die Epoche des makedonischen Alexander war Hellas niemals der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten; die alexandrinische Zeit ist aber schon eine Periode des Niederganges für die hellenische Welt. Die Weltbegebenheiten spielten sich bis auf die Tage Alexanders vorwiegend in Asien ab, wo die Entstehung der persischen Monarchie eine wahre Völkergährung erzeugte, während die gleichzeitigen athenischen Pisistratiden kaum einen Sturm im Wasserglase hervorbrachten. Ohne die Bedeutung der pisistratischen Leistungen für die Blüthe und Kultur Athens herabzusetzen, wird sie doch kaum Jemand zu den Weltbegebenheiten rechnen. Fast zur nämlichen Zeit, oder doch nur wenige Jahre später, ging Rom vom

Königthume zur Republik über und war schon in Italien zu einer Macht herangewachsen, wie sie Hellas auf der Hämushalbinsel vor Alexander niemals erreicht hat. Die Perserkriege erschütterten die asiatischen Bevölkerungen weit mehr als die Handvoll Hellenen. Die geistige Höhe des kleinen europäischen Griechenvolkes war ohne Frage eine bedeutendere als die der asiatischen Perser; die Welt, das heisst natürlich die damals bekannte Welt, bewegt haben ihre Thaten nicht. Wir werden also hier scharf zu unterscheiden haben zwischen der kulturgeschichtlichen und der einfach geschichtlichen Bedeutung. Von den Ereignissen auf der kleinen griechischen Halbinsel, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, nahmen weder Römer noch Aegypter, noch endlich die benachbarten asiatischen Völker Notiz, und in die Geschichte von keinem derselben haben die Hellenen auf die Dauer einzugreifen vermocht. Wenn es ihnen nun also schon nicht gelang, Griechenland eine hervorragende Stellung im politischen Kreise der alten Völker zu sichern, so ist es auch nicht richtig, dass durch die Hellenen der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa verlegt wurde. Jene, welche dieses thaten, waren entschieden die Römer; die Leistungen der römischen Republik, so lange sie auf die italische Halbinsel beschränkt blieben, können weit eher den Weltbegebenheiten zugezählt werden, als jene der hellenischen Freistaaten. Aber auch die grossen, weitere Kreise bewegenden Ereignisse der punischen Kriege fielen erst in eine Zeit, als der makedonische Alexander das persische Reich zertrümmerte. Erst zu jener Epoche darf man von einem Uebergange der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa reden.

Allgemeine Kulturfolgen der makedonischen Eroberungen.

Es ist bekannt, wie rasch die makedonischen Heeressäulen die persische Kriegsmacht über den Haufen warfen und im Siegeslaufe bis an die Gestade des Indus drangen. Der Kampf des seiner jugendlichen Kraft bewussten Makedoniens gegen das durch allzu rasche Kultur-entfaltung entnervte Persien war geplant und vollständig vorbereitet, ehe noch Alexander den Thron bestieg. Durch die Siege seines Vaters über das nicht minder verweichlichte Hellenenvolk gestählt, erblickte Makedonien im Niederwerfen der persischen Macht die Aufgabe seiner Zukunft, Alexander speziell das Vermächtniss seines Vaters. Die rohen Makedonier wussten nur zu genau, wie wenig sie zu wagen hatten in dem Kampfe zwischen frischer Manneskraft und schwächerlicher Entnervung; wenn je ein Eroberungskrieg mit ruhiger Ueberlegung unternommen ward, so der Alexanders.

Die rasche Zertrümmerung der persischen Reichsmacht war nebst den Ursachen, die in einem früheren Abschnitte namhaft gemacht sind, erleichtert durch die allzu grosse räumliche Ausdehnung und die dadurch bedingte Zusammenwürfelung heterogener Volksmassen — allerdings eine Folge der früheren Eroberungen. Nicht besser erging es später dem Reiche des makedonischen Eroberers selbst. Doch nicht

die hochkultivirten Griechen, sondern die rohen, thrakischen Makedonier warfen das persische Weltreich nieder, jedoch ohne seine Kultur vernichten zu können, die zwar geistig geringer als jene der Hellenen, in materieller Hinsicht aber dieser zum mindesten ebenbürtig und jener der Makedonier positiv überlegen war. Das rohere Volk besiegte das gesittetere; dies ist die Wahrheit, so sehr, dass die persische Kultur mit all ihren Feinheiten und Ausartungen — denn von Ausartungen ist keine Kultur frei — auf die rohen Horden der Makedonier und ihren königlichen Helden überging, der eiligst persische Sitte annahm und sich in gleich serviler persischer Weise verherrlichen liess. An dem Sturze der Persermacht hat das griechische Volk nur sehr geringen Antheil; die wenigen griechischen Hilfstruppen des Makedoniers fallen um so weniger ins Gewicht, als bekanntlich griechische Söldlingstruppen in den persischen Reihen fochten, am Granikos ihrer 20,000, bei Issus gar 30,000, ohne, bei aller Tapferkeit, den kriegstüchtigen Phalangen der Makedonier, deren Gesammtheer nie 50,000 Mann überstieg, widerstehen zu können. Alexanders Sieg über die Perser war also zugleich ein Sieg über die Griechen. Wenn in Folge der makedonischen Eroberung sich dann hellenischer Geist und hellenische Gesittung über Asien ergossen, so haben eben die Makedonier die Vermittlerrolle gespielt, das heisst sie vollbrachten mit ihrer rohen Kraft, was den entnervten Griechen zu vollbringen unmöglich. Die Makedonier nahmen die höhere persische Kultur auf, waren aber zugleich mittelbar die besten Verbreiter der noch höheren Gesittung der Griechen. Der Hellenismus mit seiner den Makedoniern wie Persern überlegenen Bildung folgte nämlich in aller Bequemlichkeit sofort den Fusstapfen der thrakischen Helden. Für die Kultur erwies sich demnach der makedonische Heereszug als ein eben so nothwendiges denn segensvolles Ereigniss.

Vernehmen wir die Urtheile einer modernen Geschichtsschule über die makedonischen Grossthaten, so lauten dieselben etwa wie folgt: Was zunächst Alexanders Zeitgenossen anbelangt, so bestanden die Früchte der Heldenthaten in gestörtem Menschenglück, in Gräuel und Verderben. Von den Gestaden des seiner Freiheit beraubten Hellas bis zu dem fernen Indien flossen Ströme von Blut, wütheten Brandfackeln und Hungersnoth. Waren die Wirkungen der Grossthaten Alexanders für seine Zeitgenossen in hohem Grade unheilvoller und verderblicher Natur, so findet sich der billige Trost nahe: er habe die Völker des Orients und Occidents glücklich mit einander verschmolzen; er habe die europäische Kultur nach Persien und Indien getragen. — In Wirklichkeit sind dies nichts als inhaltsleere Schlagworte. Nicht Kulturverbreitung, sondern Ausbreitung seiner Herrschaft, dann Feststellung derselben auf der Basis jener im Orient waltenden sklavischen Unterwürfigkeit, — dies war, wie die Thatsachen beweisen, das Motiv und das Endziel des gewaltigen Wirkens.

Dem Kulturforscher steht natürlich die Untersuchung persönlicher Motive fern; was Alexander persönlich zum Handeln bewog, ist gleichgültig, genug, dass er überhaupt so handelte. Das ist es eben, dass

fast keine Eroberungen ohne nachhaltigen Kulturgewinn geblieben sind und die Eroberer, ob sie wollen oder nicht, der Kulturarbeit dienen müssen, denn der Unterschied zwischen Eroberungen auf physischem und geistigem Wege ist nur ein relativer. Billig dürfen wir die Floskeln von Gräuelt und Verderben, Brandfackeln und Hungersnoth unberücksichtigt lassen, denn diese Erscheinungen haften eben dem Kriege überhaupt an, werde er von despotischen Erobern oder von neidischen Freistaaten geführt. In wie weit der Satz: Alexander habe die europäische Kultur nach Persien und Indien getragen, zu den inhaltsleeren Schlagworten gehöre, in wie weit man nicht einmal sagen kann, die Siegeszüge Alexanders hätten, wenn auch ohne seine besondere Absicht, das innere Asien der hellenischen Kultur erschlossen, ergibt sich am klarsten aus den Schriften eines an jedem historischen Streite Unbetheiligten, dessen Kompetenz nur schwer in Abrede zu stellen ist.

„War die Sphäre der Entwicklung fast maasslos dem Raume nach,“ so schreibt Alexander von Humboldt¹⁾, „so gewann sie dazu noch an intensiver moralischer Grösse durch das unablässige Streben des Eroberers nach Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begeistigenden Einflusse des Hellenismus. Die Gründung so vieler neuer Städte²⁾ an Punkten, deren Auswahl höhere Zwecke andeutet, die Anordnung und Gliederung eines selbständigen Gemeinwesens zur Verwaltung dieser Städte, die zarte Schonung der Nationalgewohnheiten und des einheimischen Kultus — alles bezeugt, dass der Plan zu einem grossen organischen Ganzen gelegt war.“ Keine Rede also von „gewaltsamem Aufzwingen fremder Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen.“ Plutarch bezeugt zudem, dass Alexander die eroberten Völker durch Achtung ihrer Sitten und religiösen Gebräuche, und durch orientalischen Pomp gewonnen, mit welchem er sich umgab. Fast überall hat Alexander hellenische Ansiedlungen gegründet und in der ungeheuren Länderstrecke vom Ammonstempel bis zum nördlichen Alexandria am Jazartes griechische Kultur verbreitet³⁾. Freilich hat weder diese noch die griechische Sprache den Orient mit seiner höheren materiellen Kultur vollkommen umzugestalten vermocht; vielmehr das Satrapenregiment und die orientalische Prachtliebe durch Ausbildung, Verfeinerung und Beimischung geistiger Elemente reizender und verführerischer gemacht. Und es ist nicht wahr, dass wir etwa ein Jahrhundert später im ganzen inneren Asien jede Spur von dieser angeblichen Kulturträgerei ausgerottet und vernichtet finden, vielmehr hat diese hellenische Bildung, dem Wissen der Araber, der Neuperser und Inder beigemischt, ihre Wirksamkeit bis in das Mittelalter ausgeübt. In dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte bezeichnet die Einwirkung des 116 Jahre dauernden griechisch-baktrischen Reiches eine der wichtigsten Epochen des gemeinsamen Völkerlebens. Welchen Ein-

1) Humboldt, *Kosmos*. II. Bd. S. 183.

2) Also nicht bloss Zerstörung.

3) Humboldt. A. a. O. S. 186.

fluss die Berührung des Hellenismus speziell auf Nordindien geübt, lassen die neueren Forschungen ahnen. Es darf vielleicht bezweifelt werden, ob er die religiösen und sittlichen Zustände so alter Kulturvölker zu modifiziren vermochte, und es scheint vielmehr keine eigentliche Verschmelzung stattgefunden zu haben. Dennoch genügte selbst diese nur wenig innige Kulturberührung, um der Kunst in Nordindien eine neue Richtung zu verleihen; nicht bloss das Münzprägen scheint den Griechen abgelautet worden zu sein¹⁾, sondern auch die Bildhauerei bewegte sich von nun an in höheren Bahnen²⁾ und selbst die tamulische Kunst in Südindien scheint von diesem hellenistischen Einflusse nicht unberührt geblieben zu sein. Das Innere eines grossen Kontinents ward dem Landhandel und der Flussschiffahrt geöffnet. Die Grösse des Raumes, die Verschiedenheit der Klimate erweiterten den hellenischen Ideenkreis; rechnen wir dazu die wunderbar wechselnde Gestaltung des Bodens, von üppigen Fruchtländern, Wüsten und Schneebergen mannigfaltig durchzogen; die Neuheit und riesenhafte Grösse der Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreiches; den Anblick und die geographische Vertheilung ungleich gefärbter Menschenrassen; den lebendigen Kontakt mit theilweise vielbegabten, uraltkultivirten Völkern des Orients, mit ihren religiösen Mythen, ihren Philosophemen, ihrem astronomischen Wissen und ihren sterndeutenden Phantasien³⁾.

Aufblühen der Wissenschaft.

Für das tendenziöse Negiren der Wirkung der makedonischen Feldzüge auf Kulturausbildung, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft ist es wohl schwer, eine passende Bezeichnung zu finden. In Poesie und Kunst der alternden, verfallenden Hellenen konnte wohl Niemand eine jugendliche Auffrischung erwarten, wenngleich ihnen durch den Anblick der so reich geschmückten subtropischen Natur geistige Genüsse geboten und Schriftsteller, deren nüchterne Schreibart sonst aller Begeisterung fremd bleibt, dichterisch wurden. Wie wir wissen, sah man sich in Griechenland selbst in der höchsten Blüthezeit vergebens um nach einer Wissenschaft wie die bei Aegyptern und Asiaten wenigstens von der Priesterschaft gepflegte; ich habe ferner gezeigt wie Aristoteles, Alexanders Lehrer, und selbst in Thrakien geboren, der erste griechische Gelehrte war, wenn auch lange nicht der grosse Naturforscher, wofür man ihn gehalten hat. Gab es auch zweifellos eine Menge einzelner Vorarbeiten auf diesem Gebiete, so doch vor ihm keine Wissenschaft in Hellas. Ihm verbleibt das Verdienst der Sammlung des Stoffes aller damals vorhandenen Kenntnisse unter spekulativen Gesichts-

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde*, II. Bd. S. 338—443.

2) Alexander Cunningham, *Archeological Survey of India. Report for the year 1871—1872*. Kalkutta 1873.

3) Humboldt, *A. a. O.* S. 186.

punkten¹⁾. Wenn nun nach Alexanders Zug wie mit einem Schlage wissenschaftliche Bestrebungen unter den Hellenen erstehen, so ist wohl nur absichtlich der Zusammenhang zu verkennen. Nicht nur A. v. Humboldt nennt die makedonische Expedition eine wissenschaftliche im eigentlichen Sinne des Wortes und sagt, sie sei die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte²⁾, sondern auch einem Kulturhistoriker zu Folge, den man sicherlich keiner Beschönigung des Despotismus zeihen kann, ist dieselbe eben so sehr ein wissenschaftliches wie ein kriegerisches Unternehmen gewesen³⁾. Aristoteles, dem wir zuerst Beobachtungen der Naturvorgänge auf empirischem Wege verdanken, wirkte aber nicht bloss durch das, was er selbst hervorgebracht, er wirkte auch durch die geistreichen Männer seiner Schule, welche den Feldzug begleiteten⁴⁾, sein System bildete den eigentlichen Anfang der Wissenschaft. Freilich besass auch er, obgleich sehr gelehrt, noch keine genügenden Kenntnisse, denn genügende Kenntnisse gab es damals überhaupt nicht in der Welt; doch bildete er im Ganzen einen wohlthätigen Gegensatz zum Idealismus eines Plato.

Schon Raphael Sanzios Pinsel hat dies trefflich in der Schule von Athen angedeutet, wo er bekanntlich das grösste Denkerpaar des Alterthums so zusammenstellte, dass Plato die Hand gen Himmel streckt als zum Reiche seiner Ideen, Aristoteles aber auf die Erde weist, den Schauplatz seiner Forschungen. Hier steht der Idealist, dort der prosaische praktische Realist⁵⁾. Darum hat auch für die praktischen Wissenschaften und speziell für die Staatslehre Aristoteles weit mehr geleistet als Plato; mit Recht wies er den platonischen Idealstaat ab, in dem er nichts finden konnte als ein schönes Luftschloss der Romantik. Aristoteles ward der Begründer aller wahren Staatswissenschaft⁶⁾ dadurch, dass er den Staat als etwas natürliches auffasste, dass er die Grundlagen des Staates in nichts anderem sah, als in dem angeborenen, staatenbildenden Triebe des Menschen, der seine Berechtigung so gut hat als der Geselligkeits-, Geschlechts- und Familientrieb. Dabei fasste er die Grundlage des antiken Staates, die Sklaverei, nicht als Unnatur, wie es heutzutage fast Glaubenssatz geworden, sondern selbstverständlich als Naturgesetz, was sie auch wirklich ist, wie die ethnologische Wissenschaft der Gegenwart nunmehr zeigt. Die allmähliche

1) F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*. Leipzig und Iserlohn. Zweite Aufl. 1878. 8°. I. Bd. S. 61—62.

2) A. a. O. S. 192—193.

3) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's*. S. 131.

4) Humboldt. A. a. O. S. 193.

5) Diese Meinung bekämpft indess F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus*. I. Bd. S. 62.

6) Wilhelm Oncken, *Die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen. Ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Staatstheorie und zur Einführung in die Aristotelische Politik*. Leipzig 1875. 8°.

Abschaffung der Sklaverei bei dem verschwindenden Häuflein der modernen Kulturvölker ist lediglich die gemeinsame That der christlichen Liebe und des germanischen Freiheitsgeistes. Im klassischen Alterthum hat nicht einmal Epiktet, der doch selber Sklavenketten trug, die den ewigen Naturgesetzen widersprechende Theorie der Freiheitsberechtigung aller Menschen aufzustellen gewagt¹⁾.

Wie gross auch die politischen Resultate des makedonischen Zuges waren, es kamen ihnen die geistigen doch gleich. Der am düsteren Abendhimmel hellenischer Gesittung plötzlich aufflimmernde Stern Aristoteles' wäre erloschen in der Geistesnacht, die über Griechenland hereinzubrechen drohte, hätte nicht seines Zöglings Zug die Ideen des Stagiriten so zu sagen verwirklicht. Die makedonischen Expeditionen bildeten zugleich seine Schule aus, und zweifellos lag hier der eigentliche Anfang zu jener Politik, welche alsbald zur Errichtung des Museums in Alexandrien führte. Man darf es heute wohl getrost aussprechen: von den Feldzügen der Makedonier datirt der geistige Aufschwung des Alterthums, dessen Einfluss bis in die Zeiten des späten Mittelalters hineinragte. Die ganze Kulturentwicklung der gesitteten Menschheit knüpft somit an den makedonischen Heros an. Seine und seines Volkes Leistungen beschenkten die europäische Welt erst mit der bisher ungekannten „Wissenschaft“, jenem Faktor, der unendlich mehr als Kunst und Poesie die geistige Kulturhöhe der Völker bedingt.

Doch nicht nur kommende Geschlechter, schon die Zeitgenossen zogen den grössten Nutzen aus den Errungenschaften des Eroberers. Die Erdkunde der Hellenen ward in wenig Jahren um das Zwiefache vermehrt²⁾, was von indischen Erzeugnissen und Kunstprodukten nur unvollkommen bekannt war, davon wurde jetzt sichere Kunde verbreitet, die Kenntniss des Himmels ansehnlich erweitert³⁾; die Welt der Objekte trat mit überwiegender Gewalt dem subjektiven Schaffen gegenüber, wissenschaftliche Beobachtung und systematische Bearbeitung des gesammten Wissens waren durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden.

Soweit in den vorliegenden Blättern die Kulturentwicklung der Menschheit zur Betrachtung gelangte, sind wir auf dem Boden der Geschichte noch keinem Ereignisse begegnet, welches für die Zukunft von segensreicheren Folgen gewesen wäre, als die makedonischen Eroberungen. Zerfiel auch nach des Gewaltigen Tod alsbald die ephemere

1) Wie tief übrigens, im hellen Widerspruche mit den Behauptungen der Philanthropen, die Sklaverei in der menschlichen Natur begründet ist, zeigt die bekannte Beobachtung, dass freigewordene Sklaven selbst die bereitwilligsten Sklavhalter sind und über ihre Sklaven alle jene Qualen verhängen, welche sie seinerzeit selbst erduldeten, anstatt durch die Erinnerung des Selbsterlebten zur Mildherzigkeit gestimmt zu werden. Ein seltsames Beispiel siehe bei: Compiègne, *L'Afrique équatoriale. Okanda, Bangouens, Ouyeba*. Paris 1875, 8. S. 196.

2) Humboldt. A. a. O. S. 187.

3) A. a. O. S. 188—196.

Schöpfung seines Weltreiches, die dadurch gezeitigten Geistesblüthen sollten noch lange fortduften und die herrlichsten Früchte tragen. Den grössten Gewinn davon zogen unstreitig die Hellenen, die sich plötzlich mit den wissenschaftlichen Schätzen der in dieser Hinsicht fortgeschrittenen orientalischen Völker in Kontakt gebracht sahen; jetzt erst gab es eine griechische Wissenschaft. Aber so wenig war Hellas der Boden für wissenschaftliche Bestrebungen, dass die nunmehr emporblühende Wissenschaft ausserhalb des Landes inmitten asiatischer und afrikanischer Völker, fern vom republikanischen Geiste der Heimath, ihre Sitze unter dem Schutze erleuchteter Monarchen aufschlug, welchen die Kultur wahrlich tieferen Dank schuldet als der gesammten Blütheperiode hellenischer Demokratie.

Ich kann von dem erobernden Makedonierthume nicht scheiden, ohne noch des Vorwurfs zu gedenken, dass dasselbe nicht Einen guten Geschichtsschreiber hervorgebracht habe. Zu solchem Ausspruche fehlt jede Berechtigung, da die Aufzeichnungen der Begleiter Alexanders, Ptolemäus' des Lagiden und Aristobulos' von Kassandria leider verloren sind. Die Ueberzeugung, dass sie mehr blinde Lobreden auf ihren Gebieter als eine unparteiische Geschichte abfassten, ist eine absolut willkürliche und wird keineswegs durch das unterstützt, was Arrian aus ihren Schriften zu seinem Geschichtswerke benützt hat.

Griechenland und die Seleukiden.

Von den drei Haupttheilen, in welche das alexandrinische Reich zerfiel, gewährt der europäische ein trauriges Bild innerer Verkommenheit, sozialen wie ökonomischen Ruins, zunächst durch die beständigen Befehdungen der einzelnen griechischen Staaten herbeigeführt. Die siegreichen Einbrüche der barbarischen aber keineswegs völlig ungebildeten Kelten vollendeten die Zersetzung des durch und durch entnervten, durch Laster und Korruption aller Art verweichlichten Volkes, das noch ein Jahrhundert lang sein nationales Dasein mühsam und für die Kultur fast verloren, dahinschleppte, ehe es dem mächtig anschwellenden Römerreiche zur leichten Beute ward. Was in diesem Zeitraume in Kunst, Literatur und Wissenschaft das alte Hellas leistete, ist so ziemlich Null; das versunkene Geschlecht, wenn es sich aus dem Pfuhle seiner berausenden Ueppigkeit hin und wieder erhob, zog vor, nach einem Schemen von Freiheit zu haschen, das Land aber entvölkerte sich und die Arbeit gerieth immer mehr in Verruf, bis sie gänzlich stille stand. Das alte Hellas starb unbetrauert, unbeweint; es hatte sich selbst sein Grab gegraben.

Anders in dem Seleukidenreiche und in Aegypten, wo die Ptolemäer ihre Herrschaft gründeten. Im Gegensatze zu den Hellenen, hatten die von jeher monarchisch gesinnten Völkerschaften Asiens und Afrikas mit Leichtigkeit in die Errichtung neuer Reiche sich gefügt, die alsbald nicht nur zu hoher Blüthe gelangten, sondern auch die hervorragendsten Elemente des griechischen Geistes selbst an sich

zogen, dem sie ohnehin schon seit lange Eingang gestattet hatten. So hatte sich schon vier Jahrhunderte vor Alexander die griechische Kunst ganz Phönikien erobert und das altherwürdige Sidon seit etwa 400 v. Chr. dem Hellenismus ergeben, vor dessen zersetzender Wirkung übrigens die Städte Kanaans allmählig dahinschwanden. Nur Aegypten verharrte in mancher Hinsicht ablehnend, und nahm beispielsweise niemals die griechische Säulenordnung an. Was nach Alexander als griechische Kunst, griechische Wissenschaft gilt, war meist ausserhalb Hellas, im Seleukidenreiche und in Aegypten geboren. Den Kulturhistoriker interessiren die Gräuel, womit die Herrscher dieser Reiche ihre Familiengeschichte beflecken mochten, nicht, er hat allein den erzielten Kulturgewinn vor Augen; er war riesengross. Am Hofe des Selenkos Nikator herrschten ausschliesslich griechische Bildung und Sprache; Griechen wurden zahlreich nach Asien verpflanzt und hatten ihren Sitz besonders in den vielen, bis in den entferntesten Osten neu gegründeten Städten. Seleukia am Tigris zählte noch in Titus' Tagen 600,000 Einwohner, also etwa viermal mehr denn Athen in seiner höchsten Blüthe je besessen. Antiochia in fruchtbarer Gegend am Orontes ward in Bälde ein Glanzpunkt der Kultur. Die gewaltige Ausdehnung des Seleukidenreiches, gar bald in ein syrisches Reich umgestaltet, musste aber zu seiner Zerbröckelung führen. Zudem versuchte es sich an der verfehlten Lösung eines ethnologischen Problems. Die Asiaten sollten durch die Griechen und Makedonier beherrscht werden ohne mit ihnen zu verschmelzen; in der That wäre das Häuflein der Letzteren nur zu rasch aufgesogen worden. Trotz überlegener Bildung reichte aber ihre Zahl zu blossem Herrscherthume nicht aus. Die Beherrschten eigneten sich die höhere Kultur an, um sie gegen die Herrscher als Waffe zu verwenden und sich allmählig loszureissen. So erlangten in Kleinasien die Lande Kappadokien, Paphlagonien, Pontus, Bythinien und Pergamum ihre Unabhängigkeit. In Galatien hatten die aus Europa, nach ihrem Einfall in Griechenland herübergekommenen Kelten einen mächtigen Staat gegründet. Endlich errichtete ein Grieche, Diodotos, die baktrische Monarchie, und fast gleichzeitig mit ihm Arsakes das Reich der Parther, welches um 140 v. Chr. dem griechisch-baktrischen Königthume ein Ende machte. Kurz zuvor stiftete Apollodotos ein griechisches Reich in Indien, dessen Herrschaft zwischen Hindu-Küh und Jamunâ sich ausbreitete ¹⁾. Wichtiger noch war das griechische Reich zu Pergamum, dessen König Eumenes II. eine grossartige, höchst werthvolle Bibliothek von 200,000 Rollen gründete und dadurch sein Land zu einem beliebten Sitze der Wissenschaft erhob.

Aegypten unter den Ptolemäern.

Zur höchsten Blüthe entfaltete sich indess das antike Kulturleben in Aegypten, wo die herrliche Schöpfung Alexanders unter den Ptole-

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde*, II. Bd. S. 321–326.

mäern in kurzer Frist zu ungeahnter Bedeutung emporwuchs. Seitdem wir uns mit dem alten Aegypten beschäftigt, war dieser altersgraue Sitz der Wissenschaft unter persische Herrschaft gerathen, die nur mit Zähneknirschen und nicht ohne mehrfache Aufstandsversuche ertragen ward. Den arischen Persern mit ihrer einfachen, reinen Religion waren der ägyptische Götterdienst und dessen zoolatrische Auswüchse, Gräuel, die sie auf jegliche Weise ausrotten zu müssen glaubten. Der Kampf der Perser gegen die Aegypter war zunächst ein wahrer Religionskrieg, also schrecklich in seiner Gestalt, wie alle Kämpfe, welche Meinungsverschiedenheiten, geistigen Motiven entspringen, mögen diese nun religiöse, politische oder andere Anschauungen betreffen. Mit Recht erblickten die Perser in der wohlorganisirten ägyptischen Priesterschaft das zuerst zu bewältigende Hinderniss und deshalb kehrte sich gegen diese vor allem ihr Zorn; sie gingen darauf aus, die Macht der ägyptischen Priesterschaft zu brechen — vergebens. Sie hatten weder ein Verständniss für den tiefen Sinn des von ihnen verabscheuten ägyptischen Religionssystemes, noch ahnten sie die Ausdehnung der Macht, welche der Besitz der Wissenschaft dem Priesterthume verlieh. Was sie also durch ihre sehr begreiflichen Unterdrückungsmassregeln erreichten, erzwunkte den materiellen, nicht den geistigen Ruin des Priesterthums, welches in den Massen des Volkes fort und fort seinen natürlichen Rückhalt fand. Die persische Herrschaft, obgleich nach den Zeugnissen von Zeitgenossen ziemlich milde und leicht zu tragen, vermochte wohl im Sinne weiterer Entwicklung lähmend auf Aegypten zu wirken, indem sie die Wirksamkeit des Priesterthums möglichst einschränkte, nicht aber die im Priesterthum aufgespeicherten Wissensschätze zu vernichten oder auch nur zu schmälern. So erklärt sich leicht, dass, als nach zweihundertjähriger persischer Herrschaft, Alexander Aegypten ohne Schwertstreich „annexirte“, er dort als Erlöser jubelnd empfangen, so tief auch mittlerweile die Volksmassen gesunken, doch noch die Priesterkaste im Vollbesitz der seit Jahrtausenden im Nilthale erworbenen Weisheit vorfand.

Eine gewissenhafte Würdigung der alexandrinischen Kultur darf diese günstigen Vorbedingungen nicht übersehen; sie allein erklären, wie so der griechische Geist an dieser Stelle Leistungen verrichten konnte, um die wir uns sonst vergeblich umblicken. Schon seitdem Psammetich das Reich dem Verkehre eröffnet, hatte ein beständiger Zuzug von Fremden nach dem Lande der Dattelpalme stattgefunden und eine nicht unbedeutliche Veränderung des Blutes in einzelnen Landestheilen veranlasst. Während der zwei Jahrhunderte persischer Herrschaft lagen starke persische Besatzungen in allen Theilen des Landes; das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen; denn trotz des bitteren Hasses, den die Perserherrschaft von Anfang an gegen sich wachrief, wird doch bei der langen und ununterbrochenen Anwesenheit der Fremden eine theilweise Verschmelzung mit ihnen unausbleiblich gewesen sein¹⁾. Als daher der Makedonier Ptolemäus

1) Moris Lüttke, *Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des*

Lagi, kein Grieche, sich auf den ägyptischen Thron schwang, hatte er vom Lande selbst keinen Widerstand zu besorgen, und es konnte ihm wie seinen Nachfolgern um so eher gelingen, eine Verschmelzung der griechischen mit der altägyptischen Kultur zu Stande zu bringen. Und wahrlich, wenn je ein Fürstengeschlecht seine Aufgabe verstanden und erfüllt hat, so waren es die Lagiden. Ihr sittliches Hofleben, der Laster, Gräuel und Schande voll, mag der Moralist brandmarken, nicht der Kulturforscher, der im ptolemäischen Zeitalter allgemeine Blüthe, das grösste Kulturwachsthum im gesammten Alterthume erblickt. Wir empfangen hier zum ersten Male die Lehre, dass die Ausschweifungen des Fürsten trotz des entsittlichenden Beispiels, weniger kulturschädlich wirken, im eigenen Volke weniger Verdammung finden, als man vorzugeben pflegt¹⁾, vor allem aber grosse Eigenschaften, weitblickende Konzeptionen nicht hindern. All ihre Laster wogen die vielleicht wenigen Tugenden nicht auf, welche die Ptolemäer eben zu ihrer kulturgeschichtlichen Mission befähigten. Alexandrien, wo sie Hof hielten, war schnell zu einer ungeheuren Metropole blühender Handels- und Gewerbtätigkeit herangewachsen. Wie stets in solchen Städten, waren die höheren Klassen üppig und ausschweifend, die niederen nur mit bewaffneter Macht im Zaume zu halten. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Schauspiel, Musik und Pferderennen. In der Einsamkeit eines solchen Gewühls — die Stadt zählte vielleicht 800,000 Einwohner — oder im Lärm solcher Zerstreuung fand, so wie in den Metropolen der Gegenwart — jeder eine Zuflucht — Atheisten, welche aus dem freisinnigen und demokratischen Athen verbannt waren, Gläubige vom Ganges, monotheistische Juden, Gotteslästerer aus Kleinasien. Es entstand eine völlig neue moralische Welt. Die häufigen Blutmischungen verwischten die Nationalphysiognomie und der letzte Rest von Kastenzwang verschwand. Den Makedoniern folgten auch hier die Griechen auf dem Fusse und bald waren die grösseren Städte Aegyptens gräcisirt, wenigstens dem Geiste nach. In Alexandrien stiegen alle öffentlichen Gebäude im griechischen Geschmacke auf durch die griechischen Künstler, welche es vorzogen, am Hofe der kunstliebenden Ptolemäer, denn in der arg zerrütteten Heimath zu wirken. Asiatische Pracht mit griechischem Geschmack sah man hier zuerst in Kunstausführungen vereinigt, aus welchen

gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islams. Leipz. 1878. 8°. I. Bd. S. 10.

1) Als Illustration sei mir gestattet, ein Beispiel aus der Gegenwart und von einem halbbarbarischen Volke zu citiren. Das Chanat von Badäschân im Gebiete des oberen Oxus (Amu-Darjâ) ward bis 1869 von einem wahren Wüstlinge regiert. Deschandar-Schah lebte nur den ausschweifendsten Vergnügungen, kümmerte sich wenig um seine Unterthanen und war bei diesen allgemein — beliebt. Im Jahre 1869 stürzte ihn sein Neffe Mahmud-Schah mit Hilfe afghanischer Truppen und nahm seine Stelle ein. (Petermann's *Geographische Mittheilungen*. 1873. S. 163—164.) Aus den Berichten späterer Reisenden wissen wir, dass Mahmud-Schah ein durchaus gebildeter, unterrichteter und obendrein sittenstrenger Asiate war; um aber die afghanische Hilfe zu bezahlen, musste er schwere Lasten auf sein Volk wälzen, welches ihn dafür hasste und trotz seiner sonstigen Vorzüge 1878 schliesslich wieder vertrieb.

endlich ein eigener ägyptisch-griechischer Styl erwuchs. Gleichzeitig entwickelte sich die erfindungsreiche Pracht der Zimmereinrichtung, die wir nachmals in Rom bewundern. Kurz, Alexandrien ward an Schönheit und Grossartigkeit ein Muster, nur durch den vielleicht noch glänzenderen und reizenderen Eindruck Antiochias übertroffen.

Dass die geistigen Errungenschaften der Griechen die Grundlage dieser Kultur bildeten, lässt sich ohne Ueberschätzung wohl nicht behaupten. Denn es ist Thatsache, dass jede ihrer wenigen Wahrheiten unter einem Schutt der grössten Verkehrtheiten und Irrthümer verborgen lag, und was noch schlimmer war, dass gemeiniglich der Irrthum neben der Wahrheit eben so viel Berechtigung zu besitzen schien¹). Der Import des griechischen Geistes beschränkte sich in Aegypten wie allerwärts fast ausschliesslich auf die künstlerische Durchgeistigung dessen, was er an Realem, Praktischem von anderen Völkern übernahm, bei ihnen vorfand. In dieser Hinsicht wirkte der Hellenismus in Aegypten wahre Wunder; im Uebrigen vermochte er der fremden Grundlage nicht zu entbehren.

Was aber die Grösse der alexandrinischen Kulturepoche, ihre immense Bedeutung für die späte Nachwelt ausmacht, ist nicht die Erklärung ägyptischer Bauten durch hellenischen Geschmack, nicht Alexandrias staunenswerthe Pracht, denn von alledem waren ein Jahrtausend später kaum mehr Spuren vorhanden. Seine unsterbliche Grösse ruht einzig und allein auf seinen wissenschaftlichen Leistungen²).

Unter den materiellen Tendenzen der makedonischen Feldzüge tauchte nämlich in Aegypten eine Klasse von Menschen auf, welche dem Praktischen eine nie zuvor erreichte Entwicklung verliehen hatte; der makedonische Zug hatte eine ungeheure Summe von mathematischem und Ingenieurtalent ins Dasein gerufen, denn grosse Heere können nicht geleitet, grosse Märsche nicht ausgeführt, grosse Schlachten nicht geschlagen werden, ohne dieses Ergebniss nach sich zu ziehen. Als die Periode der energischen That vorüber war, fand das hervorgerufene Talent zusageade Beschäftigung in der Pflege mathematischer und physikalischer Studien. Dieser Pflege hinwieder konnte es sich nirgends besser hingeben, als in dem grossartigen Staatsinstitute, welches die Ptolemäer unter dem Namen des Museums im Serapeum zu Alexandrien mit dem Zwecke gründeten, sich des Orientalismus durch Verschmelzung des griechischen und des ägyptischen Glaubenskreises zu bemächtigen. Bekanntlich gelang dies vortrefflich; mit richtigem Scharfblicke hatten sie erkannt, dass ungebildete Massen einer festen Stütze bedürfen, auf welcher ihre Gedanken ruhen können, und dass bloss abstrakte Lehren ihren Bedürfnissen nicht entsprechen; sie stellten demnach den ägyptischen Serapisdienst wieder her, ordneten also den griechischen Skeptizismus und den ägyptischen Götzendienst einander

¹) Peschel, *Geschichte der Erbkunde*. S. 70.

²) Vgl. hierüber das herrliche Werk von Kingsley, *Alexandria and her schools*. Cambridge 1854.

bei und gewannen dadurch mit Einem Schlage die ägyptische Priester-schaft. Das fast alle Gebiete menschlichen Geistes umfassende Wissen dieser war es nun, welches die scientifische Grundlage des Alexandriner Museums bildete.

Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen.

So sehen wir denn in der Kette menschlicher Gesittungsgeschichte Glied an Glied sich fest an einander fügen. Weit entfernt von einem Kulturhemmniss, erwiesen sich die Heereszüge der Makedonier als der mächtigste, segensreichste Kulturhebel des Alterthums. Sie brachten in erster Linie die Griechen mit der alten Civilisation Asiens in Berührung und hatten dann das Museum in Alexandrien zum unmittelbaren Ausfluss. Erst mit dem Museum beginnt, was man die griechische Wissenschaft zu nennen pflegt. Aber weder die griechischen Namen der daraus hervorgegangenen Gelehrten, noch die griechische Sprache, worin sie ihre Schriften abfassten, dürfen darüber täuschen, dass wir hier keinem wirklichen Hellenenthume mehr gegenüberstehen. So wie in der Kunst griechischer Geist allmählig auch die ägyptischen Künstler beseelte, so war ägyptische Priesterweisheit der Born, aus dem die alexandrinischen Hellenen sich Begeisterung tranken. Dazu rollte in ihren Adern schon vielfach fremdes Blut. Und dass in der That die uralte hamitische Kultur, welche zuerst die Welt mit festem Maasse und Gewicht beschenkt, es war, deren Wissensschätze in das Alexandriner Museum so mächtig hineinragten, darauf weist gerade die vorzugsweise Pflege der exakten — mathematischen und physikalischen — Wissenschaften hin, worin die früheren Griechen von allen übrigen Kultur-völkern namhaft überflügelt wurden¹⁾. Jetzt erst erstand (um 300 v. Chr. in Alexandrien) ein Eukleides, der Schöpfer der Mathematik, und die Fortschritte dieses Wissens umfassten fast gleichzeitig reine Mathematik, Mechanik und Astronomie.²⁾ Länger denn ein Jahrtausend, ja theilweise bis zur Jetztzeit haben die nachkommenden Geschlechter an den Forschungen des alexandrinischen Zeitalters gezeht, die sich fast über die gesammten Naturwissenschaften erstreckten. Botanische Gärten, Menagerien, astronomische Observatorien mit Steinquadranten, Astrolabien, Armillarsphären und Fernröhren, eine Anatomieschule, zweckmässig mit den Mitteln zur Secirung des menschlichen Körpers ausgestattet, endlich die kolossalste Büchersammlung des Alterthums schlossen sich an das Museum an. Die drei grossen Regenten, die ersten Ptolemäer, deren Regierung ein ganzes Jahrhundert ausfüllt, verschafften durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, durch die glänzendsten Anstalten zur

1) Ueber die Geringfügigkeit des positiven Wissens der Hellenen in physikalischen Dingen siehe die betreffenden Abschnitte in Peschel's trefflicher *Geschichte der Erdkunde*. S. 30—44 (mathematische Geographie) und S. 57—71 (Stand des Naturwissens).

2) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 207.

Beförderung geistiger Bildung und durch ununterbrochenes Streben nach Erweiterung des Seehandels, der Natur- und Länderkenntniss einen Zuwachs, wie er bis dahin noch von keinem Volke errungen worden war. Alexandrien war der erste Handelsplatz der Welt, die materielle Eröffnung einer Wasserstrasse vom Rothen zum Mittel-ländischen Meere mittelst des Nils eines der grossartigsten Mittel die Völker des Orients näher zu rücken. Der Erste, welcher einen Versuch gemacht, den Nil mit dem Rothen Meere zu verbinden, war freilich schon Ramses II.¹⁾; nach langem Verfall nahm Necho II. das alte Vorhaben wieder auf und verlängerte des Ramses Kanal bis in die südlichen Bitterseen²⁾; vollendet ward derselbe aber erst durch den Perserkönig Dareios I.; wieder in Verfall gerathen, liess der Lagide Ptolemäus II. den Kanal von Neuem ausbaggern, in Betrieb setzen und daneben einen auch für Kriegsschiffe fahrbaren 100' breiten Seekanal vom Rothen Meere bis zu den Bitterseen (*amnis Ptolemaeus*) anlegen³⁾. Dieser Fürst war es auch, der unter dem Admiral Timosthenes eine Expedition bis Madagaskar aussandte.

Es ist hier nicht der Ort, die Fortschritte jedes einzelnen Wissenszweiges in der alexandrinischen Periode zu zergliedern; begnügen wir uns, die erste hellenische Gradmessung zwischen Syene und Alexandrien durch Eratosthenes von Kyrene, die Verdienste Euklids, Archimedes, und Apollonius, von Perga um die Mathematik, jene Hipparchos und Aristarchos um die Astronomie zu erwähnen. Es gibt Kritiker, welche trotzdem in der Behauptung verharren, die gewaltsame Störung, welche die frühere natürliche Fortentwicklung erfahren, sei nicht ohne üble Folgen geblieben. Mit der vollen Freiheit hörte die Geistesfrische auf, endigte der geniale Aufschwung, den wir bei den Griechen so sehr bewundern müssen. Eben in diesem Aufhören des genialen Aufschwungs — so charakteristisch für die Jugend der Völker — ist aber der bedeutendste Fortschritt zu erkennen. Nicht als Vorwurf, sondern als höchstes Lob ist von der Richtung der ptolemäischen Epoche und der alexandrinischen Schule zu berichten, dass sie sich minder im Selbstbeobachten des Einzelnen als in dem mühevollen Zusammenfassen des Vorhandenen, in der Anordnung, Vergleichung und geistigen Befruchtung des längst Gesammelten offenbarte. „Nachdem so viele Jahrhunderte hindurch,

1) Brugsch nimmt an, dass bereits Seti I. einen Kanal angelegt habe. (*Geograph.* S. 264.)

2) 120,000 Menschen sollen diesem Werke zum Opfer gefallen sein; warum hören wir nie über diese Menschenverluste klagen, wie über jene, welche die Pyramidenbauten, Kriege u. dgl. kosteten? warum spricht man nie von den noch weit zahlreicheren Opfern der Industrie? Ist ihr Verlust etwa weniger zu beklagen? oder fällt ihnen vielleicht der Untergang weniger schwer als den anderen? Das französische Sprichwort *on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs* ist sehr wahr.

3) R. Rösler, *Die Kanalbauten auf dem Isthmus von Sues in aller und neuer Zeit.* (Ausland 1872. S. 270—274.) Auch Herm. Göll, *Kanalisirungsprojekte im Alterthum.* (Ausland 1867. S. 438—443.)

bis zum mächtigen Auftreten des Aristoteles, die Naturerscheinungen, jeder scharfen Beobachtung entzogen, in ihrer Deutung der alleinigen Herrschaft der Ideen, ja der Willkür dumpfer Ahnungen und wandelbarer Hypothesen anheimgefallen waren, offenbarte sich jetzt eine höhere Achtung für das empirische Wissen. Man untersuchte und sichtete, was man besaß; die Naturphilosophie, minder kühn in ihren Spekulationen und phantastischen Gebilden, trat endlich der forschenden Empirie näher auf dem sicheren Wege der Induktion.“¹⁾ Wohl ist es wahr, dass für die Bereicherung der menschlichen Erkenntnisse es genügt, dass eine Wahrheit einmal ausgesprochen werde²⁾ und daher die wenigen leuchtenden Gedanken der früheren griechischen Philosophen nicht gänzlich verloren gingen, allein der Kulturhistoriker forscht zunächst nach den allgemeinen Charakteren eines Zeitalters und da wird er bekennen müssen, dass jenes der Ptolemäer das erste sei, dem die Wissenschaft ihren Stempel unlösbar aufgedrückt habe.

Von solchem Gesichtspunkte aus hat die Nachwelt den Verfall der Philosophie während dieser Periode nicht zu beklagen. Auf diesem Felde gewann Alexandrien erst später Bedeutung durch die neuplatonische Schule, deren mystische Richtung eben so verfehlt, aber nicht verfehlter war, als alle philosophische Spekulation vor- und nachher überhaupt. Alles, was nicht die Wahrheit ganz ist, ist Irrthum. Im Vergleiche zu den wissenschaftlichen Errungenschaften vermögen wir auch den Verfall der Dichtkunst nur gering anzuschlagen, die sich indess durch Reinheit der Diktion, Glätte und Feinheit der Darstellung, geordneten Versbau hervorthat. Dichtkunst und schöne Künste sind die Aeusserungen jugendlicher Phantasie bei Völkern wie bei Menschen. Die Kunstperiode der Hellenen ist für die Wissenschaft nur taubes Gestein. Die Entwicklung der Kunst geht nicht Hand in Hand mit jener der Wissenschaft, vielmehr pflegt die Kunstthätigkeit den ernstesten Studien voranzugehen. Gleichwie der gereifte Mann im Allgemeinen mit Lächeln nur der Zeit gedenkt, wo ihm der erste Vers gelang und doch die Erinnerung daran nimmer missen möchte, dürfen wir uns der Blüthezeit hellenischer Poesie und Kunst erfreuen, ohne ihren Verfall unter den Ptolemäern zu betrauern. Eine Epoche ernstesten Forschens und überlegten Sammelns eignet sich nur schlecht mehr zu kindischem Spiele. Im Laufe meines Buches wird sich noch wiederholt Gelegenheit finden, auf dieses Verdrängen der Kunst und Poesie durch die Wissenschaft hinzuweisen. Nicht Kunst und Wissenschaft, Kunst oder Wissenschaft lautet die kulturgeschichtliche Formel. Allemal war aber die Wissenschaft die Signatur des fortgeschrittenen späteren Zeitalters. Eine Periode der Vereinigung aller Blüten menschlichen Geistes hat es nie gegeben.

Längst hatte die durch die makedonischen Feldzüge am Nile auf fremder Unterlage aufgezündete Wissensfackel über alle Lande des

1) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 205–206.

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 71.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*. 3. Aufl. I.

gesitteten Alterthums ihren strahlenden Glanz verbreitet und des mächtig gewordenen Roms begierige Blicke auf sich gelenkt. Aegyptens Schicksal war jenes fast aller im Alterthume mit einander im Verkehre stehenden Staaten, es fiel den Römern zur Beute, behielt aber selbst als römische Provinz eine bemerkenswerthe Stelle und einen nachhaltigen Einfluss ¹⁾ auf die spätere Kulturentwicklung.

1) Das grossartigste Gemälde des späteren Alexandrien und seiner kulturhistorischen Bedeutung hat Charles Kingsley in seinem wunderbaren, quellenmässigen Roman: *Hypatia or new foes with an old face* entworfen.

Das alte Etrurien.

Die Italiker.

Die ältesten Spuren menschlichen Daseins auf italischem Boden führen in vorgeschichtliche, unberechenbare Epochen zurück. Vom Fusse der Alpen bis hinab zu Calabriens äusserster Spitze erstrecken sich die Funde steinerner Waffen und Geräthe, die zum Theile in Gesellschaft nunmehr ausgestorbener Thiergeschlechter vorkommen. Rohe Steinwaffen bergen die quaternären Knochenbreccien von Ponte Mam-molo¹⁾, Ponte Molle²⁾ und anderen Orten der römischen Campagna. Kieselinstrumente wurden auf der Insel Elba³⁾ entdeckt, und am Po lag ein menschlicher Schädel neben dem prachtvollen Geweih des Riesen-hirsches (*Cervus megaceros*)⁴⁾; im Thale des Fimon bei Vicenza befindet sich eine ausgezeichnete Pfahlbautenstation aus der Steinzeit.⁵⁾ Die im Süden der Halbinsel aufgefundenen Steinwaffen zeigen zwar eine elegantere Form, sind aber zweifelsohne ebenfalls von hohem Alter. Erwiesen ist, dass der Mensch in Italien mit ausgestorbenen Thierarten zusammenlebte und vor den letzten Ausbrüchen der ausgebrannten Vulkane Latiums, deren Tuffe die Fundorte theilweise überdecken, die Halbinsel bevölkerte.⁶⁾ Es fehlen natürlich alle Anhaltspunkte für die ethnologische Bestimmung der Völker, von welchen diese Geräthe herrühren, und muss es also dahingestellt bleiben, ob,

1) Luigi Ceselli, *Stromenti in silice della prima epoca della pietra della campagna Romana*. Roma 1866. 16 S. 1 Tafel.

2) Giuseppe Ponzi, *Sugl' istromenti in pietra focaia rinvenuti nella cave di breccie presso Roma riferibili all' industria primitiva*. (*Atti dell' Acad. pont. dei nuovi Lincei*. 8. März 1866.)

3) Raffaello Foresi, *Dell' età della pietra all' Isola d'Elba e di altre cose che le fanno accompagnatura*. Firenze 1865.

4) B. Gastaldi, *Intorni ad alcuni fossili del Piemonte e della Toscana*. Torino 1866. 4'.

5) Paolo Liroy, *Le abitazioni lacustri dell' età della pietra nel Vicentino*. Venezia 1865. 50 S.

6) G. Nicolucci, *Antichità dell' uomo nell' Italia centrale*. (*Rendiconto della R. Acad. delle sc. fis. e matem. di Napoli*, August 1868.)

wie Einige glauben, der altgriechische Stamm der Japygier, im Süden wenigstens, als deren Urheber zu betrachten sei. Mit mehr Sicherheit lässt sich im Allgemeinen aussprechen, die italischen Völker der Steinzeit seien verschieden gewesen von denen der darauffolgenden Bronzezeit¹⁾.

Die alte Ethnographie Italiens ist erst in jüngster Zeit etwas aufgeheilt worden. Auf die in Sizilien altangesessenen Iberer, die wir auch in Spanien und Korsika finden, wie für Nordafrika vermuthen dürfen, folgten die illyrischen Sikeler (= Sikuler), welche die ersteren nach Westen drängten. In der Gesellschaft dieser von Norden eingewanderten Illyrier finden sich bereits allophyle Ligurer²⁾, ein Volk, welches sich auch über einen Theil des heutigen Frankreich verbreitete und vielleicht in der Loire ein Andenken seines Namens³⁾, in der dunkelhaarigen Bevölkerung des mittäglichen Frankreichs aber noch deutlich erkennbare Spuren seines Blutes hinterlassen hat⁴⁾. Ja, neuere Forschungen haben starke Ueberbleibsel der Ligurer im heutigen Belgien⁵⁾ und selbst in Irland⁶⁾ und Grossbritannien aufgespürt⁷⁾. Auch einzelne thrakische Spuren zeigen sich auf dem Boden Siziliens. Die Japyger Unteritaliens gehören nach den Namen ihrer Orte, Flüsse und Stämme zu den Illyriern, und diese sind wieder identisch mit den Pelasgern Griechenlands. Entsprechende Ortsnamen, Traditionen und Sagen in Latium und Arkadien, in Mittel- und Norditalien und in Griechenland und den nördlichen Landschaften weisen auf die Identität einer pelasgisch-illyrischen Urbevölkerung, die zuerst zu Land vom Norden einwanderte, später zum Theil zur See von Epirus, Thessalien und den griechischen Inseln auf dem Boden des nahen und stammverwandten Italiens ankam. Nur so erklären sich auch die Anknüpfungspunkte in den Sagen (z. B. von Aeneas, Junius, Julius), in den Kultusgebräuchen, den Namen der Heroen u. s. w. Den pelasgisch-illyrischen Stämmen Umbriens und Picenums schlossen sich die bisher räthselhaften Veneter an. Vergil nennt das Land zwischen Timavus und Patavium ein illyrisches, das Alterthum bezeichnet die Veneter als verwandt mit den kleinasiatischen Enetern. In der Poebene und im nördlichen Kleinasien gab es ein Patavium, in beiden Landstrichen wohnten Pelasger und

1) de Jouvenel, *Rapport sur un mémoire de Mr. Nicolucci sur l'âge de la pierre en Italie.* (Bull. Soc. Anthrop. Paris. Vol. III. p. 214 ff.)

2) J. G. Cuno, *Die Ligurer.* (Rhein. Museum für Philologie. Herausg. von F. Ritschl. Neue Folge. Band XXVIII. 1873. S. 193—240.) Nicolucci, *La stirpe ligure in Italia.* 1864. — Stefano Martini, *Saggio intorno al dialetto ligure.* San Remo 1872. 8°. S. 92.

3) Prichard, *Natural history of man.* I. S. 204.

4) Moke, *Histoire des Francs.* Ueber die charakteristischen Kennzeichen der Ligurer siehe die schöne Arbeit des Freiherrn Roget de Belloguet, *Ethnogenie gauloise.* Paris 1858—1868, 3 Bde.

5) Leo van der Kindere, *Recherches sur l'éthnologie de la Belgique.* Bruxelles 1872. 8°. S. 47—49.

6) *Ausland* 1870. S. 127.

7) *Journal of the Ethnological Society.* I. Band. S. 202.

Illyrier; die einen waren nach Westen, die andern nach Osten vom gemeinsamen Mittelpunkt aus gezogen.

Die Apenninen-Halbinsel, Sizilien und Griechenland hatten demnach in der Urzeit die gleiche illyrische Grundbevölkerung; beide sind Aeste der grossen pelasgischen Nation. Schon Niebuhr hat die Thatsache, dass einst vom Arno und Po, bis über den Bosporus hinaus, Pelasger = Illyrier wohnten, geahnt. In der historischen Zeit waren von dieser einst gleichmässigen ethnischen Ablagerung nur einzelne Inseln und Bergeshöhen erhalten; die Fluthen fremder Stämme haben das niedere Land in einen Seeboden verwandelt und nagten Jahrhundert für Jahrhundert an den letzten Hochpunkten der ersten Aufschichtung von Ansiedlern.

Eine später stattgefundene Thatsache ist die Einwanderung der Sabiner oder Sabeller, zu denen auch die Umbrer und Osker gehören, in Mittel- und Unteritalien. Ihnen ist die Latinisierung Latiums zu danken; sie werfen die Sikuler zurück nach Westen, wie diese vorher die Iberer. Die Forschungen über die Terramaren der Emilia, welche mitten im Walde gelegene Pfahlbauten nachwiesen, deren Bewohner von der Metalltechnik nichts als eine primitive Bronzeherstellung kannten, sonst sich aber des geschliffenen Steines, des Hornes, des Knochens u. s. w. zu ihren Werkzeugen bedienten, haben es wahrscheinlich gemacht, dass die Italiker, d. h. Umbrer, Sabeller, Osker dieselben gegründet und bewahrt haben.

So erfolgte denn die erste Romanisirung der Illyrier durch das Volk der Italiker oder richtiger Umbro-Sabeller meist schon in prähistorischer Zeit in den centralen Landschaften der Apenninenhalbinsel. Die erste Niederlassung der Umbro-Sabeller, welche von Norden eingewandert sind, waren die Pfahlbauten Oberitaliens, die zweite die Terramare Emilias, von wo sie Umbrien, das spätere Sabinerland, Latium und das Abruzzenland überflutheten und die dortigen Illyrier, die auf tieferer Kulturstufe standen, unterwarfen. Letztere Völker: die Japyger in Umbrien, die Sikeler Latiums, die Aequer, Albaner u. A., aus denen sich nun meistens der Stand der Plebejer bildete, mussten natürlich die Sprache des herrschenden Stammes annehmen. Die beiden verschiedenen Völkertypen, der brachykephale und der dolichocephale, welcher letzterer den Illyriern eigen war, sind in diesen Gegenden seit dem Alterthume nachgewiesen. In den Abruzzen und in Campanien gewann das Oskische die Oberhand und behauptete sich bis auf den Bundesgenossenkrieg. Nach der Ertheilung des Völkerrechtes an die Föderirten verschwanden die einheimischen Dialekte. Am spätesten romanisirten sich die illyrischen Messapier, denn messapische Inschriften reichen bis in die Kaiserzeit hinein. Auf dieser umbro-sabellischen und sikelisch-japygisch-messapischen ethnischen Grundlage, wozu noch das vielfach mit Umbrern gemischte etruskische Element hinzukam, bildeten sich aus dem Vulgärlatein die einzelnen italienischen Dialekte.

Der Kulturstandpunkt der italischen Einwanderer unterschied sich

noch nicht stark von dem der Bewohner der österreichischen und der westschweizerischen Pfahlbauten. Die älteren Funde im Süden von Italien, besonders in Latium, weisen besonders in der Metalltechnik und der Ornamentik einen allmählichen Fortschritt nach. Im Norden herrscht noch der Stein, im Süden kommt die Bronze als Material vor. Von den nördlichen Abruzzen ging von diesen sabellischen Stämmen etwa ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung eine Bewegung aus, welche der der Dorier und Jonier auf dem Boden Griechenlands zeitlich und faktisch entspricht, und die in ihrem Verlaufe die Illyrier zu Leibeigenen und die sabellisch-umbrischen Idiome zu den herrschenden Dialekten machte. Griechen und Italiker oder Hellenen und Sabeller trennten sich weiter westlich von dem Mittelpunkt der Illyrier voneinander und unterjochten mittelst stärkerer physischer Gewalt die ihnen vorangewanderten ersten Niederschläge der arischen Rasse, der illyrischen und thrakischen Stämme. Und nach ihnen kamen in ähnlichem Verhältnisse die Schwärme der Kelten vom fünften bis dritten Jahrhundert nach Italien und Griechenland, denen es aber wie den späteren Germanen und Slaven immer schwerer wurde, gegen die altangesessenen Kulturvölker dauernden Boden zu gewinnen; sie bildeten eine Decke ohne Dicke.

Von den Zuständen dieser ältesten italischen Völkerschaften ist nur wenig Kunde auf uns gekommen; einiges Licht wirft indess darauf der Inhalt der sogenannten Eugubinischen Tafeln, die zugleich eines der wichtigsten umbrischen Sprachdenkmale bilden. Die republikanischen Institutionen von Gubbio, oder wie die Stadt lateinisch genannt wurde Engubium, erfreuten sich einer solchen Berühmtheit, dass sie im Alterthume vielen anderen italischen Staaten zum Muster dienten. Die eugubinischen Tafeln selbst sind die Akten einer Priesterbrüderschaft, deren Sitz zu Iguvium und deren Autorität sich ziemlich weit in der Runde erstreckt haben muss; sie nannten sich attidische Brüder (*frater Atijediur*) und waren ihrer zwölf an der Zahl. Sie scheinen nicht einer einzigen, bestimmten Gottheit, sondern einem ganzen Pantheon von Göttern und Göttinnen gehuldt zu haben, deren Namen zum Theil sehr genau mit den Gottheiten der Römer übereinstimmen, während andere, wie Vofionus, Tefer, Trebus u. s. w. völlig unbekannt sind. Wir haben also hier das Denkmal eines einheimischen Kultus vor uns, den die römische Religion noch nicht ausgelöscht hatte. Aus anderen Stücken der Tafeln geht hervor, dass die attidischen Brüder nicht gewöhnlich bei ihren Tempeln wohnten, sondern nur an gewissen Tagen zu gewissen Zeremonien sich hier versammelten.

Dieses altitalische Institut der attidischen Brüderschaft erhielt sich fort unter der Römerherrschaft, denn die eugubinischen Tafeln selbst, die uns darüber Aufschluss gewähren, stammen wohl aus der Zeit vom II. Jahrhundert v. Chr. bis auf Kaiser August. Sie mahnen lebhaft an eine andere Reihe epigraphischer Texte, diese jedoch in lateinischer Sprache, die aus der Kaiserzeit herrühren und eine merkwürdige Aehnlichkeit aufweisen; die Akten der römischen Arvalbrüder (*arvales*

fratres)¹⁾, die im Arvalenhain ihren der *Dea Dia*, einer sonst nirgends erwähnten Göttin geweihten Tempel besaßen. Der Kult dieser Flurbrüder, welche wiederum in der Zwölfzahl aus vornehmen Familien, später sogar aus der kaiserlichen und zwar auf Lebzeiten gewählt wurden, reicht gleichfalls in hohes Alterthum hinauf und bezog sich auf die römischen Gottheiten der Flur und des Ackerbaues, der Heerden und der Landleute, die auch noch lange zu den angesehensten Gottheiten des römischen Kultus gehörten, bis sie später theilweise mit griechischen Gottheiten identifizirt wurden, wodurch sie von ihrer klaren Bestimmung verloren. Wir haben hier den nämlichen Kult der Flurgottheiten wie in den Eugubinischen Tafeln, die nämlichen Zeremonien, die nämlichen Gebete. Der berühmte Gesang der Arvalbrüder zeigt Wörter und Wendungen, welche an das Umbrische erinnern. Offenbar liegt in den attidischen und den arvalischen Brüdern ein doppeltes Denkmal eines altitalischen Kultus vor²⁾.

Die Etrusker und ihre Gesittung.

Die Frage zu welcher Zeit die Etrusker nach Italien einwanderten, lässt sich nicht streng beantwortet³⁾; wahrscheinlich ist nur, dass dies nicht gleichzeitig mit den anderen italischen Völkern geschah, denn in Sitten wie in sonstiger Kultur zeigen sie auffallende Verschiedenheiten.

Die Sprachen der verschiedenartigen Völker Altitaliens zerfallen in zwei grosse Gruppen; jene der Umbrer und Samniten, das Oskische⁴⁾, sind unzweifelhaft indogermanischen Stammes und nahe Verwandte des späteren Lateinischen⁵⁾. Das Etruskische hat dagegen bis in die neueste Zeit einer genügenden Erklärung Trotz geboten. Nachdem man dasselbe als semitische Sprache erkannt haben wollte⁶⁾, ward neuerdings die Ansicht ausgesprochen, es sei mit dem Ugermanischen identisch⁷⁾, während Andere es aus dem Irischen (Keltischen)⁸⁾ zu er-

1) Guil. Henzen, *Acta fratrum arvalium quas supersunt. Accedunt fragmenta fastorum in loco Arvalium effusa*. Berlin 1874. 8.

2) Michel Bréal, *Les Tables Eugubines*. (*Revue des deux Mondes* vom 1. Nov 1875. S. 57—79.)

3) Conestabile, *Sur les anciennes immigrations en Italie*. Bologna 1878. 8°.

4) Noch zu Titus' Zeiten sprach man oskisch in Pompeji, wie die Inschriften dieser Stadt beweisen.

5) Zur Literatur über diese Frage: Aufrecht und Kirchhoff, *Die umbrischen Sprachdenkmäler*. Berlin 1839—1851. 4°. 2 Bde. — Mommsen, *Oskische Studien*. Berlin 1845. — Mommsen, *Die unteritalischen Dialekte*. Leipzig 1850.

6) Stickel, *Das Etruskische als semitische Sprache erwiesen*. Leipzig 1858. 8°. Stickel wollte mittelst der hebräischen Sprache die grosse perusinische Inschrift gelöst haben.

7) Alexander Earl of Crawford und Balcarras Lord Lindsay, *Etruscan Inscriptions, analysed, and commented upon*. London 1878.

8) P. H. K. v. Maak, *Die Entzifferung des Etruskischen und deren Bedeutung für*

klären versuchten. Endlich glaubte man die Lösung des Räthfels gefunden zu haben, indem man, was allerdings das wahrscheinlichste schien, im Etruskischen eine rein italische, mit dem Lateinischen, Umbrischen und Oskischen verwandte Sprache erkennen wollte ¹⁾. Leider darf man aber auch das, so lieb es uns auch wäre, als kein richtiges Resultat der Forschung betrachten Angesichts der sehr gewichtigen Argumente, die gegen diese Deutung erhoben wurden.

Die Etrusker waren also jedenfalls ein eigenes Volk, dessen Herrschaft sich über den grössten Theil Italiens, sicher über Rom in alten Zeiten erstreckte; etwa 291 Jahre vor Gründung Roms, also um 1044 v. Chr., überstiegen sie den Apennin und breiteten sich nordwärts über das andere Italien aus; sie unterwarfen sich die Umbren bis zur Adria, drangen bis in die Poebenen und gründeten dort ein neues Etrurien, die *Etruria nova seu circumpadana*. Späterhin legten sie auch in Campanien Siedlungen an, in der *Etruria novissima* oder *Opicia*, doch ging dieses Gebiet bald wieder verloren, da, wie es scheint, nur eine maritime Verbindung bestand. Die *Etruria nova* gehörte ihnen indess bis zum Jahre 396 v. Chr. und war ursprünglich von Umbren bewohnt, die gleich den Latinern und Oskern dem italischen und mithin auch arischen Stamme angehörten. Man hat Grund, anzunehmen, dass diese Umbren einst ausgedehntere Sitze einnahmen und im Besitze einer gewissen Kultur waren. Wenigstens bauten sie zahlreiche Städte, darunter das heilige Bologna, sicherlich eine der ältesten Städte Italiens, älter vielleicht sogar als Rom. Nach der etruskischen Eroberung war Bologna einer der wichtigsten Plätze der *Etruria nova* und hiess damals Felsina. Die keltischen Gallier, ein kymrisches, also dolichocephales Volk, welche die Stadt im Jahre 396 v. Chr. nahmen und zu ihrer Hauptstadt erhoben, nannten sie Bononia und behielten sie bis 222, in welchem Jahre sie in die Gewalt der Römer kam. In Bologna sind Umbren, Etrusker und Gallier vertreten, welche alle auf den Typus der Bevölkerung einen mehr

nordische Archäologie und für die Urgeschichte Europa's. Hamburg 1873. 8° S. 2, will allerdings die Ligurer für Iren, also Kelten erklären, doch sind seiner Begründung durch Prof. Dr. Otto Keller im Allgemeinen gewichtige, ja vernichtende Bedenken entgegengesetzt worden. (*Archiv für Anthropologie.* VI. Bd. S. 160.)

1) Wilh. Corssen, *Die Sprache der Etrusker.* Leipzig 1874. 8°. I. Bd. Sprachlich auch Max Müller zu Gunsten der Corssen'schen Annahme von dem arischen Charakter des Etruskischen aus (*The etruscan language in the Academy* 1874. Nr. 87), so hüllte sich andererseits eine nicht geringere Autorität, Prof. Aufrecht, über die Verwandtschaft des Etruskischen in das vorsichtigste Schweigen, so vorsichtig, dass Isaac Taylor, der in dem Etruskischen ein altisches Idiom erblicken will, daraus den ihm günstigen Schluss zieht, Prof. Aufrecht scheine es nicht für eine italische oder wenigstens arische Sprache zu halten. Ernsthafter als die Einwände Taylor's sind wohl jene des Deutschen Dr. W. Deecke, *Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik.* Stuttgart 1875. 8°. und *Etruskische Forschungen.* Stuttgart 1875. 8°. I. Die von Monsignore Francesco Liverani unter dem Titel *La chiave vera e le chiavi false della lingua etrusca. Saggio di epigrafia.* Chiusi 1875 versuchte Entzifferung des Etruskischen bringt gleichfalls keine Lösung.

oder minder ausgeprägten Einfluss üben mussten. Das höchste Interesse verdient daher der Friedhof von Bologna, die ehemalige Certosa, wo man unzweifelhaft auf eine etruskische Nekropole gestossen ist und den Leichenbrand neben dem Leichenbegräbnisse gleichzeitig gefunden hat. Die Sitte, die Asche der verbrannten Leichen in eigenen Aschenkisten aus Alabaster, Kalktuff, Travertin und gebrannter Erde beizusetzen, war in den nördlicheren Theilen des eigentlichen Etrurien herrschender, als in den südlichen. Die Skelette der unverbrannten Leichen haben aber wie die Henkel der danebenstehenden Gefässe fast alle die Richtung von Ost nach West und führen das an den Obolos der Griechen erinnernde *aes rude* im Munde. Dabei ist es nicht schwer, die ärmeren Klassen der Bevölkerung von den wohlhabenderen zu erkennen; an den Schädeln der Certosa bei Bologna will man freilich mehr den umbrischen als den etruskischen Stamm erkennen¹⁾, was nicht unmöglich, da die Etrusker sicherlich umbrische Völkerschaften unterjocht hatten. Die in den Gräbern gefundenen Aschenkisten gehören mit sehr wenigen Ausnahmen einer späteren Zeit an und es erklärt sich damit, dass die auf den Reliefs derselben dargestellten Gegenstände und Szenen meist dem heroischen, insbesondere dem troischen Sagenkreise der Griechen entnommen sind²⁾. Trotz der Verwandtschaft in Stoff und Darstellung prägt sich in den etruskischen Grabmalern der nationale entschiedene Gegensatz aus; ihr Charakter ist wild, excentrisch und die der Wirklichkeit entnommenen Szenen sind ohne Adel und Verklärung.

Von ihren Sitten und Gewohnheiten steht keine fester als ihre grosse Todtenverehrung. Diesen Manenkult wollen manche für spezifisch uralaltaisch halten, und in der That hat nie ein indo-europäisches oder semitisches Volk den Todtendienst zu einer förmlichen Verehrung ausgebildet, wie dies z. B. in China der Fall ist. Als weiteres Merkmal altaischer Abkunft betrachtet man das bei den Etruskern herrschende Mutterrecht, in dem man die Spuren einstiger Polyandrie erkennen will, die gleichfalls für altaisch gelten. Dieses Argument scheint jedoch sehr schwach, denn die Polyandrie ist keineswegs auf uralaltaische Völkerschaften allein beschränkt, sondern kommt auch in Afrika und Amerika vor³⁾, während das Mutterrecht heute noch bei den Basken und im Alterthume bei anderen nichtaltaischen Stämmen üblich war.

Man darf das Jahr 1000 v. Chr. als den Zeitpunkt der höchsten Machtentfaltung und Blüthe der Etrusker annehmen; beide waren zur Zeit der Gründung Roms schon im Verfall, wenngleich sie noch lange hindurch die civilisatorischen Lehrmeister der Römer blieben. So weit

1) Antonio Zannoni, *Sugli Scavi della Certosa*. Bologna 1871. Die Nekropole ward auf dem Campo Santo der Certosa, eine halbe Stunde westlich von Bologna aufgefunden, und Zannoni vermuthet, dass hier die Bevölkerung der alten Etruskerstadt Felsina (von den Römern als *princeps* der *Etruria circumpadana* bezeichnet) ihre Ruhestätte hatte.

2) Enrico Brunn, *I rilievi delle urne etrusche, pubblicati a nome dell' Istituto di corrispondenza archeologica*. Roma 1870. Vol. I.

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 231—232.

uns Bildwerke ihr physisches Aeußere erhalten haben, waren die Etrusker von kleiner, untersetzter Statur, Arme und Nase kurz und dick, Gesicht gross mit rundlichem Umriss, Kinn stark und etwas hervortretend, Augen gross und braun, Haare etwas heller¹⁾. Bekanntlich hatte Retzius die Etrusker für brachykephal, Bär (1859) für dolichocephal, endlich Karl Vogt (1866) für subbrachykephal erklärt, bis endlich Nicolucci konstatierte, dass beide Typen, vorwiegend aber die dolichocephale Form, den Etruskern eigen gewesen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind also die Etrusker ein Mischvolk, wenn auch ein viel älteres als die Römer, gewesen. Um die oben erwähnte Epoche beherrschten die Etrusker nicht nur ihre südlichen Nachbarn, ihr Einfluss erstreckte sich auch in die Alpengebiete²⁾, wo in den alten Rhätiern ein ihnen ohnehin verwandter Volksstamm sass, und wohl auch darüber hinaus. Dafür spricht der Umstand, dass die in dem schon relativ nördlich gelegenen Marzabotto aufgefundenen Gegenstände und Gräber zwar unzweifelhaft der etruskischen Kultur angehören, die untersuchten Schädel aber mit denen der jetzigen Bevölkerung und der Umbrer am übereinstimmendsten sein sollen, während sie sich von den echt etruskischen, wie von den ligurischen und römischen wesentlich unterscheiden³⁾. Daraus dürfte man folgern, dass es schon damals den Etruskern gelungen war, den benachbarten Umbrern ihre Kultur aufzunöthigen. Wir wissen ferner, dass ein alter Verkehr zwischen Etrurien und dem Bernsteinlande bestand, denn nicht nur kommen Bernsteingegenstände in den etruskischen Gräbern, sondern auch etruskische Gesichtsurnen in Deutschland vor⁴⁾.

Durch die Berührung der Ureinwohner Italiens mit asiatischen Stämmen kamen sie zu den ersten Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes; frühzeitig hatten sie schon Acker- und Weinbau, Fluss- und Küstenschiffahrt, mehrere Gewerbe und Künste, Kunstarbeiten in Metall und Erde, Anfänge der Baukunst, Götter und Religionsgebräuche und, im Süden wenigstens, die Mythologie des alten Hellas, Etrusker und Latiner auch Schreibekunst. Vor allen aber waren die Etrusker durch Bildung ausgezeichnet.

Die Verfassung der Etrusker bestand in Stadtstaaten mit unterwürfigem Volk und Sklaven. Die Herrschaft in den Staaten hatte

1) Diefenbach, *Origines Europaeae*. S. 109. Siehe auch Isaac Taylor, *Etruscan Researches* und Giustiniano Nicolucci, *Antropologia dell' Etruria*. Memoria. Napoli 1869. 4o.

2) Bonstetten, *Second supplément au recueil d'antiquités suisses*. Lausanne 1807. Fol., Mügnet, wie uns dünkt mit Recht, jeden phönikischen, glaubt aber an etruskischen Einfluss in jenen Gebieten.

3) Siehe die diesbezügliche Untersuchung Nicolucci's in: Gossadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli di Marzabotto*. S. 69—80. Vgl. auch Nicolucci's: *Antropologia dell' Etruria*. Nicolucci hat 19 Schädel untersucht, darunter 13 dolichocephale und 7 brachycephale, und mit den römischen und phönikischen verglichen. Mit diesen Letzteren (?) seien die dolichocephalen Etrusker verwandt.

4) Marshall, *Gesichtsurnen von Liebenthal*, (Berliner Anthropol. Gesellschaft vom 15. Juli 1871.)

immer eine priesterlich-adelige Familie; der Adel zog zu Ross ins Feld, das Volk zu Fuss. Wenn je ein freier Mittelstand existirte, so ist er diesem Adel gegenüber gewiss nie zu rechter Geltung gekommen. Die Repräsentanten der zwölf etruskischen Staaten im eigentlichen Etrurien versammelten sich zum Bundestag beim Tempel der Voltumna und wählten einen Oberpriester, der zugleich Oberkönig und Oberrichter zwischen den einzelnen Staaten war und die Unterhandlungen nach Aussen leitete. Ueber ihre Religion haben wir nur wenig Nachrichten, doch wissen wir, dass ihre Götter auch im Norden zu Hause waren ¹⁾ und Venus in Etrurien einen Kult genoss ²⁾. In der etruskischen Familie herrschte das Mutterrecht, nicht jenes des Vaters ³⁾. Auf die Behausungen der Todten ward viel aufgewendet, und das Augurienwesen als Kunst betrieben, ja mit Staatseinrichtungen verflochten: Etrurien galt sehr bald als das Vaterland der Vogeldeuterei und Wahrsagerei, der Musik, Verskunst und mimischen Darstellungskunst, aber auch der Natur- und Sternkunde. Den Krieg hatten die Etrusker schon zur Kunst gemacht und eine Art von Kriegs- und Völkerrecht eingeführt; von Seeräuberei, die sie anfangs auf das Meer gelockt hatte, gingen sie zur friedlichen Schifffahrt und Handlung über, wachten aber eifersüchtig über den Alleinbesitz derselben an der ganzen italischen Küste, wesshalb auch keine Spur vorhanden ist, dass sich je die Phöniker dort angesiedelt hätten. Die Etrusker liebten Pracht, Wettrennen auf Wagen, theatralische Spiele und verpflanzten überhaupt die Kunst nach Italien. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass in diesem Punkte sie, wiewohl später, zahlreiche Anleihen bei den Griechen gemacht, wie sich aus den reichen Funden etrusischer Alterthümer ergibt ⁴⁾.

In der Baukunst erinnern die ältesten Bauten durch ihren plumpen, schwerfälligen und kolossalen Styl vielfach an die kyklopischen oder pelagischen Bauwerke der Griechen; solche Kyklopenmauern finden sich heute noch vielfach selbst im Lande der Volsker, gehören aber durchaus keiner fabelhaften Urzeit an, denn man baute sie noch, als Rom schon stand ⁵⁾. Auf den Bau der Kyklopenmauern führt aber in jener Formation des Kalkgesteins die Natur ganz von selbst, denn diese hat hier überall kyklopische Mauern aufgeführt und es bedurfte nur der

1) Diefenbach. A. a. O. S. 108.

2) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. Bd. S. 282.

3) Nachgewiesen durch J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil*. In der Beilage: *Das Maternitätsprincip der etruskischen Familie*. S. 281—352. Gegenüber den Zweifeln, welche oft an Bachofen's Forschungen sich erhoben, sei bemerkt, dass im Allgemeinen auch Sir John Lubbock die Resultate der Bachofen'schen Untersuchungen acceptirt (siehe *On the Origin of civilisation and primitive culture of man*. London 1870. 8°. S. 67—75) und John F. Mc. Lennan in seinem *Primitive Marriage*. Edinburg 1865. 8°. zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist.

4) Guten Aufschluss über die etruskischen Alterthümer findet man bei: A. Noël des Vergers, *L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les marais toscans*. Paris 1864. 8°. 2 Bde. Dann als kurze Uebersicht: L. Simonis, *L'Etrurie et les Etrusques*. Paris 1866. 8°. 40 S. —

5) Ferd. Gregorovius: *Aus den Bergen der Volsker*. (Ausland 1860. S. 848.)

Nachahmung, um diese Struktur zu bilden¹⁾. Später gibt sich eine wesentliche Verbesserung und Veredlung kund; sie bauten zuerst nach der rohen dorischen Säulenordnung und veränderten sie selbständig in die toskanische; auch gelangten sie von allen Europäern zuerst zur Kunst des Wölbens und des Bogenbaues, der selbst den amerikanischen Urvölkern nicht völlig fremd geblieben war. Die Etrusker führten demnach kühne Grabgewölbe, Theater, Amphitheater und Bäder auf; sie schmückten sie mit Reliefs und rohen Bildsäulen; die Idole waren häufig aus Metall, welches die Bergwerke des Landes lieferten; dergleichen die Münzen. Noch sind Opferschalen, Sarkophage und Urnen vorhanden, selbst geschnittene Steine und Gemälde, Vasen von gebrannter Erde nach den schönsten Formen und von den feinsten Massen mit den kühnsten Zeichnungen und Umrissen, die, da sie glühend, wie sie aus dem Ofen kamen, wie in einem Zuge gemalt werden mussten, eine geschickte Künstlerhand verrathen. Allerdings zeigen auch manche dieser Gefässe einen ziemlich rohen plumpen Styl, eine schwerfällige Behandlung der Figuren und eine höchst geschmacklose Ueberladung, die einen phantastisch-bizarren Eindruck macht. Unter den gebrannten Gefässen finden sich bisweilen auch solche aus ungebrannter schwarzer Erde, auf denen gleichfalls ziemlich ungeschickt ausgeführte Reliefs angebracht sind. Jedenfalls aber war in Etrurien inniger als irgendwo die Töpferkunst mit der plastischen Kunst verbunden, denn selbst Statuen der Götter wurden aus Thon geformt. Und was die Haltbarkeit und Zierlichkeit der Form anbelangt, so machten die etruskischen Thonvasen sogar den silbernen und goldenen den Rang streitig. Noch jetzt wird ihre über 2000 Jahre alte Form zum Muster genommen.

Einen Schluss auf die Entwicklung der materiellen Kultur gestattet die Mannigfaltigkeit der aufgefundenen Geräthschaften zu ziehen. Wir finden da an Bronzegegenständen: Giesskannen, Siebgefässe, Kandelaber, Leuchter, Schöpflöffel, Schalen, glatte Spiegel, Pomadebüchsen, die auch aus Alabaster Thon oder Glas hergestellt wurden, Ohrgehänge, Heftnadeln, Schnallen, Schwerter, Pfeil- und Lanzenspitzen, unter den Schmucksachen aus Gold und Silber: Ringe und Halsbänder, letztere auch von Bernstein. Ein Theil dieser Dinge fand sich in der Nekropole von Marzabotto, welche dadurch von erhöhtem Interesse ist, dass sie auch Gegenstände einer älteren, weniger ausgebildeten, roheren Kultur enthält, also sozusagen als Bindeglied zwischen der vorhistorischen und der historischen Zeit gelten kann²⁾. Man erkannte an dieser Stelle ordentliche Strassen und Trottoirs und die Substruktionen von Häusern, die unmittelbar an diesen Trottoirs lagen, so dass Marzabotto nicht

1) A. a. O. S. 795.

2) Giovanni Conte Gossadini, *Di un' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese*. Bologna 1885. Fol. 102 S. Mit 20 Tafeln. — Dann: Gossadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese*. Bologna 1870. Fol. 98 S. 17 Tafeln und Conestabile, *Rapport sur la Necropole étrusque de Marzabotto et sur les découvertes de la Certosa de Bologne*. Bologna 1873.

als Kirchhof, sondern als eine wahre Stadt zu betrachten ist¹⁾, deren Gründung wohl in die Glanzperiode der Etrusker, also über das Jahr 1000 hinaufreichen mag, die aber noch zur Keltenzeit blühte²⁾. Auf die Verbreitung der Bronze haben sie unstreitig einen nachhaltigen Einfluss geübt³⁾.

Handelsberührungen der Etrusker mit den nördlichen Barbaren⁴⁾.

Mit den Erzeugnissen ihres Kunstfleisses trieben die Etrusker einen ausgebreiteten Handel, der in hohes Alter hinaufreicht, doch ist man mit der Deutung der zahlreichen, jüngst zu Tage geförderten Funde etruskischer Kunst- und Industrieerzeugnisse lange in die Irre gegangen. Am hinderlichsten war sicherlich die lange verbreitete Annahme, die aufgefundenen Alterthümer seien in den Gegenden, in welchen sie entdeckt wurden, auch verfertigt worden, eine Meinung, welche die wunderlichsten Folgerungen veranlasste; allmählig machte man sich indess von dieser Vorstellung los und gab den Import einiger etruskischer Gefässe und Schmucksachen in die Länder der Kelten zu, meinte aber, dass diese in dem durch jene etruskischen Vorbilder eingeführten Geschmacke weiter gearbeitet hätten. Heute kann in Deutschland die Erkenntniss, dass die Kelten in der Metallarbeit nicht den Phönikiern, nicht den Griechen, nicht den Etruskern ebenbürtig gewesen seien, als eine durch die vergleichende Forschung gesicherte gelten. Dennoch ist die Zahl der von einer hohen Stufe der Technik zeugenden metallischen Fundstücke diesseits der Alpen, die man sich lange als einen fast unübersteiglichen Wall dachte, eine unverhältnissmässig grosse, aus der Fertigkeit der Kelten rein unerklärliche. Genthe ist nun der Ansicht, dass dieselben etruskischen Ursprunges, was für viele einzelne Stücke ohnehin feststeht und durch einen ausgedehnten Tauschhandel nach den nördlicheren Ländern gelangt seien. Die hervorragendste Stelle in den betreffenden Gräberfunden nimmt unstreitig Hausrath ein, dann folgt Schmuck, dann Kriegsgeräth. In dieser überwiegenden Verbreitung von Gegenständen wirthschaftlichen Gebrauches und friedlichen Schmuckes

1) In den letzten Jahren wurden untersucht die Gräber von Bassano (siehe Remigio Crespellani, *Relazione intorno ai sepolcri etruschi di Bassano im Monitore di Bologna* vom 4. August 1867), jene von Felsina (siehe Gozzadini, *Di alcuni sepolcri della necropoli Felsinea*. Bologna 1868. Mit 16 Holzschnitten), die Bronzegießstätte von Sanpolo (siehe Gaetano Chierici, *Tombe de l'âge de pierre taillées en Italie* bei Mortillet, *Matériaux*. 2de série. Nr. 1. S. 26.)

2) G. de Mortillet, *Les Gaulois de Marsabotto dans l'Apennin*. (*Revue archéol.*) Nachweis, dass einzelne Schwerter, Lanzen und Fibeln hier und in der Certosa von Bologna mit gallischen Resten übereinstimmen.

3) C. J. Wiberg, *Ueber den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur*. (*Archiv für Anthropologie*. IV. Bd. S. 11.)

4) Hermann Genthe, *Ueber etruskischen Tauschhandel nach dem Norden* Frankfurt a. M. 1874. 8°.

nicht nur in weitester Peripherie, sondern in gewisser Gleichmässigkeit über einzelne bestimmte Landstriche liegt ein Beweis für das lange Bestehen uralter Handelsbeziehungen der transalpinischen Völkerschaften zu den bis an die Alpen vordringenden etruskischen Händlern. Denn einzelne Kriegszüge, so wenig wie vorübergehende Handelsbeziehungen, hätten gerade solche Gegenstände und in solcher Weise verbreiten können. Das konnte nur ein lange Zeit bestehender lebhafter Handel, der es dem einzelnen möglich machte, zu erwerben, was ihn reizte, was er brauchte oder zu brauchen lernte. Wir beschränken uns hier darauf, die wichtigsten Fundobjekte aufzuzählen. Es sind dies, so weit Gegenstände des Hausrathes in Betracht kommen: Eimer und Kessel, Amphoren, Kannen, Becken und schüsselähnliche Gefässe, Schalen, Näpfe, verschiedene Gefässe, Hängeurnen, Messer, Rasirmesser, Sicheln und Sensen, Beile, Aexte, Meissel, Kelte, Sägen, Feilen, Raspeln, Hämmer, Nadeln, Pinzetten, Fischereigeräthe, Pferdegeschirre, Gebisse, Riemenscheiben. Unter den Schmucksachen findet man Fibeln, Gürtelbleche, Kettengürtel, Armringe, Hals und Kopfringe, Fingerringe, Ohrringe, Gehängstücke, Diademe, Haarnadeln, Kämmе und Knöpfe. Das Kriegsgeräth endlich erstreckt sich auf Schwerter, Dolche, Speer- und Lanzen spitzen, Pfeilspitzen, Streitkolben, Helme, Schilde, Panzer, Heerhörner und zweirädrige Wagen. Das Gebiet nun, über welches Gegenstände der bezeichneten Art verbreitet gewesen sind, ist ein ausserordentlich grosses; es reicht von Oberitalien und der Schweiz bis nach Dänemark und Schweden, von Ungarn und der Wallachei bis nach England und Irland, und diese räumliche Ausdehnung legt den Schluss nahe, dass bei den bescheidenen Mitteln und Wegen des Völkerverkehres in so früher Zeit einerseits Jahrhunderte dazu gehörten, um solche Mengen von Metallgeräth über die Alpen gelangen zu lassen und in so viele Länder zu verbreiten, andererseits, dass gerade diese ausserordentliche Verbreitung nicht durch direkte Handelsbeziehungen der Etrusker zu all den nördlichen Stämmen, sondern durch Tauschhandel der Barbaren unter einander bewirkt worden ist.

Nur theilweise lassen sich die uralten Wege, welche das eben angegebene Gebiet durchschnitten, nachweisen. Die Anfangszeit der Verkehrswege reicht in hohes Alter hinauf, doch trieben die Germanen wohl längst schon Ackerbau, als feste Strassen entstanden. Erst der Verkehr von Stämmen, welche durch dazwischen liegende andere getrennt sind, und der Bezug bestimmter Waaren aus einer fernerer Gegend liessen aus der Menge durch das Terrain selbst angezeigter und durch den Instinkt der Bevölkerung gefundener Naturwege wirkliche Strassenzüge hervorgehen. Solche Strassen bildete der Handel mit Feuersteingeräth aus der Champagne und Touraine nach dem Hennegau in megalithischer Zeit und innerhalb Frankreichs von der atlantischen Küste nach der Vézère (Grotte von Cro-Magnon) und von dem Mittelmeere nach der Gegend von Narbonne. Der wegen der Eifersucht, womit die Phöniker die Meerenge von Gades für fremde Schiffe sperrten, sich frühzeitig organisirende Landhandel mit Zinn vom Kanal quer durch Gallien nach der Rhone zu, konnte solcher Züge nicht entbehren. Den

Handel mit etruskischem Metallgeräth bahnte sie sich, je mehr die Ausfuhr sich steigerte. Von diesen Verkehrsstrassen war naturgemäss am wenigsten von Belang die nordwestliche Uferstrasse von Luna über Genua nach dem phönikischen Massilia. Grössere Bedeutung besass die nordwestliche Verkehrsstrasse, die dem Dora Baltea-Bette bis in die Gegend von S. Didier folgte, den mit Leichtigkeit auch für Fuhrwerk passirbaren kleinen St. Bernhard überschritt und durch das Bett des Baches Reclus nach dem Isère-Thal hintberging. Noch lebhafter betreten scheint der nördliche Zweig dieser Strasse gewesen zu sein, welcher von dem Thale der Dora Baltea bei Aosta abzog, über den grossen St. Bernhard ging und bei Martigny das Rhonethal erreichte, welchem er bis zum Genfer-See folgte. Wahrscheinlich bewegte sich der Verkehr von da aus in der Richtung von Lausanne auf Iverdun nach dem Neuenburger See, folgte dem östlichen Ufer bis Estavayer, ging dann über Payerne nach Avenches und Murten, von da rechts nach Bern, links über Ins (Aneth) zum Bieler See, gradaus über Aarberg, Büren nach Solothurn ins Aarthal, dieses entlang bis zum Rhein. Zürich ward durch eine vom Aarthal sich abzweigende Strasse über Lenzburg erreicht, die sich über Winterthur (Octodurus) und Frauenfeld nach Konstanz am Bodensee fortsetzte. Ausser zahlreichen Zweigstrassen sind noch jene durch das Hinterrheinthal (Splügen) und jene über das Stilsferjoch bemerkenswerth, am wichtigsten jedoch die bei Hatria anhebende Brennerstrasse; sie ging von Verona über Roveredo, Trient, Bozen und Matrey nach Innsbruck, d. h. nach dem von den Hunnen zerstörten Veldidena¹⁾. Von da führte die direkte Strasse auf Partenkirchen, Weilheim, Landsberg nach Augsburg, dem uralten Marktplatze für Austausch der Waaren zwischen Süd und Nord. Direkt nördlich scheint die Strasse bis zur Donau (Donauwörth) fortgesetzt gewesen zu sein; jenseits des Stromes fehlt es noch an thatsächlichem Materiale für den Nachweis bestandener Verkehrswege in so früher Zeit. Dagegen setzte sich die Strasse fort am rechten Donauufer, selbst bis Regensburg, führte aber nicht nach Passau hinab. Eine andere wichtige Strasse führt von Triest über Laibach zunächst auf Cilli an der schiffbaren Save, von da nach Marburg und Graz. An der gradaus nördlich aufsteigenden Linie lag Judenburg, welches noch im Mittelalter ein wichtiger Messplatz war, während die nordöstliche Fortsetzung der Strasse von Bruck aus nach Carnuntum ging. Für die Verbreitung des etruskischen Metallgeräthes waren am meisten von Belang die von Pettau auf Nedelicz längs der Drau und die von Radkersburg an der Mur nach Szerdahély gehenden Wege, sowie die von Carnuntum am rechten Donauufer entlang führende Strasse nach Graz und Ofen.

Dass der Handel der Etrusker sehr alt sei, ist schon gesagt worden; ihre Seemacht war sehr bedeutend, und schon im XIV. Jahr-

1) Veldidena lag an der Stelle des Dorfes Wilten am Ausgange der Sill-Schlucht südlich von Innsbruck.

hunderte v. Chr. scheinen die Etrusker an dem Seevölkerbunde gegen Aegypten theilhaftig, wenn sie nicht gar die leitende Rolle dabei spielten. Mit dem aufblühenden Karthago durch Handelsverträge verbündet, gelang es ihnen lange, sich der immer energischer gegen Westen vordringenden hellenischen Kolonisation zu erwehren, bis jedoch mit dem verunglückten Ueberfalle auf Kyme (Cumä) im Jahre 524 v. Chr. ihre Seemacht zu sinken begann. Diese Wendung blieb nicht ohne Rückwirkung auf den nunmehr mächtig sich entwickelnden Landhandel nach dem Norden. Schon in den Alpen trafen sie das Volk der Rhätier, an welches sie verwandtschaftliche Bande knüpften; sicher ist wenigstens, dass bis in historische Zeit hinein in der Ostschweiz etruskisch gesprochen ward. Nicht einmal das Eindringen der Kelten in Norditalien vermochte diesem Tauschhandel Schranken zu setzen, denn die eingedrungenen Keltenstämme bildeten keine hemmende Schranke; ganze Städte, ja Distrikte blieben mitten unter den Kelten etruskisch, wie z. B. Mantua, während die Kelten sich auf dem platten Lande vorzugsweise mit Viehzucht beschäftigten. Die wichtigste Folge war nur die, dass das Kunsthandwerk verwilderte, indem der Etrusker sich angewöhnte, auf den Geschmack der Eroberer einzugehen. Südlich vom Apennin trat anscheinend keine derartige Aenderung ein. So scheiden sich ein reiner Styl, welcher damals bei der Nachahmung griechischer Muster stehen geblieben ist, und ein halbetruskischer, von den Kelten beeinflusster. Der Handel mit den Produkten der damaligen Zeit muss überaus lebhaft gewesen sein, wie der bei den Kelten sich so schnell vollziehende Uebergang von blossem Tauschhandel zum gemünzten Gelde beweist. Der Zeitpunkt dieses Umschwunges fällt nicht viel später als 300 v. Chr., keinesfalls vor 359 bis 336. Für die Bedeutung und Schwunghaftigkeit des von Etrurien aus zunächst durch das Gebiet der keltischen Bojer gehenden Handels mag auch noch erwähnt sein, dass, abgesehen von anderen Handelsartikeln, Rom ein Verbot erliess, den Kelten die in Menge eingeführten Sklaven (Kriegsgefangene) mit Gold- und Silbergeld zu bezahlen, weil man den steigenden Reichtum des noch nicht unterworfenen Volkes argwöhnisch ansah und andererseits das zu starke Abfließen der edlen Metalle über die Grenzen hindern wollte.

Der zweite punische Krieg brachte eine nicht unerhebliche Aenderung in den Verhältnissen hervor. Die Kelten hatten meist auf Hannibals Seite gegen Rom gekämpft, welches nun den Handelsverkehr mit den keltischen Stämmen noch missgünstiger als zuvor ansah, und die Alpenpässe sorgfältig militärisch bewachte, was den kaufmännischen Verkehr mit den Völkern in den Alpen mittelbar und unmittelbar beeinträchtigte. Erst der Einfall der Kimbern und Teutonen aber verschloss die Alpenstrassen für italische Händler auf längere Zeit und seither kam der etruskische Landhandel nach dem Norden nicht mehr in Gang.

Unter den Artikeln, welche die Barbarenvölker des Nordens gegen die Kunstprodukte der Etrusker austauschten, erregt besonderes Interesse der Bernstein, den sie schon lange kannten, ehe er ihnen direkt von

Norden zugeführt ward. Er findet sich als seltene und köstliche Beigabe in den etruskischen Gräbern von Corneto, Alsium und Caere. Jedenfalls erhielten die Griechen den Bernstein ursprünglich durch Phöniker, später, vielleicht schon seit dem XVII. Jahrhunderte v. Chr. durch Etrusker und durch die Massalieten, welche den Pytheas aus sandten, um die Bernsteinküsten selbst aufzusuchen. Die Einfuhr des Bernstein war im III. und II. Jahrhundert v. Chr. so massenhaft, dass die Bauersfrauen vom Po zur Zeit Plinius des älteren statt eherner Halsringe Schnüre von Bernsteinkorallen trugen, und dass die diesem Zeitraum angehörigen Gräber bei Bologna und Ancona, vor allem die von Hallstadt, Bernstein in aller denkbaren Verwendung aufweisen.

Zum Schlusse sei noch der Einfluss dieses ausgedehnten Handelsverkehrs auf die Civilisation der nördlichen Barbaren erwähnt; es hiesse geringe denken von germanischer und keltischer Art, wenn man meint, dass diese nicht bald den Weg der Nachahmung betreten. Berg- und hüttenmännische Kenntnisse verbreiteten sich radienförmig an den vom Alpengebiet ausgehenden Handelsstrassen. Die Anfänge der Guss- und Schmiedekunst standen in naturgemäßem Zusammenhange damit. Aber langsam nur vollzog sich der Fortschritt nach diesen Anfängen. Gewisse Leistungen der Technik blieben den vorchristlichen Germanen und Kelten immer versagt, nicht minder auch nur die Annäherung an die vollendete Formenhegung und Ornamentik der etruskischen Fabrikate.

Im Allgemeinen zeigt ein Blick auf die etruskische Kultur, wie sie sich nach den heutigen Forschungen darstellt, dass, obzwar mehr dem materiellen als dem geistigen Gebiete zugewendet, dieses Volk die Zeiten ursprünglicher Rohheit längst überwunden hatte und wohl die Fähigkeiten besass, in vielen Punkten den Römern als Vorbild zu dienen.

Rom und seine Kultur.

Rom unter Königen.

Keinem der zahlreichen italischen Stämme war eine glänzendere Zukunft beschieden, als jenem der Latiner, den Gründern Roms mit seiner weltbewegenden, tausendjährigen Geschichte. Sagenhafter Schleier umhüllt die Anfänge des Tiberstaates wie jene der Hellenen. So viel die Ueberlieferungen andeuten, lebten die Latiner, ein noch ziemlich rohes Volk, unter Königen und stellten natürlich auch die neue Kolonie unter solche. Gleichwie die gesellig lebenden Thiergeschlechter instinktiv einem Oberhaupte oder Anführer Gehorsam leisten und sich an ihn anschmiegen, so treffen wir am Anfange aller menschlichen Vereinigungen zu Völkern oder Staaten Anführer oder Oberhäupter, die man Könige zu nennen pflegt. Diese Häuptlinge, deren ursprüngliche Nothwendigkeit mit Erfolg beleuchtet worden¹⁾, gaben grossen Theils den Ton an, nach dem die Anderen sich modelten und schufen dergestalt durch Vererbung jene bestimmten Nuancirungen, die den Nationalcharakter bildeten; sie zwingen auch die Menschen durch Gesetze zum Gehorsam, was die Staatenbildung allein ermöglicht; ob das Gesetz gut oder schlecht, ob der Gehorsam der Unterthanen klug oder thöricht benutzt, ja missbraucht wird, ist dabei völlig nebensächlich; wichtig bleibt nur, dass ein Gesetz überhaupt bestehe, dass die Menschen überhaupt gehorchen²⁾; endlich verdanken die Häuptlinge ihre bevorzugte Stellung ursprünglich einer natürlichen höheren Leistungsfähigkeit, sei es an physischer Stärke, sei es an geistiger Ueberlegenheit. Durch das Gesetz der Vererbung werden sowohl theilweise die das Stammesoberhaupt auszeichnenden Eigenschaften auf dessen Nachkommen wie auch das Abhängigkeitsgefühl der Unterthanen auf die folgenden Geschlechter übertragen. So wächst denn das Königthum — zuerst mit der Gewalt des Familienhauptes identisch — naturgemäss aus den Verhältnissen heraus und in der That sehen wir keinen arischen Volksstamm ohne uranfänglichen König.

Die Zeit der Gründung Roms — man nennt den 21. April 753

1) Von Caspari, *Urgeschichte der Menschheit*, und Bagehot, *Physics and Politics*.

2) Bagehot. A. a. O. S. 25—26.

v. Chr. — die Sagen, die sich daran knüpfen, sind für uns belanglos; allem Anscheine nach ist Rom, wie die meisten latinischen Städte, für eine sikelische Gründung zu halten, und diese sind älter als die Einwanderung der Latiner. Auch sind zuverlässig nicht die Niederungen, in welcher seither die Malaria herrschte, sondern die malariefreien, luftigen und gesunden Höhen als Ausgangspunkte der ältesten Siedlungen zu betrachten¹⁾. Dass der Name Roma nicht lateinisch sei, nahmen die Römer selbst an. Latiner, Sabiner, ein abgehärteter, kriegerischer Stamm, selbst Ligurer²⁾, und nach Einigen³⁾ Etrusker erscheinen in den ersten Zeiten der ewigen Stadt. Die Bürgerschaft bestand in ältester Zeit sicher aus zwei, später aus drei Stämmen: die *Ramnes*, eigentliche Latiner oder Römer, und die *Tities*, Sabiner; von den *Luceres* (Etrusker?) bleibt es zweifelhaft, ob sie von Anfang an als dritter Stamm vorhanden, und wenn auch, so steht doch fest, dass sie politisch noch nicht gleichberechtigt waren. Die ersten sozialen Unterschiede gründen sich auch hier wieder auf ethnische Differenzen.

Schon in ältester Zeit entwickelte sich das Geschlechterwesen; jede der drei oberwähnten Urtribus zerfiel in 10 Kurien, jede Kurie in 10 Geschlechter, jedes Geschlecht in 10 Familien. Die Gesamtsumme dieser bildete das durchaus patrizische Volk; nur Mitglieder dieser drei Urtribus waren Vollbürger, und anfänglich sogar nur jene der *Ramnes* und *Tities*, denn wahrscheinlich erlangten die *Luceres* erst später Aufnahme in den von den Häuptern der 300 patrizischen Geschlechter gebildeten Senat. In so ferne unter Patrizier der Adel verstanden wird, gab es also nur adeliges Volk, worunter allerdings die *Ramnes* einen Vorrang behaupteten.

An der Spitze des dergestalt gegliederten Standes standen nun Wahlkönige, der Sage nach sieben. Der König war oberster Priester, Oberbefehlshaber im Kriege, oberster Richter und Haupt der Regierung; er ernannte die Beamten, berief die Volksversammlung und stellte darin die Anträge, welche sie genehmigen oder verwerfen konnte; von der Volksversammlung hing der Beschluss eines Krieges, eines Gesetzes ab; in der Versammlung dieser patrizischen Vollbürger ruhte also in letzter Instanz der Quell aller Macht. Sie, wie der Senat, stimmten aber nur über die Anträge des Königs ab; trotz seiner Beschränkung erfreute sich dieser also doch ausgedehnter Macht. In werdenden Staaten ist es nöthig — und so war es auch in Rom — dass der König Priester und der Priester König sei; Beide müssen eins sein, weil sie auch wirklich dasselbe sind. Der Gedanke an einen Unterschied zwischen leiblichen und geistigen Strafen darf

1) Dr. Robert Pöhlmann. *Die Anfänge Roms*. Erlangen 1881. 8°.

2) Macrobius, *Saturnal.* III. 9.

3) Niebuhr, *Römische Geschichte*. I. Bd. S. 230 ff., verwirft die alte Sage gänzlich und lässt die Stadt aus der Vereinigung einer alten sikelischen oder tyrrhenischen (etruskischen) Stadt auf dem *Palatinus* mit einer sabinischen Namens *Quirium* auf dem *Quirinalis* hervorgehen. Dass die Etrusker keinen Theil an Roms Urbevölkerung hatten, ist von Schwieger, Mommsen, Lange zugestanden; dagegen lässt sich eine Beimischung sabinischer Elemente zur römischen Nationalität nicht läugnen.

nie erweckt werden. Auch hätten die frühesten Römer denselben nie begriffen ¹⁾).

Allem Anscheine nach waren die Könige lange hindurch dem herrschenden latinischen Stamme entsprossen, was sie nicht hinderte, das benachbarte Latium zu bekriegen und allmählig zu unterwerfen. Der Ursachen für solche Kriege oder besser Raubzüge ²⁾ gab es mancherlei. Die neue Stadt war ein willkommener Sammelpunkt für die Unzufriedenen der umliegenden Völkerschaften und Rachbegier mag manchen Kriegszug entzündet haben; ihr Wachsthum erheischte ferner räumliche Ausdehnung; an sich arm, musste sie sich Nahrung, und war diese nicht gutwillig zu bekommen, mit Gewalt verschaffen. Zudem verschmolzen Latiner und Sabiner in Rom ziemlich rasch mit einander und gebaren den eigentlichen Römer, der in seinem Charakter bald zum Nichtrömer in um so grösseren Gegensatz trat, als auch seine Interessen ihn andere Wege wiesen. So haben in der Gegenwart die Nordamerikaner, obwohl ursprünglich gleichen Blutes mit den Briten, durch vielfach hinzugetretene Mischungen und räumliche Abtrennung sich scharf von ihren Ahnen differenzirt.

Sowohl der Zuzug von Fremden als die Unterwerfung der Latiner, von der Sage besonders dem Tullus Hostilius und Ancus Martius zugeschrieben, schufen neben den patrizischen Geschlechtern ein neues, anfänglich nicht vorhandenes Element — die Plebejer. Auch zwischen Plebejer und Patrizier hat also ein ethnischer Unterschied obgewaltet, der später äusserlich kaum mehr wahrnehmbar blieb. Die römischen Plebejer erinnern lebhaft an die Metöken und Periöken der Griechen. Wie diese genossen sie nicht die politischen Rechte und Freiheiten der Vollbürger, des patrizischen Volkes. Ausnahmslos herrschte in den ältesten arischen Gesellschaften die Bevorzugung des eigenen Blutes, ja mehr noch, einen anderen Grund für ihr Zusammenhalten ausser jenem der gemeinsamen Abstammung vermochten sie gar nicht zu fassen. Die Geschichte der politischen Ideen beginnt thatsächlich mit der Voraussetzung, dass Blutsverwandtschaft der einzig mögliche Grund für gemeinsames politisches Zusammenhalten sei ³⁾, und das Bewusstsein einem Volke anzugehören, bezeichnet schon eine sehr hohe Stufe gesellschaftlicher Entwicklung ⁴⁾. Da nun die Bildung eines für jede Gesellschaft so nothwendigen Nationalcharakters nur innerhalb gleichartiger Elemente sich vollziehen konnte, einmal aber vollzogen, der Typus möglichst rein erhalten werden musste, so begreift sich, warum die

1) Bagehot. A. a. O. S. 26.

2) Raubzüge können übrigens unter Umständen naturnothwendig sein. So kann man die räuberischen Gewohnheiten der Tuareg und der Turkomanen geradesu eine physikalische Erscheinung nennen. Die Wüste ist die Mutter der Räuber, ja sie zwingt sogar zum Raube. Ohne Raub würden auch manche Stämme der Turkomanen gar nicht ihre Sitze zu behaupten vermögen; für sie ist er eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. (*Ausland* 1864. S. 1250.)

3) Bagehot, *Physics and Politics*. S. 22—23.

4) Peschel im *Ausland* 1867. S. 870.

alten Staaten Fremden keinen Eingriff in den erst mühevoll errungenen Nationaltypus gestatteten ¹⁾. Am wirksamsten liess dieser Zweck sich erreichen durch strenge Aufrechterhaltung des Geschlechterwesens, scharfe Sonderung der Stände, Versagen der Gleichberechtigung, d. i. durch politische Unterdrückung der unterworfenen fremden Elemente. Darum war das Volk in Rom und im frühesten Hellas, wie noch manches Naturvolk ²⁾, durchaus aristokratisch; es bildete in seiner Gesamtheit den Adel, der einzig und allein in der Idee der Reinerhaltung des Stammbutes wurzelte. Was nicht desselben Blutes war, trennte von den herrschenden Geschlechtern in den sozialen Einrichtungen und Gesetzen eine fast unüberbrückbare Kluft, die je weiter zurück, desto schärfer zum Ausdruck gelangte. Wie in Athen bestand in Rom das Verbot der Ehe zwischen Patriziern und Plebejern, die obwohl Staatsangehörige, kein Bürgerrecht, kein Stimmrecht in der Volksversammlung, keinen Zutritt zu den öffentlichen Aemtern besaßen; selbst von den geistlichen Funktionen blieben sie ausgeschlossen. In der Abgrenzung einer gemilderten Kaste bildeten die Plebejer eine tief untergeordnete Klasse.

Die Starrheit dieser anfänglichen Zustände ist nicht zu beklagen; sie wirkt wohlthätig auf das fernere Leben der Völker. „Die griechischen Modellrepubliken, diese Muster von Erhabenheit, zerfielen nach einer kurzen Blüthezeit von 150 Jahren, das chinesische Reich mit seinem alten eingewurzelten Despotismus beweist seine Lebensfähigkeit durch seinen, allen Stürmen der Zeit bis zum heutigen Tage Trotz bietenden Bestand. Warum zerfielen die Ersteren und besteht das Letztere? Jedenfalls können die Staatsformen kein Muster sein, unter denen das betreffende Volk nur ein paar Jahrhunderte bestehen konnte. Der als Krone der Abscheulichkeit geltende Feudalismus hat eine tausendjährige Lebensfähigkeit bewiesen; wo ist das republikanisch-demokratische System, das tausend Jahre bestanden hat ³⁾?“ Auch Kasteneinrichtungen lassen auf lange Lebensdauer des Volkes hoffen: nicht nur erhalten sich Kastenvölker länger, sie haben auch mehr Aussicht, andere zu überwinden oder auszurotten. Die ersten Erfordernisse jugendlicher Völker sind nämlich strenge Gebräuche und bindende zwingende Satzungen. Zudem gewährt die scharf durchgeführte Arbeitstheilung mannigfache Vortheile, wie die Trennung zwischen Priester-

1) Bagehot. A. a. O. S. 89.

2) So gut als manche Völker Ehen mit Angehörigen eines fremden Stammes verpönnen, gibt es aber auch solche, welche wie die Fanneger oder die Australier ihre Frauen stets aus einem anderen Stamm holen, aus übertriebener Furcht vor allzu grosser Blutsnähe. Reste solcher weiten Begriffe vom Incest haben sich bei solchen Völkern erhalten, die dem Frauenraub huldigen, der daher, wie Peschel darthut, keineswegs als Rohheit aufzufassen ist. Ja, der genannte Gelehrte will die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen als die verdunkelte Erinnerung einer alten römischen Sitte deuten, welche auch bei ihnen die Heirathen innerhalb der Stammesgemeinde verbot. Jedenfalls müsste dann diese Sitte in sehr hohes Alter zurückreichen.

3) H. Becker in Chicago in einem an mich gesandten längeren Manuscripto vom April 1874.

und Kriegerstand, wodurch wahrscheinlich das Entstehen der Wissenschaft möglich ward. Eine intelligente Klasse konnte damals nur unter dem Schutze der Ueberzeugung bestehen, dass, wer sie angreife, der Züchtigung des Himmels anheimfalle. Die Anfänge geistigen Lebens sind langsam und konnten auch nur langsam reifen im Schoosse eines Standes, der dadurch an und für sich unkriegerisch und daher auf den Schutz eines eigenen Kriegerstandes angewiesen war.

Andererseits begünstigten Kriege in der Völkerjugend die allgemeine Entwicklung. Der Stärkere hat stets den schwächeren erobert, manchmal gänzlich unterjocht, manchmal nur beherrscht. Jeder intellektuelle Gewinn wird in jenen Epochen so zu sagen im Kriege fruchtbringend angelegt; jedes Volk trachtet das andere an Kriegstüchtigkeit zu übertreffen und es entsteht dann eine Uebereinanderschichtung der kriegerisch entwickelteren Völker, für den Gang der Kultur zum wesentlichen Vortheil; zudem zieht der Krieg Eigenschaften ¹⁾ gross, welche zum Bestande eines Volkes wenn nicht unbedingt nothwendig, so doch überaus nützlich sind, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Disziplin. Selbst die Civilisation beginnt nur deshalb, weil sie ein militärischer Vortheil ist. In diesem Falle befand sich das alte Rom. Frühzeitig zu zahlreichen Kriegen veranlasst, wie sie die Jugendzeit aller Völker kennzeichnen, weil sie den Kampf ums Dasein noch mit keiner anderen Waffe als mit Gewalt zu führen verstehen, auch in gewissem Sinne jeder Angriff zugleich Vertheidigung, weil jeder Nachbar ein Feind ist, erzeugte gerade dieses Zeitalter des Kampfes jene Eigenschaften, welche Rom zu einer späteren Grösse verhalfen. Ohne die Antecedentien wären die Konsequenzen niemals möglich gewesen.

Aus den dunklen Sagen über die Königszeit ²⁾ schimmert ziemlich bestimmt hervor, dass einem Fremden gelang, die höchste Gewalt an sich zu bringen: Lucius Tarquinius Priscus, der fünfte in der Reihe der römischen Könige, aus Tarquinii im benachbarten Etrurien, gegen dessen Namen er den seinigen, Lucumo, umtauschte; auch Tanaquil, seine Frau, war aus angesehenem etruskischem Geschlechte. Sein Nachfolger Servius Tullius soll gleichfalls ein Etrusker gewesen sein ³⁾, der letzte König L. Tarquinius Superbus aber sei der

1) Diese Eigenschaften, deren Gesamtsumme den Nationalcharakter bildet, nenne ich im Gegensatze zu den geistigen oder intellektuellen, moralische oder sittliche. Man kann von moralischer oder sittlicher Kraft, moralischen oder sittlichen Eigenschaften eines Volkes reden, ohne eine Moral, eine Sittlichkeit als abstraktes Prinzip anzuerkennen. Dieses ist nur in ethischem Sinne denkbar, während unter moralischen Eigenschaften gute und böse, nützliche und schädliche zusammengefasst werden; zur moralischen Kraft eines Volkes tragen oft vom Standpunkte der Moral, der Sittlichkeit als Prinzip durchaus verdammenswerthe Eigenschaften bei. Eine moralische oder sittliche Eigenschaft ist nicht immer auch „moralisch“ oder „sittlich.“

2) Wahrscheinlich ist an der ganzen Königsgegeschichte kein wahres Wort. Niebuhr hat gezeigt, dass die Regierungsgeschichte des Tullus Hostilius eine Fiktion, eine Erfindung sei, und W. Ihne (*Geschichte Rom's*. I. Buch. Cap. 4.) erblickt darin mit Recht eine Wiederholung der Romulusage, ohne jedwede historische Wahrheit.

3) In einer Rede des Kaisers Claudius heisst es, dass unter Tarquinius Priscus,

Schwiegersohn des Servius und vermuthlich ebenfalls ein Etrusker gewesen. Drei von den sieben sagenhaften Monarchen Roms waren also wahrscheinlich Etrusker, die dort, nach der gewöhnlichen Chronologie, eine fast ein Jahrhundert (96 Jahre) andauernde Fremdherrschaft ausübten.

Rom, ursprünglich auf das linke Tiberufer beschränkt, lag hart an der etruskischen Grenze, welche der Tiber bildete. Erst nach Bekriegung des etruskischen Veji dehnte sich die Stadt auch auf das rechte Ufer aus. Das im südlichen Etrurien entstandene tarquinische Reich — von der Hauptstadt Tarquinii so benannt — scheint schon sehr frühe sein Uebergewicht auf Latium, namentlich dessen Küstenstädte, bis Circeji und Tarracina herab ausgedehnt zu haben. Hauptstadt und Mittelpunkt dieses mächtigen etruskisch-latinischen Reiches, wovon Erinnerungen in den sagenhaften Erzählungen von den Tarquinierkönigen sich erhalten haben, war eben Rom. Sei dem jedoch wie ihm wolle, sicher ist, dass zur Zeit des Tarquinius Priscus¹⁾ die keltischen Gallier (590 v. Chr.) über die Alpen nach Oberitalien zogen, hier sich niederliessen und die in der Poebene sitzenden Etrusker zurückdrängten. Vielleicht dass diese um jene Zeit Korsika besetzten, von dem die Geschichte bis dahin nichts zu erzählen weiss, vielleicht auch, dass sie sich nach Süden ausdehnten und bei diesem Anlasse in Rom die Herrschaft erlangten. Darauf lässt die Sage schliessen, dass die *Luceres* von Lucumo (Tarquinius Priscus) mitgebrachte Etrurier waren, sowie dass sie unter ihm erst die Aufnahme in den Senat erreichten. Noch wichtiger ist die wahrnehmbare Anlehnung der ältesten römischen Kultur an die weitaus überlegene etruskische, wie in materieller Hinsicht feststeht. Die ältesten Bauwerke²⁾ in Rom, namentlich das Kapitol und die *Cloaca maxima* wurden durch etrusische Baumeister aufgeführt, und neuere Ausgrabungen legten (am 9. Mai 1873) zur grossen Ueberraschung der Archäologen unter einer antiken Nekropole am Esquilin eine zweite noch tiefer gelegene und viel ältere Nekropole bloss, die wahrscheinlich in jene älteste Zeit zurückreicht, als Rom noch einfach ein Aggregat von Hütten und Ortschaften war, welche die servische Mauer noch nicht umfing. Der Charakter der hier in den Felsen eingehauenen unterirdischen Räume ist aber durchaus etruskisch³⁾. In der Tracht und den Insignien der obrigkeitlichen Per-

vielleicht durch dessen etruskische Gemahlin Tanaquil veranlasst, ein Etrusker, Mastarna, mit einer Schaar seiner Landsleute nach Rom gekommen und auf dem cölimischen Berge sich niedergelassen habe. Darnach sei er König von Rom geworden.

1) Nach der üblichen Chronologie 616–587 v. Chr.

2) Ueber den etruskischen Einfluss auf die römische Baukunst siehe: James Ferguson, *Ende stone monuments in all countries: their ages and uses*. London 1872. 8°, ferner Robert Burns, *Rome and the Campagna: an historical and topographical description of the site, buildings, and neighbourhood of ancient Rome*. Cambridge 1871. 8°.

3) Siehe über diese wichtige Entdeckung: *Bullettino della Commissione archeologica municipale*, Roma 1874. 8°. II. Bd. S. 49–51 und 1875. III. Bd. S. 41–56, wo der

sonen (z. B. die Liktores sammt *Fasces*), in den Waffen sammt Pferdeschmuck, im Gebrauche der Tuba, in der Eintheilung des Volkes nach Kurien und Tribus, im religiösen Kultus und besonders im ganzen Divinationswesen, ja selbst in den Kampfspielen der Gladiatoren und in dem die Familie beherrschenden Mutterrecht, machten ferner diese Einflüsse, fast schon Nachahmungen sich geltend, auf die materielle wie die geistige Kultur und das politische Staatsleben sich erstreckend. Wo aber fremde Einflüsse in solchem Umfange stattfanden, dort waren wohl die Berührungen zwischen beiden Volksstämmen sehr innige. Zum mindesten befanden sich Etrusker zu Rom in solcher Stellung, dass ihr Einfluss auf die ganze Staats- und Volksentwicklung massgebend sein konnte. Eine derartige Stellung pflegen aber bei jugendlichen Völkern bloss die Herrscher und ihr Anhang einzunehmen.

Unter diesen etruskischen Königen flossen drei Generationen dahin, in welcher Zeit die Bevölkerung der Stadt unter allen Umständen einen höchst ansehnlichen Zuwachs an nichtetruskischem Elemente erhielt; sie hatte sich in etwa dritthalb Jahrhunderten — so lange schätzt man gewöhnlich die Dauer des Königthums — wohl vervierzigfacht¹⁾. Für die zu Ende des VI. Jahrhunderts lebende Römergeneration war nun dieses Königthum mit Fremdherrschaft gleichbedeutend; daran ändert die Länge oder Kürze ihres Bestandes nichts. Dieses Druckes musste sich aber die Nation immer mehr bewusst werden, je mehr sich das spezifische Römerthum als Gegensatz zu den umliegenden Völkerschaften herausdifferenzirte. Nun liegt es in der menschlichen Natur begründet, jede Fremdherrschaft, wäre sie noch so milde, noch so trefflich, als Druck zu empfinden und nach Befreiung zu streben. Dies geschah auch in Rom, zumal wenn, wie die Sage will, der letzte Tarquinierfürst ein tyrannisches Regiment geführt. Die Vertreibung der Tarquinier fand gleichzeitig, angeblich im nämlichen Jahre statt als die Athener den Tyrannen Hippias verjagten und die kleinasiatischen Griechen sich gegen die Perser erhoben. Die Römer jedoch setzten an die Stelle der vertriebenen Fürsten, welche die Königswürde in ihrem Hause erblich zu machen strebten, zwei Wahlkönige aus ihrem eigenen Stamm, die sie Konsuln nannten. Ueber die Vertreibung der Könige selbst wissen wir nichts, nur soll sie der Sage nach nicht vom Volke, sondern vom Adel ausgegangen sein, was kaum geschehen wäre, hätten die Fürsten nicht auch diesem als fremdes Element gegenübergestanden. Dem Adel und nicht dem Volke fiel nun auch die Herrschaft anheim; nichts änderte sich in den inneren Verhältnissen, nur standen an der Spitze des Staates, phantastisch Republik genannt, statt eines Königs deren zwei, thatsächlich aber nicht minder mächtig. In Athen waren

gewiegte Archäolog Rodolfo Lanciani in dem Aufsätze *Le antichissime sepolture etrusche* die auf Tafel VI—VIII abgebildeten Funde dieser Gräberstadt bespricht.

1) Von den ursprünglichen 8000 Kriegern in 8 Tribus war die Bevölkerung 12 Jahre nach der Vertreibung der Könige bis 150,000 streitbare Bürger in 21 Tribus angewachsen, hatte sich also etwa verfünfsigfacht.

auf die Könige die zwei Archonten mit königlicher Gewalt gefolgt. Rom aber ward eine Militärherrschaft aus dem Bündnisse einiger mächtigen Familien bestehend, wie sie dem griechischen Geiste durchaus fremd, dem römischen Volkscharakter hingegen völlig angemessen war.

In der Geschichte Roms bildet diese Veränderung höchstens eine Episode, keineswegs ein epochemachendes, Volks- und Staatsleben umgestaltendes Ereigniss. Einen solchen Wendepunkt bezeichnet dagegen die Reform des Servius Tullius. Wäre Servius Tullius wirklich eine historische Persönlichkeit, was zweifelhaft, man würde ihn unbedingt unter die grössten Reformatoren aller Zeiten rechnen müssen. Seine Institutionen gaben dem römischen Staate ein neues Gepräge und blieben Jahrhunderte lang die feste Grundlage seiner Macht, indem sie sich fast auf alle Gebiete staatlichen Lebens erstreckten. War diese gewaltige Reform wahrscheinlich das Produkt einer allmählig nothwendig gewordenen und langsam vollzogenen Umgestaltung, so liegt die Vermuthung nahe, dass eben bei dieser Gelegenheit eine Menge der erwähnten etruskischen Einrichtungen in Rom Eingang fanden.

Entwicklung der staatlichen Verhältnisse.

Die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse gestaltet sich in Rom völlig analog mit jener in Hellas, so weit Verschiedenheit des Volkes, Naturanlagen und äussere Umgebung gestatteten. Ueber die Griechen, von allem Urbeginn in zahlreiche Stämme und Stämmchen zersplittert, hatten die Römer den Vortheil nur ein Volk, einen Stamm zu bilden. Roms Geschichte gewährt das seltene Beispiel, wie ein Volk sich tatsächlich bildet; ehe Rom bestand und selbst in seiner ersten Zeit gab es noch gar keine Römer, allmählig wurden diese aus mehr oder minder ethnisch verwandten, aber doch verschiedenen Elementen zusammengesetzt, und alle ursprünglichen Staatseinrichtungen liefen darauf hinaus, diese Zusammenschweissung zu befördern, den so gewonnenen Nationalcharakter und Typus zu erhalten. Gerade wie in Hellas die einzelnen Staaten mit dem Königthume begannen, so auch Rom; wie die Phöniker die Lehrmeister der Griechen, so hier die Etrusker; so wie die Phöniker den Hellenen manches Königsgeschlecht gegeben, so hier die Etrusker; und wie in Hellas das Königthum endlich beseitigt ward, so auch hier.

Der Kulturzustand des Volkes vor der Reform des Servius Tullius ist wenig bekannt. Am meisten charakterisirte sich der Römer durch seine Religion; überaus einfach bestand sie in der Verehrung der grossen Naturkräfte, und hat im Glauben an *Jupiter optimus maximus* einen monotheistischen Zug, welcher den Hellenen fehlt, wie denn überhaupt die römische Religion ursprünglich von der griechischen grundverschieden war¹⁾. Der Grund hierzu liegt in der verschie-

1) Den Bemühungen Hartung's, Preller's u. A. ist es gelungen, die nationale Selbständigkeit der italischen Religion zu erweisen und die ursprünglich italischen

denen Begabung beider Rassen. Die Italiker standen nämlich ethnisch den Hellenen ferner als z. B. den Kelten. Endlich waren die Latiner Schüler nicht der Phöniker und Aegypter, sondern der Etrusker, von welchen sie in der That einen grossen Theil ihrer religiösen Einrichtungen entlehnten. Die Römer hatten daher keine Naturphilosophie, keine Kosmogonie, keine Geschichte von dem Kampfe der Göttergeschlechter, keinen Heroenkult. Bei dem arbeitsscheuen Griechen überwog der Sinn für das Schöne, bei dem fleissigen Römer jener für das Praktische. Es ist vollkommen richtig, dass die Römer wesentlich ein phantasieloses Volk ohne jeden höheren poetischen Schwung waren. Sie vermochten daher nicht ihre Götter zu schönen Gestalten umzuwandeln, sondern erblickten in ihnen stets nur dräuende, furchterregende Mächte.

Das Hauptgewerbe der frühesten Römer war der Ackerbau, der es mit sich bringt, nicht nur die Menschen an Rangabstufungen, wie Landeigentümer, Aufseher, Arbeiter, Sklaven¹⁾, sondern auch an die Uebung des religiösen Gefühles, ja selbst an Aberglauben zu gewöhnen²⁾, was jugendlichen Nationen eine starke Kraft zu verleihen pflegt. Aberglaube ist ja in demselben Maasse Glauben, als Missbrauch Gebrauch ist. Ein starker Glauben, sei er nun welcher immer einer, macht stark³⁾, ist eine militärische Tugend und half den römischen Heeren oft zum Siege. Die Erweiterung des Ackerbaues, der Bedarf an Ländereien zum Unterhalte der anschwellenden Bevölkerung veranlasste wohl zunächst die meisten Angriffs-, richtiger Raubkriege im ältesten Rom und entwickelte die bequeme Ansicht, erobertes Land sei Eigenthum des siegenden Staates. Die Besiegten liess wohlverstandenes Interesse am Leben; nahm ihnen aber ab, was abzunehmen war, ihnen nur einen Theil des Bodens zur Bearbeitung und gegen Tributleistung an das patrizische Volk belassend. Jeder einzelne der neuen Unterthanen ward einem Patrizier zugetheilt, woraus das Klientelwesen sich ergab, das in ältester Zeit eigentlich einem Grundholdenverhältnisse entsprach. Der Klient war vielfach von seinem patrizischen Patron abhängig, stand zu ihm in einer Art Hörigkeit, welche Tributrückstände selbst in Sklaverei umwandeln konnten. Zahlreiche Beispiele aus der Gegenwart, wie z. B. das System der galizischen *Porcya*⁴⁾,

Mythen von den später damit vermischten griechischen zu sondern. (Wilh. Heinrich Roscher, *Studien zur vergleichenden Mythologie*. S. 5.)

1) Ueber den Ackerbau und seine Folgen für den Kulturfortschritt siehe: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. I. Bd. S. 435—439.

2) Draper, *Geschichte der Entwicklung*. S. 184.

3) Bagehot. A. a. O. S. 76.

4) Die Sache verhält sich nämlich nach der Mittheilung eines Herrn Stanislaus Tarnowski im *Przegląd polski* (Desember 1874) so: Wenn der Bauer Geld benötigt, begibt er sich auf den Edelhof, um eine Anleihe zu erbitten. Er bekommt einen Betrag von 30 fl., das ist die *Porcya*. Mit dem Erhalte dieses Anlehens verpflichtet er sich — und er erhält das Geld nur allein unter der Bedingung, bis zur Rückzahlung dieses Betrages für die Prozente dem Gutsbesitzer wöchentlich einen Arbeitstag zu leisten. Wenn man nun den Arbeitstag nur mit 25 kr. Oestr. W.

illustriren schlagend einen solchen Vorgang. War der Klient zugleich Schuldner seines Patrons geworden, so bildete sich ein Zustand sehr ähnlich der noch in den meisten Republiken Centralamerikas zu endlosen Bedrückungen Anlass gebenden Peonie; der säumige Klient konnte von Grund und Boden vertrieben werden, und aus solchen besitzlosen Klienten entstand späterhin die zu so hoher Bedeutung gelangte Plebs. Zu ihr gehörten aber auch alle auf römischem Gebiete ansässigen freien Grundbesitzer und Gewerbetreibenden, die noch kein Bürgerrecht besaßen. Als Servius Tullius der Plebs in den Centurien Stimmrecht ertheilte und mit der Gründung der Republik das verfassungsmässige Leben begann, waren die Patrizier genöthigt, ihre Klienten oder Grundholden zu befreien, um durch sie die Stimmen der Plebs zu kontrabalanziiren, und jene haben wirklich, aus Dankbarkeit, mehr als ein Jahrhundert lang, ihr eigenes Interesse verkennend, gegen die Plebs mit den Patriziern gestimmt. Als letzter wird der Fall erwähnt, wo dem des Unterschleifs angeklagten berühmten Camillus seine Klienten erklären, dass sie zwar ihren alten Verpflichtungen entsprechend die Geldbusse zusammenschliessen werden, aber für seine Freisprechung nicht stimmen können. Seit dieser Zeit werden die Klienten als besondere Volksklasse nicht mehr genannt, indem sie ganz mit dem Volke verschmolzen ¹⁾. Man ahnt, dass mit wachsender Zahl und staatlicher Bedeutung der plebejischen Volksklasse ein harter Kampf zwischen dieser und der mit Privilegien und Vorrechten ausgestatteten Patrizierschaft entstehen musste.

Verfassungen werden durch Gesetze, welche das Leben der menschlichen Gemeinschaft in allen seinen Gestaltungen mit elementarer Nothwendigkeit beherrschen, mehr als durch klügelnde Theorien oder Machtsprüche einzelner Gewaltherrn auf die Dauer bestimmt, können nicht aus der reinen Idee konstruirt werden, sondern man muss sich an das im Volke Gewachsene und Gewordene halten, um es fortzubilden. In so ferne dürfen wir wohl vermuthen, die Verfassungsform des Servius Tullius habe sich allmählig durch die mittlerweile eingetretenen Verhältnisse von selbst als nothwendig erwiesen. Es mochten schon damals die nichtpatrizischen Volksklassen eine Bedeutung gewonnen haben, die deren bessere und engere Einfügung in das Staats-

berechnet, so beträgt dieses in einem Jahre oder 52 Wochen die Summe von 18 fl. für 30 fl. Kapital, oder beiläufig 50 Percent von 100 fl.

1) Nach Dr. Emerich Pauer's Vortrag in der philosophisch-historisch-sozialwissenschaftlichen Klasse der k. ungarischen Akademie am 28. November 1874. Die Privatverhältnisse zwischen den späteren Patronen und Klienten sind ganz verschiedener Natur und haben mit der alten *Clientela* gar nichts gemein. Darum findet auch Dionysius (Zeitgenosse des Augustus), indem er sich zur Veranschaulichung der Rechtsverhältnisse der alten *Clientela* nach einem Analogon in der Gegenwart umsieht, dasselbe nicht in den Rechtsverhältnissen der damaligen Klienten, sondern in denjenigen der *Liberti* zu ihren früheren Herren. Nur in der Zeit des Verfalles des Römerreichs von Konstantin dem Grossen an begegnen wir ähnlichen Clientel-Verhältnissen im *Colonatus*, welcher später den in Folge der Germaneneroberungen entstandenen Grundholdenverhältnissen im mittelalterlichen Europa zum Vorbilde gedient hat.

ganze erheischte. Dies erzielten zunächst die Reformen des Servius Tullius, welche an Stelle der reinen Patrizierherrschaft die Timokratie setzten.

In Athen war dem Königthume die Oligarchie, der Oligarchie die Tyrannis, dieser die Timokratie gefolgt. Rom erreicht die Timokratie mit einer erkennbaren Spur demokratischer Ideen schon unter dem Königthume. Deutlich lassen sich hier Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten im Entwicklungsgange beider Völker beobachten. Beide gelangten, wenn auch nicht in der nämlichen Entwicklungsstufe, zur Timokratie, welche der asiatischen Menschheit stets unbekannt geblieben; die freihheitlich am meisten entwickelten Phöniker und Karthager kannten im günstigsten Falle eine Plutokratie, keine Timokratie. Während aber in Athen die Timokratie den Weg zur reinen Demokratie bahnte, blieb sie in Rom, wo sie schon eine weit frühere Periode des Volkslebens charakterisirt, ohne dieselben Folgen. Einestheils beseitigte sie das Königthum nicht, anderentheils bildete sich gleichzeitig mit ihr das Heereswesen in eigenthümlicher Weise aus. Geradezu merkwürdig, wenn auch vielleicht nicht Originalschöpfung, ist die äusserst enge Verbindung, in welche die Reform Heeresformation und politische Gliederung und Berechtigung des Volkes zu bringen wusste. Rom ward ein Staat von Bürgersoldaten. Nicht mehr Adel und patrizische Abstammung, Grundbesitz wurde das Maass zur Berechtigung und Verpflichtung für Staats- und Kriegsdienst zusammen. Was an Vermögen unter der untersten der fünf Klassen stand, in welche nunmehr die Masse der politisch und militärisch vollberechtigten Bürger zerfiel, war im Wesentlichen ohne politische Rechte.¹⁾

So markirt denn die servische Verfassung einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Römergeschichte; sie legte den Grund zu der späteren Grösse des Volkes, das mit einer Stadt begann und mit einem Weltreich endete; sie barg aber auch den Keim jener Erscheinungen, welche in unseren Tagen der römischen Geschichte oft eine so ungünstige Beleuchtung eintragen. Dennoch lässt sich zeigen, wie die servische Verfassung selbst aus innerer Nothwendigkeit entsprungen war:

Das römische Volksthum.

Im Gegensatze zu den Hellenen, welche innerhalb jedes Stammes wenigstens eine ethnische Einheit bildeten, waren die Römer, wie sich aus vielfachen Schädeln finden ergeben, ein unzweifelhaftes Mischvolk²⁾, d. h. zu Anfang überhaupt gar kein Volk. An einem Punkte, wo mehrere Stämme sich berührten, gründeten eine Handvoll Menschen

1) Dr. H. Babuke, *Die Entwicklung der römischen Heeresorganisation und der Stand der Armee unter dem ersten Kaiser*. Aulich 1872. 8°. S. 4.

2) R. Virchow, *Ueber italienische Kranitologie und Ethnologie*. (*Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie*. Berlin 1873. 8°. S. 82.)

eine Stadt, die sofort, um zu bestehen, ungleichartige Elemente in sich aufnehmen musste. Den benachbarten älteren Gemeinwesen zum Trotz sollte die neue Gründung leben, gedeihen. Darin allein liegt schon die Gegensätzlichkeit der Interessen Roms zu jenen seiner Umgebung. Eine so zusammengewürfelte Bevölkerung bedarf mehr denn irgend eine eines festen Bandes, welches nur die starke Hand eines Monarchen aufzuzwingen vermag¹⁾. Rom fand Beides; einen König und ein Gesetz, vielleicht ein schlechtes, aber doch ein Gesetz, welches den Leuten das Joch der Gewohnheit auf den Nacken drückte, die Freiheit des Denkens verwehrte und sie im Gehorsam schulte. Diese Stufe zu erklimmen, ist der schwerste Schritt im Völkerleben, und die Geschichte hat uns nirgends davon Kunde erhalten. Die Römer hatten ihn vollzogen wie alle bisher gemusterten Völker; wie für alle diese kam auch für sie die Zeit des Kampfes, der Fehde, des Krieges, wozu die Anlage des neuen Gemeinwesens an sich selbst führen musste. Rom konnte seiner inneren und äusseren Natur nach nur kriegerisch oder gar nicht bestehen. Ohne Gebiet, ohne Nahrungsmittel, ohne Weiber vielleicht, den Nachbarn ein Dorn im Auge, war friedfertige Entwicklung für Rom eine Unmöglichkeit. Anfangs unruhiger Geister im Innern voll, war das Schaffen eines Volkstypus, eines Nationalcharakters ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung. Blinder Gehorsam, *Mimicry*²⁾ und der — Krieg brachten auch diesen zu Stande. Im Kriege, der vor Allem die Völker aus ihrer geistigen Trägheit herausreisst und ihr völliges Versinken in apathischen Stumpfsinn verhindert³⁾, im Kriege, der einer der wichtigsten Kulturhebel ist, stählten sich namentlich die Eigenschaften, deren Hervortreten den späteren Charakter der Römer so sehr auszeichnet: Muth, Standhaftigkeit, Disziplin, Gottesfurcht, strenger Sinn für Gesetz und — so seltsam es klingen mag, für Recht. Wie Gehorsam mit Gottesfurcht in Verbindung steht, bedarf wohl keiner Erläuterung; schwerlich hat ein Volk seine Götter mehr gefürchtet als die Römer, und diese Angst hat einen mächtigen Antheil an der Grösse Roms. Aber die Furcht vor der Gewalt bildete auch das Rechtsgefühl, zuerst allerdings in der Form von Gehorsam vor dem Gesetze aus. Die erste Rechtsquelle der Urzeit war die Gewalt. Sie bestimmte, äusseren Umständen und den Rassenanlagen der Völker entsprechend, was als Recht zu gelten habe. Mit anderen Worten,

1) Ueber die Nothwendigkeit des Despotismus für die sociale Entwicklung, sowie über die Relativität seiner Wirkungen siehe: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. I. Bd. S. 442—445.

2) Bagehot. A. a. O. S. 90. Mancher tadelt den Gebrauch des Wortes „*Mimicry*“, an dessen Stelle das deutsche „Nachahmungstrieb“ oder eine sonstige Verdeutschung zu treten hätte. Ich kann mich selbst nach reiflicher Ueberlegung zu dieser Abänderung jedoch nicht entschliessen. „*Mimicry*“ ist in der deutschen Naturwissenschaft allgemein als *terminus technicus* angenommen worden, weil es dem Naturforscher mehr sagt als irgend eine Verdeutschung. In diesem naturwissenschaftlichen Sinne ist das Wort hier angewandt und möge desshalb trotz seiner Härte stehen bleiben.

3) Waitz. A. a. O. I. Bd. S. 422.

das erste Gesetz war auch das erste Recht. Es gibt kein die Menschheit in ihrer Gesamtheit umspannendes Rechtsbewusstsein, keinen solchen umfassenden Rechtsbegriff. Die Rechtsanschauungen der heutigen Kulturnationen treffen auf viele Naturvölker gar nicht zu und sind das Produkt einer späteren gemeinsam gearteten Civilisation. Das Gleiche gilt von dem Begriffe der Moral, die in vorhistorischen Zeiten und in der Urperiode Roms, eben so unvollständig, ebenso rudimentär war wie der menschliche Verstand selbst, der auf einem minder entwickelten Gehirne beruhte. Weil sie noch gar nicht bestanden, konnten moralische Rücksichten die ältesten Römer niemals von Kriegen abhalten, wozu äussere Verhältnisse drängten. Der Begriff des Raubzuges, und sicherlich waren dies die meisten kriegerischen uranfänglichen Unternehmungen, konnte unmöglich in einer Zeit entstehen, die kaum das Privateigenthum kannte. Mag auch die Epoche, welche, wie uns britische Rechtsgelehrte gezeigt haben, nur das gemeinschaftliche Familieneigenthum, nicht das Privateigenthum kennt, der Gründung Roms lange vorausgegangen sein, die Erinnerung daran lebte ersichtlich in jener Auffassung fort, die alles eroberte Land als Eigenthum des siegenden Staates, nicht der einzelnen Sieger betrachtete; aus diesem Gemeinland, Domäne (*ager publicus*) wurde dann erst das Privatlandeigenthum ausgeschieden, und dieses wiederum entweder verkauft oder verliehen (*assignatus*).

Man sieht, Roms Entwicklung war nur auf der durch die äusseren Umstände und seinen sich allmählig ausprägenden Volkstypus naturgemäss gegebenen Basis möglich oder gar nicht. Die in der Urzeit im Kampfe um's Dasein von selbst nothwendigen Kriege nährten und entwickelten zugleich den kriegerischen Geist, mit dem das römische Volk als fertiger Typus in die Geschichte eintritt. Er war ein Erbtheil von früheren Geschlechtern, welches abzulehnen nicht in menschlicher Willkür liegt.

Eben so schwierig als der erste Schritt im Völkerleben, ist der zweite, der darin besteht, den ersten wieder zu überwinden. Den ersten Schritt haben alle bis nun durchmusterten Nationen gethan, den zweiten nur Wenige. Es gibt eine Zeit, und dies war der Anfang, wo Despotismus, Aberglaube, Gehorsam, Furcht nöthig, nützlich sind, die Völker zu stabilen Grössen zu stempeln; dann kommt aber eine Zeit, wo alles dieses eben so hinderlich wird, als es einst gut und zweckentsprechend war. Aus dem ersten Stadium ins zweite zu gelangen, das ist die Hauptsache. Den Römern gelang es, und zwar besser als den Griechen. Von gleich rohen Anfängen ausgehend, erklommen sie in weit kürzerer Frist ein gleiches Kulturniveau. In höherem Maasse als die Griechen nahmen sie — eine unerlässliche Bedingung — von den im ersten Stadium errungenen Eigenschaften das Vortheilhafteste in das zweite mit hinüber; ihr Charakter war ein festerer geworden. Vererbung und Variabilität sind die Bildner des Volkstypus; in den ersten Epochen ist das Vorherrschen der Vererbung, so zu sagen des konservativen „Prinzips“ in der Natur, unerlässlich; fortschreiten können aber nur jene Völker, wo die Variabilität — das

neuerungsstüchtige Prinzip — hinzutritt. Von der mehr oder minder glücklichen Mischung beider Eigenschaften hängt die Entwicklung der Völker ab.

Die Völker verhalten sich nämlich genau so wie alle übrigen Arten der organischen Natur; daran vermag ihr Menschenthum nicht das Geringste zu ändern. Nun gibt es in der Natur ohne Zweifel thatsächlich unveränderliche Arten, von denen es heisst: *Sint ut sint aut non sint*, d. h. die, in andere Verhältnisse gebracht, als jene sind, die ihrer Natur entsprechen, einfach zu Grunde gehen, ohne irgend etwas Neues aus sich zu erzeugen. Ebenso unzweifelhaft gibt es jedoch Arten, welche einer Abänderung mehr oder weniger zugänglich sind, die in andere Verhältnisse gebracht, sich akkommodiren und in letzter Instanz so, dass sie ihren alten Vorfahren gegenüber als neue Spezies aufgefasst werden dürfen. In erster Linie spricht hierfür die tägliche Erfahrung, die man mit den Individuen derselben Art und Rasse bei Menschen und Hausthieren auf psychischem wie auf physischem Gebiete macht; in zweiter Linie begegnet man denselben Unterschieden in der Form von Rasseneigenthümlichkeiten. Unter den Menschenrassen stehen den bildsamen, gelehrigen, in alle Sättel gerechten, sogenannten „Kulturrassen“, wie den Indogermanen, Semiten u. s. w., die starren und deshalb dem Untergange verfallenden Indianer, Melanesier, Buschmänner u. s. w. gegenüber, und die neuesten Erfahrungen in Nordamerika zeigen zur Genüge, wie tief sich in diesem Punkte Neger und Weisse unterscheiden ¹⁾. Bei den Hellenen überwog die Variabilität unverhältnissmässig, daher das Unstäte, das rasche Uebergehen von einem Extrem zum anderen, welches sich in Charakter und Geschichte abspiegelt. Bei den Römern hingegen zeigte sich die Vererbung sehr zähe, und doch Variabilität genug, um keinen Stillstand zuzulassen. Die römische Entwicklung erfolgte daher regelmässiger, anscheinend langsamer, in Wahrheit aber rascher als jene der Griechen.

Diesen zweiten schwierigen Schritt, das Ueberwinden jenes ersten Gesittungsstadiums, wo Stabilität die Hauptsache, und den Uebergang zu jenen, wo Variabilität das Nöthigste ist, vollzogen die Römer noch während der Königszeit und es ist erlaubt, die servische Verfassung als den Ausdruck der umgestalteten Verhältnisse zu betrachten. Ich habe bei der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der in den Augen der Gegenwart so verdammenswerthen Kulturerscheinungen länger verweilt, weil nur ihr richtiges Verständniss die Erklärung der späteren Entwicklung ermöglicht. Ein einfaches Aburtheilen, ein Messen mit den Begriffen von Heute hat wissenschaftlich keinen Werth. Wollen wir die Morphologie der Kultur erfassen, so müssen wir uns die Zustände vergegenwärtigen, wo das schnurgerade Gegentheil der jetzigen civilisirten Anschauungen und Einrichtungen das allein Angezeigte, Brauchbare und Nothwendige war. Auf jenem Standpunkte sind dereinst

1) Gustav Jäger, *In Sachen Darwin's insbesondere contra Wigand. Ein Beitrag zur Rechtfertigung und Fortbildung der Umwandlungslehre.* Stuttgart 1874. 8°. S. 5—7.

alle Völker gestanden, und aus ihm heraus hat sich — aber nur bei Wenigen — auf natürlichem Wege gebildet, was unseren Kulturbegriff ausmacht. In der Entwicklungsgeschichte der Gesamtmenschheit — und diese ist nie aus den Augen zu verlieren — ist nicht Fortschritt, sondern Verharren die Regel. Aus dem Gegensatze zwischen starren, unveränderlichen Arten und anderen, die mehr oder weniger rasch im Laufe der Generationen sich verändern, ist nämlich zu schliessen, dass jede Art in ihrer Geschichte zwei Phasen durchläuft: eine erste Variabilitäts- oder Plastizitätsphase und eine Phase der Konstanz oder Implastizität, an deren Schluss das Erlöschen der Spezies, der Artentod, steht. Nur in der ersten Phase kann eine Art sich in neue Arten spalten oder durch Waffenvervollkommenung überhaupt sich abändern. Geschieht letzteres, so hat die damit verbundene Veränderung der Existenzbedingungen den Werth einer Blutaufmischung, d. h. sie erhöht die Konstitutionskraft und somit die Dauer des Artenlebens. Den gleichen Werth einer Blutaufmischung hat es für die Art, wenn sich einer bei ihr vorhandenen Neigung zur Variabilität keine der natürlichen Zuchtwahl entspringenden Hindernisse entgegenstellen. In die Phase der Konstanz tritt eine Art durch alle Einflüsse, welche möglichste Gleichmachung der Deszendenz anstreben. Dies führt zu einer in der grossen Gleichheit der Individuen begründeten Inzucht, die selbst wieder zu einer gleichmachenden Ursache wird. Wird eine solche durch Inzucht konstant gewordene Art durch äussere widerliche Einflüsse in ihrer Kopffzahl beschränkt und ihr Territorium in unzusammenhängende Parzellen gespalten, so tritt die Inzucht in ihr höchstes Stadium und damit ist die Art reif zum Erlöschen¹⁾. In vorgeschichtlichen Perioden muss es also, wie das Gesagte ahnen lässt, selbst bei Naturvölkern, unendlich viel Fortschritt gegeben haben, in historischer Zeit nur sehr wenig. Alles, was einzelne bevorzugte Völker und Rassen bis zur Stunde erreicht haben, ist verschwindend gegen die Summe von Fortschritt, welche nöthig war, um die Menschheit auf jene gering geachtete Stufe zu heben, die uns als Ausgangspunkt für die Geschichte dient.

Ausgerüstet mit dieser Erkenntniss stellt sich die Römergeschichte in wesentlich anderem Lichte dar, als manche modern gewordene Auffassung will. Schon in der arischen Urzeit erscheint neben dem König ein Rath (der Aeltesten, Senat) und die Volksversammlung. Auch die höchstgestiegenen Nationen sind über diese drei Elemente nie hinausgekommen und die ganze politische Entwicklungsgeschichte dreht sich um deren Wandlungen, Umbildungen. Die Geschichte des Römerthums ist zunächst die Geschichte der allmählichen Erweiterung des Volksbegriffes. Anfänglich überall in engherzigster Weise aufgefasst, indem er sich nothwendig auf die durchaus gleiche Abstammung, auf die Blutsreinheit beschränkt, woraus auch die Aristokratie ursprünglich hervorgeht, handelt es sich später in das „Volk“ auch Solche aufzunehmen,

1) Jäger. A. a. O. S. 15—16.

die von anderem Blute, durch ihre Abstammung nicht dazu gehören, nach den Anschauungen jener Zeiten also auch nicht berechtigt sind sich dazu zu zählen, denn das Recht schaffen, wie bemerkt, Jene, die die Gewalt haben. Ein besiegter Volksstamm ist daher völlig rechtlos, und ein solcher ist es zumeist, der in den Volksbegriff aufgenommen werden soll. Diese Ausdehnung des Begriffes und der damit verknüpften Rechte geschieht nur sehr langsam, sehr allmählig, wenn endlich das Bewusstsein des Stammesunterschiedes zu verlöschen beginnt. Die anfangs streng verpönte, später aber nöthig werdende Blutvermischung trägt dazu wesentlich bei. Allerwärts beginnt die Geschichte mit Monopolen, Privilegien und Bevorzugungen, um bei einigen, nicht bei allen Völkern mit allgemeiner, selbstredend relativer Gleichheit zu enden, denn absolute Gleichheit verwehrt die Natur. Allein auch diese relative Gleichheit ist nur das Werk langer, mühevoller Anstrengungen und Kämpfe; sie will erobert werden, oft mit den Waffen in der Hand. Denn das Gewähren liegt so wenig in der menschlichen Physis, so sehr ihr das Fordern instinktmässig ist. Bei diesem Prozesse eignet sich der Fordernde die Rechtsauffassungen des herrschenden Stammes an, d. h. er erstrebt die Gleichstellung in jenen bevorzugenden Normen, welche das ursprüngliche „Volk“ selbst entwickelt hat. Ein abstraktes, absolutes Recht, ein angeborenes Rechtsbewusstsein, ein angeborener Rechtsbegriff existirt eben nicht. Was heute ethisch genannt wird, kommt dabei nicht in Betracht. Unsere jetzige Auffassung verdammt z. B. die Sklaverei; die früheste Gesellschaft that dies nicht und konnte dies nicht thun; die Sklaverei hatte ihre rechtliche Begründung so sehr, dass Nichtberechtigung einer Volksklasse zum Sklavenhalten als Verkümmerung ihres Rechtes von ihr empfunden ward; ja selbst der freigegebene Sklave hätte es als Beeinträchtigung seines Rechtes gehalten, wäre ihm nun das Recht seinerseits Sklaven zu halten, verwehrt worden. Noch in der Gegenwart herrschen ähnliche Ideen bei manchen Völkern. Die feine Unterscheidung zwischen im Rechte sein und dabei Unrecht thun, ward weder damals noch wird sie bei solchen Völkern heute gemacht. Der moralische Rechtsbegriff ist erst sehr spät entstanden.

Der Kampf um die Volksrechte.

Damit ist der Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Völker und der Entwicklung freiheitlicher Ideen einigermaßen angedeutet. Die unteren Volksschichten fragen nicht darnach, ob, was sie erstreben, moralisch Recht sei; es gibt kein Beispiel, dass ihnen je ein vorenthaltenes „Unrecht“ als solches gedünkt hätte, sobald sie die Möglichkeit wahrnahmen es gleichfalls zu erlangen, dass sie ein solches Recht zu erstreben abgelehnt hätten. Dessgleichen haben die herrschenden Klassen nie im Festhalten irgend eines Rechtes ein moralisches Unrecht erblickt. Trotzdem sind die Fälle häufiger, wo — freilich in Folge anderer Gründe — sich Besitzer von Rechtstiteln derselben anscheinend freiwillig begaben, als jene des Verzichtes

auf das Erstreben eines Rechtes. Der Kampf um Erweiterung der Rechte oder die Entwicklung der freiheitlichen Ideen füllt also naturgemäß die Geschichte der römischen Republik, wie der griechischen Freistaaten aus. Hier wie dort war dieser Kampf und der endliche Triumph der Volkssache eben so natürlich, wie bei Asiaten und Aegyptern undenkbar. In Hellas wie in Rom war dagegen die Entwicklung der Freiheitsidee eine aus der Natur der Dinge hervorgegangene Nothwendigkeit.

Im nahen Anio-Thale stossen wir heute noch auf eine Gruppe niederer Hügel, die in der Geschichte keine unbedeutende Rolle gespielt. Der eine beansprucht die Ehre, dass von ihm aus die heiligen Gesetze verkündet worden, der andere, dass hier das Tribunat verliehen ward, ein dritter, die Parabel des Menenius Agrippa vernommen zu haben. Hierher, auf den *Mons sacer*, zog die unzufriedene Plebs Roms aus, um eine neue Stadt zu gründen. Diese Sezession der Plebs fällt noch vor die beglaubigte Geschichte, allein es ist kein Grund an der Wirklichkeit des Geschehenen zu zweifeln.

Wären die Plebejer einfach die arme und ungebildete Bevölkerung Roms gewesen, wie es das Proletariat moderner Staaten ist, — eine künstlich von den Patriziern, den ersten Gründern der Stadt, losgetrennte Klasse — so könnten wir kaum ihr Vorhaben fassen, die Stadt zu verlassen und in deren unmittelbarer Nachbarschaft eine neue zu gründen. In einem modernen Staate bilden selbst die Armen und Unwissenden, seien sie auch von jedem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen, doch stets Glieder des Staates wie die Reichen und Edlen. Wenn wir aber die römischen Plebejer betrachten, so gewahren wir, dass sie in nur sehr unvollkommenem Sinne Glieder des Staates waren. Die Patrizier waren die alten Bürger, die Plebejer die neuen. Die Patrizier hatten die alten Ansiedlungen auf dem palatinischen und dem kapitolinischen Hügel inne, die Plebejer waren die neuen Ansiedler auf dem Aventin, zwar physisch innerhalb der Stadtmauern befindlich, aber nicht in den geheiligten Schutz des Pomoerium aufgenommen. Sie waren den älteren Stämmen noch nicht einverleibt, wie diese sich unter einander inkorporirt hatten. Viele von ihnen mochten reich, aus ihrem früheren Wohnsitze her von edler Abstammung sein, aber weder das Eine, noch das Andere konnte ihnen die politische Gleichstellung mit den älteren Bürgern erringen.

Sie waren demnach eigentlich nur halbe Römer, und es ist daher nicht zu wundern, dass sie den Gedanken fassen konnten, Rom zu verlassen und eine neue Stadt zu gründen. Dort waren sie die Gründer und es mochte ein Tag kommen, an dem sie als die alten Bürger, die Patrizier, gegen neue Ansiedler in dasselbe Verhältniss treten konnten. Dort mochten sie ihre eigene Republik mit ihren eigenen Göttern und Auspizien bilden. Alles dies konnten sie ausführen, weil sie nicht, wie das moderne Proletariat, eine einheitliche Klasse bildeten, die um ihrer Armuth oder irgend einer anderen Ursache willen von jeglichem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen, sondern eine wohlorganisirte Gemeinschaft gewesen sind, mit ihren

eigenen Versammlungen, ihrer eigenen Obrigkeit und einem innerlich gemeinsamen Vorgehen. Der heilige Berg war kein Zufluchtsort für Schuldner und Unzufriedene, sondern der Ort, an dem eine in Rom abhängige Gemeinde sich festsetzen wollte, um unabhängig zu sein. Das steht im vollsten Einklange mit allem, was wir über die Bildung der ersten Gemeinwesen wissen. Bis alle Elemente des Staates vollständig amalgamirt waren, bildete die Sezession ein natürliches Auskunftsmittel für jene Elemente der Bürgerschaft, welche in jenem noch nicht aufgegangen. Sobald diese alte Unterscheidung sich verwischt hat, hören wir auch nichts mehr von Sezession, und sie wird bei Uneinigkeiten in den späteren Perioden der Republik nicht mehr als Auskunftsmittel angewendet.

In allen Streitigkeiten zwischen den Patriziern und Plebejern nehmen wir selbstverständlich Partei für die letzteren als die Vertreter der Freiheit und der Gleichheit gegen eine exklusive Oligarchie. Allein hier zeigt es sich, dass die Patrizier die echten Römer gewesen. Kein Wunder, waren sie doch die alten Ansiedler, floss doch in ihren Adern das Blut der Gründer der Stadt, waren doch ihre Götter die Götter der Stadt, deren Willen keiner der neuen Ansiedler auszulegen vermochte. Ihre Liebe für Rom als Oertlichkeit, als Stadt und Republik mochte engherzig und selbstisch sein, allein sie war mächtig und wahr. Ihre Liebe für Rom involvirte die Herrschaft Roms über andere Republiken und ihre eigene absolute Herrschaft in Rom, aber sie hatten kein Streben, kein Ziel ausserhalb Roms, und sie suchten ihre Grösse in keiner anderen Weise denn als Römer. Rom zu verlassen, Rom zu theilen, das war ihnen ein Gedanke verhasster als der Tod. Später war diese Empfindung allgemeiner, in den Plebejern so mächtig wie in den Patriziern, allein diese Zeit war damals noch nicht gekommen. Die Patrizier waren festgewurzelt in dem Boden Roms, die Plebejer konnten noch die Eventualität ins Auge fassen: keine Römer mehr zu sein.

Die Patrizier waren noch nicht gewillt, den Plebejern gleiche Rechte einzuräumen, allein sie sahen ein, dass ihre Sezession den Ruin der Republik herbeiführen würde, dass das rein-patrizische Rom nicht länger zu bestehen vermöge. Diese Spaltung der Republik zu vermeiden, gewährten sie der untergeordneten Gemeinschaft bedeutende Konzessionen, welche jedoch die Plebejer beinahe schärfer noch als vorher zur gesonderten Gemeinschaft ausprägten. Dadurch wie später durch die Verhinderung der beabsichtigten Auswanderung nach Veji retteten sie unzweifelhaft den römischen Staat. Die Grösse Roms stand in so engem Zusammenhange mit seiner Lage und seinen Beziehungen, dass die neue Stadt am Anio oder eine römische, nach Veji verlegte Republik nie geworden wäre, was Rom an der Tiber wurde.

Der Streit zwischen Patriziern und Plebejern war in Rom ein langwieriger, in seinem Verlaufe, in seinen Zielen und Resultaten aber mit dem in Griechenland durchaus analoger; er gab sich kund durch Geltendmachen der Rechte der Plebejer an einem Antheile des durch ihre Tapferkeit eroberten Landes, durch Erzwingung des Valerianischen Gesetzes, durch Zulassung der Latiner und Hernikaner zu Bedingungen

der Gleichheit, durch Uebertragung der Tribunenwahl von den Centurien auf die Tribus, durch Abschaffung des Gesetzes, welches die Ehe von Plebejern mit Patriziern verbot, und durch das schliessliche Zugeständniss der Aemter eines Konsuls, Diktators, Censors und Prätors an die Plebejer¹⁾. Wo immer noch dieser Streit entbrannt ist, hat er mit dem Siege der Volkssache geendet, welcher zugleich jener der Masse und der Kraft ist. Wie überall in der Natur triumphirt auch im Völkerleben die grössere Kraft, sei sie nun physisch, moralisch oder geistig. Masse ist aber physische Kraft, also an sich schon ein Faktor der Kraft überhaupt, wenn auch nicht der entscheidende, und der ganze Streit läuft auf den Kampf zwischen der thatsächlich im Volke verkörperten physischen und der intellektuellen Macht, in den höheren Ständen, Adel und Priesterschaft konzentriert, hinaus. Nur dann fällt der Sieg, so lehrt die Geschichte, dem Volke zu, wenn es allmählig seine physische Kraft mit geistiger gepaart hat, wenn es dem Gegner geistig nahe gekommen, ebenbürtig oder gar überlegen geworden ist. Dann ist der Triumph der Plebejer gerade so naturnothwendig wie früher die Herrschaft, der Druck der Patrizier; doch kann das Erwerben der erforderlichen geistigen Kraft nur sehr langsam geschehen, und wird von den oberen Ständen im eigensten Interesse nach Möglichkeit verhindert. Je nach seiner natürlichen Begabung durchschreitet ein Volk die Phasen dieses Prozesses schneller oder langsamer; dies der einzige Unterschied. Je rascher es seine eigenen Interessen wahrnimmt, desto energischer wird es nach den geistigen Gütern trachten, die den Sieg ermöglichen. Es ist durchaus falsch, wenn ein blendender Redner enthusiastisch ausruft: „Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die Interessen, für die Dauer nur die Ideen“²⁾, denn die Geschichte der Menschheit ist von keiner wahrhaft grossen Idee noch erleuchtet worden, die nicht ein Interesse repräsentirt. Mit dem Siege einer Idee siegt allemal auch ein Interesse, oder mit anderen Worten, niemals würde eine Idee siegen, wären nicht an ihrem Siege Menschen interessirt. Auch die schrittweise Eroberung der Volksrechte in Rom weist nicht Einen Gedanken auf, dessen erlangte Realisirung nicht sofort in ein sehr wahrnehmbares, oft sehr materielles Interesse umgeprägt ward. Noch viel sichtlicher war dies in Griechenland der Fall.

Es wurde oben entwickelt, wie in Hellas und in Rom der Triumph der Freiheitsidee naturnothwendig gewesen; ihr Gang aber war bei beiden Völkern aus ethnischen Gründen verschieden. In Hellas entwickelte sich zwar die Freiheit nach idealen Begriffen, blieb aber selbst zur Zeit der geläuterten Demokratie auf das reine Griechenthum beschränkt; die schöngeistigen Besucher der Gymnasien haben es trotz aller Theorien nie so weit gebracht, Metöken und Periöken, von den

1) Draper. A. a. O. S. 185.

2) Emilio Castelar's Rede in den constituirenden Cortes von Spanien am 20. Mai 1869.

Sklaven gar nicht zu reden, als ihres Gleiches, als gleichberechtigt anzusehen. Alle freiheitliche Entwicklung kam wohl dem Demos zu Gute, der Demos aber war noch immer ausschliesslich griechisches Volk, d. i. ein kleiner Bruchtheil der Gesamtbevölkerung, die in ihrer Mehrzahl Griechisch gar nicht als Muttersprache redete, für den der Kunst lebenden Hellenen aber die harte Arbeit verrichtete. Der griechische Demos war den Metöken und Periöken gegenüber immer eine Aristokratie. Anders in Rom; hier waren es eben jene Stämme, welche die Stelle der griechischen Metöken und Periöken vertraten, welche allmählig das römische Volk bildeten, erst schufen. Von ihnen ging hier das Streben nach Erweiterung der Rechte aus und sie erreichten auch ihr Ziel, nachdem in der That eine Verschmelzung der einst ethnisch verschiedenen Elemente zu einem einzigen Volke stattgefunden, die Erinnerung an diese einstigen Unterschiede im Volksbewusstsein verwischt, und Patrizier und Plebejer wirklich als Mitglieder eines Volkes, als Repräsentanten eines Typus gelten konnten, ja sich thatsächlich dafür hielten. Denn so überwältigend ist die Macht dieser Idee, dass die blosser Ueberzeugung einer gemeinschaftlichen Abstammung gleichwerthig ist mit dieser Abstammung selbst, sind nur einmal die Spuren einer unvordenklichen Verschiedenheit verlöscht. Plebejer und Patrizier in Rom waren nur mehr unverstandene Ruinen der einstigen Stämme, die Standesunterschiede archaische Formen der Stammesunterschiede. Der römische Typus, im Zeitensysteme erst ausgeprägt, assimilirte zuerst sich, dann andere; so gelang eine ethnische Verschmelzung in Italien, wie sie in Hellas, wo selbst bei etwaigen Vermischungen stets der hellenische Nationaltypus wieder zum Vorschein kam, niemals stattgefunden hat, noch je stattfinden konnte. Die Verschmelzung der italischen Stämme hatte aber zur Folge, dass die Freiheitsidee dort grössere Fortschritte machte, tiefer in die Masse der unteren Volksschichten eindrang als in Griechenland.

Roms fernere Geschichte bestätigt im Hinblick auf Hellas den Satz: *Si duo faciunt idem, non est idem*. In Beiden ging die Macht auf den Adel, nicht auf das Volk über, in Rom aber blieb dieses zuerst von allem Einflusse auf die Regierung noch mehr ausgeschlossen als in Griechenland, war der Druck der Patrizier noch härter. In Beiden dreht sich die fernere Entwicklungsgeschichte um den Streit der oberen Kaste oder der Patrizier mit der niederen oder den Plebejern, ein Streit, der sich im Kreise der westarischen Völker mit naturgemässer Gesetzmässigkeit und regelmässig wiederholt. Seine Bedingungen ruhten meistens ursprünglich auf ethnischem Unterschiede. Was unter der Sonnengluth am Ufer der heiligen Gangä, der eränischen Hochebene und des Nilthales die Bildung der Kasten veranlasste, leitete unter milderen Himmelsstrichen auch zu der gemilderten Form der Stände, denen unverkennbar die nämlichen Gesetze wie den Kasten zu Grunde liegen. Die Wesenheit ist dieselbe, nur die Form der Erscheinung verschieden. Diese Zustände waren in Rom weder „unnatürlich noch verwerflich“, sondern mathematische Resultate natürlicher Faktoren. Eben so wenig „übte der bezeichnete Ständeunterschied

einen wahrhaft unheilvollen Einfluss auf die ganze Entwicklungsgeschichte der Römer“, vielmehr darf eben dieser als Veranlassung der langen inneren Kämpfe gelten und den Letzteren verdankt das römische Volk zugleich sein ausserordentlich langes nationales Dasein, seine historische Grösse. In Griechenland war der Streit zwischen Hoch und Niedrig zwar früher entschieden, damit aber auch die nationale Existenz früher beendet. Bis zu den Perserkriegen stand Griechenland auf tiefer Kulturstufe, so Rom bis zum Falle von Veji und dem Einbruche der Kelten, also bis durchschnittlich ein Jahrhundert später. Etwa um sechs Jahrhunderte aber überdauerte Rom, das Weltreich, die griechischen Duodezstaaten.

So bietet denn die geschichtliche Entwicklung beider Nationen Analogien in Fülle; nur die Hellas so charakterisirende Tyrannis fehlt in Rom, und dabei zeigt sich wieder die Ueberlegenheit des praktisch erwägenden Geistes der Römer. Sie erkannten, dass Augenblicke im Völkerleben die Konzentrirung aller denkbaren Gewalt in Eine Hand erheischen können und schufen die Diktatur. Den Römern hat diese gleich treffliche Dienste geleistet wie den Griechen die Tyrannis, nur, weil gesetzlich geregelt und im Vorhinein in der Dauer beschränkt, blieb sie ohne die Folgen, welche jene begleiteten. Nothwendig waren aber Beide, da die Erfahrung unwiderleglich darthut, wie die republikanische Theilung der Gewalten, der übrigens ein gut Stück menschlicher Eifersucht, Neides und Ehrgeizes zu Grunde liegt, sich gegebenen Falles impotent erweist. Am klarsten zeigte dies die Epoche der römischen Dezemviren, deren tyrannische Herrschaft, an Athens dreissig Tyrannen mahnend, lehrt, dass vor Bedrückung keine Regierungsform zu schützen vermag, der Druck einer Mehrheit aber noch unerträglicher ist als die absolute Willkür eines Despoten.

Die römischen Kriege und ihre Folgen.

In den inneren Streitigkeiten, auf dem Boden der römischen Republik natürlich hervorgesprossen, liegt auch der Ursprung der römischen Nothwendigkeit zum Kriege ¹⁾. Dem milderen, weibischeren Charakter der Griechen angemessen, führten sie dort nur zur Auswanderung und Kolonienbildung. Bei dem langsamen Amalgamirungsprozesse nimmt die hohe Kaste an Zahl stetig ab, die niedere stetig zu. Der Druck der Patrizier, vom Interesse diktirt, wächst eher als er sinkt. Aufstand ist die unvermeidliche Folge, auswärtiger Krieg die einzige Erleichterung. Je mehr der Operationskreis sich erweitert, erkennen beide Parteien ihr Interesse in einer herzlichen Verschmelzung auf gleichem Fusse und tyrannisiren, verbunden nach Aussen, genau wie die nach Freiheit lechzenden Republiken Griechenlands. Rom misshandelte seine Vasallen wie der Sitz der griechischen Freiheit, Athen,

1) Draper, A. a. O. S. 185.

seine angeblichen Bundesgenossen; es war überall dasselbe Spiel: Jeder strebt nach möglichster Freiheit für sich, um desto besser über Andere herrschen zu können. Die Geschichte lehrt diese Wahrheit gleichmässig an den Massen wie an den einzelnen Individuen.

Mehr noch: die republikanischen Formen begünstigten den Krieg. Die Konsuln, nur ein Jahr im Amte, drängten zum Kriege, dessen glücklicher Ausgang ihnen möglicherweise eine Wiederwahl brachte, denn auch sie stiegen nur schweren Herzens vom Herrscherstuhle; auch sie berauschte die Ausübung der Macht. Und dem Volke war der Krieg stets angenehm, willkommen, zumal man ihn nutzbringend zu machen verstand. Rom ohne Handel, ohne Kunst, lebte vom Kriege¹⁾, musste davon leben, weil es kaum anders konnte. Dabei wuchs nicht nur die kriegerische Lust, es steigerte sich auch durch Vererbung die militärische Tüchtigkeit von Geschlecht zu Geschlecht. Der heftige Widerstand der Gegner stählte die römische Kraft, indem er sie zu langsamen aber beständigen Eroberungskriegen zwang. Nur so erlangte Rom die nöthige Stärke, um dann selbst dem Einfalle der keltischen Gallier zu widerstehen. Ohne diesen Widerstand wäre Rom verloren, vernichtet, die erst in viel spätere Zeit fallende Kulturleistung der Römer unmöglich gewesen, der Kulturgang der Welt in andere unberechenbare Bahnen gelenkt worden. Denn die hauptsächlichste Kulturleistung der Römer besteht eben in der Eroberung²⁾. Wäre Rom nicht bis zum letzten Athemzuge ein wesentlich erobernder, wenigstens kriegerischer Staat geblieben, Niemand vermöchte zu sagen, welchen Gang die Entwicklung der Civilisation eingeschlagen hätte.

So wars denn ein Vortheil, dass das geographische Gebiet Roms sich anfangs nur mit unendlicher Schwierigkeit ausdehnte. Erst nach der Eroberung des wichtigen Veji, dessen Fall (um 396 v. Chr.) den Niedergang Etruriens bezeichnet, erlangte das römische Gebiet mit einem Male das Doppelte seines bisherigen Umfanges. Da kam der Einfall der Kelten, die Einnahme der Stadt durch die Gallier, ein Wendepunkt in der römischen Geschichte.

Die Gallier, ein Theil des grossen Keltenvolkes indo-germanischen Stammes im nordwestlichen Europa, waren keine rohen Horden, sondern im Genusse ansehnlicher Kulturhöhe. Sie besaßen eine Hierarchie, das Druidenthum, und eine Religion voll grossartiger Anschauungen, waren wohlfahren in den Künsten des Bergbaues und des Bronzegusses und zogen mit einem in allen Waffengattungen trefflich ausgerüsteten Heere zu wiederholten Malen über die Alpen. Freilich der etruskischen Civilisation kam jene der Kelten nicht gleich; dennoch schwand jene vor ihnen dahin, als sie sich in den Gauen Oberitaliens dauernd niederliessen. Der keltische Siegeszug nach Rom und die Einäscherung der

1) Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence.* (Oeuvres complètes.) Paris 1866. 8°. I. Vol. S. 3.

2) Ueber die kulturhistorische Stellung der Eroberung vgl. Franz v. Holtzendorff, *Eroberungen und Eroberungsrecht.* Berlin 1872. 8°. S. 10.

Stadt, 390 v. Chr., die sich übrigens auf einige ärmliche Hütten beschränkte¹⁾, brachen aber nicht den stolzen Sinn des römischen Volkes.

In ihren Wirkungen äusserten sich diese Ereignisse sehr ähnlich den Perserkriegen Griechenlands. Erst seit jener Zeit der Gefahr wurden sich die Römer ihrer Stärke bewusst, erwachte der Sinn für die gemeinsame Nationalität. Wie in Griechenland wurden hier die italischen Völkerschaften zu engerem Aneinanderschliessen gedrängt und wie jene Athens ward dadurch die Herrschaft Roms über alle anderen begründet und befestigt. Ein weitere Folge war die endliche Zulassung plebejischer Konsuln und Prätores, und die sich der Vollendung nahende Demokratisirung des Staates, den man jetzt erst eine Republik zu nennen anfangen darf. Wohl währte es noch bis zum Jahre 286 v. Chr., ehe die Plebs vollständig siegte und stand, wo einst die Patrizier gestanden; über den endlichen Ausgang des Kampfes konnte kein Zweifel mehr obwalten. Und wie Hellas erst durch die Perserkriege zur Gesittung gelangte, wie diese ihm die Schätze des Orients in den Schoos warfen und der plötzliche Reichthum eine unerwartete Kulturbülthe entfaltete, ähnlich so in Rom, dem die Niederwerfung des an Kultur überlegenen Veji unverhoffte Schätze zuführte. Von nun an konnte Rom sich civilisiren, materiell und geistig emporsteigen. Auch im Heereswesen ging ein gewaltiger Umschwung vor sich. Vejis zehnjährige Belagerung, die Begegnung mit den tapferen Kelten liessen die bisherige Heeresverfassung als ungenügend erkennen. Nicht nur die äussere Bewaffnung ward geändert, es erhielten die Soldaten nunmehr auch Sold, bei der damals in Italien herrschenden ausserordentlichen Billigkeit völlig ausreichend bemessen²⁾. Nur mit besonderer Elastizität des Begriffes kann man von einem Milizheere in Rom überhaupt sprechen, wo von Anfang an der Krieg des Volkes einzige Beschäftigung, einziges Ziel, einzige Kunst, einzige Arbeit ausmachte. Und wie dieser die einzige Arbeit, so ging auch alle Arbeit auf den Krieg aus; jeder Einzelne ward für den Krieg erzogen und geschult, kriegerische Ehren für die Höchsten erkannt, die ganze Denkweise auf den Krieg gelenkt³⁾. Bürgerheere waren es wohl, weil jeder Bürger zugleich Krieger und zwar beständiger Krieger war, nicht aber Milizheere im modernen Sinne, die sich kaum für eine wirksame Defensive eignen⁴⁾.

1) Montesquieu. A. a. O. S. 6.

2) Babucke. A. a. O. S. 8.

3) Siehe das Kapitel *de l'art de la guerre chez les Romains* bei Montesquieu. A. a. O. S. 8—10. Wenig bekannt dürfte vielleicht sein, dass in den römischen Kriegen die Feinde schon Bleigeschosse auf einander schleuderten. Diese Geschosse hatten ungefähr die Grösse von Oliven. Man fand mehr als Tausend in der Umgegend von Ascoli, dem alten Asculum. Das Blei war also schon ein Menschen tödtendes Metall lange vor der Erfindung des Pulvers. Blei konnten die alten Römer hüttenmännisch sehr gut darstellen, ihr Verfahren dabei berichtet uns Plinius ausführlich.

4) Siehe darüber den Bericht des eidgenössischen Oberkommandanten General Herzog an den Schweizer Bundesrath über die Aufstellung 1870—71. Vgl. den Artikel *Ueber Milizen* im *Oesterr. Oekonomist* 1871. Nr. 14. S. 187—188.

Im Gegensatze dazu waren die römischen Heere von Haus aus auf den Angriff berechnet und ausgebildet; die neue Reform, an Furius Camillus' Namen geknüpft, änderte den Aushebungsmodus der Reiterei und die Schlachtordnung mit der offenbaren Absicht, dem Bürgerheere noch höhere aggressive Verwendbarkeit zu geben.

Roms Macht breitete sich bald über den italischen Süden aus, wo am Meeresgestade griechische Siedlungen mit verlockendem Reichtume lagen. Frühzeitig mit eingebornen Stämmen Süditaliens vermengt, war das Volk Grossgriechenlands weit früher noch entartet, als die hellenische Heimat, hatten sich neben Intelligenz und höherer Bildung dort Luxus und raffinierte Ausschweifung breit gemacht. Ränkesüchtig und intrigant wie die Griechen alle, lebte Grossgriechenland in beständiger Befehdung von Stadt zu Stadt. Sybaris, das üppige, das weichliche, mit Korinth an die ärgsten Ausschweifungen der Wollust erinnernd, war schon 510 v. Chr. in einem Kampfe mit Kroton, dem sittenreinen, völlig zerstört, und dieses vermochte sich nur mit Mühe gegen die Angriffe der sizilischen Griechen zu schützen. Noch blühte Tarent, an Gütern und an Volkszahl reich, ein begehrliches Ziel, das aber den Römern erst nach langen Kämpfen, nicht ohne epirotische Kriegsschaaren auf italischem Boden zu sehen, nicht ohne von diesen wiederholte Niederlagen zu erdulden, zu erreichen vergönnt war. Doch hatten die lernbegierigen Römer dabei die Kunst Lager zu befestigen von ihnen erschaut und waren durch ihre Ausdehnung ans Meer mit den sizilischen Griechen und den afrikanischen Karthagern in Berührung getreten, die sich beide in den Besitz der getreidereichen Inseln theilten; jene sassen meistens im Osten, diese mehr im Westen; insbesondere aber blühte unter der Herrschaft kunstsinniger Tyrannen das hellenische Syrakus, mit Athen fast in allen Stücken wetteifernd¹⁾.

Bekanntlich bedurfte es dreier anstrengender, wechselvoller Kriege, ehe Karthago, das meergebietende, gebrochen, vernichtet war. Die Geschichte dieser denkwürdigen Kämpfe, sie lebt in Aller Mund. Zweifels- ohne stand Karthago, an materieller Kultur jedenfalls, selbst aber auch geistig weit voran; und dennoch, es unterlag. Warum? Zunächst war die Höhe seines kommerziellen Einflusses seit der Gründung Alexandriens schon wesentlich gesunken. Dann offenbarten sich die Folgen des Reichtums: neben hoher Gesittung ausgedehnte Korruption. Ist diese unter allen Umständen zersetzend, so sind ihre Wirkungen bei republikanischen oder gar demokratischen Staatsformen noch weit fühlbarer, gefährlicher als bei monarchischen²⁾. Unsere Kenntniss berechtigt zwar kaum, die karthagischen Einrichtungen für republikanisch oder demokratisch zu erklären. So weit nach Analogie zu urtheilen, gönnte ein Volk wie

1) Ueber Sizilien vgl. Adolf Holm, *Geschichte Siziliens im Alterthume*. Leipzig 1870. 8°. 7 Karten. I. Bd. (reicht nur bis zum peloponnesischen Kriege). W. Wattkiss Lloyd, *The history of Sicily to the Athenian War; with Elucidations of the Sicilian odes of Pindar*. London 1872.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 13—14 hat dies sehr schön für Karthago gezeigt.

die Libyphöniker der Freiheit nur gerade so viel Raum, als die Entwicklung seiner Handelsthätigkeit erheischte; was dem Römer der Krieg, war dem Punier der Handel. War aber Karthago auch keine Republik¹⁾, so hatte doch der geringe Spielraum für freiheitliche Ansätze in seiner äusseren Kraft ein Volk geschwächt, welches nicht einmal dieses geringe Maass vertragen konnte. Wie in anderen Handelsstaaten wurden seine Bürger nur mit Widerstreben Soldaten, daher es sich auf Soldtruppen stützen musste. Den entscheidenden Grund des Unterliegens der Kartager darf man mit Ihne wohl darin finden, dass die geographischen und ethnographischen Lebensbedingungen ihres Staatswesens ihnen die Aufstellung jener Bürgerheere, jener nationalen Legionen nicht gestatteten, die trotz aller verlorenen Schlachten, trotz der gänzlichen Unfähigkeit so vieler Feldherren, die unverwüsthche auf die Dauer unbesiegbare Stärke der Römer bildeten. Die handeltreibenden Bewohner des schmalen Küstenstreifens, von Wüsten und stammfremden, nie bezwungenen Völkerschaften umgeben, waren im Grunde niemals Herren im eigenen Hause und auf die Dauer einem Gegner nicht gewachsen, der aus den unbedingt gehorchenden Völkerschaften der kompakten Ländermasse der italienischen Halbinsel nach jeder Niederlage immer neue Heere ins Feld führte. Und da Rom, obwohl weniger gesittet, Alles, was es gelernt, ausschliesslich für den Krieg verworthe, so zu sagen sein gesamtes geistiges Kapital in militärischen Meliorationen anlegte, so musste auf die Dauer der arischen Kraft der Sieg verbleiben. Vergesse man endlich nicht, dass Rom noch den Schatz jener strengen kriegerischen Tugenden, jener einfachen Sitten, jener tiefen Religiosität hütete, das Merkmal niedriger Kulturzustände, die mit höherer geistiger Entfaltung noch jedem Volke unwiederbringlich verloren gegangen sind. Und dass Rom diese Sitteneinfalt so lange sich erhielt, war eben eine Folge seines vielfachen beständigen Kriegführens, wodurch eine Reihe von „Tugenden“ — d. h. moralische (sittliche) Eigenschaften des Charakters, die sich im Kampfe ums Dasein von hervorragendem Werthe erwiesen, — gepflegt, ausgebildet, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, so zu sagen gezüchtet wurden. Zu diesen Tugenden darf man auch den Charakter niederträchtiger Rechtssofhistik der römischen Politik in auswärtigen Angelegenheiten rechnen. Verträge wurden umgangen, Unfriede und Misstrauen gesät, mit Gewalt oder heimlich fremdes Gebiet annektirt; dazu kamen erbarmungslose Rohheit und Kälte, das völlige Fehlen von Hochherzigkeit und jeder Ehrbegriffe. Nur Eigennutz, sei es von Staats- oder Privatwegen, war Motiv aller Handlungsweise. So ward das römische Volk gross und mächtig; aus Einer Stadt ein Weltreich, mächtiger als je eines vorher oder nachher; und nicht hervorragende „Tugenden“ in der gewöhnlichen Bedeutung hatten solchen Preis zu Folge, sondern trotz des moralisch und ideal

1) Draper. A. a. O. S. 186 glaubt an demokratische Formen in Karthago, nennt es aber eine politische Anomalie, wenn ein asiatisches Volk sich unter demokratische Formen stellt.

so wenig hochstehenden Volkscharakters ward er erreicht. Moralische Eigenschaften, die man nimmer zu den „guten“ zu zählen pflegt, gaben im nationalen Kampfe ums Dasein, hier zum Kampfe um die Weltherrschaft erweitert, den Ausschlag.

Die punischen Kriege selbst brachten den Römern Lehren von äusserster Wichtigkeit. Sie wurden in der Achtung vor dem Werthe einer Seemacht bestärkt, lernten Schiffe zweckmässig bauen und regieren, Militärstrassen anlegen. Kaum waren Norditaliens Stämme in den Kreis der römischen Herrschaft hineingezogen, als die Römer eine Flotte auf dem Adriatischen Meere bauten und unter dem Vorwande die dort allerdings bestehende Seeräuberei zu unterdrücken, die Seemacht der Illyrier vernichteten. Und als es bald klar ward, dass die endliche Herrschaft auf dem Mittelmeere von dem Besitze Spaniens, des grossen Silber erzeugenden Landes, abhängt, da verursachte diese Nebenbuhlerschaft den zweiten punischen Krieg, an den sich der glänzende Name Hannibals heftet.

Grossgriechenland und der griechische Einfluss in Rom.

Grossgriechenland (*Ἑλλάς ἡ μεγάλη*) wurde das untere Italien genannt, südlich von den Flüssen Silarus und Frento, besonders um den tarentinischen Meerbusen herum, an dem die meisten der hellenischen Kolonien lagen. Wo Hellenen weilten, da war Hellas. Die fernsten Punkte Iberiens oder der taurischen Halbinsel waren so gut hellenisch wie Sparta und Athen. In diesem Sinne waren es auch Neapolis und Massalia, nur hat die verhängnisvolle Gabe steter tüppiger Wohlfahrt alle Spuren davon verwischt. Cumae, oder nennen wir es bei seinem wahren Namen, das äolische Kymê, (*Κίμνη*), ging zu Grunde und bewahrte in seinem Untergange alle die alten Beziehungen seines Namens. Gerade vor unseren Blicken, sich über Weingärten und verstreute Behausungen erhebend, sehen wir den Hügel der Akropolis, den ersten Punkt, wie die Tradition berichtet, auf dem hellenische Ansiedler sich in Italien, im westlichen Europa, niedergelassen. Wenn der Bericht wahr, so waren Sizilien und Kerkyra, die Gegenden von Sybaris und Tarent barbarischer Boden, noch von keinem hellenischen Fusse betreten, als die ersten Kolonisten vom westlichen Kymê auf jenem einsamen Hügel ihr Feuer anzündeten und ihre ersten Befestigungen aufwarfen. Eine Küste von echt hellenischem Charakter in ihrer natürlichen Bildung, eine Küste voll von Buchten, mit Vorgebirgen und Inseln, sich weithin erstreckend auf beiden Seiten; allein es war Alles fremd, barbarisch. Diesen Ansiedlern war es vorbehalten, das Land, das seinem ganzen Gepräge nach bestimmt war, von Hellenen bewohnt zu werden, mit einem hellenischen Namen zu belegen.

Ob es nun wahr oder falsch, dass Kymê die allererste griechische Ansiedlung im Westen Europas gewesen, ausser Zweifel steht es, dass sie der ältesten Zeit angehört; der Typus der Stadt kennzeichnet es. Kymê ist eine Hügelfestung, die Akropolis überragt die See, die sich,

jedoch nicht unmittelbar, zu ihren Füßen erstreckt. Dies war die Anlage der frühesten griechischen Städte; allein welcher Raum trennte eine Stadt dieser Art in der Bucht von Neapel und Syrakus auf seiner Insel! Kymê war ein Theil von Hellas, wenn zur Zeit seiner Entstehung auch nur ein kleines, isolirtes Fragment davon. Das erste Streben der Ansiedler bestand darin, sich eine Vertheidigung, einen Befestigungspunkt gegen ihre barbarischen Nachbarn zu schaffen. Die Akropolis von Kymê gemahnt an die *Arx* von Tuskulum und eine seltsame Schicksalsgemeinschaft verbindet die beiden.

Selbst hier, an dem ältesten Punkte des italienischen Hellas, können wir die Erinnerung an Rom nicht völlig ausschliessen. Tuskulum und Kymê, belügt uns die Tradition nicht, beherbergten den König, den Rom ausgestossen hatte. Als die Streitmacht der dreissig Städte den verbannten Tarquin nicht wieder einzusetzen vermochte, da hiess ihn Kymê oder richtiger dessen Tyrann Aristodemos willkommen an der Stätte, die ihm Schutz bot vor der neuerrichteten Republik an der Tiber. Diese letzte Zuflucht des vertriebenen Königs, die Akropolis, war, wenn auch minder erhaben als die lateinische *Arx*, doch nicht minder stark als sie. An der dem freundlichen Meere abgewendeten Seite, wo die Einfälle der Barbaren drohten, war der Hügel geböscht, und Steinblöcke befestigten ihn, die in ihrer gewaltigen Grösse würdig gewesen wären, ihren Platz zu finden in den ältesten Wällen der Stadt, die den Tarquin vertrieben hatte.

Nicht auf einer Hügelspitze, sondern in einer traurigen Ebene zwischen der See und den Bergen stehen die Ruinen der Tempel von Poseidônia (*Ποσειδωνία*) — in lateinischer Zunge Paestum — allerdings nur Ruinen, die im Vergleiche mit solchen aus weit späteren Zeiten noch ein Ganzes repräsentiren. Und wir fühlen, dass, so alt auch Poseidônia scheint, es dennoch jung ist im Vergleiche zu Kymê. Wir stossen hier auf dieselbe Verschiedenheit, welche Dardania von Ilion, Tuskulum von Rom scheidet. Seit der Gründung Kymês musste gar Vieles sich geändert haben, dass griechische Ansiedler sich auf italienischem Boden eben diese Stelle erwählt haben. Da war keine Akropolis, keine unerreichbare Höhe, die Kolonisten vertrauten ihren Wällen, dem Meere, der natürlichen Ueberlegenheit der Griechen über die Barbaren. Dieser Unterschied involvirt all' die Verschiedenheiten zwischen der ersten, vereinzelter griechischen Ansiedlung im Westen, der Kolonie, die geradewegs von den asiatischen Küsten kam, und jener Kolonie, deren Metropole sich auf italischem Boden selbst befand, der Stadt, die Sybaris in den Tagen seiner Macht, als das südliche Italien die Bezeichnung von Gross-Hellas gewonnen, gegründet hatte.

Kymê ist in erster Linie Festung, Poseidônia ist wesentlich eine Stadt. Gleich anderen Städten bedurfte sie der Vertheidigungsmittel, der Befestigung, allein diese war ihren Gründern nicht in erster Linie im Sinne gestanden. Da waren keine Felsen zu böschen, oder im Vertrauen auf ihre natürliche Stärke ungeböscht zu lassen, sondern ganz einfach gewaltige hellenische Wälle, die den Stadtraum einhegten und deren Spuren wir noch in ihrer pentagonalen Richtung ganz gut

verfolgen können. Innerhalb dieser Wälle ist eine Menge späterer Bauwerke erstanden und verfallen. Vom Theater, dem Amphitheater — dem Schauplatz römischer Grausamkeit inmitten der hellenischen Stadt! — einem Tempel römischen Ursprungs, finden sich noch Trümmerreste und Spaten und Schaufel könnten noch mehr davon zu Tage fördern¹⁾.

Kymê und Poseidônia lagen unter den namhafteren hellenischen Kolonien Italiens Rom am nächsten und mannigfacher Verkehr mochte seit früher Zeit hier entstanden sein. Sie bildeten das vermittelnde Bindeglied mit den entfernteren Plätzen Grossgriechenlands und des noch fernerer Hellas, sie bahnten den Weg dem griechischen Einflusse, der im V. Jahrhunderte der Stadt sich in Rom sehr deutlich fühlbar zu machen begann, nachdem schon früher (um 454 v. Chr.) die Materialien zum Zwölftafelgesetz, dem legislatorischen Produkte des Dezemvirats, aus Grossgriechenland und Athen zusammengetragen worden²⁾. Auch die ins IV. Jahrhundert der Stadt fallenden Feldzüge des makedonischen Alexander hatte Rom wohl beobachtet³⁾, doch mochte man dort mit Befriedigung wahrnehmen, dass er im fernen Osten hinlängliche Beschäftigung gefunden habe. Die geistige und moralische, oder wenn man will, sittliche Kraft des damaligen Rom rettete es in dem tobenden Kampfe der Leidenschaften, den der Unterdrückung des persischen Reiches entfesselt hatte und auch den Westen zu bedrohen schien. Für die Römer um so gefährlicher, als die neue Geistesrichtung im Gewande der höheren Bildung, der Kultur und Civilisation ihnen entgegengebracht wurde. Hatte Griechenland nur äusserlich durch Verkehr, Handel, Verfassung und Gesetz auf Rom wie auf Italien überhaupt eingewirkt, so sollte dies jetzt auch in geistiger Beziehung geschehen. Aber dieses Griechenland, welches jetzt Rom sich näherte, war das Griechenland des Verfalls, herabgesunken von seiner Grösse, von seinem einstigen Geistesadel. Einfach, genügsam, tapfer, arbeitsam, festhaltend an Sitte, Ordnung und Gesetz, die Leidenschaften unter der strengen Zucht eines Glaubens, der nahe an Aberglauben streifte, der Geist der Unabhängigkeit genährt durch das Bewusstsein angestammter Kraft, so standen vor den punischen Kriegen die Römer den verweichlichten Griechen gegenüber, welche die trutzigen Männer mit den Schmeichelnkünsten feinen Lebensgenusses zu zähmen suchten.

1) Ich selbst habe Kymê und Poseidônia in zwei besonderen Abhandlungen geschildert: *Cumae* (*Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*. Berlin 1841. S. 500—516) und *Paestum*. *Étude historique et archéologique*. (*Annales des Voyages*. 1867. IV. Band. S. 129—154.)

2) Sp. Posthumius, Serv. Sulpicius und A. Manlius wurden zu diesem Behufe nach Griechenland geschickt. Aber auch der aus seiner Vaterstadt vertriebene Hermodorus nahm an dieser Arbeit Theil.

3) Die Behauptung des Titus Livius, dass die damaligen Römer keine Kenntnisse von Alexander d. Gr. gehabt hätten, ist, wie mir dünkt, glücklich widerlegt von Prof. Fr. Dor. Gerlach, *Griechischer Einfluss in Rom im V. Jahrhundert der Stadt*. Basel 1872. 8*.

Um so bemerkenswerther ist diese Haltung, als seit der Eroberung Vejis, der ersten Reichthumsquelle der Römer, bis zum ersten Punierkriege über 130 Jahre verflossen waren, in welcher Frist die Kultur mit ihren Verfeinerungen und sinnlichen Reizen sich genügend ausbreiten konnte. Dies geschah jedoch nicht. Die materielle Kultur der Römer war vielmehr im IV. Jahrhunderte v. Chr. noch durchaus roh, Rom keine Stadt von Palästen, die Lebensgenüsse fast Null. Wer die republikanischen Tugenden und Sittenstrenge jener Epoche preist, darf nicht vergessen, dass bis zum ersten punischen Kriege man in Rom kein Brod, sondern nur Mehlbrei ass, und der Diktator wohl nackt vom Pfluge weg in die Schlacht gerufen wurde¹⁾, dass es bis zur Zwölftafelgesetzgebung keine Münze und bis zum ersten punischen Kriege nur das plumpe unbehilfliche *aes grave* gab. Die kriegerischen Neigungen und Beschäftigungen drückten alles Uebrige in den Hintergrund; während in Griechenland die in den Perserkriegen gewonnenen Schätze alsbald die höchste Kulturblüthe reiften, dauerte es in Rom lange, ehe eine Wirkung des Reichthums sichtbar ward, eine Folge des festeren römischen Charakters. Erst seit der Einnahme von Tarent hielt die innere Kultur der Römer mit dem Fortgange der äusseren Macht gleichen Schritt. Ihren Triumph über diesen Freistaat schmückten zum ersten Male kostbare Geräthe, Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke von Gold und Silber und gelehrte griechische Sklaven. Das erplünderte edle Metall diente zur Prägung der ersten Silbermünzen, die griechischen Sklaven legten den ersten Grund zu einer besseren Erziehung und zu einer eigenen römischen Literatur. Denn nicht etwa bei der Nachbildung der Vorbilder sind die Römer stehen geblieben, sondern, wie immer der Geist den Geist entzündet, so ist mit der Bewunderung fremder Trefflichkeit der römische Genius erwacht und hat in kühnem Aufschwung sein selbst gewähltes Ziel verfolgt, in neuen Schöpfungen sich versucht und seinen Erzeugnissen den Stempel der Mustergiltigkeit aufgedrückt, welche die Weisheit des Alterthumes zum Gemeingute der späteren Geschlechter erheben sollte. Daher die einseitige Bewunderung hellenischer Kunst und Wissenschaft ohne Rücksicht auf die Arbeiten Roms immer grosse Unsicherheit des Urtheils bekundet, welche die vollendete Ausbildung nicht mit der früheren Entwicklung in Einklang zu bringen weiss. So ist denn Rom ein zweites Vaterland für Kunst und Wissenschaft geworden. Im Jahre 513 der Stadt führte Livius Andronicus sein erstes Drama auf, 515 (239 v. Chr.) ward Q. Ennius aus Kalabrien, der zuerst Annalen in Versen abfasste, geboren, 534 kam der erste griechische Arzt, Archagatus, ein Wundarzt, nach Rom. Seit dem ersten punischen Kriege, der zum Schiffbau führte, nahmen die Gewerbe so zu, dass Gesetze, Manufakturen und Handel betreffend, erschienen, während früher nur Krieg und Ackerbau eines freien Mannes für würdig galten.

Der Ackerbau, dieser Grundpfeiler der materiellen Kultur, muss

1) Roscher, *Aneichten der Volkswirtschaft* S. 456.

in Rom, wie in allen italischen Staaten, schon sehr früh ausgebildet gewesen sein, denn der Uebergang von der Weide zur Ackerwirtschaft fand schon zur Zeit der Italiker in der Halbinsel statt. Die Theilung des Grundeigenthums lässt sich in den frühesten Epochen nicht erkennen, doch ward vermuthlich die ganze Mark gemeinschaftlich bestellt, und das Sondereigenthum bestand nur in Sklaven und Vieh. Schon die servische Verfassung theilt indessen die Aecker und belastet nur die Weide, wie bei der Dreifelderwirtschaft in Deutschland, im ungetheilten Besitze der Gemeinde. Im Allgemeinen mag während der besseren Zeit Roms der mittlere Grundbesitz die überwiegende Mehrheit gebildet haben. Der Ackerbau erreichte einen ziemlichen Grad der Vollendung, denn wir finden bei den Römern eine theoretische Behandlung desselben und das Berieselungs- und Drainirungssystem schon hoch entwickelt.

Dagegen waren Handel und Gewerbe im Vergleiche vernachlässigt, von den höheren Klassen sogar verachtet; bei den kunstsinnigen Griechen erstreckte sich diese Verachtung gar auf jegliche Arbeit, selbst auf den Feldbau. Aehnlich war bei den Römern die Arbeit bis in ihre feinsten Schattirungen — Ackerbau ausgenommen — den Sklaven zugewiesen. Nicht blos die Gewerbe, welche politisch eine nur untergeordnete Stellung einnahmen, wurden von Sklaven ausgeübt, sondern jede Art von Industrie, selbst die schönen Künste und die Wissenschaft. Die Aerzte der Römer, die Erzieher ihrer Kinder, Künstler, ja Dichter und Philosophen waren Sklaven.

Nicht anders stand es mit dem Handel. Wohl war es eines der Geheimnisse der Weltherrschaft, dass die Römer überall zuerst mit dem Baue von Kunststrassen begannen, welche einen regelmässigen Verkehr selbst der entfernteren Provinzen mit der Hauptstadt ermöglichen sollten, doch walteten dabei militärische Rücksichten ob. Dagegen gab es schon in frühester Zeit regelmässige Messen, auf denen Korn und Wein Unteritaliens mit dem Kupfer Etruriens vertauscht oder auch mit Sklaven bezahlt wurde. Dieser Verkehr fand statt noch vor dem Erscheinen von Hellenen in Italien. Auch scheinen schon damals die italischen Zahlzeichen und das Duodezimalsystem entstanden zu sein. Der Welthandel war jedoch von Anfang an den Phönikern und Hellenen, sowie deren Kolonien zugefallen, welche vorzugsweise Aktivhandel trieben, während die Bewohner Italiens durchaus Passivhandel führten. Zweifelsohne wurden seit der ältesten Zeit Metallwaaren von Osten her eingeführt. Noch deutlicher zeigt sich die griechische Einfuhr und der griechische Einfluss in den Kunstsachen von Thon oder Metall ¹⁾.

Ein bedeutender Umschwung der Dinge ging während der zwei ersten punischen Kriege, besonders aber in dem langen Zwischenraume vom zweiten zum dritten dieser Kriege vor sich. Ehe das Griechenthum durch die makedonischen Eroberungen über die halbe damals

1) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie* I. Bd. S 28—30.

bekannte Erde zerstreut, mit fremden ihm mannigfach überlegenen Elementen in Berührung gebracht und so befruchtet worden war, hielt sich sein Einfluss auf andere Völker innerhalb bescheidener Grenzen. Seitdem aber Alexandrien zur Wissensmetropole sich erhoben, ward das Griechenthum eine geistige Macht, wie auf hellenischem Boden nie zuvor. Der Glanz des Museums, wo aufgespeichert, gesichtet und geordnet lag, was seit ungezählten Generationen der Geist aller Kulturvölker an positivem Wissen erkannt, leuchtete um so heller, als ein solcher Sammelpunkt bisher gefehlt, als das Wissen sich bis dahin nicht seiner Macht selbstbewusst geworden. Jetzt konnte kein Theil der Kulturwelt mehr, auch Rom nicht, den Strahlen sich entziehen, die am Nilesufer emporflamten. Und die Vorgänge in Rom selbst machten es immer geeigneter, die von auswärts gewaltsam herandrängenden civilisatorischen Eindrücke aufzunehmen. Nach den zwei punischen Kriegen und der Niederwerfung Makedoniens häufte sich am Tiberstrande der Reichthum, die Grundbedingung zu jeglicher höheren Kulturentwicklung. Tausende von Talenten, 10,000 aus Karthago, 10,000 aus Makedonien, 15,000 aus Syrien, 1000 aus Aetolien waren in Rom zusammengefloßen; dazu der Ertrag der spanischen Silberminen, die fortlaufenden Renten aus Campanien, die Zehnten aus Sizilien und Sardinien, die Tribute der eroberten Länder. Der Reichthum ist aber eine Quelle nicht nur der Gesittung, sondern auch der Macht. Rom, mächtig schon durch die eigene Kraft, ward doppelt mächtig durch den Reichthum. Der Machtbesitz leitet aber, die Geschichte der griechischen Kultur hat es deutlich gelehrt, unfehlbar zum Missbrauche bei Staaten, Völkern und einzelnen Individuen. So wie früher Rom seine moralische Macht missbraucht und durch physische Gewalt die Nachbarvölker unterjocht hatte, so missbrauchte es nunmehr die Macht seines Reichthumes, um desto ungehinderter den kriegerischen, anererbten Neigungen die Zügel schiessen zu lassen. Die assimilatorische Kraft des römischen Volkstypus hatte mittlerweile die geknechteten, mehr oder minder verwandten Stämme Italiens aufgesogen, die ganze Halbinsel romanisirt, zu Einem Volke gemacht, das fortan dem Impulse der Hauptstadt folgte. Die Römer waren nicht nur ein mächtiges, sondern auch ein grosses Volk geworden, dessen Masse allein schwer in die Wagschale fiel. Diesem Volke genügten nicht mehr die kleinen Ränke der alten sittenstrengen Römer, es trieb nunmehr Politik im Grossen, es begann Staaten zu zerrütten, um sie zu schwächen; die gesammelten Reichthümer leisteten hierbei die trefflichsten Dienste. Der den Jesuiten zugeschriebene Satz „der Zweck heiligt die Mittel“, dem schon die Hellenen gehuldigt, erfuhr in noch nicht dagewesenem Umfange praktische Anwendung. Karthagos Zerstörung, jene von Korinth und damit die Eroberung Griechenlands, die Annektirung Spaniens, fanden fast gleichzeitig statt.

Die Kultur der Republik.

Der Abschnitt vom Jahre 140 v. Chr. bis zur Errichtung des Cäsarenthrones in Rom gehört zu den allerdenkwürdigsten in der Geschichte der menschlichen Kultur. Wie mit Zauberschlag ersteht in Rom ein Zeitalter der Geistesblüthe und gewaltiger Machtanschwellung nach aussen, neben bodenloser innerer Zerrüttung und tiefer Demoralisation nach innen, ein Zeitraum, in seinen wesentlichsten Erscheinungen völlig analog jenem, der in Griechenland dem peloponnesischen Kriege folgte und der makedonischen Eroberung voranging. In der That waren bei beiden Völkern die nämlichen Gesetze wirksam.

In dem Maasse als sich Italien mit der griechischen Kultur befreundete, nahm die moralische Kraft ab. Lange, länger denn andere hatte der starre Charakter der Römer Stand gehalten gegen die Versuchung; endlich unterlag er. Die Mehrung des positiven Wissens, wie sie von Alexandrien ausging, machte für feinere Lebensgenüsse empfänglich und das Einströmen des Reichthums bot die Möglichkeit für dieselben. Durch die ganze Menschheit, durch alle Geschichte hindurch lässt sich verfolgen, wie vermehrtes Wissen gesteigerte Lebensanforderungen nach sich zieht. Auf tiefster, wenn man will, bescheidenster Stufe steht der verkrüppelte Australier von George's Sound, der kaum das Bedürfniss von Wohnung und Kleidung kennt. Je gesitteter — und Gesittung ohne geistige Ausbildung, ohne Wissen ist undenkbar — je gesitteter sage ich, ein Volk, d. h. je mehr und je intensiver positives Wissen in den Massen des Volkes verbreitet ist, desto höher seine materiellen und geistigen Lebensansprüche. Beide zu befriedigen ist Reichthum, nämlich allgemeine Wohlhabenheit, unbedingt nöthig. Art und Weise, wie diese Wohlhabenheit erworben wird, sind gleichgiltig für Kunst und Wissenschaft, die unter allen Umständen dabei gedeihen, nicht aber für die Entwicklung der sozialen Zustände. Da gedeiht nur jener Reichthum, den Arbeit erworben hat; der mühelos zusammengescharrte Reichthum hat das hellenische Volk zu Grunde gerichtet; in Rom wars nicht anders; auch hier führte er zur Korruption, zur Demoralisation.

Doch verständigen wir uns zunächst über den Begriff der Demoralisation. Die Naturgeschichte der Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung, — und als solche kann man die Kulturgeschichte sehr wohl bezeichnen — zeigt dieses Schauspiel wiederholt fast stets unter ähnlichen Umständen. Jedes Volk besitzt einen, ihm allein eigenthümlichen Nationalcharakter, aus der Summe seiner moralischen Eigenschaften bestehend. Es gibt nun keinen Nationalcharakter mit nur sogenannt guten oder nur sogenannt schlechten oder bösen Eigenschaften, sondern jeder ist eine Mischung von beiden, und bloss die Verschiedenheit der Mischung bedingt die Verschiedenheit des Charakters. Diese mehr oder minder glückliche Mischung von Eigenschaften ist, so wie die geistige Begabung, wieder im tiefsten Grunde

bedingt durch Rassenanlage, die in unvordenklicher Zeit bei der Rassenbildung vor sich ging und unveränderlich ist. Wir besitzen kein Beispiel davon, dass ein Volk je seine Rassenanlage verändert hätte; wohl aber ist sein erst später, bei der Differenzirung der Rassen zu Völkern hinzutretener Volkscharakter ¹⁾ innerhalb einer gewissen Spielweite der Veränderung fähig. Eine solche Veränderung des Volks- oder Nationalcharakters ist nun die Demoralisation ²⁾. Diese Veränderung geht in der Weise vor sich, nicht etwa, dass eine neue böse Eigenschaft zu dem Volkscharakter hinzukäme, sondern dass gewisse der schon vorhandenen Eigenschaften, über oder unter das Maass ihrer ursprünglichen Mischung verschärft oder abgeschwächt, stärker hervor- oder zurücktreten. Bekanntlich entspricht jeder Tugend ihr entgegengesetztes Laster, beide die Extreme einer und derselben moralischen Eigenschaft, ähnlich wie Aberglauben mit Glauben, Gebrauch mit Missbrauch im Grunde zusammenfällt. Eine solche Verschiebung der den ursprünglichen, normalen Charakter bildenden Mischung ist das Werk der Korruption oder Demoralisation.

Im römischen Volke kennzeichnete sich die Demoralisation durch das Zurücktreten jener Eigenschaften, auf welchen seine frühere Grösse beruhte; mit dem Reichthume schwand die Arbeitlust und stieg die Habsucht, schwand die Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, schwand die Keuschheit, stieg die Sinnenlust. Seit den ältesten Zeiten hatte freilich in Rom die geheiligte Prostitution geherrscht ³⁾ und sogar zu allgemeinen Festtagen, den Luperkalien und Floralien Anlass gegeben, auch waren dem die mannigfachsten Formen annehmenden Venuskulte zahlreiche Tempel errichtet ⁴⁾. Selbst anständige Damen scheuten sich nicht, dem verwandten Priapusdienste obzuliegen. Doch scheinen Venus und Priap in der Königszeit noch nicht göttlich verehrt worden zu sein ⁵⁾. Etwas später hatte die gesetzliche Prostitution begonnen und begreiflicherweise grosse Fortschritte gemacht, je mehr Bevölkerungsziffer und Reichthum der Einwohner stiegen. Bereits waren die Wirkungen des Reichthums auch im Unterschleife öffentlicher Gelder durch die Scipionen zu ersehen. Im höchsten Grade verderblich ward aber die Niederwerfung Griechenlands. Bei der im alten Hellenenlande weitverzweigten Korruption hatten hier die Waffen der Römer leichtes Spiel, sie lernten aber dabei den raffinirtesten Luxus, die ausgesuchtesten Ausschweifungen von Angesicht zu Angesicht kennen. Inmitten des allgemeinen öffentlichen Jammers schwelgten die Griechen jener Zeit in den üppigsten Genüssen, in den scheusslichsten Lastern. Korinth stand damals mehr noch als Athen an der Spitze dieser Civilisation, worin

1) Siehe hierüber Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie*. S. 5.

2) Nicht jede Veränderung des Volkscharakters ist Demoralisation, aber jede Demoralisation ist eine Aenderung des Nationalcharakters.

3) Dufour, *Histoire de la prostitution*. I. Bd. S. 288.

4) Z. B. *Venus Voluptas, V. Salacia, V. Lubencia*. (A. a. O. S. 289—290.)

5) J. A. D. (Dulaure), *Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes*. Paris 1805. 8s. S. 181.

die Hetären das grosse Wort führten. Die Rückwirkung, die der Anblick eines Landes, wo die Sittenverderbniss schon seit Jahrhunderten wüthete, auf die Römer üben musste, blieb nicht aus. Mit der griechischen Kultur drang auch griechische Korruption, griechische Freiheit ins Volk. Bald zählte Rom mehr öffentliche Mädchen als Athen oder selbst Korinth. Die Selbstthätigkeit nahm ab; der Ackerbau, bisher die Stütze des Staates, verlor an Ansehen und ward den Sklaven überlassen. Bei dem grossen Reichthume des Staates hatte der Census längst aufgehört, jedem Bürger eine jährliche Abgabe aufzulegen; man suchte Aemter, um sich zu bereichern; die zur Vollendung gelangten demokratischen Formen leisteten dabei den möglichsten Vorschub. Die Volkstribunen korrumpirten das Volk ¹⁾; mit der Raubsucht der Magistrate wetteiferte die Habsucht der reich gewordenen Landeigenthümer. Der hohe Werth, den das edle Metall in der Schätzung der Römer seit der Bekanntschaft mit Griechenland bekommen, machte sie darnach unersättlich. Konsule, Prätores und Feldherren plünderten in den Provinzen; drei Jahre währte am längsten ihre Amtsdauer und sie dachten, wenn die Plünderung gut sein solle, müsse sie auch rasch sein; den Magistraten in Rom und in den Provinzen war alles Heilige feil. Die meisten dieser Würdenträger waren aus der freien Wahl des souveränen Volkes hervorgegangen; diesem aber musste schon 150 v. Chr. die *Lex Calpurnia de repetundis* die Erkenntniss über Kriminalverbrechen, seiner Bestechlichkeit wegen, abnehmen. Dabei wurden die reichen Privatpersonen immer reicher und es mussten Gesetze, fruchtlos natürlich, gegen den Luxus erlassen werden; die Behandlung der Sklaven war eine grausame; in ganz Italien, besonders auf Sizilien, wimmelte es von Leuten, die das Kriegsglück, ihrer edlen Geburt und Erziehung ungeachtet, in Sklavenstand geworfen hatte. In Rom selbst hatte sich die Lage der Einwohner binnen einem Jahrhunderte völlig umgekehrt. Man zählte noch vor 50 Jahren gewöhnlich 300,000 Bürger, jetzt, durch die Freilassung so vieler Sklaven, unter der Firma des Namens ihrer Herren, als ihre Klienten und ein Theil ihrer Familie zu dem Range der Bürger gekommen, gegen 400,000. Schon seit der *Lex Hortensia*, *Pubilia* und *Maenia* (286 v. Chr.) war der Sieg der Plebs vollständig. Patrizier und Plebejer in Rom und in den Municipalstädten theilten daher die Würden ohne Unterschied, doch unter grossem Einflusse mächtiger Familien und des Reichthums. Zwischen beiden Ständen hatten sich, durch eine bestimmte Vermögenssumme bezeichnet, die Ritter als Mittelstand eingeschoben, die sich, ohne an den Ehrenstellen Theil zu nehmen, mit Handel, Pachtung und Geldgeschäften abgaben. Diese ganze Gesellschaft ward durchaus demoralisirt; die römische Aristokratie berauscht, unersättlich, unwiderstehlich, der frühere Mittelstand verschwunden, es gab nur noch einen tuppigen Adel und einen teuflischen Pöbel. Aus Letzterem bestand der grösste Theil der Bürger; wie der Adel durch den Reichthum, so ward der Pöbel durch die Armuth korrumpirt. Denn die Ansammlung von Reichthum schwächte

1) Montesquieu. A. a. O. S. 40.

die Kaufkraft des Geldes und allgemeine Theuerung der Lebensmittel, die erwiesenermassen mit der Strenge eines Naturgesetzes stetig fortschreitet¹⁾, machte sich fühlbar. Dem Hunger der Armen musste der Staat durch häufiges Austheilen von Getreide abhelfen, weil in Italien kein Raum mehr zu Pflanzung neuer Kolonien übrig war, dabei in Folge der aus den eroberten Ländern hierher versetzten Sklaven die Latifundien sich vermehrten, die Fruchtbarkeit des Bodens aber verminderte.

Mancher ist naiv genug zu wähnen, das Volk, dessen tiefe Gesunkenheit nicht zu läugnen ist, könne durch Einzelne, deren gebührend zu gedenken vergessen werde, in seinen elenden Zustand gestürzt worden sein, als ob ein solches Werk je ohne aktive Betheiligung einer grossen Majorität des Volkes gelingen könnte. Sicherlich zählt jedes Volk in seiner Mitte einzelne Schwache und Schlechte. Sache der Völker aber ist es, diesen Einzelnen Widerstand entgegenzusetzen, was in der That bei Völkern bemerkbar ist, wo die korrumpirenden Einflüsse von einer kleinen Fraktion ausgingen; umgekehrt aber, wo sie von der Mehrheit ausgehen, dort ist die Korruption überhaupt schon vorhanden. Alle Versuche Einzelner prallen wirkungslos ab, wo die Massen nicht die gehörige Geneigtheit zeigen. Damit er aufgehe, muss der Same auch auf fruchtbares Erdreich fallen; im Guten wie im Schlechten sind es stets die Völker in ihrer Gesammtheit, welche wie das Lob so auch den Tadel verdienen, wenn man nicht, wie hier geschieht, jeden Zustand einfach als eine nothwendige Folge der Volksentwicklung erkennt. Die Geschichte der Korruption zeigt übrigens, dass diese immer den Weg von unten nach oben und dann erst umgekehrt von oben nach unten nimmt. So in Hellas, so auch in Rom.

Doch war um diese Zeit ganz Italien schöner als vor und nach derselben angebaut, das ganze Land glich einem durch Dörfer und Städte abwechselnd unterbrochenen, mit Strassendämmen durchschnittenen Lustgarten²⁾; ein herrlicher Anblick der vollendeten Kultur! Die zahlreichen über ganz Italien verbreiteten Kolonien hatten auf dem Lande den Ackerbau zu hoher Vollkommenheit, in den Städten Gewerbe, Handel, alle Künste der Industrie und des Friedens zu schönster

1) Fr. X. Neumann, *Die Theuerung der Lebensmittel*. Berlin 1874. 8°. S. 42.

2) Die römische Campagna war aber schon damals wie heute fiebergeschwängert, nicht erst in Folge der päpstlichen Herrschaft, wie gerne in demokratischen Organen zur Erbauung der Leser versichert wird. Schon Cicero baute seine Villa in das hochgelegene Tusculum, wo auch jetzt keine Malaria weht. Die Ursachen der Malaria gehen bis in die letzten Jahrhunderte der Republik hinauf, als der freie ackerbauende Bauernstand immer mehr vor den Latifundien zusammenschmolz. Vgl. *Nuova Enciclopedia popolare italiana*. Torino 1857. Vol. IV. S. 219—220. L. Friedländer, der an einer Stelle seiner *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms* (I. Bd. S. 9) die Campagna gesund nennt, gedenkt bald darauf (A. a. O. I. Bd. S. 81) der weltbekannten Ungesundheit der Lage Roms, wo das Fieber „zu allen Zeiten“ endemisch gewesen. Am ausführlichsten behandelt diese Frage Bunsen im I. Bande seiner *Beschreibung der Stadt Rom*. Die Resultate eigener Studien, die ich an Ort und Stelle jener Frage widmete, siehe im *Ausland* 1875. S. 680.

Blüthe entfaltet; zu ihrer Unterstützung hatte die Hauptstadt eine Menge öffentlicher Werke angelegt, grosse Marktplätze und Wasserleitungen, gepflasterte Wege und Landstrassen zur leichteren Kommunikation, Werke, die bei dem praktischen Sinne der Römer zwar meist Nutzen im Auge hatten, der Kulturverbreitung aber nicht geringere Dienste erwiesen als die Prachtwerke eines Pheidias oder Praxiteles. Von den Bedürfnissen eines kultivirten Landes wandte sich übrigens der seit der Rückkehr der Armee aus Kleinasien (187 v. Chr.) und der Bekanntheit mit der Ueppigkeit der griechischen und asiatischen Länder entstandene Luxus zum Ueberhandnehmen der Weichlichkeit und Ueppigkeit in der ganzen Lebensweise, der Tafelfreuden, die schon in der letzten Zeit der Republik einen starken Anflug von Bestialität bekamen, der Pracht der häuslichen Einrichtung, zur Aufführung von Tempeln und Theatern, Privatpalästen und Landsitzen, die anfangen die in unermesslicher Menge in Hellas geraubten Kunstwerke zu verschlingen; und wo noch etwa Plätze leer blieben, sorgten die Künstler, welche Eroberung und Verarmung nach Rom getrieben, für deren Ausfüllung. Den griechischen Künsten zog griechische, richtiger alexandrinische Wissenschaft sammt dem ganzen Gefolge griechischer Laster, welche sich ja auch in Aegypten eingenistet hatten, nach, wesshalb man kurz vor dem Falle Korinths alle griechischen Grammatiker und Rhetoriker aus Rom verwies. Gleich darauf erweckte aber die Ankunft dreier athenischer Gesandten, die mit der ihrem Volke eigenen geschwätzigsten Beredsamkeit Reden aus dem Stegreife hielten, Geschmack an derselben, und der lange Aufenthalt der 1000 achäischen Geisseln, worunter mehrere Gelehrte, Schätzung gelehrter Kenntnisse. Die Zerstörung Korinths überschwemmte Rom mit Sklaven, und seitdem war der griechischen Literatur der Eingang in Rom völlig frei. Die römische Erziehung war nun griechisch; man las Dichter, Redner und Philosophen der Griechen, übersetzte und ahmte zuerst ihre Werke in den schönen Redekünsten, bald darauf auch ihre Philosophie in lateinischer Sprache nach, die erst um jene Zeit zu grösserer Feinheit sich herausbildete; noch hatten die grossen Heroen der lateinischen Literatur nicht gelebt und der assimilirende Charakter der Römer eignete sich leicht ein fremdes Idiom an. Beklagt sich doch Appian darüber, dass die Söhne der Römer in Afrika eher Punisch als Lateinisch lernten.

Die Arbeiterbewegung im Alterthume.

Unter dem geschilderten äusseren Glanze, diesem Wachsen geistiger Thätigkeit wucherte indess im Stillen das soziale Uebel des Sklaventhums¹⁾. Die eroberten Länder wurden entvölkert und die geistige Ausbildung der Jugend den gelehrten Sklaven anvertraut. Die kolos-

1) Eine gute Schilderung des Sklavenwesens der Römer in der Zeit von 100 v. Chr. bis 100 n. Chr. siehe bei John Bower, *The history of ancient slavery*. (*Mém. anthrop. Soc.* II. S. 388–400).

salen Massen der Fremdlinge konnten natürlich nur durch drakonische Gesetze in Gehorsam erhalten werden; Sklavenarbeit war thatsächlich billiger als Thierarbeit, nährte aber zugleich jene völlige Verachtung des Handels, welche die Römer beseelte, und förderte nach jeder Richtung jene unglaubliche Korruption auch im Geldwesen ¹⁾.

Die furchtbaren Massenbewegungen der unfreien Arbeiter des Alterthums haben sich, gleich denjenigen anderer Zeiten und anderer Arbeiter oder Klassen, nicht urplötzlich wie Riesen aus der Erde erhoben ²⁾. Ein Tropfen rinnt nach dem andern, ein Stein bröckelt los und wieder einer; wer kann sagen, wann der ganze Felsen in die Tiefe stürzt? Die ganze Gefahr der Lage wird entweder gar nicht oder erst dann bemerkt, wenn mit den gewöhnlichen Mitteln der Verwaltung und Gesetzgebung nicht mehr auszukommen ist und die harten Fäuste der Massen an die Schranken befestigter Interessen und überkommener Anschauungen pochen.

Eine solche Zeit war unmittelbar nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts eingetreten, als die Zerstörung von Karthago und Korinth die bereits thatsächlich vorhandene Weltherrschaft des römischen Schwertes und die beginnende des römischen Geldes allen Völkern des Mittelmeergebietes mit furchtbar deutlicher Schrift kund gethan hatte. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens traf damals mit einer ähnlichen ökonomischen Zerrüttung in Griechenland und den hellenistischen Staaten des Ostens zusammen. Und es ist bezeichnend für den ursächlichen Zusammenhang des Proletariats und des Sklaventhums, dass, unmittelbar bevor in Rom die politisch freie, aber unselbständige Menge ihre Ansprüche geltend macht, im ganzen Mittelmeergebiete die geknechtete Arbeit ihrer tausendarmigen Kraft inne wird und selbständig an verschiedenen Orten zugleich einen Sturm gegen die bestehende Gesellschaftsordnung unternimmt.

Man darf, so unsicher genaue Schätzungen der Zahl der Sklaven bisher gewesen sind, unbedenklich annehmen, dass überall, wo die Geldmacht wirtschaftete, die Freien sich in der Minderzahl befanden. Die wenigen Besitzenden waren dafür um so reicher; die Anstalten zur Vermehrung des Reichthums und zur Ausbeutung der Menschenkraft um so grossartiger. Die nöthigen Arbeiter wurden hauptsächlich aus zwei Quellen bezogen, den fortwährenden Kriegen und dem Sklavenhandel. Die Römer hielten immer an der Strenge des Kriegsrechts fest, nach welchem der besiegte Feind mit Gut und Leben dem Sieger verfallen war ³⁾. Die lebendige Beute begann ein Hauptfaktor zu

1) Vgl. O. Clason, *Das Gründerwesen im alten Rom.* (*Magazin f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 18. S. 268—271.)

2) Dr. Karl Bücher, *Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—139 v. Chr.* Frankfurt a. M. 1874. 8°.

3) Schon im Jahr 209, nach der Eroberung Tarents, wurden 30,000 Gefangene verkauft, im Jahr 207, nach der Schlacht am Metaurus, über 5000, im Jahr 200 mindestens 15,000. Tiberius Sempronius Gracchus warf bei seiner Rückkehr aus dem sardinischen Kriege (177), in welchem mehr als 80,000 Menschen getödtet oder gefangen wurden,

werden bei jedem neuen Kriege und die jahrelangen Kämpfe gegen ungefährliche ligurische, illyrische und spanische Stämme scheinen lediglich Sklavenhetzen gewesen zu sein. Dem Heere folgte der Sklaven spekulant; der Feldherr war vielleicht selbst ein solcher; und fehlte es an Feinden, so griff man wohl Freunde an, unter Missachtung von Eiden und Staatsverträgen. Daneben blühte der Sklavenhandel; Sklavenschiffe durchkreuzten überall das Mittelmeer; die Hauptzufuhr wurde aus den Ländern Vorderasiens durch Kreter und Kilikier geliefert, welche daneben beide das verwandte Gewerbe des Seeraubes trieben. Keine bedeutende Stadt, kein nennenswerthes Heiligthum entehrte des Sklavenmarktes; der Hauptstapelplatz war aber das von den Römern gegen Rhodus begünstigte Delos; 10,000 Sklaven wurden hier oft an einem Tag umgesetzt.

Die Gefahren dieses Systems zögerten nicht sich zu offenbaren. Kurz nachdem der letzte makedonische, der achäische und der dritte punische Krieg die Sklavenmassen Italiens um eine starke Anzahl vermehrt hatten, loderte wie nach dem Hannibalschen Kriege schon zuvor, überall die Flamme des Aufruhrs hell empor. Die Bewegung begann nicht in Italien, sondern auf der gesegneten Nachbarinsel Sizilien, der Kornkammer Roms. Man ist geneigt, mit diesem Ausdrucke die Vorstellung glücklicher Verhältnisse zu verbinden. Mit Unrecht. Die römische Geldoligarchie begegnete sich in der Ausbeutung des überaus günstigen Bodens mit der längst vorhandenen einheimischen, nur dass es jener viel leichter gemacht war, ins Grosse zu wirken. Das Gebiet war Domäne des römischen Volkes, und wenn wir hören, dass M. Antonius hier dem Rhetor Sex. Clodius ein Landgut von 2000 Morgen schenkte, und dass Verres als jährlichen Ertrag eines einzigen Gutes 42,000 römische Scheffel Weizen mit Beschlag belegte, was auf eine Fläche von 1000 Morgen schliessen lässt, so können wir uns im Allgemeinen eine Vorstellung von der Ausdehnung der dortigen Wirthschaften bilden. Die meisten Grossgrundbesitzer waren auch vor Cicero's Zeit, also bald nach der Eroberung der Insel, römische Ritter; mit ihnen wetteiferten in Habsucht und Rücksichtslosigkeit die einheimischen Sikuler. Den kleinen Bauer und Pächter drückte nicht blos die Konkurrenz der mit mächtigen Geldmitteln arbeitenden Grosswirthschaft, sondern auch die Härte der Fruchtzehnten, welchen er nach einer alsizilischen Einrichtung an die Römer zu entrichten hatte und der von diesen alljährlich nach Stadtbezirken an Unternehmer verpachtet wurde.

Auf einem solchen Hintergrunde musste sich das Elend der Sklavenwirthschaft in besonders grellen Farben abzeichnen. Ganz Sizilien war von einer unglaublichen Menge unfreier Arbeiter überschwemmt. Barbarische Syrer, also Semiten, ein Menschenschlag von unverwüthlicher Geduld und Zähigkeit, bildeten die grosse Mehrzahl. Daneben mochten

solche Massen auf den Sklavenmarkt, dass der Preis bedeutend fiel, und seitdem das Sprüchwort in Schwung kam: „Spottbillig wie ein Sarder.“ Nach der Besiegung des Perseus wurden in Epirus siebenzig Städte zerstört und 150,000 Menschen verkauft.

die Kämpfe in Afrika und Griechenland, wie die in Spanien, manchen Mann unter diese verkommenen Schaaren geführt haben, der die goldenen Tage der Freiheit nicht vergessen konnte und mit stummem Grimme Pläne, wie sie nur die Verzweiflung eingibt, in tiefer Brust verschloss. Die Behandlung war die denkbar schlechteste. Wo der Ackerbau noch das Feld behauptet hatte, lebten die armen Knechte unter der Aufsicht eines selbst unfreien Verwalters heerdenweise beisammen. Ihre Wohnung bildete die wohlverwahrte Arbeiterkaserne, ein halbunterirdisches Gebäude mit vielen schmalen Fenstern, welche so hoch vom Boden angebracht sein mussten, dass sie nicht mit der Hand erreicht werden konnten. Mit Fesseln belastet, auf Stirn und Gliedern gebrandmarkt, zogen sie am frühen Morgen zu harter Arbeit aus. Es war dafür gesorgt, dass sie bis Sonnenuntergang in Athem erhalten wurden. „Der Sklave muss entweder arbeiten oder schlafen,“ hatte der alte Cato gesagt, der römische Musterwirthschafter dieser Zeit. Den Herren kam es lediglich darauf an, mit möglichst geringen Kosten möglichst reichen Gewinn zu machen. Wiesen sie doch die Sklaven zur Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung auf den Raub hin, der ohnedies dem Hirtenleben so nahe liegt. Bald waren in ganz Sizilien Weg und Steg unsicher; allein und unbewaffnet wagte Niemand mehr, selbst auf den Hauptverkehrsstrassen der Insel, zu reisen; täglich hörte man von Raubmord und Gewaltthat. Bald thaten sich die räuberischen Hirten in Schaaren zusammen, überfielen Nachts die einsamen Gehöfte der kleinen Bauern, plünderten sie aus, ermordeten die Insassen und liessen nur rauchende Trümmerhaufen zurück. Den römischen Rittern und der einheimischen Geldaristokratie war die allgemeine Noth gleichgiltig. Und die römische Obrigkeit war zufrieden, wenn die Steuern, Zehnten und Hutgelder regelmässig in den Schatz zu Rom, d. h. zunächst in die Taschen der Generalpächter, flossen.

Die Gemeinsamkeit des Lebens und der Leiden, des Zornes und des Hasses führte bald vielfach unter den Sklaven Verbindungen herbei, wie sie bei den halbwilden Räuberbanden der Berge längst bestanden. Strebten diese nur darnach, einander bei Ausübung des saubern Handwerks in die Hände zu arbeiten, so fassten jene das Ziel offener Empörung, eine Aenderung ihrer Lage durch Ermordung der Herren, ins Auge. Als nun in Enna der Sklavenaufbruch losbrach, da war es den meisten völlig unerwartet, jedoch den Urtheilsfähigen sehr wohl begreiflich. Die Vorgänge in Sizilien verfehlten nicht, ihren Rückschlag auf Italien auszuüben; besonders heftig scheinen die Empörungen in den beiden wichtigen Seefestungen im Südwestwinkel von Latium gewesen zu sein: in Minturnae wurden 450 Sklaven ans Kreuz geschlagen, in Sinuessa gegen 4000 überwältigt. Selbst in Rom kam eine Verschwörung zu Tage; 150 Schuldige wurden bestraft. Der sizilische Aufstand wurde im Jahre 132 niedergeworfen, mehr als 20,000 Sklaven waren allein bei den Belagerungen von Tauromenion und Enna umgekommen. Nach dem Siege machte man nicht einmal den Versuch, einer Wiederholung des furchtbaren Aufstandes durch eine Reform der Besitz- und

Erwerbsverhältnisse vorzubeugen. Die römische Geldmacht konnte die alte Wirthschaft von neuem beginnen; nach kaum 30 Jahren stand man vor einem zweiten Sklavenaufstande.

Doch jene Sklavenaufstände der Gracchen-Zeit spielten hinüber nach Griechenland und Kleinasien. In jenem tief herabgekommenen Hellas, wo es geschehen konnte, dass ein Vierteljahrhundert lang weder in privaten noch in öffentlichen Sachen ein gerichtliches Verfahren zu erlangen war, weil die Menge keinen zu den höchsten Staatsämtern wählte, von dessen Regimente sie nicht Geldvertheilungen aus dem Staatsvermögen, Sicherheit vor Schuldforderungen und vor Belangung wegen Missethat erwarten durfte — in Hellas brachen damals die Bergwerkssklaven in Attika los, die am meisten gedrückten und rohesten unter den Sklaven. Ebenso die Bergwerkssklaven in Makedonien. Dann aber im Pergamenischen Reiche nach des dritten Attalos Tod unter des Prätendenten Aristonikos Führung die empörten Sklaven, denen sich grosse Schaaren verarmter Freien anschlossen, um einen neuen auf Gleichheit und Freiheit Aller gegründeten Staat der „Sonnenbürger“ zu bilden.

Das alte verderbliche System, durch den Sieg gestärkt, ging seinen Weg unaufhaltsam weiter. An der römischen Proletarierfrage entwickelte sich die mächtige Volkspartei, welche die Auflösung des republikanischen Staatswesens herbeiführte; wieder und wieder haben sich die Sklaven erhoben zum Freiheitskampfe, aber niemals hat sich die Bewegung in derselben Beschränkung auf das rein soziale Gebiet noch in dieser Allgemeinheit wieder erneuert. Der letztere Zug ist schon den Alten nicht unbemerkt geblieben. Selbst die Verbreitung des Christenthums hat nicht so plötzlich, so unmittelbar und in solcher räumlichen Ausdehnung die Gemüther ergriffen, wie diese erste internationale Arbeiterbewegung, der Rückschlag jenes Systems der grossen Kapital- und Sklavenwirthschaft, welches die Römer in Sizilien und Karthago, in Griechenland und den hellenistischen Monarchien bereits ausgebildet vorgefunden hatten. Mit ihm hatte die antike Volkswirthschaft ihren Höhepunkt erreicht, jenen Höhepunkt kapitalistischer Durchdringung aller Lebensgebiete, auf welchem es keinen Ausgleich mehr zu geben scheint, wo die Vermögensunterschiede fortwährend zunehmen, die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden und der Mittelstand in chronischer Atrophie dahinschwindet. Die römische Weltherrschaft bedeutet eine Konzentrirung und hierdurch eine Steigerung dieses Systems, ein Zusammenleiten der wirtschaftlichen Säfte auf einen sich immer mehr verengernden Kreis von privilegierten Besitzern, welche im Genusse der Herrschaft sind. Wie ein Markstein steht an der Grenzscheide dieser Epoche die weitverzweigte Proletarierbewegung der dreissiger Jahre des zweiten Jahrhunderts v. Chr., jenes blitzgleiche Hervorbrechen von Bestrebungen, welche sämmtlich auf eine Reform der wirtschaftlichen Zusammensetzung der Gesellschaft hinausliefen. Die Gesetzgebung des Tiberius Gracchus, der Proletarierkrieg des Aristonikos, die Aufstände der sizilischen und italischen Hirten und Ackerknechte, wie der taurischen Bergleute und der delischen

Fabrikarbeiter — sie alle sind darin einig, dass sie die Berechtigung der geldoligarchischen Beherrschung der Gesellschaft läugnen: nur ihre positiven Ziele und die Wege dazu sind verschieden. Während Gracchus auf dem historischen Boden der römischen Verfassung und daher in beschränktem Kreise eine Reform anstrebte, verlangten die Sklaven, keinen positiven Rechtsgrund unter den Füßen, wider das bestehende Recht das angeblich erste Menschenrecht: die persönliche Freiheit. Dies aber führte sie zu dem folgenschweren Satze, der hier wie eine neue Erlösung zuerst in der alten Geschichte auftritt und den später das Christenthum mit solchem Nachdrucke wieder aufgenommen hat, dass die Arbeit ein Recht gibt auf die Theilnahme an den Gütern des Lebens.

Niedergang der Republik.

Den Sklavenkriegen folgte auf dem Fusse der Aufstand der italienischen Verbündeten und der Bürgerkrieg, in welchem die Nebenbuhlerschaft des Marius und Sulla Rom mit Metzeleien erfüllte. So war das Volk der Römer an jenen Punkt gelangt, wohin die vollendete Entfaltung der reinen Demokratie früher oder später noch jedes Volk gedrängt hat — zum Bürgerkrieg. In Hellas währte der Krieg von Staat zu Staat, bei der lächerlichen Kleinheit der territorialen Verhältnisse ein Krieg von Stadt zu Stadt, so zu sagen vom peloponnesischen Kriege an bis die starke Faust der römischen Demokratie dem hellenischen Skandale ein rasches Ende bereitete; sie selbst aber bot nur kurz nachher kein erbaulicheres Schauspiel. Erst in der neueren Zeit sind wieder demokratische Formen zur Geltung gelangt, stets in der nämlichen Begleitung des Bürgerkrieges. Die erste französische Republik eröffnete den Reigen. In den spanischen Republiken Amerikas ist er fast permanenter Zustand, und in Spaniens königlosen Tagen der jüngstverflossenen Jahre loderte er auch dort in hellen Flammen. In den Vereinigten Staaten Amerikas wüthete er volle vier Jahre und selbst der friedlichen, schweizerischen Eidgenossenschaft blieb ein Sonderbundskrieg nicht erspart. Gewiss ist man nicht verlegen für jedes dieser Ereignisse eine besondere Ursache aufzufinden, übersieht aber die Regelmässigkeit des Endresultats im Zusammenhange mit der Demokratie. Nicht etwa, dass Bürgerkriege nur in demokratischen Staaten vorkommen können oder vorgekommen wären, nur so viel steht unwiderlegbar fest, dass das demokratische „Prinzip“, weil es eben nur ein von Menschen aufgestelltes Prinzip, kein Naturgesetz ist, nicht das Vermögen besitzt, die Schäden der Gesellschaft zu bannen oder gar zu verringern. Ja, bis zu gewissem Grade werden diese sogar gesteigert; in Monarchien sind z. B. Bürgerkriege die Ausnahme, in Republiken die Regel. Und dass sie es sind, ist eine logische Folge des Entwicklungsganges der Republik, je mehr diese sich den demokratischen Formen nähert. Wenn wir anerkennen, dass der Staat ein Naturprodukt, die Gesellschaft ein

realer Organismus ist, so wird uns auch das Erscheinen der Republik und ihrer Entwicklung zur reinen Demokratie bei gewissen Völkern aus inneren Nöthigungen vollkommen verständlich, nicht minder aber die Nothwendigkeit ihrer Konsequenzen. Rom ist hierfür ein beredtes Beispiel: obwohl Republik, obwohl Demokratie befand es sich nunmehr im Kriege nach innen wie nach aussen. Kein monarchischer Staat der Welt hat jemals so zahlreiche und kostspielige Kriege geführt als diese Republik, keiner ist durch innere Kämpfe tiefer zerwühlt worden als sie, in keinem endlich ist im Allgemeinen die Lage des Volkes eine so traurige gewesen als in ihr. Denn gerade wie in der Gegenwart das Volk der amerikanischen Unionstaaten oft wenig mehr denn „Stimmvieh“ (*voting cattle*) ist, so war auch bald das Volk in Rom jeder politischen Bedeutung bar; dem Namen nach ruhte die Macht beim Volke, der That nach beim Senate, das heisst der Versammlung der geistig und materiell Reichen und Mächtigen. Und dass es so gekommen, das lag in dem Entwicklungsgange der Demokratie vollkommen begründet, und das richtige Geständniss, die Verfassung Roms sei für eine einzelne Stadt, nicht für ein Weltreich geschaffen gewesen, genügt allein, die Unzulänglichkeit dieser Staatsform für grössere Völkerkomplexe darzuthun.

Den alten Senat hatten die Plebejer seinerzeit aller Macht völlig beraubt und damit den Moderator beseitigt, welcher die heftigen Pulschläge des Volkslebens im Staate regulirte. Der gesetzliche Moderator war aufgehoben, es musste nun ein anderer geschaffen werden. Die Plebs hatte freilich den alten Adel gezwungen, sich mit ihr zu verschmelzen, dadurch aber wurden nicht die Patrizier zu Plebejern, sondern die Plebejer zu Patriziern einer neuen Gesamtart. Nun war beider Adelsarten Interesse dasselbe: nämlich Abwehr der eindringenden Demokratie und Demagogie. Das wirkliche Volk, die Masse war dadurch in eine gegnerische Stellung zu dem neuen Gesamttadel gekommen, dessen Herrschaft nur noch viel stärker, viel drückender ward als die des alten; der Tyrann muss eben immer schärfere und gewaltzamere Mittel anwenden, als der legitime Fürst. So hatte naturgemäss die Demokratie selbst dem Volke das Joch auf den Nacken gedrückt, welches zum unendlichen Elend des souveränen Volkes, zur Massenarmuth führte. Und als endlich an der Zwingburg des Adels zu rütteln begonnen wurde, trat an Stelle der egoistischen Herrschaft einer Klasse die ebenso gefährliche Herrschaft eines Individuums. Auf die Einzelheiten des langen Kampfes zwischen Marius und Sulla, die Jeder in seiner Art das Volk bedrückten, hier näher einzugehen ist nicht der Ort. Der Vernichtungs- und Existenz-Kampf zwischen Adel und Volk war ausgebrochen und ununterbrochen fortgesetzt mit dem schrecklichsten Auf- und Niederwogen, unter Mord und Brand und jeder Gesetzlosigkeit, bis der ganze Staat, bis beide Parteien sich verblutet hatten und der letzte grosse Demagoge endgiltig seinen Fuss auf den Nacken des weltbeherrschenden Volkes und der Welt selbst setzte. Augustus, der Kaiser, war das Ende der Entwicklung, das natürliche Ende einer natürlichen Entwicklung. Sein Sieg war der

grösste Segen für die Kultur und die gerechte Strafe für alle politischen Vergehungen des eigenen Volkes¹⁾).

Blicken wir zurück auf die Entwicklungsgeschichte der Römer vom Ende der punischen Kriege bis auf Cäsar, so ist dies die Periode, wo Rom sich die Schätze der ausländischen Kultur materiell und geistig vollständig aneignete, zugleich aber auch die Periode seines unzweifelhaften inneren Zerfalls. Der Niedergang des römischen Volkes beginnt nicht erst mit dem Cäsarenthume des Augustus, er hatte längst begonnen und zwar seit Einführung der reinen Demokratie. Nachdem einmal dieses Ziel jahrhundertelangen Strebens erreicht war, konnte das Volk in seiner Entwicklung nicht stehen bleiben. Nimmer ist es dem Menschen gegeben, sich in der Gegenwart befriedigt zu fühlen, stets umschweben ihn noch weitere Ziele, und den Völkern geht es wie den Individuen. Der Augenblick, wo nach heutigem Urtheile die Demokratie ihre höchste Vollendung in Rom erreicht hatte, 286 v. Chr., schien den Römern von damals dies nicht zu sein; sie sahen noch ein weiteres, besser dünkendes Ziel, dem nunmehr ihr Streben galt. Damit schossen sie über das wahre Ziel hinaus, die weitere Entwicklung der Demokratie war Entartung, die nothwendig zu deren Untergang führen musste. So war es auch in Griechenland gewesen. Die Völker meinten weiter zu schreiten, unterdessen schritten sie zurück, waren von ihrem Kulminationspunkt schon wieder herabgesunken. Dieser Kulminationspunkt war für die Hellenen das Perikleische Zeitalter, für das römische Volk die Zeit nach dem zweiten punischen Kriege, als die Eroberung des Ostens begann. Wenige Jahre vor dem ersten punischen Kriege war die Unterwerfung von ganz Mittel- und Unteritalien vollendet, wobei es sich um ethnisch mehr oder minder verwandte Stämme gehandelt hatte; nach dem zweiten Punierkriege erfolgte jene des keltischen Nordens mit seinem zwar entfernten aber doch noch verwandten Volkselemente. So weit konnte der Verschmelzungsprozess zu einem, den altrömischen Typus in seinen hauptsächlichsten Zügen bewahrenden Volksganzen vor sich gehen. Von dem Augenblicke als die Römer über den italischen Boden hinaus griffen, besonders seitdem sie dem Osten sich zuwandten, war der Untergang des römischen Volkes besiegelt; keine Institutionen, demokratische oder andere, vermochten ihn mehr aufzuhalten. Die innige Berührung mit dem Osten hatte die Kultur nach Griechenland geleitet und das hellenische Volk dabei zersetzt. So auch in Rom.

Rom und Griechenland sind beide unwiderlegbare Zeugnisse dafür, dass Kultur und Volksthum nicht zusammenfallen. In Hellas stieg die Kultur auch nach der Perikleischen Periode unbezweifelt, das Griechenthum war eben so entschieden im Verfall; zur Zeit der makedonischen Eroberung war die Kultur, geistig und materiell, geringer als zur Zeit des Falls von Korinth, und doch um wie viel tiefer stand das Volksthum zu letzt genannter Epoche! Auch in Rom trieb in der

1) Octavius Clason, *Das Herrenhaus im alten Rom.* (*Magazin f. d. Lit. d. Ausl.* 1878. S. 50—51).

Periode des Volksverfalls die Kultur ihre üppigsten Blüten. Es ist heutzutage schwer, ein Gemälde zu entwerfen von dem Zustande der Römer in jener Zeit. Von den Gracchen an ist die Geschichte Roms nichts als eine kaum unterbrochene Reihe von Umwälzungen. Das gesellschaftliche Gebäude war eine eiternde Masse von Fäulniß¹⁾. Kein Verbrechen, das die Annalen menschlicher Bosheit aufzuweisen haben, blieb unvollbracht, gewissenlose Morde, Verrath an Eltern, Gatten, Weib, Freund, Vergiftungen systematisch betrieben, Ehebruch, in Blutschande ausartend, und Verbrechen, welche keine Feder niederzuschreiben vermag. Die Frauen höherer Stände waren so lasterhaft, geil und gefährlich, dass die Männer nicht gezwungen werden konnten, Ehen mit ihnen zu schließen; Heirathen wurden durch Buhlschaften ersetzt, selbst Jungfrauen begingen unbegreifliche Schamlosigkeiten, hohe Staatsbeamte und Damen kamen in gemeinschaftlichen Bädern zusammen und ergötzten sich an nackten Schaustellungen. Mitten im Bürgerkriege aber erstanden nicht nur Roms erste Prachtgebäude, wie der Wiederaufbau des kapitolinischen Jupitertempels durch Sulla, die ungeahnte Pracht der Landsitze, zu welchen Lucullus das Beispiel gab, sondern die einheimischen Künste und Wissenschaften begannen jetzt erst das Haupt zu erheben. Gerade wie in Hellas das Erstehen der Wissenschaft nicht mehr der eigentlichen republikanischen Entwicklung zu Gute kommt, erblühte in Rom die Poesie trotz der sozialen Scheusslichkeiten der Republik. Volle Entfaltung sollte der römischen Kultur aber erst unter dem Kaiserreiche beschieden sein, gerade wie erst die makedonische Eroberung dem Hellenismus zu seiner Weltbedeutung verhalf und auf dem fremden Boden Aegyptens eine sich griechisch nennende Wissenschaft schuf.

So wie ich bisher die Entwicklung der Zustände im römischen Volke geschildert, ist nirgends Unnatürlichkeit wahrzunehmen; einer war vielmehr mit logischer Nothwendigkeit aus dem anderen hervorgewachsen. So entfaltet die Knospe zur Blume sich, die anfänglich weithin lieblich duftet und in Farbenfülle prangt, dann aber allmählig welkt und geruchlos, wenn nicht ärger, noch eine Zeit lang am Stiele hängt, ehe sie zu Boden fällt. Und Blüten, Welken und Abfallen sind nur verschiedene Stadien der Entwicklung, welche das Blumenleben durchlaufen muss. Rom war längst in das Stadium des Welkens getreten. Die Dinge gingen von selbst ihren unvermeidlichen Gang. Cäsar, ein glücklicher Soldat, war Herr der Welt. Wie die Dinge lagen, war es klar, dass die zerfressene, in der eigenen Korruption erstickende Republik verschwinden musste, und es war ganz gleichgiltig, wer sie beseitigte; hätte Cäsar es nicht gethan, ein andere Hand hätte sich dafür gefunden²⁾. Den besten Beweis für diese Ansicht mögen Jene, welche an die Nothwendigkeit des Unterganges der Republik nicht glauben wollen, welche darin ein willkürliches Eingreifen eines Einzelnen erblicken, in dem Umstande erkennen, dass der Dolch des Brutus

1) Draper. A. a. O. S. 191.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 46, 50.

einen Mann entfernte, die Thatsache aber bestehen liess¹⁾. Der Beruf der Republik war erfüllt; nicht vorzeitig trat sie vom Schauplatze ab. Und dass sie abtrat, war eben so wohl eine Nothwendigkeit als ein Glück für die Kultur.

Schriftsteller, kühler Erwägung unzugänglich und gerne mit vor-gefassten Meinungen und „Prinzipien“ an die Beurtheilung kulturgeschichtlicher Vorgänge herantretend, ersinnen alle erdenklichen Gründe, um zu zeigen, dass die Republik als solche keine Schuld treffe an dem Gange der Dinge und härmten sich über den Untergang dieser Schöpfung. An der Hand der natürlichen Entwicklungsgeschichte erkennt man jedoch, dass Regierungsformen vom Volke, nicht umgekehrt be-

1) „Die Ermordung Cäsar's gibt Gelegenheit“ — so schreibt Herr H. Becker aus Chicago — „die noch nicht untergegangene republikanische Bürgertugend zu lobhudeln. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wünschten aber doch Aufklärung über gewisse damit verknüpfte Umstände zu erhalten. Niemand kann läugnen, dass die republikanische Partei, die Cäsar ermordete, sich in einer entsetzlichen Minderheit befand. Aber wenn sie dies war, wie stimmt dann die Belobung dieser That mit dem Principe, dass in einem demokratisch-republikanischen Gemeinwesen der Wille der Mehrheit der Staatsbürger Gesetz sein müsse? Wie kann man die gewaltsame Auflehnung einer unbeträchtlichen Minderheit (in der That nichts weiter als eine Clique) gegen den die Herrschaft Cäsars, wie die Thatsachen zeigen, unbedingt und freudig unterstützenden Willen der Massen des (im heute so beliebten Gegensatz zur Aristokratie) wahren Volkes rechtfertigen? Ist dies nicht ein Versuch schöner „Vergewaltigung“ der ungeheuren Mehrheit, deren Vertreter der ermordete Cäsar war, durch eine geringe Minderheit?“

„Man weiss“ — schreibt mein Amerikaner in seiner drastischen Weise — „nicht Worte genug zu finden, um seinen Abscheu vor der Anarchie, Brutalität, Rechtsunsicherheit, Rohheit, Blutgier und allgemeinen Fäulniss jener Zeit auszudrücken. Hat aber Cäsar oder Augustus diesen Zustand geschaffen? . . . Dass die „hervorragenden“ Vertreter der römischen Literatur den Sturz der Republik beklagten, ist gegen seine zweckmässige Nothwendigkeit durchaus kein Einwand. Es wird zu jeder Zeit und überall Leute geben, die die bestehenden Zustände tadeln, so lange bessere gedacht oder auch nur geträumt werden können, und ist diese Erscheinung durchaus kein Beweis dafür, dass zur betreffenden Zeit solche eingebilddete bessere Ordnungen auch wirklich möglich sind. . . . Man sagt, die Phrase: „Der Freistaat war nicht lebensfähig“, findet ihre Begründung zuletzt immer wieder in dem Umstande, dass die Verfassungsform eben thatsächlich gestürzt ward. Allerdings, und eine bessere Begründung zu finden ist überhaupt unmöglich. Was lebensfähig ist, besteht, und was untergeht ist eben deshalb selbstverständlich nicht lebensfähig. Wenn ein kranker Mensch in einem Hospital seine Lebensfähigkeit wieder gewonnen, sie aber unter den Händen eines Raubmörders mit dem Leben zugleich verloren hätte, so ist das Letztere, der Möglichkeit des Ersteren ungeachtet, nichtedestoweniger eine Thatsache. Und der Raubmörder bedarf einer Rechtfertigung dieser Thatsache nur deshalb und nur dann, wenn die stärkere Gesellschaft ihn beim Kragen kriegt und im Interesse ihrer lebenden Mitglieder (nicht in dem des Ermordeten, der, weil er todt ist, überhaupt kein Interesse mehr hat) prozessirt. Die Thatsachen der Geschichte bedürfen aber eben so wenig einer Rechtfertigung, als der Baum einer Rechtfertigung bedarf, weil er die Masse seines Stammes als gemeines Holz und nicht als edles Marzipan entwickelt. Des Botanikers Aufgabe ist es zu ergründen, warum und wie sich die Holzsubstanz bildet, und die des Geschichtsforschers besteht darin, die Ursachen der Erscheinungen, wie sie sich vollzogen haben (nicht wie sie sich nach den Einbildungen dieser oder jener in willkürlicher „Freiheit“ schweifenden Privatphantasie hätten vollziehen sollen!) aufzuklären.“ — So weit der amerikanische Kritiker.

dingt werden, dass die Republik dem römischen Volke ihre Grösse, nicht dieses seine Grösse der Republik verdankte. In der Zeit des Zerfalles bestanden von einer Republik längst nur mehr die leeren Formen, aus denen der Geist entflohen, weil die Entwicklung es mit sich bringt, dass jede Institution nur eine gewisse Frist in ihrer Reinheit bestehen kann. Die Ausschreitungen der römischen Demokratie hatten schnurgerade zur Vernichtung der Demokratie geführt, die selbst in die Grube fiel, die sie der Nobilität gegraben. Die Republik hatte ferner die Eroberungslust, diese anererbte Ueberkommiss früherer Geschlechter, im römischen Volke nicht erstickt, im Gegentheile wuchs dieselbe immer mehr und mit ihr naturgemäss die Ausbildung des Heeres. Bis auf Marius war das römische Heer geblieben, was es unter Camillus geworden. Tiefgreifende Reformen im Heerwesen hängen aber stets mit politischen Neugestaltungen zusammen, werden nicht durch Laune und Belieben eines Einzelnen veranlasst, sondern entstehen so zu sagen von selbst, wenn das Gefühl von der Unzulänglichkeit der bisherigen Form stark genug geworden ist und sich Bahn bricht¹⁾. So ist die Heeresverfassung ein Ausdruck, eine Folge der sozialen Verhältnisse, wenn auch eine Rückwirkung im umgekehrten Sinne nicht ausbleibt. Das in erschreckender Weise vermehrte Proletariat, allgemach eine Macht im Staate, veranlasste die Umwandlung des römischen Heeres in ein Söldnerheer unter Marius. Es war die Zeit, wo der Krieg zu einer Kunst erhöht und zu einem Handwerke erniedrigt wurde. Das Söldnerheer wurde freilich eine furchtbare Waffe in der Hand jedes Ehrgeizigen, der Geld und Geschick genug besass, sich ihrer zu bedienen, allein ohne frühere Entwicklung des Proletariates wäre es nie möglich gewesen. In ihrer Gesamtheit und in ihrem Ineinandergreifen drängten die Umstände gebieterisch zur Vernichtung der längst und faktisch schon ausser Kurs gesetzten republikanischen Formen und wer sich gegen diese Erkenntniss sträubt, muss seine Einwendungen stets an „Wenn“ und „Aber“ knüpfen, die allemal wieder andere „Wenn“ und „Aber“ voraussetzen. Allerdings, wenn gleich von Anfang an her die Dinge eine andere Wendung genommen hätten, richtiger, wenn die Römer nicht eben die Römer gewesen wären, so hätte die Republik fort dauern können. Derartige müssige Spekulationen sind aber für kulturgeschichtliche Zwecke durchaus werthlos.

Ist nun keine Ursache, dem Tode der Republik eine Zähre nachzuweinen, so besteht auch keine, ihre Nachfolger zu schmähen. Nicht Cäsar mordete die Republik, erwürgte die Freiheit, diese hatten längst an sich Selbstmord begangen. Hohnlachende Gewalt und heimlicher Betrug, Unehrlichkeit mit politischem Pathos, Korruption und Egoismus bis in die höchsten Regierungskreise, die hungernde, schreiende und zu jeder Ungesetzlichkeit bereite Menge, die knirschenden Sklavenmassen, die in einem Riesenaufstande die Existenz Roms in Frage stellten und Italien gänzlich verwüsteten — da war es freilich eine Erlösung, als mit dem straffen Militarismus des römischen Kaiserthums persönliche

1) Babuke. A. a. O. S. 16.

Sicherheit und Ordnung zurückkehrten. Als in Rom ein Cäsar erstehen konnte, waren dort die Dinge eben so weit gediehen wie in Griechenland, als dieses dem fremden makedonischen Eroberer zur Beute fiel. Der römische Staat war damals *aux abois* und wäre wie Hellas einem fremden Eroberer unterlegen, wenn es einen mächtigeren Staat als Rom zu jener Zeit gegeben hätte. Was Rom in seinem staatlichen Bestande erhielt, war eben, dass es damals nach aussen der mächtigste Staat der Welt war. So konnte die Macht an keinen Fremden, wie in Griechenland an Alexander, sondern musste an einen Bürger dieses Staates selbst fallen. Lediglich seiner Machtausdehnung, d. h. seinen militärischen Erfolgen verdankt Rom, dass es noch ein halbes Jahrtausend hindurch die erste Rolle in der Kulturentwicklung der Menschheit spielte, dass es nicht gänzlich abtrat vom Schauplatz der Geschichte, so wie nach Alexander Griechenland, dessen Kultur sogar eine neue Heimat aufsuchte. Gleichwie Hellas aber erst so zu sagen nach Vollendung seines staatlichen Daseins die der allgemeinen Kultur nützlichsten Blüthen auf alexandrinischem Boden trieb, so fallen die gewaltigen Kulturleistungen der Römer erst in die nachrepublikanische, in die cäsarische Zeit. Und gleichwie die Kultur der hellenischen Freistaaten trotz ihrer Höhe, da sie den Begriff der Forschung noch nicht kannte, von eben so geringem Werthe geblieben wäre, wie jene der Assyrier und Perser, ohne die Alexandriner, welche zuerst forschten und in Folge dessen auch die geistigen Schätze der früheren Jahrhunderte bewahrten, hat auch die römische Demokratie nur für sich, für die Nachwelt aber nichts geleistet. Dies that erst das kaiserliche Rom.

Die römische Welt.

Aufgabe des Cäsarismus.

Da keine Parteirichtung der Gegenwart hier die Feder führen soll, so wird mir eine Abhandlung über das beliebte Schlagwort „Cäsarismus“ hoffentlich erlassen bleiben. Eine Betrachtung der Kultur in ihrer natürlichen Entwicklung kann ein System weder verhimmeln noch verunglimpfen. Cäsarismus ist ein Kulturphänomen, wie Republik, Despotie, Monarchie, Aristokratie, Timokratie, Demokratie und Tyrannis; sie alle haben unbezweifelte Vorzüge und ebenso schwere Nachtheile im Gefolge, sie alle sind existenzberechtigt und stellen sich als naturgemässe Entwicklungen, als Nothwendigkeiten dar. Nach dem Sturze des Königthumes war die Republik in Rom eben so nothwendig als natürlich; die weitere Entwicklung der Republik führte aber mit unerbittlicher Konsequenz zum Cäsarismus. Thatsächlich hatten Marius und Sulla schon Cäsar gespielt und die Triumviren waren eigentlich drei schwächere Cäsaren, aus deren Händen die Macht halb unvermerkt in den Schooss eines Einigen glitt. Die düsteren Wirkungen des Cäsarismus sind grösstentheils Folgen dieser früheren Zustände; so beginnt z. B. die Entvölkerung Italiens schon mit Sulla. Der Cäsarismus vermochte keine neuen Zustände zu schaffen, weder im Guten noch im Bösen, war er doch selbst erst ein Ergebniss der jüngsten Vergangenheit. Und es spricht für die Gesetzmässigkeit dieser Erscheinung, dass gewitterschwangere Zeiten im richtigen Augenblicke stets den richtigen Mann gebären. So fand Griechenland Alexander, Italien Cäsar, Frankreich Napoleon I. Es ist zwar unzulässig, die Dinge, welche den Cäsarismus in Rom ermöglichten und nothwendig machten, mit späteren Ereignissen in Parallele zu stellen, denn die damalige Situation, das damalige Zusammentreffen von Umständen ist niemals so wiedergekehrt, allein so oft Aehnliches nothwendig ward, so oft hat es ähnliche Dienste erwiesen. Unbesonnene verlangen von der Herstellung der monarchischen Verfassung eine Wiedergeburt des römischen Volkes und Reiches, allein ein solches Ding wie eine Wiedergeburt gibt es in der ganzen Natur bekanntlich nicht; es ist nur hohles Schlagwort. Völker und Staaten sind Naturprodukte, entstehen, wachsen, altern und sterben wie die Individuen, werden daher eben so wenig wiedergeboren, wie diese. Kein

System vermag solche Wiedergeburt zu vollbringen; daher eine Regeneration des sittlichen Lebens völlig undenkbar; Alles was ein System vermag, beschränkt sich auf Erhalten für längere oder kürzere Zeit. So können gewisse Vorsichtsmassregeln eines Greises Leben stunden, fristen, Heilmittel momentane Krankheit heben, endlich verfällt der Körper doch dem unerbittlichen Naturgesetze. Heilen, die zerrüttete, tiefkranke Gesellschaft rekonstruieren und möglichst lange erhalten, dies war die alleinige Aufgabe des Cäsarismus; er hat sie glänzend erfüllt. Die Geschicklichkeit des Architekten bewährte sich an der Dauer des Gebäudes. Es ist seltsam, die Geschichte des kaiserlichen Rom so darzustellen, als ob Volk und Staat stets am Rande des Abgrundes geschwebt hätten, während Beide fortlebten ein halbes Jahrtausend lang, um endlich eines vollkommen natürlichen Todes, an ethnischer Auflösung — Blutersetzung — zu sterben.

Jedes System, jede Regierungsform muss nun zunächst mit den vorhandenen sittlichen Elementen rechnen und diese nehmen, wie sie sie findet; der Cäsarismus, eine Nothwendigkeit erst nachdem die guten sittlichen Elemente abhanden gekommen, konnte gar keine „sittliche“ Basis besitzen; er tritt stets als Erbe der Republik auf, deren ganzes soziales Vermächtniss hier in ausgebrannten Schlacken bestand. Er erstand in Rom, als eine That unbedingt nothwendig und eine schlechte That immerhin besser war als gar keine. Dies erklärt seinen Erfolg und warum die glänzenden Worte eines Feiglings wie Cicero in den Wind gesprochen blieben gegenüber dem energischen Handeln eines Cäsar. Es ist kein leeres Wort, das „Gesellschaft retten“, das „Ordnung machen“. Sicherlich war dieses Geschäft ein blutiges, die Herstellung der „Ordnung“ nur auf Kosten mancher zuwiderlaufenden Interessen möglich; der Begriff Ordnung ist ja streng genommen zuerst Gehorsam¹⁾ und diesen hatte das damalige Geschlecht gänzlich verloren. Ist Ordnung weder Zweck der Regierung noch selbst ein Kriterium ihrer Trefflichkeit, so ist sie doch eine ihrer wichtigsten Bedingungen. Ordnung musste um jeden Preis hergestellt werden, und dies that der Cäsarismus. Da nun es unmöglich ist, wie ein berühmter Denker unwiderleglich dargethan, in sozialen oder politischen Dingen Massnahmen zu treffen, die nur auf Ordnung oder nur auf Fortschritt abzielen, indem was das Eine, auch Beide fördert, so ist auch in dem Ordnung um jeden Preis schaffenden Cäsarismus ein fortschrittliches Moment nicht zu verkennen. Die Zeit heidnischer Ritterlichkeit war vorüber, Heroismus war nicht mehr am Platze, aber die Zeit des Organisirens war gekommen, und nicht mit der sentimental, sondern mit der praktischen Seite der Frage hat man es zu thun.

Das bei Griechenland von den politischen Parteien Gesagte gilt auch hier. Dass nicht Alle mit der neuen Wendung zufrieden, am wenigsten die Republikaner, richtiger Anarchisten — denn wahre Republikaner von echtem Schrot und Korn gab es nur sehr wenige mehr —

1) John Stuart Mill, *Considerations on representative Government*. London 1867. 8., S. 8.

bedarf keiner Versicherung. Der den Menschen beseelende Oppositionsgeist mag oft zu gegnerischen Demonstrationen Anlass gewesen sein, ausschlaggebend blieb, dass sich die Massen dem neuen Systeme zuwandten, welches sie durch Interesse fesselte. Und unlängbar ermöglichte die neue Ordnung an sich einen neuen Aufschwung, der auch den unteren Volksmassen zu Gute kam. Rühmend hebt man hervor, dass während der langen Dauer eines halben Jahrtausendes republikanischer Verfassung in Rom bis gegen Ende nicht einmal ein Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie in dieser oder jener Form gemacht worden. Wahr ist jedoch dasselbe auch von dem fünfhundertjährigen Kaiserreiche; es gab Verschwörungen gegen einzelne Cäsaren, nicht einen Versuch aber zur Wiederherstellung der Republik, nach der Niemanden mehr gelüstete, der schlagendste Beweis, dass sie sich ausgelebt hatte.

Nicht eine Zeit des Verfalls, der Auflösung der bisher wirksamen sittlichen Kräfte, vielmehr war die Kaiserzeit allein die Periode der römischen Kulturbüthe¹⁾. Die Auflösung der sittlichen Kräfte hatte mit der Demoralisation mehr denn ein Jahrhundert zuvor begonnen und war unter den Bürgerkriegen längst vollendet. Der Untergang der Republik konnte also nicht mehr zugleich den der spezifisch römischen Tugenden enthalten, sondern die Republik ging unter, weil die römischen Tugenden, auf denen ihre Existenz beruhte, nicht etwa die sie bedingte, verschwunden waren. Weder Republik noch Kaiserthum konnten moralische Elemente schaffen, sondern die jeweiligen moralischen Elemente schufen Republik wie Kaiserreich.

Die ethnische Umbildung des Römerthums.

Die Lösung der Frage warum die spezifisch römischen Tugenden abhanden kamen, ist sehr einfach und liegt ausschliesslich darin, dass das ethnische Element des alten Römerthums im Verschwinden begriffen war. Mittel- und Südtaliens Unterwerfung hatte im Allgemeinen nur ethnisch nahe verwandte Stämme zur Blutmischung herangezogen; schon die Einverleibung der norditalischen Kelten führte ein etwas ferner stehendes Element in das Mischblut der Römer ein. Kurzsichtige begnügen sich, von systematischer Ausrottung der Kelten in Oberitalien zu reden, und bekümmern sich nun nicht weiter um diese. Die Geschichte der alten Welt besitzt indess gar kein beglaubigtes Beispiel von der wirklichen totalen Ausrottung eines ganzen Volkes; die Wahrheit ist, dass im schlimmsten Falle die Männer getödtet, meistens aber nur in Sklaverei geschleppt wurden; mit den Weibern aber gingen die Sieger Verbindungen ein. Diesem Gange der Dinge werden wir noch

1) Die meisten der heute noch erhaltenen Ruinen in Rom stammen aus der Kaiserzeit, nur sehr wenige aus der republikanischen Aera. Die Letzteren mit den ersteren verglichen, erweisen sich fast insgesamt als Reste eines noch barbarischen Zeitalters.

unzählige Male begegnen. So hatten die Römer mit den Etruskern, nun mit den Kelten ihr Blut gemischt. Schon nach dem zweiten punischen Kriege begann die ethnische Komposition des römischen Volkes sich zu verändern, und zwar um so tiefer, als das ursprüngliche alt-römische Element numerisch ausserordentlich gering war. Dieses vermochte wohl den verwandten Nachbarstämmen einen gemeinschaftlichen Volkstypus und Nationalcharakter aufzuprägen, doch hat das Vermögen der Assimilation wie jedes andere irgendwo seine Grenze; jedenfalls äusserte es sich in seinen Wirkungen desto schwächer je zahlreicher, fremdartiger die mit der Zeit neu hinzutretenden Elemente. Das nämliche Naturgesetz, dem das römische Volk sein Entstehen verdankte, verursachte auch dessen Untergang. Bei den in Afrika nach Karthagos Fall angesiedelten Römern, die dort sogar die punische Sprache annahmen, blieben Vermischungen mit hamitosemitischem Blute nicht aus; auf Sizilien lebte ein Mischvolk schon zur Zeit der römischen Eroberung. Auf Sardinien hausten theils phönikische, theils iberische Urbewohner, Korsika war etruskisch; an die nördlichen Kelten grenzten die Ligurer, abermals ein fremdes Volk, wahrscheinlich nicht einmal arischen Ursprungs. In Spanien wohnten die nichtarischen Iberer, auf den Balearen hatten sich seit lange die Karthager niedergelassen. Aus allen diesen Ländern wurden Gefangene und Sklaven nach Rom geschleppt, eben so zogen Römer dahin und kehrten später mit den dort genommenen Weibern zurück. Noch ärger ward das Blutgemenge, nachdem sich die Römer dem Osten zugewandt; hier stiessen sie auf Hellenen, auf Illyrier (Albanesen, Epiroten, Skipetaren), Makedonier und Thraker, und das Wirrwar der Kleinasien, seit der makedonischen Eroberung zwar grösstentheils griechischer Zunge, aber durchaus verschiedener Nationalität. Auch von diesen kamen massenhaft Sklaven beiderlei Geschlechts nach Italien, und es lässt sich leicht absehen, dass in Bälde der römische Typus physisch und moralisch verschwinden musste. Ein kleiner Kern von Menschen hat es unternommen, die Mittelmeerwelt zu erobern, und es war ihnen gelungen. Dadurch hatten sie sich über eine ungeheure geographische Fläche ausgebreitet und nothwendig in der Masse, mit welcher sie sich vermischten, verloren¹⁾. Ein richtiges Verständniss der römischen Kulturentwicklung beruht auf der Erkenntniss, dass die Römer zu Cäsars Zeiten auch ethnisch ein anderes Volk waren als bei Einführung der Republik. Diese ethnische Verschiedenheit erklärt das Verschwinden der bisherigen sittlichen Momente, der spezifisch römischen Tugenden. Das Römerthum war ethnisch absorbiert, aufgezogen, wie sich aus den Schädeln ergibt. Altrömische Schädel zeichnen sich unter allen übrigen Italiens durch ihre grosse und stattliche Entwicklung, namentlich durch ihre Weite aus. Unter den pompejanischen Schädeln sind mesokephale, einige mehr brachykephale, hier und da einer auch dolichocephal, alle jedoch schienen im Ganzen nur eine geringe Kapazität zu besitzen²⁾. Aehnliche Veränderungen in

1) Draper. A. a. O. S. 194.

2) R. Virchow, *Ueber italienische Craniologie und Ethnologie*. (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. 1872. S. 82—88.)

Physiognomie und Gesichtsausdruck gestatten die zahlreich erhaltenen Porträtköpfe alter Römer zu konstatiren. Zweifellos vollzog sich mit dieser ethnischen die Charakter- und Geisteswandlung, und dieser grossartige Prozess der Völkerbildung dauerte die ganze Kaiserzeit ununterbrochen und in noch weitaus gesteigertem Maasse.

Die römische Geschichte illustriert glänzend die Ansichten der Ethnologie über die Mischungen, wonach die Gegensätze einander abstossen, indem das aus solcher Vermischung entsprungene Produkt sich stets an die schlechtere Rasse anlehnt, während, wenn umgekehrt beide Theile einander näher stehen, ein in jeder Beziehung tüchtiges Produkt geliefert wird. Zweifelsohne hatte sich das altrömische Volk im Laufe der Zeit immer geringere Elemente beigesellt und dadurch sein Blut in ähnlicher Weise verschlechtert, wie die jetzigen Nordamerikaner. Von den altrömischen Tugenden hatten die Römer Cäsars inmitten der allgemeinen moralischen Versumpfung und Korruption indessen eine bewahrt: heroische Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit und die Erhaltung dieser werthvollen Eigenschaften möchte besonders auf Rechnung der starken Vermischung mit den rauflustigen Kelten kommen. Und diese die römische Geschichte vom Anfange bis zum Schlusse durchziehende Eroberungs- und Kriegslust — in ihren Keimen in der Naturanlage des Urrömerthumes vorhanden, entwickelt und ausgebildet, anfänglich im Kampfe ums Dasein, später endlich verstärkt und zugleich erhalten durch Hinzutritt eines nicht minder kriegerischen Elements — indem sie den ethnischen Untergang des ursprünglichen Römervolkes, seine ethnische Umwandlung herbeiführte, war zugleich — darin der makedonischen Eroberung vergleichbar — die Hauptursache der späteren Kulturblüthe Europas.

Politische Zustände unter den Cäsaren.

Die Details der römischen Kaisergeschichte liegen dieser Darstellung fern. Das Ausmalen der Scheusslichkeiten eines Nero, Caligula, Heliogabal und Anderer ist ein mit Vorliebe gepflegter Sport, um daran die Schädlichkeit der Einzelherrschaft, deren demoralisirende, entsittlichende Wirkungen zu erweisen. Der Kulturforscher beschönigt solche Ausartungen nicht, schuldet aber die Erklärung, dass vor 1800 Jahren die Idee der Humanität in unserem Sinne so wenig bestand, als sie heute noch bei minder gesitteten aussereuropäischen Völkern besteht. Wir halten jetzt für grausam, was ein Römer sehr milde befunden hätte. Grausam war auch die Republik, nur sind wir weniger darüber unterrichtet. Andererseits sind Gründe genug vorhanden, welche die gleichfalls spärlichen Berichterstatter über die erste Kaiserzeit zu Uebertreibungen veranlassen mochten. Die traditionelle Auffassung, wonach die Imperatoren der julisch-claudischen Familie als bewusste Bösewichter galten, hat Angesichts der neueren Forschungen wohl keine Berechtigung mehr. Was früher als absichtliche Schändlichkeit verabscheut wurde, erscheint nun als Verläumdung von Seiten der Historiker des

Alterthums und als falsche Auslegung ihrer Werke, oder als ein unverschuldetes Geschick, das mehr unser Mitleid als unsern Zorn wachruft. Neuestens bricht sich immer mehr die Nothwendigkeit Bahn, die psychischen Eigenthümlichkeiten der vier Cäsaren Tiberius, Caligula, Claudius und Nero von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus, nämlich von dem einer Geisteskrankheit aufzufassen. Der Grund derselben lag einzig und allein in der krankhaften Steigerung jener Eigenthümlichkeiten, welche in dem vermischten Blute der Julier und Claudier zusammentrafen, und in der Degeneration, welcher die julisch-claudische Familie im Laufe der Jahrhunderte anheimfiel, — eine Degeneration, welche sich nicht bloss an den Trägern der Imperatorenwürde, sondern auch an zahlreichen andern Mitgliedern der Familie zeigte und gleicherweise zum geistigen, wie zum körperlichen Falle und zum gänzlichen Erlöschen dieser alten, berühmten Geschlechter führte¹⁾.

Damit wird auch am besten die Ansicht widerlegt, welche sich in der Bemerkung ausdrückt, es sei eine denkwürdige Thatsache, dass fast alle Julier ihre Regierung mit edler Freisinnigkeit begannen und demnach als Menschen den Thron bestiegen, um erst auf demselben zu Teufeln zu werden und als Teufeln zu sterben. Sollte der in diesen Worten versteckte Sinn, dass das Ichgefühl der Cäsaren kein Mit-Ich duldete und bei ihnen an Stelle des Gesamtgefühles trat, dass mit Einem Worte die Macht der Einzelherrschaft, der Cäsarenthron an sich die Quelle jener grauenhaften Erscheinungen gewesen, als wahr gelten, so bliebe unerklärt, warum sich die nämlichen Phänomene an nicht-regierenden Mitgliedern dieser Familie beobachten lassen. Nachgewiesen ist ferner, dass die genannten Persönlichkeiten lange ehe sie zur Imperatorenwürde emporstiegen, mit dem grässlichen Leiden behaftet waren. Tiberius war geisteskrank, bevor er auf den Thron gelangte; Caligula trug die Keime seines geistigen Verfalles seit seinen Knabenjahren vor aller Welt zur Schau; Claudius war blödsinnig, ehe er auf den Thron gestossen wurde, und ein Kenner der Seelenzustände hätte für Nero leicht das richtige Prognostikon stellen können. Wären Tiberius, Caligula, Claudius und Nero nicht Kaiser der Welt geworden, der Geisteskrankheit wären sie dennoch zum Opfer gefallen. Ihre Machtstellung lieh ihrer Krankheit nur das Kleid, sie bedingte nicht ihr Wesen. Tiberius würde, wenn ihn das Geschick zum einfachen, römischen Bürger bestimmt hätte, sich vielleicht von den Juden oder der Polizei verfolgt geglaubt haben, Caligula, wenn er als Sklave geboren wäre, hätte denkbarenweise seinen Wahnsinn nur bis zu der Höhe emporgeschraubt, sich für den Schulzen seines Dorfes zu halten; Claudius hätte auch als Gerichtsdieners sich für einen grösseren Juristen als den Präsidenten eines hohen Tribunals gehalten und zur Feder gegriffen, um die Welt mit seiner Rechtsweisheit zu beglücken. Nero, etwa als Schuster in Pompeji, hätte vielleicht sein Genüge daran gefunden, durch

1) Siehe über dieses Thema die Untersuchungen des Dr. Wiedemeister, *Der Cäsaren-Wahnsinn der julisch-claudischen Imperatorenfamilie geschildert an den Kaisern Tiberius, Caligula, Claudius, Nero*. Hannover 1875. 8*.

Gesang und Tanz den Neid seiner Mitgesellen zu erregen. Zugleich geht aus den Biographien der Cäsaren ganz überraschend hervor, dass die Erscheinungsweise der Geisteskrankheiten im Laufe der Jahrtausende fast keine Veränderung erfahren hat.

Möge man jedoch die Gräueltaten der ersten Imperatorenzeit auffassen wie man wolle, sie vermögen nicht an der Thatfache zu rütteln, dass die Cäsarenherrschaft eine unmittelbare, natürliche und daher nothwendige Folge der vorausgegangenen Umstände gewesen. Und was für die Republik galt, gilt auch hier: eine Idee, welche Jahrhunderte lang geherrscht, muss ihre volle Berechtigung zur Herrschaft gehabt und den geistigen Bedürfnissen und Anforderungen derjenigen, unter denen sie geherrscht, entsprochen haben¹⁾. Man kann alle Scheusslichkeiten, auch die wirthschaftlichen und moralischen Nachtheile des Cäsarenthums vollkommen zugeben und dabei doch Nothwendigkeit und Existenzberechtigung dieses Systems, so wie es war, erkennen. Alles was existirt, muss so viel Kraft in sich haben, dass seine Existenz eine Nothwendigkeit, denn sonst würde es nicht existiren.

Im Augenblicke, wo die innere Zersetzung vollständig, wo das morsche Gebäude der altersschwachen Republik krachend zusammenstürzte, stand überraschenderweise Rom nach aussen hin mächtiger da denn je zuvor. Diese Erscheinung erklärt bloss der Fortbestand der militärischen Tugenden, die länger anhielten als alle anderen, denn selbst die schlimmste Zeit des Kaiserreiches weist eine Fülle von Beispielen tapferer Soldaten auf²⁾. Ja selbst fünf Jahrhunderte später, nach Theilung des Reiches und Fall des abendländischen Kaiserthums zeigte sich der Umfang des Doppelstaates um Weniges nur im Osten geschmälert. Die römische Welt war nicht kleiner geworden, der Kulturgang im Ganzen und Grossen durch den Verfall des politischen Lebens in Rom nicht beirrt.

Der Entwurf des ersten Cäsar war eine grossartige Schöpfung. Er erkannte die Unmöglichkeit der republikanischen, von der Stadt Rom ausgehenden Staatsverwaltung und sah die Nothwendigkeit eines demokratischen Kaiserthums ein, das, da es neben Rom nur noch ein Kulturvolk gab, das aber keiner Entwicklung fähig war, die andern Völker innig sich verbinden und zu einer grossen organischen Einheit zusammenschliessen müsse. Die unter den Kaisern sich entwickelnde Weltliteratur und die kosmopolitische Kunst darf man nicht verächtlich behandeln; sie ist eine grosse Errungenschaft gewesen, der nur die nationale Grundlage mangelt. Die neue „Ordnung“ der Dinge brachte endlich den langersehnten Frieden, mit ihm Ruhe und wirkliche Ordnung nebst Bildung zurück, die überall mit verhältnissmässig geringen

1) Chwolson, *Die semitischen Völker*. S. 24.

2) William Edward Hartpole Lecky's *Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Grossen*. Nach der zweiten verbesserten Auflage mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1870. 8°. I. Bd. S. 245.

Störungen im Reiche herrschten; dieses erhielt mehr Einheit¹⁾, die einzelnen Provinzen grösseren Wohlstand. Die Schwachen waren nicht mehr verachtet, man hatte auch für sie gesorgt, das bittere Joch der Sklaverei war durchbrochen. Dem Verfall der Sitten stellte Cäsar Gesetze entgegen; er und sein Nachfolger machten durch ihre Fürsorge noch den dreihundertjährigen Bestand der alten Religion möglich. Leider blieben dem ersten grossen Cäsar nur vier Jahre zur Ausführung seiner Entwürfe verstattet und seine Nachfolger besaßen nicht seinen Geist; mit ihm hatte die produktive Kraft sich auf Jahrhunderte ausgelebt und das von ihm Gewollte war nur unvollkommen ausgeführt, wenn auch Augustus in seinem Sinne bedeutend gewirkt; unter den schwächeren Nachfolgern erhob sich der Militärdespotismus. Aber die Wirkung des durch Cäsar gegründeten Weltreiches auf die entferntesten Länder war trotz Allem grossartig, wovon besonders Inschriften und Münzen die glänzendsten Beweise liefern²⁾. In der That muss in ausgedehntestem Maasse das urkundlich-epigraphische Material für die Darstellung der Zustände in den Provinzen herangezogen werden, wofür die literarischen Quellen fast gar nichts bieten.

Das Bild, welches man sich in Folge dessen von der Kaiserzeit machte, musste nothwendig ein einseitig verzerrtes sein; denn in Wirklichkeit spiegelten die Zustände weder in Rom noch überhaupt in Italien das Leben in den Provinzen. Die Menschen waren vom Drange erfasst, sich in Städte zusammenzuballen, wodurch das Land verödete, sowie von dem Wahne, in Rom würde es ihnen wohlgehen, während dies gerade zu Hause der Fall war. Hier in der Ferne waren die Schrecken der Cäsarenherrschaft nicht oder weniger fühlbar. Ein Provinzial-Tacitus würde Tiberius wahrscheinlich als einen guten Kaiser geschildert haben; der alexandrinische Philo und Plutarch wissen nichts von seinen Grausamkeiten und Lastern. In Rom galt Claudius für einen Töpel, in Gallien für einen thätigen, scharfsinnigen und wohlwollenden Herrscher. Selbst Neros Verwaltung war im Ganzen eine gute³⁾.

Die Kaiserzeit war also keine Epoche unerträglicher Tyrannei; von den tollen Willkürakten der Cäsaren verspürte die Provinz in der Regel wenig oder gar nichts⁴⁾, ihre Wirkungen blieben zunächst auf

1) Ein englischer Schriftsteller nennt den Zustand des Reiches sehr bezeichnend unter der Republik *aggregation*, unter dem Kaiserreich *combination*.

2) Es sind dies die leitenden Ideen, welche Dr. Hermann Schiller auf der 29. Versammlung deutscher Philologen zu Innsbruck 1874 in einem glänzenden Vortrage entwickelte.

3) Siehe darüber Hermann Schiller, *Geschichte des römischen Kaiserreiches unter der Regierung des Nero*. Berlin 1873. 8°.

4) Gaston Boissier zeigt sehr klar, wie die „schlechten“ Kaiser kaum weniger für das allgemeine Wohl thaten als die „guten“ und bemerkt sehr richtig, die Hauptursache, warum Viele den blühenden Zustand des Reiches, die allgemeine Zufriedenheit und Wohlfahrt jener Epoche nicht gelten lassen wollen, beruhe in dem Widerwillen einzuräumen, dass Gutes einem ihnen verhassten Regime zu danken sei.

die Hauptstadt beschränkt und nahmen selbst dort nicht die gemeiniglich vermutheten Dimensionen an. Im schlimmsten Falle waren in der Provinz die Besuche und Launen der Cäsaren Sommerstürme, die einen Theil der Ernte vernichteten; die republikanische Wirthschaft aber wie periodische Teifune, nur Hungersnoth und Elend hinter sich lassend. Zweifelsohne zieht eine Schafheerde die Begleitung eines Wolfes jener eines ganzen Rudels vor. Die Verwaltung der Provinzen blieb länger in derselben Hand und wenn der kaiserliche Verwalter sich ebenso zu bereichern trachtete, wie der republikanische, so konnte er sich dazu Zeit lassen und, wie dies die vielen populären Statthalter beweisen, andererseits durch milde und verständige Regierung auszeichnen; einen populär gewordenen Statthalter aber abzuuberufen, war für einen Cäsar nicht immer rathsam. Wenn man von der administrativen römischen Verwaltung spricht, so wird dieselbe gerne als ein Alles vernichtender Despotismus, eine Alles erlahmende Centralisation, geschildert. Dies beruht aber auf irriger Orts- und Zeitangabe. Der Despotismus ward nur in Rom selbst gefühlt und die Centralisation begann erst später. Rom hatte zu feinen politischen Sinn, um die eroberten Provinzen eine unnöthige Strenge fühlen zu lassen. Es liess den besiegten Nationen ihre Gebräuche, ihre Religionsübungen, schonte ihrer Eitelkeit, den letzten Trost der Besiegten, und ehrte ihre Erinnerungen. Die ersten Kaiser versuchten es nicht einmal, eine vollständige Einheit des Reiches herzustellen; nur die Leitung der politischen Angelegenheiten und das Kommando über das Heer nahmen sie in eigene Hand. Uebrigens hing die Handhabung der Gewalt nur von den Bedingungen ab, unter welchen sich eine Provinz unterworfen hatte. Es ist nachgewiesen, dass während der ersten Kaiserzeit die Städte Kampaniens sich nicht nur einer vollständigen Freiheit in der Kommunalverwaltung, sondern überhaupt einer weit freieren Bewegung in politischer Beziehung erfreuten, als in der Regel angenommen wird. Wie grausame Tyrannen auch einzelne Imperatoren gewesen sein mögen, es gebrach ihnen grossentheils an Macht; mit Ausnahme der kaiserlichen Leibgarde stand beinahe das ganze Heer längs der weitgestreckten Reichsgrenzen und der zweite Faktor, die Polizeimacht, war höchst spärlich und darauf berechnet, die gewöhnliche Ordnung in den Strassen aufrecht zu halten. In Wirklichkeit herrschte im römischen Kaiserreiche die weitest gehende municipale und persönliche Freiheit, während die intellektuelle, die Freiheit der Literatur und des Gewissens vielleicht niemals übertroffen ward. Unzutreffend wird dem Kaiserthum die Republik entgegengestellt als die Zeit, wo man noch nicht die Entdeckung gemacht hatte, dass die Meinung und das freie Wort ein Verbrechen sei. Vielmehr war auch unter den Kaisern in Rom die Opposition allgegenwärtig; sie äusserte sich durch Pamphlete, Mauerinschriften, Bonmots, Anekdoten, Klatschereien in jeglicher Weise. Ueberall suchte und fand man Anspielungen auf die Gewalthaber. Es genügte z. B. einmal, dass ein Schauspieler mit schlotterndem Schritte und wackelndem Kopfe auf der Bühne erschien, während der Chor sang:

„Da kommt ein alter Tropf aus dem Feldlager“, um im ganzen Theater ein schallendes Gelächter zu erregen, das dem alten, persönlich sehr tüchtigen Soldatenkaiser Galba galt. Tiberius musste, wie Sueton erzählte, seinen Familiennamen Nero in Mero, seinen Vornamen Tiberius in Biberius umgewandelt sehen als Anspielung auf die ihm nachgesagte Vorliebe für den Wein. Noch in unserer Zeit wurde eine Mauerinschrift auf dem Forum aufgefunden, des Inhalts: „Tiberius verschmäh't den Wein, seit er nach Blut dürstet.“ Die Pamphlet-Literatur blühte aufs üppigste; wohl liess schon Augustus die Schmäh-schriften verbrennen, deren Verfasser verbannen, und seine Nachfolger gingen mit ihnen noch viel strenger ins Gericht; aber wie Seneca sagt, fanden sich immer wieder Leute, die ihren Kopf an ein Bonmot wagten.

Was nun die Opposition selbst anbelangt, so hat noch nie eine Regierung sämtliche Regierte zufriedengestellt; unter den edelsten und trefflichsten Regenten gab es noch jederzeit Unzufriedene, und man muss sogar zugestehen, dass eine Opposition eine naturgemässe Erscheinung unter jeglicher Regierungsform sei. Manchmal will der Regent — ob er nun Präsident oder König heisse, ist einerlei — jegliche Gegnerschaft vernichten und wendet zu diesem Zwecke die gewaltsamsten Mittel an. Andere Herrscher, von besserer Menschenkenntniss und klügerer Mässigung lassen die Opposition gewähren und begnügen sich damit, soviel als möglich ihre Spitze abzustumpfen. Einige politisch besonders entwickelte Nationen gehen sogar noch weiter; sie nehmen das Prinzip der Kritik in die Regierung selbst auf und bändigen die Opposition am besten, indem sie dieselbe am Gange der Staatsmaschine mit interessiren. Das kaiserliche Rom beging den Fehler, die erste hier angeführte Taktik anzuwenden, und nährte so durch die Mittel, welche sie vernichten sollten, die Opposition nur noch mehr. Zu diesen Mitteln zählt die Beeinflussung der Literatur, die man diesem Zwecke dienstbar machte, und ein ungemein verwickeltes und weit verzweigtes Spionage-System. Eine gewissenhafte Untersuchung führt aber zu dem Schlusse, dass die Oppositions-Partei sich durch Zaghaftigkeit, Skeptizismus und vor allem absoluten Mangel eines logisch geplanten Vorgehens auszeichnete. Jene, die sich am bittersten über die Cäsaren aussprachen, waren beinahe durchgängig Enttäuschte, und der *bona fide* Conspiratoren scheinen nur gar wenige gewesen zu sein ¹⁾. Dabei sei nicht vergessen, dass diese Opposition gegen die Cäsaren keineswegs von der Masse des Volkes, sondern von den altpatrizischen Geschlechtern ausging, denn das Kaiserthum war bis gegen Ende eine urdemokratische Institution. Tiberius sah in jedem sich hervorthuenden Aristokraten einen Feind, und sein Arm traf deshalb nur Männer von politischer Bedeutung oder Blutsverwandte, welche ihm natürlich am verdächtigsten waren. Nach dem Blute des niederen Volkes lechzte kein Imperator; zu allen Zeiten aber hat es dem gemeinen Manne einen wollüstigen Spass bereitet,

1) Vorstehendes nach Gaston Boissier, *L'opposition sous les Césars*. Paris 1875. 8°.

die Köpfe der „Grossen“, seien diese nun gross durch Geburt, Reichtum, politisches Ansehen oder Wissen und Geist, am Schaffote fallen zu sehen; das blutdürstige Beginnen der Cäsaren durfte desshalb, so lange es sich an die Abschachtung der Spitzen der Gesellschaft hielt, mit Sicherheit, wie die Popularität eines Domitian bei den niederen Massen beweist, auf den Beifall des Volkes rechnen, in dem ja, man sehe die beliebten Gladiatorenkämpfe, die grausamen Instinkte der menschlichen Physis nicht weniger vorhanden waren und Befriedigung suchten, als in seinen Herrschern.

Literatur, Religion und Philosophie.

In dieser und der unmittelbar vorangehenden Periode blutiger Wirren, des Todeskampfes der republikanischen Form erblühet nun das goldene Zeitalter römischer Literatur: ein Vergil (70—19 v. Chr.), ein Valerius Catullus (86—49 v. Chr.), ein Helvius Cinna, ein Cornelius Gallus, Ovid (44 v. Chr.—16 n. Chr.), ein T. Lucretius Carus (95—51 v. Chr.), Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), Albius Tibullus (30 v. Chr.), Propertius (gest. 16 v. Chr.), Peto Albinovanus unter den Dichtern; ein C. Sallustius Crispus (gest. 34 v. Chr.), Cornelius Nepos (gest. 30 v. Chr.), Trogus Pompejus (10 v. Chr.), Titus Livius (59 v. Chr.—19 n. Chr.) unter den Geschichtsschreibern; L. Cotta, L. Hortensius und Marc. Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) unter den Rednern. Fast alle diese Männer waren Zeitgenossen des selbst als Schriftsteller sehr bedeutenden C. Julius Cäsar (100—44 v. Chr.) oder seines Nachfolgers Octavian Augustus. Neben der schönen Literatur taucht auch die Wissenschaft auf, freilich erst um unter späteren Imperatoren zu höherem Aufschwunge zu gelangen. Marcus Vitruvius Pollio (10 v. Chr.) schreibt über Architektur, Aulus Cornelius Celsus und Antonius Musa über Medizin; man beginnt Philosophie mit Rechtswissenschaft zu verbinden, es wirken als Rechtsgelehrte C. Trebatius Testa, P. Alfenus Varus, Antistius Labeo; allmählig wird auch römische Sprache, Literatur und römisches Alterthum Gegenstand gelehrter Forschungen eines M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.), eines Marc. Verrius Flaccus (unter August und Tiberius), eines Cajus Julius Hyginus (10 n. Chr.). Endlich legt jetzt der Eifer der ersten Männer im Staate, wie C. Asinius Pollio, Julius Cäsar und Augustus zum ersten Male öffentliche Bibliotheken an und bildet literarische Gesellschaften. Zugleich erreichte die lateinische Sprache ihre grösste Vollkommenheit und Reinheit, obgleich das Griechische häufig noch als Umgangssprache diente. Uebrigens waren im Alterthume die Gebildeten eine an Zahl geringe Klasse, öffentliche Erziehung in unserem Sinne gab es nicht. Augustus' Rom glich etwa dem Paris Ludwig's XIV. oder dem London der Königin Anna. Die Massen stacken in tiefer Unwissenheit.

Lebhaft mahnt dieser merkwürdige Geistesaufschwung an die Erscheinungen im alexandrinischen Aegypten; hier und dort knüpfen sie an das Aufflammen der Fürstenmacht nach langer Nacht republikanischer Anarchie an. Während aber in Alexandrien der Aufschwung lediglich ein wissenschaftlicher war, bildet das Augustische Zeitalter auch die klassische Epoche der Poesie. Vergänglich sucht man nach ähnlichen Leistungen unter der Republik, Leistungen, deren klassische Vollendung ungetrübt blieb von dem entsittlichenden Hauche des Cäsarismus wie von der Korruption des Volkes. Daraus entnimmt man, dass die Literatur in der Sonne der Fürstenmacht eben so gedeihen könne, wie in der Luft von Freistaaten. Die griechische Demokratie hat die Wissenschaft entschieden nicht, nur die Künste gefördert, und von den Dichtern lehnten sich viele an die Tyrannis an. Eine Ueberschau der vier Weltliteraturen der Neuzeit zeigt, dass die Poesie in Italien, Frankreich, England und Deutschland ihre klassische Periode mitunter in einer Zeit schrecklicher Wirren und oft drückender Fürstenherrschaft feierte. Umgekehrt haben republikanische Völker sich mit einem sehr bescheidenen Beiträge zur literarischen Entwicklung begnügt. So ist in den transozeanischen Unionsstaaten, an Bevölkerungszahl manche europäische Grossmacht übertreffend, kaum ein Dichter erstanden, der z. B. dem Camões des kleinen Portugal gleichzustellen wäre.

Aus der Literatur der beginnenden Kaiserzeit geht weiter hervor, wie vollständig damals im römischen Volke das religiöse Gefühl ausgelöscht war: die niederen Klassen waren wirkliche Atheisten. Nun waren aber die alten Römer ein tiefereligöses Volk gewesen und hatten eben aus der Stärke ihres Glaubens grossentheils ihre Kraft geschöpft. Da es aber in Rom so wenig als in Griechenland eine geschlossene Priesterkaste gab, obwohl der Adel möglichst lange die Priesterämter für sich behielt¹⁾, so vermochte diese die Staatsreligion nicht in ihrer Reinheit zu erhalten, die alsbald durch die Vermischung mit Anschauungen fremder Völker, fremden Glaubens getrübt werden sollte; auf diese Weise gelang zuerst die Verschmelzung des heiteren, aber eines tieferen Hintergrundes entbehrenden religiösen Kultus der Griechen mit dem ernsteren, auf geistige Urbilder zurückgreifenden Religionsysteme der Römer. Noch zerstörender musste natürlich die fortgesetzte innige Berührung mit total fremden, mitunter geradezu widersprechenden Glaubensansichten auf die Religion der Volksmassen wirken, in Folge dessen sich als die erste Frucht der intellektuellen Entwicklung ein allgemeiner Skeptizismus unter den Philosophen des Kaiserthums geltend machte und nicht nur die niederen, sondern auch die oberen Klassen rasch entweder Atheisten wie die Epikuräer, oder reine Theisten wie die Stoiker und Platoniker wurden. Denn der Epikuräismus, dem modernen Materialismus analog, ist wohl gut fürs Leben; die Erfahrung lehrt jedoch, dass er zum Sterben nicht genügt. Es ist aber ganz unzweifelhaft, dass gerade die Religion die Sittenstrenge der früheren Zeit wesentlich gefördert hatte und mit Zerstörung des Glaubens

1) Die *Flamines minores* wurden aus plebejischen Geschlechtern gewählt.

Korruption und Demoralisation einzogen. So wenig vermag die Vermehrung und Ausbreitung des positiven Wissens den niederen Volksmassen Ersatz zu bieten für die Truggebilde der Religion! Der lokale Charakter der altrömischen Staatsreligion kräftigte das Gefühl der Vaterlandsliebe, stürzte die Oberherrschaft des Vaters in der Familie, umgab die Eheschliessung mit vielen ehrfurchtsvollen Feierlichkeiten, schuf einfache und demüthige Charaktere, und zog mit Einem Worte jene Tugenden gross, die man als Produkte der Republik rühmen will. Die hereingebrochene Irreligiosität der unteren Schichten — das Theater erweiterte in hohem Grade den Bereich des Skeptizismus — konnte nicht einmal den Aberglauben der früheren Epochen bannen. Die Märsche der Legionen und die Reisen der Kaufleute hatten zwar alle Spukgebilde über ferne Länder zerstört, dafür gab es nunmehr sehr Viele, welche zwar erklärten, es gebe keine Götter, zugleich aber ihren unbedingten Glauben an alle Vorbedeutungen, Wahrsagungen, Träume und Wunder bekannten. Der Glaube an den bösen Blick, heute noch bei vielen Völkern Amerikas, Asiens und Afrikas verbreitet, herrschte zu Augustus Zeiten unter den Römern wie unter den aufgeklärtesten Griechen. Unzähligen Naturerscheinungen, Kometen, Meteoren, Erdbeben, Missgeburten legte man eine Art geheimer oder Zauberkraft bei, die Astrologie erhob sich zu grosser Bedeutsamkeit, und wenn wir alle Lächerlichkeiten und Krähwinkleien dieses antiken Aberglaubens durchgehen, so sehen wir, dass antiker und moderner Volksglaube in ihrer Wesenheit übereinstimmen. Die griechische Aufklärung mit ihrem Mangel an Religion hatte auf die Massen durchaus nicht sittigend gewirkt. Der krasse, allerdings die Wahrheit erkennende Atheismus der Niederen — selbst alte Weiber und Kinder spotteten des Cerberus und der Furien — übersetzte sich bei den Gebildeten in einen philosophischen, dem sowohl Stoiker als Epikuräer angehörten. In Rom hatte von jeher der Stoizismus geblüht und blieb auch während des Kaiserreiches Quelle und Regulator der sittlichen Begeisterung; zudem belebten ihn stets neu die fortdauernden Kriege, denn der Krieg war immer die grosse Schule des Heroismus, der die Menschen sterben lehrt. Während aber der Stoizismus mit vollständiger Unterdrückung der Gefühle der unumschränkten Herrschaft der Vernunft den Weg zu bahnen suchte, verachtete er jedes Wissen, das nicht auf Erstrebung der Tugend abzielte und erwies sich als bildungs- und kulturfeindliches Element. Wie die peripatetische, platonische und pythagoräische Schule vertheidigte er z. B. die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen. Umgekehrt bemühte sich der Epikuräismus, in seinen sittlichen Wirkungen zersetzend, eine Schule des Lasters, den Aberglauben zu verschrecken, zur Erforschung der Natur anzuspornen, mit Einem Worte Bildung und Kultur zu verbreiten. Daher die Philosophen meistens Stoiker, beinahe alle grossen Naturforscher aber Epikuräer waren.

Die römische Gesellschaft unter den Kaisern.

Eine derartig sittlich zersetzte, in Wissen und Können aber weiter denn je fortgeschrittene Gesellschaft mannigfach gemischten Blutes lag dem römischen Kaiserthume zu Grunde. In einer unsittlichen Gesellschaft kann es nie eine sittliche Regierung geben. Der wüthendste Despot ist unfähig den geringsten Schaden zu stiften, wenn er keine ergebenen und dienstwilligen Werkzeuge findet; und um ein grosses Volk zu regieren, bedarf es gar vieler bis in die untersten Klassen hinabreichender Werkzeuge. Diese sind stets im Voraus da, sie werden nicht erst durch die Tyrannei geschaffen, sie sind es vielmehr, die den Tyrannen erzeugen, mit der Tyrannei und Willkürherrschaft einverstanden sind, noch ehe dieselbe wirksam geworden. Und Tyrannei, Cäsarismus, Despotie oder wie man es nennen will, waren stets nur dort möglich, wo sich der Freiheitsidee gegenüber die Massen des Volkes zum mindesten gleichgiltig verhielten, der Alleinherrschaft also auch nicht feindlich gesinnt waren. Tyrannen können durch einzelne Freiheitsfanatiker beseitigt werden, bleibt aber darnach die Thatsache der Tyrannei aufrecht stehen, wie in Rom, so liegt hierin der kräftigste Beweis ihrer Existenzberechtigung. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. In Rom insbesondere — ich habe es schon wiederholt betont — fehlte dem Kaiserthume eine demokratische Grundlage nicht¹⁾, indem es seine ganze Macht lediglich aus dem Volke zog und durch das Volk erhielt²⁾. Nachdem mit Nero die cäsarische Familie schon 68 n. Chr. erloschen, gabs für das Volk nicht einmal einen Vorwand mehr, die Kaiserherrschaft noch vier Jahrhunderte zu dulden, hätte es nicht so gewollt. Von Vespasian bis Commodus mischten sich auch die Armeen nicht weiter in die Thronbesetzung, sondern der neue Regent war jedesmal von seinem Vorgänger bereits bestimmt und ernannt, eine Ernennung, welche zu respektiren das Volk durch nichts gezwungen war, auch nicht werden konnte. In dieser langen Reihe gab es böse und gute Herrscher; die Verwaltung eines Domitian war vielleicht schlimmer als die ärgste republikanische Misswirthschaft, jene eines Trajan oder Marc Aurel gewiss weitaus besser als die beste Epoche der Republik, die kein goldenes Zeitalter wie jenes der Antonine aufzuweisen hat. Das Volk ertrug sie beide. Den Sittenverfall Roms mag das Kaiserthum beschleunigt haben, erzeugt hat es ihn nicht. Die Verderbniss des Hofes, die Ausbildung der Angeberei, die Aufmunterung des Luxus, die Kornvertheilung, die Vermehrung der Fechterspiele verhinderten die Entwicklung des politischen Lebens, waren grosse Uebel³⁾, aber keineswegs Wirkungen des Kaiserthums. Der Luxus, in

1) Es (das Kaiserthum) war meistens wesentlich demokratisch. (Lecky. A. a. O. S. 212).

2) *The autocrat . . . is one of that nation, he lives in it, and subsists by its support.* (Goldwin Smith. A. a. O. S. 11.)

3) Lecky. A. a. O. S. 238.

seinen Ausschreitungen so verderblich, war vor Cäsar schon eingebürgert, ein Geschenk des durch die glücklichen Eroberungskriege erworbenen Reichthums. Und trotz der ungeheueren Verschwendung der Cäsaren war sicherlich zu ihrer Zeit das Volk im Ganzen um vieles wohlhabender, als unter der Republik; gerade in der späteren Imperatorenzeit scheint dieser Reichthum, trotz des Verfalles, ein sehr grosser geworden zu sein; so wurden z. B. Seidenzeuge selbst bei den unteren Klassen Bedürfniss, ungeachtet sie zu Lande aus China bezogen werden mussten¹⁾. Schon seit Sulla und Lucull hatte die Schwelgerei reissend zugenommen; Lucullus (106—56 v. Chr.), der nebenbei gesagt — keineswegs ein gemeiner Lüstling — Gelehrte und Künstler schützte, Büchersammlungen anlegte, den Kirschbaum aus Asien nach Italien brachte, und selbst ein Kenner griechischer Literatur, baute sich ein Haus von einer Pracht, wie man sie zu Rom früher nie gesehen. Nach kaum dreissig Jahren konnte es nicht einmal für das hunderste Privathaus gelten²⁾. Dies zu einer Zeit, wo das Kaiserthum kaum begonnen, also noch keine sichtbaren Wirkungen geübt haben konnte. In der That vermochte nichts dem Anschwellen des Luxus entgegen zu treten, so lange der allgemeine Reichthum nicht vermindert wurde; die ersten Cäsaren, Cäsar selbst und Augustus erliessen Gesetze gegen den Luxus, sie nützten so wenig, wie die auf Heirathen gesetzte Prämie, wie das Verbot der Gladiatorenspiele. Allerwärts fängt der Cäsarismus mit thatsächlichen Verbesserungen an, die sich insgesamt auf die Dauer als resultatlos herausstellten. Die Kaiserzeit begann mit systematischer Regelung des Staatshaushaltes³⁾ und vermochte den wirtschaftlichen Ruin des Reiches nicht aufzuhalten; sie trachtete die ehelichen Verhältnisse zu regeln, milderte vielfach den entsetzlichen Despotismus der republikanischen Familie⁴⁾, und nie waren diese Verhältnisse trostloser; sie versuchte — selbst ein Domitian that dies — durch Gesetze die Prostitution einzuschränken⁵⁾, nie war dieselbe allgemeiner, bis in die höchsten Kreise hinanreichend; sie verbesserte die Lage der Provinzen, welche Unabhängigkeit gegen Frieden austauschten⁶⁾, und diese fielen ab; sie schützte die Sklaven gegen die Ausschreitungen der Herren, wie es nie zuvor geschehen, verbesserte ihre gesetzliche Stellung, und nie waren die Sklaven demoralisirter als damals.

Noch lange könnte ich fortfahren mit dem Aufzählen versuchter und thatsächlicher Verbesserungen, die das römische Volk dem Imperatorenthum verdankt, ohne dass soziale oder sittliche Besserung wahrnehmbar geworden wäre. Diesen seltsamen Widerspruch löst die einfache Betrachtung, dass die Regierungen allemal selbst erfasst werden von dem Strome der Zeit und ganz unvernünftig sind, ein Volk auf-

1) Roscher. A. a. O. S. 445.

2) Roscher. A. a. O. S. 450.

3) M. Wirth, *Grundsätze der Nationalökonomie*. I. Bd. S. 32.

4) Lecky. A. a. O. S. 271.

5) Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. Bd. S. 326. II. Bd. S. 17.

6) Draper. A. a. O. S. 193 und Lecky. A. a. O. S. 242.

zuhalten in der Richtung, welche ihm seine innersten Elemente aufnöthigten. So sind die Cäsaren und ihre Herrschaft, mit allem Nützlichen und Schädlichen, nichts als der personifizierte Ausdruck der Volksentwicklung. Zudem leistete der Cäsarismus der allgemeinen Kulturentfaltung einen zwiefachen Dienst; einmal indem die geistige und materielle Kultur eine höhere Stufe denn je erreichen konnte, zweitens indem er diese Kultur über einen grossen Theil der damals bekannten Erde verbreitete und festhielt.

Selbst Gegner des Kaiserthums räumen dessen Nothwendigkeit ein, weil nur Gewalt eine so egoistische Gesellschaft wie in den letzten Tagen der Republik zusammenhalten konnte. Das Cäsarenthum bildete den Schlussstein des Gewölbes, welches die orientalische und occidentale Welt umspannte. Im Osten lagen Staaten und Völker, deren grosse Tage längst vorbei, deren Civilisation bis ans Herz hinan korrupt war; im Westen frische, lebenskräftige Stämme, deren Kultur jedoch kaum der Nomadenstufe entwachsen. Die jugendliche Kraft des Westens erheischte einen Führer, die Altersschwäche des Ostens eine Stütze, Erziehung auf der einen, Schutz auf der anderen Seite. Nur ein kräftiger Schlussstein konnte die auseinanderstrebenden Bausteine des Bogens zusammenhalten, der von den westlichen Grenzen des Partherreiches bis zu den Hütten gallischer Fischer reichte. Die Politik der Republik kann man im Grossen als die der Eroberung, jene des Kaiserreiches als die der Erhaltung bezeichnen. Die Kultur der Republik war roh, die des Kaiserthums streifte an moderne Civilisation. Schon das Gemälde von dem ungeheuren Luxus jener Zeit¹⁾, die reichen und glänzenden Einrichtungen der Häuser und Paläste, selbst der der Prostitution geweihten Lupanare, die Kostbarkeit der Kleiderstoffe und Gewänder, der Trinkgefässe und Schmuckgegenstände, die Pracht der öffentlichen Aufzüge, die Bequemlichkeiten der Bäder wie Bajæ, das keine Jungfrau als solche mehr verliess²⁾, sind die Gewähr für eine hochentwickelte materielle Kultur mit ebenso hoher Industrie. In vielen Dingen, nicht blos des Luxus, sondern des materiellen Komforts und der öffentlichen Gesundheitspflege, wie Bäder und Wasserleitungen, waren die Römer selbst der raffinierten Gegenwart überlegen. Noch zu Zeiten der Republik galten künstliche Bäder in Rom als nur den Reichen erlaubter Luxus. Als aber solche, die sich um die Gunst des Volkes bewarben, demselben wie Spiele, so auch Bäder freizugeben anfangen und wegen des kolossalen Anwachsens der Weltstadt schliesslich unter Nerva neun grosse Aquädukte ganze Wasserbäche zuleiteten, erstanden allenthalben Bäder jeder Gattung in reicher Zahl. Damals entwickelte sich die Scheidung der *Balnea*, der Badeanstalten in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, und der Thermen, die über jenes Maass weit hinausgehend, wie jene des Caracalla und Titus, förmlich zu kleinen Städten anwuchsen und Mittelpunkte des geselligen Lebens

1) Roscher. A. a. O. S. 450—456.

2) Horat. lib. I. epist. 1. vers 83), dann aber auch Propertius (Eleg. lib. I. 1. vers 27—80.)

wurden. Manche vornehme Römer brachten den ganzen Tag in jenen Thermen zu; es war ja das Baden trotz seinem Raffinement zur Nebensache geworden. Die Spaziergänge, körperliche Uebungen, Schauspieler, Deklamatoren und Redner boten Zerstreuung und einige Bibliotheken ermöglichten den Besuchern selbst ernstere Beschäftigung. All diesen Bedürfnissen entsprechend, hatte sich auch die Bauweise dieser Räume ausgebildet, von den einfachen älteren Bädern in Pompeji bis zu den riesigen Anlagen der Caracalla-Thermen.

Dagegen war bis zu der Neronischen Feuersbrunst Rom keine schöne Stadt in modernem Sinne¹⁾; die Strassen waren enge, die Häuser im Verhältniss hoch; erst nach dem Brande gewann es ein imposantes Aussehen. In dem halben Jahrhunderte von Vespasian bis Hadrian erreichte es seinen höchsten Glanz, wenn auch unter den Antoninen und später noch Vieles zu seiner Verschönerung geschah. Damals entstanden in gedrängter Reihenfolge die Wunderwerke²⁾, welche die spätesten Nachkommen nicht minder als die Zeitgenossen anstaunten. Die Privathäuser waren nach Aussen wohl von unscheinbarem Ansehen, dafür im Innern desto glänzender; zur Zeit der Republik diente die Kunst nur dem Interesse des Staates; jetzt aber war sie dem Römer nicht mehr äusserer Schein, sondern Bedürfniss, Nothwendigkeit der Bildung; nicht für seine Klienten und Hausfreunde, für seinen eigenen Genuss stattete er seine Wohn- und Schlafzimmer künstlerisch aus; vor Fremden mit der Kunst zu prunken lag ihm fern. Vor allem diente zur Ausschmückung der Wohnungen die dekorative Malerei, mit farbigen Inschriften beginnend und sich bis zu Figurengemälden steigend; alle diese Dekorationsbilder waren Originale, nicht etwa, wie man eine zeitlang zu glauben versucht war, Kopien alter griechischer Bilder. Mit dieser Ausschmückung des Wohnhauses ging die bessere Ausstattung der Grabdenkmale Hand in Hand. Noch unter Cicero entbehrte Rom des Schmucks der Grabsteine; erst nachher kamen dieselben auf und später noch die Marmorsarkophage, die allerdings nur einer hohen Schicht der Gesellschaft angehörten und in der Darstellung charakteristischer Szenen der Wirklichkeit und der rein poetischen des griechischen Idealismus wechselten. Dass hier ein höherer Gedanke, als in den griechischen Grabsteinen zu Tage tritt, ist keineswegs zufällig, denn die herrschende Philosophie empfand das Bedürfniss, sich mit dem Tode auseinanderzusetzen.

Die Kulturverfeinerung äusserte sich nicht nur im Aufschwunge der Architektur und Malerei, sondern selbst in der Musik. Zwar ist dies jene Kunst, welche im Alterthume keine Ausbildung erfahren

1) Ludwig Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's in der Zeit vom August bis Ausgang der Antonine*. Leipzig 1862. 8^e. I. Bd. S. 8.

2) A. a. O. S. 10—11. Ammianus Marcellinus XVI. 10, 13 schildert den Eindruck, den Rom auf den Kaiser Constantius machte, der es im Jahre 357 zum ersten Male sah, und nennt in dieser Schilderung fast ohne Ausnahme nur Bauten, die aus jener Zeit stammen. Der Kaiser blieb stumm vor Bewunderung.

v. Hellwald, *Kulturgeschichte*, 3. Aufl. I.

hat, die mit derjenigen der neueren Zeit nur von ferne verglichen werden könnte. Hatte die Tonkunst im Alterthume überhaupt keine höhere, rein selbständige Bedeutung, war sie vollends in Rom nur ein Nachhall der griechischen Kunst, so entwickelte sie sich doch in der Kaiserzeit zu einem Virtuosenhume, wie nie zuvor. Die Virtuosen waren fast immer auf Reisen; ihre Honorare und Einnahmen sehr glänzend, selbst der gewöhnliche Musikunterricht in vornehmen Häusern sehr einträglich und die Entlohnungen berühmter Sänger und Kitharöden, gerade wie heutzutage, ein Gegenstand des Neides und Aergers für die Männer der Wissenschaft und Literatur. Die von Griechenland nach Rom verpflanzten musischen Wettkämpfe nahmen bald die Formen von Monstrekonzerten an, welche die heutigen überboten; im ganzen Alterthume aber blieb das Wohlgefallen an Musik nicht viel mehr als sinnliche Lust, die zur Verweichlichung und Sittenverderbniss das ihre beitrug. Nicht minder demoralisirend wirkten die gleichfalls aus Griechenland überkommenen theatralischen Vorstellungen; die Erbauung eigentlicher Theater, nach Muster der griechischen, fällt in die erste Kaiserzeit; es gab griechische Wandertruppen in Rom, und der Umgang mit diesen Bühnenkünstlern, nach allem, was wir vermuthen können, ganz das leichtlebige, äusserlich wenigstens lebenslustige Völkchen, wie die allgemeine Meinung sie auch heute noch sein lässt, war damals von Hoch und Niedrig gesucht. Bis in die späteste Kaiserzeit dauerten im ganzen Umfange des Reiches diese Wanderungen griechischer Techniten, über deren Immoralität schon Aristoteles Klage geführt hatte; seither war unter ihnen eine Korruption eingetreten, welche dem gefeierten Drama seine hervorragende Stellung in öffentlichen Festen und seinen religiösen Charakter nicht mehr zu wahren vermochte ¹⁾. Schon in der Ciceronianischen Zeit liess sich das römische Bühnenwesen mit den heutigen französischen Theaterzuständen vergleichen ²⁾. Eine eigenthümliche Einrichtung waren die Amphitheater, die sich bald über die ganze Ausdehnung des Reiches verbreiteten und durch die darin abgehaltenen Thierkämpfe und Gladiatorenspiele von der allgemeinen Sittenverwilderung Zeugniss ablegten. Ueber den entsittlichenden Einfluss dieser Fechtspiele ist viel geschrieben worden ³⁾; ihr Ursprung ist in den religiösen Leichenspielen der Etrusker zu suchen, wo sie als Ueberlebsel früherer Menschenopfer zu betrachten sind ⁴⁾; sie wurden in der republikanischen Periode mit Eifer gepflegt und beim Volke so beliebt; dass Cäsar und Pompejus sich ihrer als Mittel zur Gewinnung des Volkes bedienen konnten, und dieses bereitwillig seine Freiheit für eine Anzahl dieser Spiele verschachtete, ein

1) Siehe Otto Lüders, *Die Dionysischen Künstler*. Berlin 1873. 8°.

2) Herm. Göll (*Ausland* 1869. S. 484.)

3) Vgl. Lecky. A. a. O. S. 247—261.

4) Auch Schaffhausen (*Die Menschenfresserei und das Menschenopfer*. A. a. O.) hält die Gladiatorenspiele für zweifellos religiösen Ursprungs. Erst 264 v. Chr. — also in der Blüthe der Republik — treten uns diese etruskischen Leichenspiele zum ersten Male in Rom entgegen bei Bestattung des Brutus Perus.

Beweis, wie wenig Werth es auf dieselbe legte, wie wenig ihm durch deren Verlust Unrecht geschah. Die Wahrheit ist, dass jenes Zeitalter von der „Humanität“ einen anderen Begriff hatte als die Gegenwart, wie aus allem, aus der Behandlung der Sklaven und der Härte der Körper- und Todesstrafen, darunter die Kreuzigung, hervorgeht. Jede körperlich zu erduldennde Kriminalstrafe schloss bei den Römern die Stäupung oder Geisselung in sich.

Ist kein Grund von den künstlerischen Zuständen des Kaiserreiches gering zu denken, so besteht ein solcher auch nicht in Hinsicht der Literatur. Das Augustäische Zeitalter umfasste die Blüthe des römischen Schriftthumes, die nie zuvor und allerdings auch später nie wieder erreicht wurde, eine Erscheinung, die vollkommen natürlich und zudem der Geistesentwicklung aller Völker analog ist. Bei allen hat die Blüthe der Literatur nur kurz gedauert und den einmal erklommenen Höhenpunkt nie mehr erreicht; ist ja auch in der Natur die Blüthezeit nur kurz bemessen; dass also die Literatur sich nicht auf der augustäischen Höhe erhalten konnte, ist natürlich nicht Folge der Alleinherrschaft. Es hat diese Periode vielmehr noch eine stattliche Reihe gediegener Schriftsteller geliefert, und wenn die Sprache an Reinheit und Originalität einbüßte, so war dies die nothwendige Konsequenz des erweiterten Weltverkehrs, der das Lateinische mit zahlreichen fremden Wörtern und Wendungen bereicherte¹⁾. Während aber Poesie und schöne Literatur, gerade wie in Hellas, an innerem Werthe verloren, gewann das wissenschaftliche Moment immer mehr an Bedeutung. Die Glanzepochen der Literatur in Griechenland, in Rom und anderwärts, haben niemals zugleich eine Blüthe der Wissenschaft begleitet, sondern sind dieser stets vorangegangen. Wenn auf dem Gebiete des Schriftthums es erlaubt ist, die Poesie als das zu betrachten, was die Kunst der Wissenschaft im Allgemeinen gegenüber ist, so liefert auch Rom den Beweis, dass erst mit abnehmender Kunstentwicklung die Wissenschaft in ihre Rechte tritt. Die Kunst kann niemals wissenschaftlich, die Wissenschaft niemals künstlerisch sein, die kalte ernste skeptische Wissenschaft muss die auf Phantasie und Idealismus beruhende Kunst an sich zerstören. Wir haben daher kein Beispiel, dass je ein Volk Kunst und Wissenschaft gleichzeitig und gleichmässig ausgebildet hätte. Die Kunst spriesst in den Tagen der Jugend, die Wissenschaft ist die Frucht der Reife — auch bei den Völkern.

Desshalb leuchtet die römische Kaiserzeit hervor durch ein vorher unbekanntes wissenschaftliches Streben, ganz abgesehen von der üppiger denn je wuchernden Philosophie; wir finden den Mathematiker Sextus Julius Frontinus (gest. 106 n. Chr.), L. Julius Moderatus Columella, dem wir wichtige Mittheilungen über die Landwirthschaft verdanken, den Geographen Pomponius Mela und vor Allem den Naturhistoriker Caj. Plinius Secundus Major, den Verfasser der be-

1) *Si antiquum sermonem nostro comparemus, pane jam quidquid loquimur, figura est.* (Quintillianus, *De institutione oratoria*. IV. lib. c. 3.)

rühmten *Historia naturalis*; im ganzen Alterthume ist nichts Aehnliches versucht worden und trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile bietet das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung dar; es begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Prozesse des Luftkreises, die Oberflächengestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichwürmern des Ozeans an bis hinauf zu dem Menschengeschlechte¹⁾.

Eine nicht bloss hochgehaltene und hochangesehene, sondern auch eine hochbewerthete und hochbesoldete Wissenschaft war die Medizin. Plinius erzählt von dem Wundarzte Alcon, der unter Kaiser Claudius aus Rom verbannt und mit der Konfiskation seines Vermögens bestraft wurde. Diese Konfiskation soll dem Fiskus „hundertmal hunderttausend Sesterzen“, das ist nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark, eingetragen haben. Später wurde Alcon begnadigt und durfte nach Rom zurückkehren. In wenigen Jahren, versicherte Plinius, hatte er sich mit seiner Kunst sein früheres Vermögen wieder erworben. Von einem anderen römischen Arzte, Charmis aus Marseille, der mit kaltem Wasser kurirte, wird berichtet, dass er sich für eine Kur 200 Sesterzen, das ist 30,000 Mark, in Gold zahlen liess. Plinius führte diese Beispiele an, um zu zeigen, welche Reichthümer die Jünger Aeskulaps mit ihrer Kunst zu erwerben vermochten. Waren auch die Summen, welche Alcon und Charmis ihren Patienten abnahmen, nicht das im alten Rom gang und gäbe Honorar für ärztliche Hilfeleistung, so standen sie doch in einem gewissen Verhältnisse zu den allgemeinen üblichen Honorirungen derselben. Die Aerzte im antiken Rom waren durchwegs sehr wohlhabende Männer. Die „kaiserlichen“ Aerzte bezogen einen Jahresgehalt von 250 Sesterzen oder 37,500 Mark. Von einem gewissen Quintus Tartinius erzählt Plinius, dass er sich als besonderes Verdienst anrechnete, als kaiserlicher Arzt sich mit einem Jahresgehälter von bloss 500 Sesterzen oder 75,000 Mark zu begnügen. Mit seiner Privatpraxis erwarb er sich nebstbei jährlich 600 Sesterzen oder 90,000 Mark. Diese Ziffern geben eine Vorstellung von dem Ansehen und den Einkünften der Aerzte im alten Rom.

Schon unter Cäsar hatte die Kalenderreform, einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Fortschritte, stattgefunden, und sollte erst nach fast anderthalb Jahrtausenden durch das Werk eines Papstes verdunkelt werden.

Endlich stammen aus der Kaiserzeit sogar die Anfänge der Presse. In der Zeit von Cicero bis Marc Aurel wurde schwerlich weniger gelesen und geschrieben als heutzutage; die Vervielfältigung der Bücher durch Schrift war eine im grossartigsten Maassstabe betriebene Industrie, freilich durch die Sklaverei ermöglicht, worauf überhaupt die Industrie des Alterthums beruhte. Sie bewirkte, dass der Mangel von Maschinen hundertfältig durch persönlichen Dienst ersetzt werden konnte; so würde

1) Humboldt, *Kosmos*. II. Bd. S. 230.

auch, was gegenwärtig eine Presse leistet, durch Hunderte oder Tausende von Händen vollbracht. Aber nicht nur Bücher wurden auf solche Weise vervielfältigt, das kaiserliche Rom besass auch seine periodische Presse, sein Tagesjournal, eine Erfindung, dem freisinnigen Griechenland eben so unbekannt, wie der römischen Republik. Nicht nur mit der Veröffentlichung der Senatsprotokolle, der *Actu senatus*, — die immerhin nicht eigentlich das waren, was wir Zeitungen nennen — hatte man schon vor Cäsars Ermordung begonnen, sondern Cäsar gab wirklich ein offizielles Blatt, ein Tageblatt *Acta diurna publica populi romani* heraus, ganz im Style der politischen Zeitungen aus dem vorigen Jahrhunderte, auf die angedeutete Art in unzähligen Exemplaren über das ganze Reich, d. h. den gebildeten Erdkreis verbreitet. Die politische Bedeutung dieser Massregel erkannten auch alle nachfolgenden Kaiser und haben sie niemals zu unterdrücken versucht; zugleich aber trug die Gründung des römischen Tageblattes auch zu der Kenntniss und Darstellung jener Zeit wesentlich bei.

In die sittlichen Zustände unter dem Kaiserreiche gestattet uns das leider nur arg verstümmelt auf uns gekommene *Satyricon* des Petronius Arbiter einen tiefen Einblick. Der Verfasser lebte wohl als Günstling des Kaiser Nero, und sein Buch schildert das damalige Leben und Treiben der niederen Volksklassen zur Belustigung der höheren und höchsten Stände, welche ein Gefallen daran fanden, so tief als möglich in die Hefe des Pöbels hinabzusteigen. Moral und Decenz suchen wir vergeblich in dem Werke, welche übrigens beide das klassische Alterthum in einem Romane auch nicht forderte. Bücher mehr denn schlüpfrigsten Inhaltes füllten die Leihbibliotheken Roms und wurden eifrigst gelesen. Man vergesse jedoch nicht, dass wie weit ein lateinischer Autor sich auch in dieser Hinsicht vergessen mochte, er im vorhinein gerechtfertigt war durch das griechische Original, dem er gewöhnlich nachdichtete, ohne doch je dessen Zotenhaftigkeit zu erreichen. Wenn nun auch die Schilderungen des *Satyricon* keineswegs die Sitten am neronischen Hofe und in der hohen Gesellschaft Roms, wie man lange annahm, veranschaulichen sollen, so belustigte sich doch wenigstens diese hohe und höchste Gesellschaft an derlei sehr wenig erbaulichen Darstellungen. Uebrigens bezeichnet Petronius wohl den Gipfelpunkt der römischen Sittenlosigkeit, denn seit Vespasian wurden die Sitten wieder geordneter, das Leben geregelter.

Eine Pestbeule der Gesellschaft waren die Freigelassenen. Ganz der modernen Phrase zuwider brachte die Freiheit an ihnen keine günstige Veränderung hervor. Petronius zeichnet mit scharfem Griffel das Gebaren solcher reichgewordenen, höchst intelligenten und gewandten Freigelassenen (denn die Dummköpfe blieben Sklaven,) die aber roh und unwissend durch närrischen Aufwand sich für die Entbehrungen früherer Jahre zu entschädigen suchen. Solche ehemalige Sklaven, die kaum frei geworden, sich nun selbst den Luxus eines Sklavenheeres gönnten wuchsen oft zu wahren Menschenschindern aus. Unter Claudius besonders führte das elende Gesindel der Freigelassenen das grosse Wort in der Gesellschaft und sogar im Staate. Schon Nero trachtete indess

ihnen das Handwerk zu legen, womit er die Popularität, deren sich dieser von späteren Geschichtsschreibern so verfluchte Kaiser beim Volke erfreute, nur erhöhen konnte. Auch irrt man in der Voraussetzung, dass der Skandal seines öffentlichen Auftretens auf der Bühne allgemeinem Tadel seiner Zeitgenossen begegnet wäre. Wie ein neuerlich erst aufgefundenes kleines Poem jener Epoche darthut, rief dieses Beginnen Entrüstung nur bei dem kleinen Häuflein Altrömer hervor, die Anderen drängten sich beifällig ins Theater, darunter am meisten wieder die Griechen, bei welchen alle Theaterpersonen und Dinge in solchem Ansehen standen, dass ein kaiserlicher Histrione sie sicherlich nicht in Erstaunen setzte. In den Ruinen einer kleinasiatischen Kleinstadt entdeckte man ein Dokument der Einwohner zu Ehren fremder Gesandten, welche öffentlich Gesangsstücke mit Begleitung auf der Kithara vorgelesen hatten. Was man aber an einem Gesandten pries, konnte kaum an einem Monarchen Unwillen erregen.

Stellung des Weibes in Rom.

Unser Ueberblick der gesellschaftlichen Zustände im kaiserlichen Rom würde unvollständig bleiben ohne eine kurze Betrachtung der Stellung, welche darin das weibliche Geschlecht einnahm. Dazu müssen wir jedoch in weiterer Vergangenheit ausholen.

Bei Beginn der Rechtsgeschichte war das soziale Bindemittel wenigstens unter allen Zweigen des arischen Stammes die patriarchalische Regierung. Weib, Söhne, Töchter, Sklaven, Vieh, Land und Habe, — Alles wurde durch die despotische Obergewalt des männlichen Familienoberhauptes zusammengehalten. Demgemäss war, nach altrömischer Auffassung, die Frau gewissermassen die Tochter ihres Mannes, und als solche seiner väterlichen Gewalt geradeso unterworfen und gerade so besitzlos wie der letzte Sklave. Dennoch fassten die ältesten Römer die Würde der Hausmutter sehr ernst und leiteten im Einklange damit die Erziehung der Mädchen. Reiche liessen ihre Töchter gleich deren Brüder zu Hause durch gebildete Sklaven erziehen, die Plebejerinnen mussten in die öffentlichen Schulen wandern. Von den einen wie von den andern hielt man aber den Unterricht in Musik, Gesang und namentlich im Tanze fern. Censor Scipio Aemilianus, obgleich ein Freund griechischer Sitten, liess dennoch (142 v. Chr.) alle Gesangschulen Roms schliessen, denn er betrachtete alle diese Künste als dem Charakter gefährlich und entnervend, während der Römer vom Weibe verlangte, dass es gleich dem Manne zu energischem Handeln bereit sei. Wie in Hellas ruhte auch in Rom die Sorge des Hauswesens auf den Schultern der Frau, aber bei den Griechen erfreute sich das Hauswesen überhaupt nicht der gleichen Bedeutung wie bei den ernsteren Römern. Der Hellene lebte so wenig als möglich zu Hause, wo er nur das Allernothwendigste suchte; Unterhaltung und geistige Anregung fand er auswärts, mit Vorliebe in den Armen bezaubernder Buhlerinnen. Solche fehlten nun auch in Rom nicht, und

namentlich seit dem zweiten punischen Kriege mit seinen Erfolgen nahmen sie überhand wie die Fliegen an heissen Sommertagen, aber nie gewannen sie einen ähnlichen Einfluss. Denn weniger kunstsinnig, weniger neugierig als der Athener, zog der Römer ein Stilleben am häuslichen Herde vor und haschte nicht so gierig nach leichtfertigen, wenn auch geistig prickelnden Gesprächen. Allmählig freilich, und je mehr er mit Sitten und Literatur der Hellenen vertraut ward, fand auch er Geschmack daran und im VII. Jahrhunderte der Stadt hatten Roms alte strenge Sitten einen harten Stoss erlitten. Das Beispiel von der Komödiantin Cytheris zeigt, dass die griechischen Vorbilder ihre Wirkung übten. Dennoch sanken die Römer, trotz mancher Anschreitungen, niemals auf die tiefe Stufe der Griechen, welche die Gemahlin mit der Buhldirne auf ziemlich gleiche Linie stellten. Sachte gingen nämlich die römischen Damen von den strengen Anschauungen der älteren Zeiten ab und eigneten sich theilweise jene Talente an, welche der Grieche an seiner Ehegattin vermisste. Stets hatte es übrigens in Rom Matronen gegeben, welche eine freiere Bewegung ihres Geschlechtes erstrebten und gegen Niedergang der Republik, wo die Meinungen schon laxer geworden, gab es eine grosse Anzahl besser gebildeter und unterrichteter Frauen; ja manche, wie eine Clodia oder Sempronia, lebten schon ganz auf griechische Weise. Mit dem Sturze der Republik gewann diese Strömung ansehnlich an Kraft, und fortan ist es nichts Ungewöhnliches mehr, dass Frauen aus den besten Kreisen auf Lyra oder Kithara musizirten, tanzten oder Verse machten. Im Zeitalter des Plinius hatte man vollends jegliches Vorurtheil gegen solche Beschäftigung abgelegt, und unter der ganzen Kaiserzeit erfreuten sich desshalb die Frauen einer angemessenen Ungebundenheit, die wohl mit Recht, so paradox es klingt, als die beste Hüterin dessen zu betrachten ist, was an Familienleben in Rom noch erübrigte.

In religiöser Hinsicht genossen bei Griechen und Römern die Mädchen eben so wenig Unterricht wie die Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil die Religion der Alten, von ein paar dem Priester mechanisch nachzusprechenden Gebeten abgesehen, einer Lehre überhaupt nicht bedurfte. Dennoch spielte sie eine grosse Rolle im weiblichen Leben und zählte, wie überall, auch hier ihre eifrigsten Anhänger. Wohl lebten zu Beginne des Kaiserthums auch Damen, den philosophischen Studien ergeben und zwar in der Regel desto mehr, je lockerer ihr Lebenswandel; immerhin waren dies blosser Ausnahmen; die Masse hing dem Glauben an, der ihnen Ersatz für Alles bot und sogar die unabhängig denkenden Männer schätzten und pflegten den tief religiösen Sinn ihrer Gattinnen und Töchter. Ein weiblicher Freigeist und Ungläubiger wäre in römischen Augen ein Unding gewesen. Die antike Religion beeinträchtigte auch in keiner Weise die Stellung der Frau, welche vielmehr die priesterliche Würde bekleiden konnte; neben dem *Flamen* erscheint die *Flaminica*, und wenn den Frauen der Zutritt in den Herkules-Tempel und zu den Ceremonien der *Ara maxima* versagt war, so gab es hinwieder Kulte, von denen die Männer ausgeschlossen blieben, wie jener der *Bona Dea* oder wo Frauen die

ersten Stellen einnahmen, wie jener der *Diana nemorensis*. Die Ungleichheiten, welche auf den Frauen lasteten, rührten also lediglich von der Gesetzgebung, keineswegs von der Religion her. Diese strebte sogar, wenn gleich mit nur geringem Erfolg, das Band der Ehe zu befestigen, wie denn die wirklich religiöse Ehe, die *Confarreatio*, nur mit unsäglichen Schwierigkeiten gelöst werden konnte. Die Religion endlich, indem sie die Frauen zur Andacht in den Tempel rief, brach jenen Bann, der sie, wenn gleich weniger denn in Hellas, immerhin auch in Rom ans Haus fesselte. In dem wohlwollenden Entgegenkommen der Römerinnen für jeden fremden Kultus und schliesslich auch für das Christenthum, ist gewiss unschwer eine natürliche Konsequenz jener religiösen Gefühle zu erkennen, welche der antike Kult in ihren Busen gesenkt hatte.

Dass in rechtlicher Beziehung die Stellung des Weibes in Rom eine äusserst gedrückte gewesen, ist bekannt. Die Geschichte ihrer Erlangung des Eigenthumsrechtes z. B. lässt sich in Kürze zusammenfassen: zuerst erwirbt die unverheirathete Tochter einen Antheil an der Erbschaft beim Tode des Vaters und untersteht hierfür der Aufsicht ihrer nächsten männlichen Verwandten. Sodann reduziert sich diese Vormundschaft allmählig auf Null. Mittlerweile hat sich eine Form der Ehe eingebürgert, wodurch die Frau nicht mehr der väterlichen Gewalt des Mannes untersteht, so dass bei Ermanglung eines Ehekontraktes, das Besitzrecht der Frau durch deren eheliche Verbindung in keiner Weise berührt wird. Einen ähnlichen Entwicklungsprozess machte auch ihre soziale Stellung durch. Diese müssen wir uns hüten, mit dem juristischen Maassstabe zu messen, denn niemals sind die Frauen in Rom sozial so gedrückt gewesen, wie man annimmt. Die Gattin thronte an der Seite ihres Gemahls im Atrium des Hauses, das nicht wie das hellenische Gynaikeion (*Γυναικωνῆτις*) den Blicken sich entzog. Und so wie sie die Schwelle des Atrium überschritten, erinnerten die Worte *ubi tu Gaius, ibi ego Gaia*, welche sie dem Gatten zurief, daran, dass sie dort sich als Herrin fühle, wo er Herr sei. Im Laufe der fortschreitenden Geschichte Roms sehen wir auch ihre Stellung sich verbessern und an Wichtigkeit wachsen; unter den Antoninen beginnt man die Kaiserinnen „Mütter der Lager und der Legionen“ zu nennen und das Beispiel des Hofes reizte auch in anderen Kreisen zur Nachahmung. Was allein wahr, ist, dass die den Frauen gewährte Unabhängigkeit mehr Sache der Toleranz und der Sitte, als des Prinzipes war. Den Grund dazu hat man sicherlich in den hohen Begriffen der Römer von der Ehe zu suchen. So wenig aber ist Ursache über die traurige Lage der Frauen in Rom zu klagen, dass sie, wie Inschriften beweisen, sogar mehr Rechte genossen als selbst heute in vielen civilisirten Staaten. Weibervereine mit wählbaren Oberhäuptern waren nichts Seltenes, und ein *conventus matronarum*, den Elagabal in *senaculum* umtaufte, hat wohl nirgends mehr eine Rolle gespielt.

In vielen Fällen führte nun diese Emanzipation des weiblichen Geschlechtes zweifelsohne zu schmachvollen Missbräuchen. Was indess

die alten Schriftsteller der Frauenwelt des Kaiserreiches vorwarfen, ist nichts Schlimmeres, als was überall zu bemerken, wo die Frauen nicht in ein Gynaiketon oder Harem eingesperrt gehalten werden. Manche ergaben sich Ausschweifungen oder auch unweiblichen Beschäftigungen, und Rom kannte schon weibliche Advokaten und Rechtsgelehrte, ja, was bedenklicher, weibliche Athleten und Gladiatoren. Beeilen wir uns einzuschalten, dass mit Trajan die Sittenlosigkeit einen Wendepunkt erreicht und wir fortan von zahlreichen Beispielen edler, einfacher, im Schmucke häuslicher Tugenden prangender Damen vernehmen, wie denn die Sitten im Allgemeinen nach grösserer Reinheit streben. Was die ältere Periode jedoch anbetrifft, so ist es, ohne an den auf uns gekommenen Berichten der Alten über einzelne Fälle zu zweifeln, doch erlaubt zu glauben, dass sie bei dem konservativen Sinne der Römer die Zustände mit dem Maassstabe früherer Zeiten massen und somit unwillkürlich und auch unabsichtlich düsterer malten, als die Wirklichkeit gebot. Wenn wir das XIX. Jahrhundert mit den Vorurtheilen des XVIII. oder XVII. oder gar eines noch früheren anschauen, so werden wir sonder Zweifel nur ein abscheuliches Gemälde erhalten. In der That aber hat sich ein ansehnlicher Fortschritt vollzogen und die Auswüchse, Laster und Sittenlosigkeit, welche hier wie dort uns von einem solchen Bilde entgegenstarren, sind nichts anderes als der Preis, um den der allgemeine Kulturfortschritt jedesmal erkaufte werden musste, die Bedingung und zugleich die nothwendige Folge eines Zustandes, der dem allgemeinen Wohle zu Gute kommt. Kurz sie sind jener Theil des Uebels, der sich unfehlbar in die besten menschlichen Dinge mischt.

Wirkungen des römischen Kaiserthumes.

Wie gross auch die inneren Kulturfortschritte in der römischen Kaiserzeit gewesen sein mögen, für die spätere Kulturentwicklung blieb am massgebendsten, segensreichsten, dass das Kaiserthum überhaupt bestand und durch sein Bestehen den Ring der Mittelmeervölker zusammenhielt. Seine Eroberungen hatten Rom mit der ptolemäisch-griechischen Wissenschaft vertraut gemacht, dann aber dieselbe an die äussersten Enden der bekannten Welt getragen. Was die Griechen nimmer vermocht, das vermochte Rom; sich an Griechen und Alexandriner in Kunst und Wissenschaft anlehnd, befestigte es diese über einen Erdenraum, der nur von der seltsamerweise gleichzeitigen chinesischen Weltherrschaft unter der Dynastie der Tsin und der östlichen Han (30 v. Chr. — 116 n. Chr.), von der Weltherrschaft der Mongolen unter Dschingis-Chan und dem jetzigen Areale des russischen Kaiserstaates übertroffen wird, derart, dass selbst die Stürme der Völkerwanderung sie nicht gänzlich hinwegzufegen vermochten. Dass die sogenannte griechische Civilisation erhalten blieb, verdankt die Gegenwart der Eroberungssucht der römischen Republik, dann aber hauptsächlich dem Imperatorenthume, welches die Völker lange genug

aneinander schmiedete, um diese Kultur untilgbare Wurzel fassen zu lassen. Ueberdies, und das war am Ende vom grössten Vortheil für Alle, folgte ein unumschränkter Handel, ein direkter Verkehr zwischen allen Theilen des Reiches. Die Mittelmeer-Nationen wurden einander näher gebracht und gemeinsame Erben des damaligen Gesamtwissens. Künste, Wissenschaften und Verbesserungen im Ackerbau wurden unter ihnen verbreitet, die fernsten Länder rühmten sich herrlicher Strassen, Wasserleitungen, Brücken und grosser Werke der Ingenieurkunst. In barbarischen Orten erwiesen sich die als Besatzung dienenden Legionen als Brennpunkte der Civilisation¹⁾. Neben dem Lager entstanden Dörfer, Märkte, Städte; Heirathen mit den eingebornen Frauen fanden statt; Künste, Sprache, Sitten der Hauptstadt kamen nach, denn den materiellen begleitet stets geistiger Verkehr. Diese Verbreitung des römischen Einflusses rings um das Mittelmeer rief allmählig eine Neigung zu gleichartigem, übereinstimmenden Denken hervor, und dies ist als die höchste Kulturwohlthat des Kaiserthums zu erachten. So trat denn bald zu Tage, dass die politische Einheit, über eine so grosse geographische Fläche hergestellt, die Vorläuferin der intellektuellen und daher religiösen Einheit war. Der Polytheismus ward praktisch unverträglich mit dem römischen Reiche und es entsprang eine weitere Neigung, zur Einführung einer Form von Monotheismus, veranlasst durch eine Neigung zur Gleichförmigkeit unter Leuten, welche durch ein gemeinsames politisches Band verbunden sind. Und wie unbewusst durch Mimicry Völker- und Charaktertypen gebildet werden, so musste auch die Anerkennung Eines Kaisers von so vielen Nationen bald die Anerkennung Eines Gottes zur Folge haben.

In solchem Zustande befand sich das römische Reich bis Ende des II. Jahrhunderts n. Chr., und eine besonnene Betrachtung wird bisher kaum von tieferem Verfall als im letzten Jahrhunderte der republikanischen Aera reden. In Wahrheit hielt die konservative Kraft des Cäsarenthums den damals hereinbrechenden Verfall des Staates und des Volkes, wenigstens in Bezug auf den ersteren bis hierher auf und verhalf der geistigen Kultur sogar zu einem unerwarteten Aufschwunge. Dieser Moment sei benützt, um über die Kulturzustände der übrigen, Rom unterworfenen, theils benachbarten Völker eine kurze Rundschau zu halten.

Die Iberer.

In ältester Zeit wurde Europas Westen nur von wenigen Völkergruppen eingenommen; darunter die Iberer, von nichtarischem Stamme. Sie bewohnten die iberische Halbinsel und einen guten Theil Frankreichs; Manche bringen sie mit den italischen Ligurern sowie

1) Draper. A. a. O. S. 193. Die Cäsaren haben übrigens die Heeressiffer vermindert, nicht erhöht.

mit den britischen Siluren in Zusammenhang; sie hätten sich in diesem Falle über ganz Westeuropa erstrecken müssen, auch die Balearen, Sardinien und selbst Sizilien hätten sie einst bewohnt; in der That besitzt man Anhaltspunkte für die einstige nördliche Ausbreitung¹⁾ der Iberer, welche die Römer auf Südwesteuropa beschränkt trafen. Die im Süden der Garonne wohnenden Aquitanier gehörten dem iberischen Stamme an²⁾, wie die heute noch in jener Gegend lebenden Basken³⁾. Von der einst weitverbreiteten Sprache dieser alten Iberer, deren Herkunft⁴⁾ noch dunkel, wissen wir so wenig, wie von ihrer Kultur. Zu unbestimmbarer Zeit wanderten benachbarte Kelten aus Frankreich über die Pyrenäen ein und verschmolzen, jedoch nur im Mittellande, mit den Iberern zu dem Volke der Keltiberer, als welche sie eigentlich die Römer kennen lernten. Im Norden des Landes erhielt sich dagegen die iberische Bevölkerung rein; ihre wichtigsten Stämme waren die Lusitaner in Portugal, die Cantaber im Norden und die Vasconen in Guipuscoa und Nayarra. Unaufgeheilt bleibt, dass bei den Keltiberern die oskischen Schriftzeichen in Gebrauch standen⁵⁾.

Dürfen wir nach den gegenwärtigen Nachkommen der Iberer, den Basken, urtheilen, so waren sie ein gewandtes, tapferes, fröhliches⁶⁾, freiheitsliebendes Volk⁷⁾. Wahrscheinlich über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitet, ist doch ungewiss, ob sie wirklich das alte Hispanien ganz und gar bevölkerten, denn das Verhältniss der dortigen Kelten zu den Iberern war nachmals sehr eigenthümlich, indem beide

1) Für den Fall, dass Iberer und Ligurer identisch, sind Spuren derselben nachgewiesen in Belgien von Leo vander Kindere (*Recherches sur l'Ethnologie de la Belgique*. Bruxelles 1872. 8°. S. 49), in England von Huxley (*On some fixed points in british ethnology* in seinem Buche *Critiques and addresses*. London 1873. 8°. S. 167—180, siehe auch darüber *Ausland* 1870. S. 126—128 und 1873. S. 498—499); neuestens hat endlich Dr. A. Sasse in Zaandam auch in Nordholland die Spuren einer vorgermanischen brachycephalen Urbewölkerung nachgewiesen, ohne dieselbe jedoch für Iberer oder Ligurer anzusprechen. (*Beitrag zur Kenntniss der niederländischen Schädel* im *Archiv für Anthropologie*. VI. Bd. S. 75.) Dr. D. Lubach (*Natuurlijke historie van Nederland. De bewoners*. Amsterdam 1868. 8°. S. 246) hält die Urbewohner der Niederlande für ein zwischen den Lappen und den Iberern stehendes Volk.

2) Gustave Lagneau, *Ethnogenie des populations du sudouest de la France, particulièrement du bassin de la Garonne et de ses affluents*. (*Revue d'Anthropologie* 1872. S. 610.)

3) A. a. O. Ueber die heutigen Basken siehe nebst den fundamentalen Untersuchungen W. v. Humboldt's die interessanten linguistischen Forschungen des Prinzen Lucien Bonaparte (*Athenaeum* Nr. 2381 vom 14. Juni 1873; ferner: Duvoisier, *Etude sur la déclinaison basque*. Bayonne 1866. 4°).

4) Georg Phillips, *Die Einwanderung der Iberer in die pyrenäische Halbinsel*. Wien 1870. 8°. Der Verfasser glaubt, dass die Iberer aus Asien zu Schiff nach ihrem neuen Vaterlande gelangt sind.

5) Ueber die Schrift siehe Phillips, *Ueber das baskische Alphabet*. Wien 1870. 8°.

6) J. D. J. Sallaberry, *Chants populaires du pays basque*. Bayonne 1870. 8°.

7) Eine Schilderung der Basken siehe bei Francisque Michel, *Le pays basque, sa population, sa langue, ses moeurs, sa littérature et sa musique*. Paris 1856. 8°.

streckenweise durch- und nebeneinander wohnten ¹⁾. Der zweite Punierkrieg trug den Römern die karthagischen Eroberungen im Süden des Landes ein; den Norden unterjochten sie erst nach den hartnäckigsten Kämpfen. Nach Spanien zog nunmehr die ganze römische Kultur, darum ward es auch so fruchtbar an gebildeten Schriftstellern. Nach völliger Unterwerfung genoss es ununterbrochen Ruhe bis auf die Völkerwanderung, was die gründliche Romanisirung des Landes erklärt. Sowohl Griechisch und Punisch als keltiberische Idiome, mit Ausnahme jener im Norden und Nordwesten der Halbinsel, wichen dem Lateinischen, welches die iberischen Namen zwar korrumpirte, ihnen aber doch ihren eigenthümlichen Charakter beliess. In Ausbeutung der Landesprodukte traten die Römer in die Fusstapfen der Karthager, wie z. B. in der alten Tartesis Baetica, im heutigen Distrikte Huelva und am Rio Tinto, wo die *procuratores metallorum* zur Zeit Kaisers Nerva die guten Kupfererze suchen liessen ²⁾. Die Erzgewinnung bildete überhaupt in dem metallreichen Lande den Hauptzweig der römischen Industrie.

Geographische Ausbreitung der Kelten.

Nördliche Grenznachbarn der Iberer waren die schon erwähnten armen Kelten.

Vermöge ihrer Lage im äussersten Westen Europas sind sie für das erste Volk indogermanischen Stammes in diesem Welttheile zu halten, zweifelsohne älter als die Hellenen und Italier. Sie drangen bis nach Gallien und den britischen Inseln vor, wo sie die ältesten historisch bekannten Einwohner bilden. Von Gallien wanderten später wiederholt einzelne Volkshaufen aus, und zwar erscheinen die im äussersten Westen Hispaniens angetroffenen keltischen Schaaren dort schon seit 500 v. Chr. angesiedelt. Ein Jahrhundert später brachen sie in Oberitalien ein, und liessen sich hier nieder, nachdem sie Ligurer, Etrusker und Umbrer nach Süden gedrängt hatten; gleichzeitig zogen sie nach Osten, besetzten die Alpen und das südliche Deutschland bis zur Donau. Die Helvetier in der Schweiz, ihre östlichen Nachbarn die Vindeliker, Noriker und Taurisker waren Kelten; das keltische Volk der Bojer hauste in Böhmen, dem es seinen Namen hinterliess, und südöstlich vom Alpengebirge, worauf die genannten Stämme bis zu dessen äusserstem Osten wohnten, sassen um Donau, Save und Drina die keltischen Skordisker als Grenznachbarn illyrischer Völker. Zu Alexander d. Gr. Zeiten unterjochten die Kelten Pannonien und die Saveländer, drückten auf die illyrischen Triballer und überschwebten vortübergehend 280 v. Chr. Griechenland. Darauf liessen sie sich inmitten Thrakiens nieder

1) Phillips, *Einwanderung der Iberer*. S. 44—45.

2) J. J. Rein, *Ein Ausflug nach dem Bergwerksdistrikte von Huelva*. (Ausland 1878. S. 804.)

und machten Tyle im Süden des Hämus für länger denn ein Jahrhundert zum Mittelpunkt eines mächtigen Gemeinwesens¹⁾. Ja ein Theil dieser thrakischen Kelten wanderte sogar nach Kleinasien und gründete dort das Reich Galatien, wo die keltische Sprache jedoch in Bälde erlosch²⁾.

Es gab demnach eine Zeit, wo der keltische Stamm in Europa nicht nur der älteste, sondern auch geographisch der ausgebreitetste war. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Die kleinasiatischen Galater wurden von den Hellenen, die Kelten am Hämus von den Thrakern; jene in Oberitalien von den Römern aufgesogen; die im südlichen Deutschland aber wurden nach Westen zurückgedrängt durch die Germanen und die diese selbst vorwärts treibenden Slaven. Noch 113 v. Chr. sassen die Bojer in Böhmen, wohin sehr bald die germanischen Markomannen drangen. So waren denn die Kelten zur Zeit Julius Cäsars auf das Alpengebiet, den grössten Theil Frankreichs und einen Theil Nordwestdeutschlands, dann auf die britischen Eilande beschränkt.

Die keltischen Idiome, im indogermanischen Sprachenkreise dem Lateinischen am nächsten stehend, zerfallen in zwei Gruppen, in den gälischen (gadhelischen, gaidelischen) und den britonischen oder kymrischen Zweig; ersterer umfasste die Kelten Irlands, Schottlands und Mans, deren Dialekte, unter einander sehr nahe verwandt, nur in Orthographie und Aussprache etwas abweichen: der zweite britonische Zweig umfasste die Sprache der alten Gallier und Briten, deren Nachkommen sich in Wales und bis vor zwei Jahrhunderten in Cornwallis erhalten haben. Neben der sprachlichen Gruppierung lässt sich auch eine ethnische erkennen; Galliens Bewohner waren von grosser Statur mit langem blonden Haar, also von lichter, jene Brittanniens dagegen von dunkler Komplexion, schwarzen Haaren und kleinerer Statur. Indess scheint auf gallischem Boden dereinst eine Verschmelzung beider Stämme stattgefunden zu haben; die dunklen Kelten sassen im Süden und wurden vielleicht erst später von den blonden Galliern besiegt³⁾. Jedenfalls konnten nur bedeutende Blutmischungen den ursprünglich gewiss einheitlichen Typus der keltischen Volksfamilie zu zwei so starken Gegensätzen ausbilden. Dem Kulturhistoriker sind die Gallier ein Zweig des grossen Keltenstammes und dieser wiederum scharf zu trennen von den Germanen, mit denen man ihn zu identifiziren versucht hat.

Kultur der Kelten in Gallien.

Diese weitverbreiteten Kelten waren nun allerdings keine Barbaren und standen in manchen, ja in den meisten Beziehungen höher als

1) Rob. Rösler, *Romänische Studien*. S. 23.

2) G. Perrot, *De la disparition de la langue gauloise en Galatie*. (*Revue celtique*. I. Bd. S. 179—192.)

3) Dieser Punkt ist noch dunkel.

ihre germanischen Nachbarn, den neuesten Forschungen zufolge scheint indess doch bisher dem keltischen Hauptsitze, dem alten Gallien, ein weit höherer Civilisationsgrad zugeschrieben worden zu sein, als es in Wahrheit besessen hat. Die Hauptschuld an dieser unwillkürlichen historischen Fälschung ist wohl die Anwendung lateinischer Bezeichnungen durch die Römer, Bezeichnungen, welche diesem niederen Civilisationsstadium nicht adäquat waren, die jedoch in späterer Zeit als vollgültig angenommen wurden. Ueberhaupt wird das alte Gallien mit der frühesten gallisch-römischen Periode zusammengeworfen oder gar verwechselt. Für das erste ist es nun charakteristisch, dass es im alten Gallien keine Städte in unserem modernen Wortsinne gab. Das lateinische *civitas* hat viel von diesem Irrthume verschuldet, da es beinahe immer als Stadt genommen ward, wenn es auch nur als politischer Organismus gemeint gewesen. „Die *cité*, sagt J. G. Bulliot, der emsige Erforscher gallischen Alterthums, hat einen politischen Organismus gebildet, der seine moralische Individualität, seine bestimmten Rechte, seine eigene Jurisdiktion und seine Autonomie besass. Tacitus hat uns gelehrt, dass nur die *cité* den jungen Männern das Recht zutheilte, Waffen tragen zu dürfen. In dieser Beziehung bot die barbarische *cité* Analogien mit der römischen, doch unterschied sie sich gar wesentlich von derselben durch die Elemente, aus welchen sie sich zusammensetzte, wie wir alsbald sehen werden. Vor Allem schon insofern, als es bei den Galliern wie Germanen keine jener grossen fixen Agglomerationen gab, die man in der antiken Welt als Städte bezeichnete (*πόλεις*, *urbes*) und die im Römerreiche als *Municipium* bekannt waren. Es gilt daher, wenn man diese Bezeichnung auf einen sozialen Zustand anwendet, der dem unseren so wenig ähnlich ist, alle irrführenden Bilder davon loszulösen, welche die historische Vorstellung fälschen müssten. Fügen wir, um diese Bemerkung noch zu vervollständigen, hinzu: dass der Zustand, in welchem Cäsar Gallien fand, die Hypothese einer städtischen Bevölkerung im antiken wie modernen Sinne gänzlich ausschliesst.“ Wir müssen nämlich beachten, dass der Municipalbegriff im alten Gallien gar nicht existirte, da dessen politische und soziale Organisation auf der Familie basirte, aus der sich der Stamm, der Clan, entwickelt hatte. Die Gallier hatten keine Städte. Diese grossen festen Bevölkerungscentren existirten bei ihnen so wenig als bei den Bretonen und Germanen. Sie kannten nur dreierlei: die Festung, das Dorf und das Haus, *oppidum*, *vicus* und *aedificium*.

Doch dürfen wir die gallische Festung (*oppidum*) nicht mit der römischen oder mit der mittelalterlichen befestigten Stadt verwechseln. Das Oppidum, wie z. B. Bibracte, Gergovia, Alesia oder Avaricum, war eine Zufluchtsstätte, ein zu solchem Zwecke erwählter günstiger Punkt, der durch die geringen Mittel, welche der gallischen Technik zur Verfügung standen, noch befestigt worden, nicht aber eine Stadt. Die Befestigungswälle umschlossen eine ansehnliche Zahl sehr einfacher Behausungen (Bulliot hat innerhalb der Befestigungen Bibractes zweibis dreihundert ausgegraben), allein die Bevölkerung, die sich zur Zeit der Gefahr in das Oppidum drängte, zerstreute sich weithin über das

Land, sobald die Zeiten halbwegs friedliche waren. An ständigen Bewohnern konnte das Oppidum nur einige Handwerker aufweisen, die einen festen Aufenthalt ihrem Gewerbe förderlich fanden. Gewöhnlich wurde eine Hügelspitze oder in einer weiten Ebene ein von Sümpfen und Moorland umgebener Punkt als geeignete Stätte für ein Oppidum erwählt. Auch die Biegungen eines Flusses wurden da als Vertheidigungslinien betrachtet und benützt. Bibracte auf Mont Beuvray ¹⁾ ist ein Beispiel der ersteren Art; seine Befestigungsruinen umgeben die Hügelspitze diademartig. Avaricum, das dort stand, wo heutzutage die Stadt Bourges blüht, besass nur geringe Befestigungswerke, war jedoch, Dank den Sümpfen, die es umgaben, einer der stärksten Punkte in Gallien. Und Vesontio wieder, das moderne Besançon, befand sich einer Flussbiegung zu Dank in sichernder Isolirung. War der erwählte Punkt felsig, und gab es viel loses Gestein im Umkreise, so wurde dieses Material zum Baue der Festung verwendet, auf waldigen Hügeln oder Ebenen aber bildete man aus mächtigen Baumstämmen eine Art Gehege, das, mit Erdreich und Steinen ausgefüllt, einen Wall vorstellte. Auch Erdwälle und Laufgräben schützten diese Zufluchtastätten. Bemerkenswerth ist, dass der kleine gallische Staat häufig mehrere Oppida, militärisch wichtige Punkte, umschloss, wovon keiner jene metropolitane Bedeutung besass, die z. B. Paris im deutsch-französischen Kriege besessen. Das Oppidum entsprach weder dem römischen *Castrum*, noch der *Urbs*, und doch ähnelte es dem einen oder der anderen, je nach den Umständen. Es war weder immerwährend militärisch besetzt wie das *Castrum*, noch fortwährend von einer grösseren Civilbevölkerung bewohnt wie eine *Urbs*. Es war zu *Urbs*, was ein Gasthaus im Vergleiche zu einem bewohnten Hause; was ein Lager im Vergleiche zu einer Stadt ist. Manchmal konnte es kaum alle die Soldaten und Flüchtlinge fassen, die sich innerhalb seiner Befestigungen zusammendrängten, und oft war es beinahe gänzlich vereinsamt. Beherbergte es zu einer Zeit 50- bis 100,000 Menschen, so war es demnächst nicht bevölkerter als ein Dorf. Es lässt sich all dem nach begreifen, dass die Gallier nicht an dieselben Punkte ihre Oppida setzen konnten, welche die Römer für ihre Städte erwählten, so z. B. stand das gallische Oppidum Bibracte auf der Hügelspitze, während das Augustodunum, die römische Stadt, sich viel tiefer unten ausbreitete. Häufig aber auch war das Oppidum so gelegen, dass sich in späteren civilisirten Zeiten an selber Stelle eine Stadt erbauen liess, wie Bourges, Châlons, Langres, Besançon und Paris beweisen. Die Thatsache, dass häufig an der Stelle eines gallischen Oppidum eine gallo-romanische Stadt erwuchs, hat wesentlich zu der irrthümlichen Annahme beigetragen,

1) Bis vor kurzem wurde angenommen, dass Bibracte örtlich mit Augustodunum gleichbedeutend gewesen und dass sich also die gallische Stadt auf der Stelle befunden habe, die jetzt Autun einnimmt. Bulliot's Ausgrabungen auf dem nahen Mont Beuvray, zwischen welchem und Bibracte sich auch ein etymologischer Konnex herstellen lässt, haben die Lage des alten Bibracte endgiltig entschieden.

dass sich im alten Gallien schon Städte gefunden hätten. Von nächst grosser Bedeutung im militärischen Sinne war nach dem Oppidum das *Dunum* oder *Dun*, das modifizirt auch noch in der modernen Sprache fortlebt und so z. B. die Endsilbe von Autun bildet. Das gallische Dunum war ein kleines Fort, und es waren dieser kleinen Forts gar viele über das Land hin verstreut. Das ganze gallische Land war mit Dunis besät. Ueberall wo der Boden stärkere Hebungen aufwies, wo sich Hügel und Bergformationen zeigten, waren deren Spitzen auch von einem Dunum gekrönt, das die Strassen beherrschte und einer undisziplinierten Menge einen starken Widerstandspunkt bieten musste. Sie gruppirten sich als eine Art Gürtel um das Oppidum, ihm den Feind fern haltend und dessen Streitkräfte zersplitternd. In gewissem Sinne kann man die Duna die Satelliten der Oppida nennen, sie bildeten die nothwendige Ergänzung derselben.

Das Dunum war der Aufenthaltsort des gallischen Feudalherrn, des Vorgängers des Ritters im Mittelalter. Lag es nicht auf einer Höhe, so war es von Palissaden und von tiefen Gräben umgeben, die zu seiner Vertheidigung dienten. Eine Anzahl kleiner Aussenwerke diente dem Dunum, wie dieses dem Oppidum diente. Seine zeitweiligen Bewohner hausten in kleinen Dörfern oder auch vereinzelt in Hütten über das Land hin verstreut. Häufig war von ihren Behausungen nicht mehr als das Dach über dem Erdreiche zu sehen. Landkrämer und ihre Saumthiere besorgten den Handel. Ausser dem militärischen Oppidum gab es auch das Handels-Oppidum oder Emporium, ein Ort, an dem Märkte abgehalten wurden, ein Brauch, von dem im grossen Markte zu Beaucaire die letzte und nun auch schon absterbende Spur zu finden ist. Es waren dies zu gallischer Zeit keine eigentlichen Handelsplätze, sondern nur Orte zum Stelldichein zu Handelszwecken, doch entwickelten sich einige derselben unter römischer Herrschaft zu Handelsstädten. Meist befanden sie sich an schiffbaren Flüssen, und viele solche Orte werden heute von französischen Städten eingenommen. War das Emporium zufällig örtlich mit dem militärischen Oppidum identisch, so wurde letzteres später, wenn entsprechend, dem Handelsplatze beigezogen, oder es wurde auch aufgelassen. Ein merkwürdiges Beispiel von der Zähigkeit eines alten Brauches ist der Jahrmarkt, der immer noch wie vor alter Zeit auf der Höhe von Bibracte gehalten wird, obwohl die Lage eine sehr ungünstige ist. Dieser Jahrmarkt ist der Ueberrest eines vor mehr als zweitausend Jahren zur selben Stelle getriebenen Handels.

Die Tendenz, welche sich darin gefiel, die gallische Civilisation bis zur Städtebildung zu vergrössern, liess sie auch den öffentlichen Versammlungen, welche die Römer „*Senatus*“ nannten, grössere Bedeutung zuschreiben, als ihnen eigentlich zukommen kann. Es waren ganz einfach Volksversammlungen sehr lärmender Art, meist im Freien abgehalten, da die Gallier keine Berathungsgebäude besaßen und auch gar nicht lang genug beisammen blieben, um ordentlich berathen zu können. Der wirkliche Herrscher oder die wirklichen Herrscher über die *civitas*, d. h. Gemeinschaft, bestanden aus einem erwählten Ober-

haupte oder deren mehreren, je nachdem. Doch gab es keine Hauptstadt, kein Regierungscentrum, und es steht nur anzunehmen, dass das jeweilige Oberhaupt im Dunum oder in irgend einer befestigten Behausung residierte.

Die Schlussfolgerung, die sich ergibt, ist: dass die alten Gallier vor der Zeit Cäsars eine nur sehr primitive politische Organisation besaßen, die eine grössere Nationalitätenbildung als solche nicht gut zuließ, dass zugleich aber die kleinen Gemeinschaften schwer zu leiten und zu verwalten waren; dass ihre Religion noch barbarischer und ihre Priesterschaft noch unwissender und tyrannischer gewesen, als angenommen wird, dass ihre Lebensweise zu Friedenszeiten der Entwicklung der Intelligenz eben so ungünstig gewesen wie jener des Handels und dass ihr Mangel an festem Zusammenhalten und einer tüchtigen Führung ihnen im Kriege stets entgegen gestanden hat¹⁾.

Was den allgemeinen Charakter der gallischen Religion anbelangt, so geht derselbe aus der Darstellung Cäsars ziemlich deutlich hervor. Man kann daraus entnehmen, dass die Götterlehre der Gallier ein dem religiösen Systeme der Römer und der Griechen ähnlicher Polytheismus war, den eine Unzahl mehr oder weniger zeremoniöser Andachtsübungen umgaben. Das mit der Bedienung der Götter betraute Priesterthum führte die Benennung Druiden²⁾.

Als erste Aufgabe der Druiden galt freilich die Abhaltung der öffentlichen und privaten Opfer nebst der Auslegung der religiösen Traditionen. An der Spitze der Druiden stand ein Oberpriester, der volle Gewalt über alle anderen hatte; so oft derselbe starb, folgte ihm der würdigste aus der Schaar der Druiden nach, und wenn mehrere gleich würdige vorhanden waren, entschied man durch Wahl. Die Druiden nahmen nie thätlich am Kriege Theil; auch waren sie von allen Steuern und persönlichen Dienstleistungen befreit. Sie vermieden sorgsam, irgend Etwas schriftlich aufzuzeichnen, vielleicht einestheils damit ihre Wissenschaft sich nicht unter dem Volke verbreite, anderntheils damit ihre Schüler, im Vertrauen auf die schriftliche Aufzeichnung, nicht etwa in der Schärfung ihres Gedächtnisses erlahmten. Allein die Druiden waren noch mehr als bloss Priester; dies entsprang aus

1) Nach J. G. Bulliot und J. Roidot. *La cité gauloise selon l'histoire et les traditions*. Paris 1879, 8°.

2) Ueber den Namen der Druiden sind wir nicht im Stande, Aufschluss zu geben; man kennt eben weder Bedeutung noch Ursprung dieses Namens. Nur so viel ist sicher, dass derselbe mit der Benennung der Eiche nichts gemein hat, und dass es eine Selbsttäuschung der Griechen war, wenn sie den Namen der gallischen Priester mit ihrem Worte *δρῦς* (Eiche) in Verbindung bringen wollten. Eher möchten wir dabei an die irische Form *drui* oder *draí*, Gen. *druid*, Nom. Pl. *druid*, denken, welche den Sinn von Zauberer hat. Allein diese irländischen Zauberer besaßen, trotz ihres Namens Druiden, weder die politische noch die soziale Bedeutung der gallischen Druiden, während das hohe Richteramt dieser letzteren in Irland durch die sogenannten *Fíle* ausgeübt wurde, die später zu einfachen *Brehons* herabsanken. Auch verdient der Umstand Erwähnung, dass der Name der gallischen Druiden uns bloss aus Geschichtschreibern bekannt ist; in den lateinischen Inschriften kommt er nicht vor.

v. Heliwald, Kulturgeschichte. 8. Aufl. I.

ihrem geheiligten Charakter: sie waren zugleich Richter. Sie richteten nicht bloss über Einzelne, sie entschieden sogar in Streitfällen zwischen ganzen Stämmen. Ihr Ausspruch galt für geheiligt, man beugte sich vor demselben wie vor einer Kundgebung der Götter und wer sich etwa widersetzte, wurde exkommuniziert. Diese von den Druiden in Gallien ausgeübte Meinungsautorität hat ein Seitenstück an jener, welche man den irländischen „Brehons“ beimass (das irländische Wort *brehon* bedeutet Richter.) Nur bestand der Unterschied darin, dass die irischen Brehons keine Priester waren, ihr Ausspruch daher keine übernatürliche Weihe besass.

Unter Druiden haben wir uns also eine Klasse von Menschen, gewissermassen eine Priesterkaste vorzustellen, deren einzelne Mitglieder zugleich Richter, Opfardiener, Zauberer, Physiker und Aerzte waren. Offenbar müssen diese Leute weniger unwissend gewesen sein als das Volk, das sie verehrte und ihnen gehorchte. Schon dadurch, dass die Druiden eine eigene und zwar eine über die Allgemeinheit des Volkes erhabene Körperschaft bildeten, erklärt es sich übrigens, dass die Unwissenheit ihnen geheimnissvolle und wunderbare Praktiken zuschrieb¹⁾. Im Uebrigen ertheilt die Religion der Kultur edle Lehrsätze; der Glaube an die Unsterblichkeit und die Wanderung der Seele erfüllt sie, hatte aber wie fast überall noch die Sitte der Menschenopfer im Gefolge.

Hinsichtlich der materiellen Kultur gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donagegenden, im Besitze unserer Hausthiere, des Ackerbaues kundig und in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, selbst in der Tracht²⁾ ihren germanischen Nachbarn im Norden und Nordosten lange voraus. Der Luxus der Gallier bestand zu jener Zeit beinahe ausschliesslich in schönen Waffen, Harnischen und Pferdegeschirren; die Schmiede und Goldschmiede wandten daher ihre vollste Kunst auf alle Ausrüstungsgegenstände des Kriegers und seines Pferdes, da diese Form ihrer Thätigkeit am besten, ja einzig geschätzt wurde. Während sie sich bemühten, tadellose Degen und tüchtige Schilde herzustellen, trachteten sie zugleich, alle Gegenstände, welche sie fertigten, zu zieren. So wurde die Plaquirung in Gold und Silber (eine Erfindung, welche Plinius den Galliern zuschreibt) zuerst zur Ornamentirung des Sattelzeuges angewendet, und dies erklärt uns vielleicht, warum die eduensischen Werkleute das Email zuerst und ganz vornehmlich auf das Pferdegeschirr anwendeten³⁾. Es steht nämlich heute fest, dass die alten Gallier der Kunst des Emailirens kundig gewesen sind. Die Ausgrabungen auf dem Mont Beuvray haben nicht allein eine Anzahl altgallischer emailirter Gegenstände, sondern auch die Werkstätten der Email-

1) Henri Gaidoz, *Esquisses de la religion des Gaulois, avec un appendice sur le dieu Encina*. Paris 1879. 8°.

2) Bei allen südlich der Donau wohnenden Völkern bis an's schwarze Meer kann man das Beinkleid verfolgen. Die Gallier hiessen davon *braccati*, die Provinz *Gallia braccata* und die Germanen nahmen von ihnen dieses Kleidungsstück an.

3) Siehe Bulliot et Henride Fontenay. *L'art de l'émaillerie chez les Eduens avant l'ère chrétienne*. Paris 1876. 8°.

leure zu Tage gefördert, und für das hohe, vorchristliche Alter dieser Funde spricht unter andern der streng keltische Charakter dieser Emails, die auch keine Spur römischen Kunsteinflusses tragen. Die Ornamentirung ist ganz so primitiver, roher Art, wie wir sie auf den aufgefundenen gallischen Töpferwaren finden. Metalltechnik und Bergbau waren überhaupt die Gebiete keltischer Industrie.

In Gallien wusch man Zinn an der Aurence, dann im Limousin, im Departement der Loire inférieure und im Morbihan; so kundig waren die alten Kelten in Metallarbeiten, dass erst die Römer von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten. Keltische Bergleute schürften endlich auf den wichtigsten der alten Fundstätten des Zinns, auf den Sorlingischen Inseln und in Cornwallis. In den Alpen gewannen sie Gold, waren bald als Eisenarbeiter berühmt und wandten sich dem bergmännischen Betriebe auf Salz zu. In Spanien brachen sie Steinsalz am Ebro, im Salzkammergute, in Reichenhall und Hallein legten sie Grubenwerke auf den lebendigen Salzfels an, ja in Chaonien, d. h. in Epirus, am Ostufer des adriatischen Meeres, war schon zu Aristoteles Zeit eine Art Salzsiederei nicht unbekannt. Ob die keltischen Gebirgsbewohner diese nicht ganz einfache Technik selbst erfunden oder aus fremden Ländern erhalten und nur vervollkommenet, ist nicht leicht zu entscheiden. Mit Italien standen sie in Verkehr und etruskische Kunstfertigkeit hat schon frühe bis in versteckte Alpenthäler hingewirkt. Minder geschickt, ja überraschend weit zurück waren die Kelten in Töpferei und Baukunst; rohe Steine, wie der Steinbruch sie lieferte, setzten sie mit der flachsten Seite auswärts in Thon; eine solche Mauer, an und für sich selbst nicht sehr stark, verstärkten sie mit hölzernen Pfosten, in Zwischenräumen vor der Mauer aufgestellt. Mörtel wurde nicht benützt. Die Strassen ihrer Siedlungen waren mit Steinen gepflastert und schmal, desgleichen ihre Landwege, nur schmal-spurigen Wagen dienend, woran bloss Ein Pferd ohne Deichsel befestigt war. Im Ganzen darf man sagen: Ihre Kunstfertigkeit war nur ungemein gering und machte sich am besten noch an ihren Waffen geltend. Allein sie verstanden es nicht, eine Stadt oder auch nur ein Haus zu bauen, das diesen Namen verdient. Doch besaßen sie auch nicht viel schöpferische Begabung, so besaßen sie doch dafür das Talent, von Anderen zu lernen, was ihren Nachkommen glänzend zustatten kam und die Besiegten aus der römischen Civilisation derart Nutzen ziehen liess, dass sie die Quellen des Reichthumes, welche dem Lande eigen, erschlossen und in festen Ansiedlungen verwertheten und genossen.

Gallien unter den Römern.

Zu Cäsars Zeit bildete das gesammte Gemeinwesen der gallischen Kelten eine Reihe einzelner Genossenschaften. Durch feierlich beschworene Freundschaftsbündnisse geeinigt und auf den geschlossenen Kreis einer Stadt beschränkt, waren sie mit zwar verschieden organisirten, jedoch wohl meist aristokratischen Verfassungen ausgestattet.

Die priesterliche Hierarchie, welche in der früheren Theokratie ausschliesslich geherrscht hatte, war nämlich genöthigt worden, sich mit der Aristokratie zu verbinden. Diese Koalition sollte aber schliesslich einzig und allein nur der letzteren grossen Nutzen gewähren. Dem, wo immer geistiges Vorurtheil mit weltlichem Vorthail verbündet ist, da steht es bloss um die weltlichen Interessen gut; die Religion geht dabei sicherlich zu Grunde. Die Priester mussten auch in Gallien alsbald den Vornehmen Konzessionen machen, die jedoch nur zu neuen Ansprüchen reizten. Diese Zustände erzeugten häufige politische Revolutionen, welche zunächst einen Wechsel der Herrschaft unter beiden Klassen bewirkten, bis es der Militär-Aristokratie gelang, die Priester von der Regierungsgewalt gänzlich auszuschliessen. Unterdessen bildete in den inzwischen gegründeten und immer mehr an Wachsthum zunehmenden Städten sich das Bürgerthum heran, welches schliesslich siegreich den langen Kampf gegen Königthum und Erbadel, überdies noch durch die Bauern verstärkt, bestand und die bisher absolut regierenden Herrscher verjagte. An ihre Stelle traten jetzt zahlreiche Konstitutionen, die, wenn auch verschiedenartig modifizirt, doch jedenfalls im Wesentlichsten auf gemeinschaftlichen Prinzipien beruhten. Zum Schlusse der Verfassungswirren, welche hauptsächlich in des III. Jahrhunderts erster und in der letzten Hälfte des II. Säkulums spielen und erst um die Mitte des I. Jahrhunderts v. Chr., wenigstens in manchen Theilen Galliens zum Abschlusse gelangten, fällt die Eroberung des Landes durch die Römer.

Als Gallien seiner militärischen Verwaltung untergeben war, achtete Cäsar die alten Erinnerungen der von ihm unterworfenen Völkerschaften. Es mag sich darum wohl, wenigstens im Norden, ein heimisches Recht neben den neueingeführten Satzungen der Römer noch eine Zeit lang behauptet haben. Aber in einem eroberten Lande überwiegt naturgemäss der Einfluss der Sieger; es musste daher das gallische Element überall nach und nach umgewandelt werden. So gewann zwischen den verschiedenen nationalen Gewohnheitsrechten, welche für die Eingeborenen gültig geblieben, das hauptsächlich durch die Edikte der Provinzialvorsteher vermittelte Recht der Eroberer immer mehr an Boden, und endlich kam es sogar dahin, dass im ganzen Römerreiche beinahe nur ein und dasselbe Recht galt. Man nannte es das römische, wegen des seinen Inhalt charakterisirenden Hauptelementes, aus dem es sich im Laufe der Zeiten entwickelt hatte, und weil ja eben das römische Volk das herrschende war.

Die juristische Romanisirung Galliens kann man übrigens erst gegen das Ende des V. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung als vollendet betrachten. Wesentlich wirkten auf diese Entwicklung wohl jene Revisionen der Verfassungen der in ihrer Verwaltung selbständig gebliebenen gallischen Siedlungen, deren Tendenz hauptsächlich dahin ging, durch die immer zunehmende Verstärkung der imperatorischen Gewalt jede privilegierte Stellung einzelner Unterthanen und Stände allmählich zu vernichten. So wurde die Macht der Herrscher erweitert,

deren Wirken übrigens damals, wenigstens für viele Interessen der grossen Mehrzahl des besiegtten Volkes, überwiegend vortheilhaft war.

Eine nicht geringere Umwandlung erfolgte auf dem Boden des Kultus. Der römische Polytheismus, der sich sonst, wenn man von den ältesten Zeiten absieht, fast überall in der Fremde tolerant zeigte, und überdies mit den gallischen gar viele Berührungspunkte hatte, konnte zwar an dem ursprünglichen und ältesten Glaubenssysteme der Gallier, — an ihrer Naturreligion wohl keinen Anstoss nehmen. Anders stand es jedoch mit seinem Verhältniss zum Druidismus, insofern namentlich schon das blosse Existiren einer selbständigen von dem Willen der weltlichen Herrscher unabhängigen und auf das Gewissen und die Gesinnung der Völker einen zwar äusserlich beschränkten, aber dennoch tief gehenden inneren Einfluss ausübenden Hierarchie von Druiden genügte, den Argwohn der römischen Imperatoren aus vorwiegend politischen Gründen zu erregen. Wenn nämlich auch die übrigens bereits früher geschwächte politische Gewalt der Druiden unter der Römerherrschaft allmählig ganz aufhörte, so behielten sie doch noch immer einen nicht unbedeutenden sozialen Einfluss, denn ihre Verfassung scheinen sie jedenfalls behauptet zu haben, und sie verrichteten nach wie vor die ihnen bisher obliegenden kirchlichen und wissenschaftlichen Funktionen. So fand man sie als Aerzte, wie als Lehrer in der Philosophie, worunter sie Physik, Ethik und Theologie verstanden, im öffentlichen, wie im Privatdienste vielfach beschäftigt. Durch die Magie, und namentlich durch ihren vorzüglichsten Zweig die Astrologie, gewannen sie auch in Rom Eingang. Selbst von ihren Glaubenslehren mag sich da Manches sogar unter den römischen Bürgern verbreitet haben. Ja, ihre Rolle war in der ewigen Stadt selbst noch lange nicht ausgespielt. Wir finden sie nämlich aufs Neue unter Vespasian thätig und noch weit spätere Zeiten erfuhren den Einfluss ihres Wirkens. Es scheint sogar, dass ihr Ansehen, namentlich bei den letzten Imperatoren wuchs und nach und nach höher stieg, denn selbst von manchem Kaiser wurden sie über die Zukunft befragt. Im Besitze ihrer Wissenschaften behaupteten sie sich lange als öffentliche Lehrer derselben. Rhetorik und Grammatik, Geschichte und Poesie, Arzneikunst und Theologie blieben natürlich auch jetzt ihre Fächer, die sie, oft durch engeres kollegiales Band vereint, mit unverdrossenem Eifer betrieben. Schon in dieser Periode konzentrirte nämlich, was man heutzutage eine Akademie nennen würde, die Bestrebungen der Gelehrten und sie hiessen nun: Professoren.

Wie das Druidenthum verschwand? Beinahe ohne dass die Geschichte davon Notiz nahm. Ein kurzer Satz bei Sueton und ein noch kürzerer bei Plinius, welch' letzterer die Aufhebung des Druidismus durch Tiberius meldet, ist so ziemlich Alles, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Indess haben wir höchst wahrscheinlich unter dieser Aufhebung bloss die Unterdrückung der grausamen Menschenopfer zu verstehen. Durch die römische Eroberung wurden die Druiden zweifelsohne um ihre politische und soziale Bedeutung, wie um die Schätze ihrer Tempel gebracht; sie genossen nicht mehr die Befreiung

von den öffentlichen Aemtern und hatten aufgehört als Richter zu fungiren. Dagegen fuhren sie gewiss fort, unschuldige Opfer für die Andächtigen, die sie noch aufsuchten, zu verrichten; sie lebten hauptsächlich als Zauberer fort. Ebenso natürlich ist es, dass die Druiden, so gut wie jede Priesterkaste, die ihre Privilegien und Güter verloren hat, die ihren Einfluss schwinden, die Zahl ihrer Gläubigen sich fortwährend verringern sieht, das Aufhören des alten Régimes bedauerten und die Hoffnung auf dessen Rückkehr nicht sogleich aufgaben. Daher sehen wir sie auch, anlässlich des gallischen Aufstandes unter Civilis, die Auftrhörer durch ihre Umtriebe und Weissagungen ermuthigen. Sehr richtig hat Fustel de Coulanges den Verfall des Druidenthums und das Verschwinden seines Kultus geschildert: „Es gibt keinen Beweis“, sagt er, „dass der Druidismus förmlich aufgehoben worden wäre; wahrscheinlich ist es dagegen, dass, durch die Festsetzung der römischen Autorität in Gallien seiner politischen und richterlichen Gewalt entkleidet, ferner durch die Untersagung der grossen und fürchterlichen Ceremonien seines Kultus, endlich in Folge des Abfalls der höheren Stände, er sich zur beschämenden Rolle einer bloss mehr für die untersten und unwissenden Volksschichten berechneten Religion verurtheilt sah; allmählig sank er dann auf das Niveau eines bedeutungslosen Aberglaubens herab.“

Auf diese Weise gehen mehr oder weniger alle Religionen unter. Die Religion der Gallier hörte auf als Religion zu bestehen, allein eine Menge ihrer Gebräuche und religiösen Ceremonien haben sich, wenn auch unter etwas veränderter Gestalt, erhalten, und selbst dem Christenthum und den Satzungen der Konzilien Widerstand geleistet.

Der keltische Baumkultus, von den prächtigen Buchenwäldungen des Landes begünstigt, erhielt sich die ganze Römerzeit hindurch bis ins späte Mittelalter und Spuren davon waren noch vor zwei Jahrhunderten wahrnehmbar¹⁾; auch die neue römische Territorialeintheilung liess in ihren Grundzügen die altgallische bestehen. Das Lateinische ward einheimisch, doch nicht allgemein herrschend; die Römer milderten auch die Sitten, indem sie die Menschenopfer²⁾ abschafften und in den bedeutenden Städten des Landes (Narbo, Massilia, Augustodunum, Lugdunum, Burdigala) römische Schulen für Rhetorik, Grammatik, Medizin und Philosophie errichteten. Das nördliche Gallien, von den keltischen Belgiern bewohnt, zeigte sich der römischen Kultur weniger zugänglich und riss sich auch am ehesten los.

Unter allen Priesterinstituten, welche die Geschichte kennt, war das Druidenthum wohl eines der vollendetsten. Seine viel umfassende Organisation, die alle Kreise des sozialen Verbandes leiten wollte, lässt den zugleich vorherrschenden und eigenthümlichsten Gedanken des west-

1) L. F. Maury, *Histoires des grandes forêts de la Gaule et de l'ancienne France*. Paris 1859. 8°. S. 157. 160. Meines Wissens das beste Werk über diesen Gegenstand.

2) Dennoch kamen grausame Menschenopfer auch zu Anfang des III. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung vor.

fränkischen Staatslebens, — die Idee der Centralisation, als treibende Kraft aller, das Gemeinwesen betreffenden und gemeinschaftliche Interessen der Menschen berührenden öffentlichen Einrichtungen, bereits in der keltischen Epoche, also lange vor Entstehung des Lehnswesens und vor der Regierung Philipps des Schönen, in welcher viele Forscher ihre Quellen suchen, deutlich genug erkennen, und dieser Gedanke ist, nur in den Formen seiner Verwirklichung wechselnd, in Frankreich in dauernder Geltung verblieben. Auch hat weder Julius Cäsar noch haben seine hundert Nachfolger römischer und deutscher Nation das gallische Wesen zu vernichten vermocht. Es stand zu hoch für die Vernichtung, es hat sich trotz äusseren Sturmes und innerer Mischung erhalten bis auf diesen Tag.

Die Kelten Britanniens und Mitteleuropas.

Von den westlichen Provinzen ward Britannien zuletzt erobert und zuerst wieder aufgegeben. Durch die Waffen unterjocht, erhielt das Land nur einen matten Anstrich römischer Gesittung und Wissenschaft. Keine prachtvollen Ueberreste römischer Säulenhallen und Wasserleitungen schmückten Britannien, kein Schriftsteller britischer Abkunft ist unter den Meistern lateinischer Dichtkunst und Beredsamkeit; die Sprache der italischen Herrscher blieb wahrscheinlich unverstanden und gewann nie über das Keltische die Oberhand. Von dem geringen Einflusse des Römerthums zeugen unter Anderem die runden oder länglichen Hüttenbauten und fortifikatorischen Umwandlungen in Cornwallis, jüngst als der Römerperiode entstammend erkannt. Römische Kupfermünzen fanden sich zahlreich in diesen ärmlichen Bauwerken, welche indess eine sehr dichte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung beherbergten. Im Uebrigen deckten ausgedehnte dichte Waldungen sowohl Britannien als das unbekannte Schottland.

Im Alpengebiete bauten die helvetischen Kelten ihre niedergebrannten Städte und Dörfer wieder auf und bald errangen römischer Einfluss und römische Sitten hier die Herrschaft. Ueber Alpen und Jura stellten die sorgsamten Römer Verkehrswege her und in zweihundertjährigem Frieden stieg Helvetien, in den Niederungen von der Natur begünstigt, von fleissigen und kräftigen Volksstämmen angebaut, in stetem Verkehre mit römischer und gallischer Kultur, zu nicht geringer Bildung und Wohlfahrt empor. Die meist wohl vorrömischen Städte, Noviodunum, Lausonium, Aventicum, Ebredunum, Noidenolex, Petenisca, Solodurum, Vindonissa u. a. wurden im Style römischer Architektur umgebaut und vergrössert, mit Tempeln, Thermen, Arenen und Theatern geziert. Die blühende Hauptstadt Aventicum (Uchten), an Grösse die schweizerischen Städte überragend, besass eine höhere Schule und ein Kollegium der Arzneykunde. Ihre Vorliebe für Bäder veranlasste die Römer, wo sie immer warme Quellen fanden, Bäder oder Thermen anzulegen, so zu Aix in Savoyen und Aix in Provence, zu Dax, Bagnères de Bigorre und Bagnères de Luchon in den Pyrenäen,

zu Alhama und Caldas in Spanien, zu Wiesbaden und in dem englischen Bath oder Aquae Solis, zu Baden bei Wien, zu Altofen und in den Herkulesbädern zu Mehadia; so auch zu Baden (bei Olten) in der Schweiz. Die letztgenannten Heilquellen bei einer Landstadt, Aquae, einem festen Schlosse *Castellum Thermanum* und einem Tempel der Isis, ja selbst die schwachen Thermen bei Ebredunum wurden von Einheimischen und Fremden schon frühzeitig besucht.

Die östlichen Grenznachbarn der Schweizer-Kelten waren die Rhätier, ein Volk von unaufgeklärter Herkunft¹⁾, sicher aber zum indogermanischen Sprachstamme, wahrscheinlich zur thrako-illyrischen, vielleicht zur italischen Gruppe gehörend. Schneller, vollständiger als die übrigen Keltenländer ward Rhätien romanisirt, theils weil sein Stamm an sich schon dem Römerthume näher verwandt sein mochte und leichter in dasselbe überging als der keltische, theils weil die Männer an der Eisack und Wipp nur nach blutigem Vernichtungskampfe sich römischer Botmässigkeit fügten, ein grosser Theil der waffenfähigen Jugend den rhätischen Bergen entführt wurde und schon der erste römische Kaiser eine Heerstrasse über den Brenner bahnte, daher in dem lockenden Etschthale weit herauf bald Niederlassungen römischer Ansiedler mit aller Ausstattung ihres Luxus und ihrer Bequemlichkeit entstanden. Die Sommerfrischen von Bozen und Meran hatten nach Jahrhunderten noch Reste von Namen römischer Villen aufzuweisen. Zur Provinz Rhätien ward später das nördlich gelegene Vindelicien, ein Theil von Süddeutschland geschlagen; im Osten lagen die Provinzen Noricum und Pannonia; wieder fast ausschliesslich von Kelten bewohnt.

Auch diese östlichen Kelten gingen in der Bodenkultur, Obstzucht und Rebenpflege bereits über die ersten Anfänge hinaus, obgleich sie lieber von Heerden oder Jagd sich nähren mochten. Auch sie stiegen ferner in den Schooss der Erde, befreundeten sich mit allerlei Gewerben, tauschten für die Produkte ihrer Viehzucht, für seltene Alpenkräuter oder die Stämme der Urwälder, für die Schätze des Mineralreichs oder kräftige Sklaven Manches von den Gentissen und dem Luxus des Südens ein. Von dem alten Handel dieser Völker zeugt zunächst Aquilejas frühzeitige Blüthe und der Fund griechisch-ägyptischer Königsmünzen im südlichen Steiermark. Erst 50 Jahre nach der Unterwerfung begannen die Römer ihr Grenzbefestigungssystem mit Lagern, Kastellen, Schiffsstationen, Heerstrassen an die Mitteldonau vorzurücken, doch berührte die Romanisirung kaum die obersten Schichten des Volkes; die unteren Stände blieben vorwiegend keltisch, obgleich auch sie im Gehorsame gegen strenge verpflichtende Einrichtungen allmählig der wilden Ungebundenheit sich entwöhnten und den Einfluss des immer lebhafteren Verkehrs mit den weiten Ländern rings ums Mittelmeer zunächst in allen Zweigen der materiellen Kultur empfanden. Ein

1) Trotz des über diese Frage aufgewirbelten Staubes ist dieselbe nicht entschieden. Vgl. darüber hauptsächlich die Schriften von Ludwig Steub.

Jahrhundert später riss die Vervollständigung des Strassennetzes, die Ansiedlung römischer Krieger, die allmähliche Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes auf alle Provinzialen, die Einführung römischer Gesetzgebung und Sitte — selbst der Kultus einer so fremdartigen Gottheit wie der persische Mithras hat seine Monumente in Noricum hinterlassen — endlich die Einwirkung römischer Geistesthätigkeit nach und nach jede Scheidewand zwischen Römerthum und Keltenthum nieder und gab der Verschmelzung den vorwiegenden Charakter des ersteren. In Bezug auf die Erzeugnisse der Kunst und des Handwerkes stellte sich oft dieses Mischverhältniss in dem Ineinandergreifen der heidnisch-angestammten und der römischen Weise heraus, indem sich die Einwohner dieselbe aneigneten, während umgekehrt rein römische Arbeiten einen provinziellen Charakter erhielten. Von der Ausdehnung der römischen Kultur in Noricum und Pannonien reden die zahlreichen Reste dortiger Prachtbauten, die Mosaikböden, Heizvorrichtungen, Wasserleitungen, Heerstrassen, Reliefbilder, Inschriftsteine, massenhaft ausgegrabene Münzen, Kunstgeräthe von Glas, dessen Fabrikation bei den Römern der Kaiserzeit auf hoher Stufe stand, Lampen aus Thon, Kandelaber aus Bronze, Spiegel, Scheiben aus einer silberhaltigen Metallkomposition, Kämme aus Bein, Schüsseln von Bronze und Eisen, Griffel u. s. w.

Die Germanen.

Die Germanen zerfielen in zwei grosse Zweige, den hoch- und niederdeutschen, jeder wieder mit verschiedenen Unterabtheilungen. Die niederdeutschen Stämme waren zwar unter sich verwandt, aber von dem oberdeutschen Zweig ethnisch verschieden in Gemüth, Geistesanlagen, Charakter und selbst im Habitus der äusseren Erscheinung, Denkweise, Sitten und Gebräuchen, was sich auch in der Folge allenthalben geltend gemacht hat¹⁾. Man darf die Vertreter des Althochdeutschen vielleicht in den suevischen Stämmen suchen und für die Nichtsueven, das niederdeutsche Element, die Bezeichnung Sachsen wählen, obwohl dieser Name erst im II. Jahrhundert n. Chr. auftaucht; er kann indess auch für früher zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völker in Niederdeutschland und des Gegensatzes dienen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise zu den Sueven standen. Diese sassens ursprünglich im deutschen Osten als Grenznachbarn der Gothen und Slaven. Die Sachsen hingegen hatten schon damals beiläufig ihre späteren Sitze in der Nähe der unteren Elbe, nur wahrscheinlich etwas mehr gegen Norden inne. Zu unbestimmbarer Zeit verliessen die Sueven die sandigen Ebenen Nordostdeutschlands und zogen nach dem damals keltischen Südwestdeutschland, wohin schon in Cäsars Tagen

1) Diese Verschiedenheit ist sehr gut betont bei Prof. Wachsmuth, *Nieder-sächsische Geschichten*. Berlin o. J. 8°. Siehe auch H. Beta, *Die Nieder- und Angelsachsen*. (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 6. S. 81–83.)

solche suevische Stämme gelangt sein müssen und den ansässigen Kelten gegenübertraten. Diese Völkerverschiebung ging sehr langsam und wahrscheinlich die ganze Zeit der Römerschaft in den Alpen hindurch vor sich; doch ist die Einwanderung der suevischen Horden nicht mit totaler Vernichtung oder Ausrottung der älteren keltischen Einwohner gleichbedeutend. Es lehrt vielmehr das sorgfältige Studium aller Untersuchungen, dass dieses Unterliegen nur ein theilweises ist; Viele bleiben in ihren Wohnsitzen, da auch die Ankommenden vielfach auf ihre Beihülfe angewiesen sind, werden nur Sklaven oder Knechte der neuen Gebieter und vermischen sich allmählig mit ihnen; Andere ziehen sich zurück, meist in gebirgige Gegenden, wo sie lange ihre Nationalität bewahren. Die Eroberung eines gesitteten Volkes durch ein rohes endet fast allemal damit, dass die Sieger die Kultur der Besiegten annehmen. Dies bewährt sich an den Wanderungen der Germanen, die sich immer mehr mit den Galliern vermischten, auch später in der grossen Völkerwanderung, welche letztere oft einseitig so dargestellt wird, als ob ein Volk das andere völlig verschlungen hätte. In der That erhielten sich auch in Deutschland die keltischen Campi, Turones u. A. noch bis ins II. Jahrhundert v. Chr. unter der Herrschaft deutscher Stämme.

Die ersten Berührungen mit den Germanen reichen bis zum Einfall der Teutonen und der gleichfalls zweifellos germanischen Cimbern, 113 v. Chr., zurück¹⁾, welche eine gewaltige Sturmfluth der Ost- und Nordsee zum Auszuge veranlasst hatte. Diese rohen Horden mussten wohl schliesslich der überlegenen Kriegskunst der Römer unterliegen; aber auch viel später noch standen die Germanen ungeachtet der Schilderungen eines Tacitus und obwohl eine Fülle natürlicher Charaktereigenschaften sie schmückte, auf tiefer Kulturstufe. Erwiesenermassen kannten sie die Dreifelderwirtschaft nicht²⁾, die wahrscheinlich römischen Ursprunges ist und im Süden und Südwesten Deutschlands erst nach dem Kontakte mit den Römern eingeführt ward³⁾, welche in Deutschland und dem angrenzenden Gebiete zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit zurückliessen. Da aber die Germanen es nicht einmal zum Wohnen in Städten brachten, so sind die römischen Kultureinflüsse jedenfalls gering anzuschlagen; was ihnen in dieser Hinsicht zukam, dürfte am meisten durch keltische Stämme vermittelt worden sein.

Bislang war von den Germanen im engeren Sinne die Rede; im weiteren Sinne umschliessen sie indess auch die Vorfahren jener Völker, welche gegenwärtig den europäischen Norden bewohnen. Diese Gemeinsamkeit thut sich in Sitte, Glauben und Idealen dar. So weist

1) Häufig mit den Kymren verwechselt, haben Manche (z. B. Thierry) die Cimbern für Kelten gehalten; ihre germanische Nationalität ist indess seither ziemlich allgemein anerkannt und in neuester Zeit von Baron Roget de Belloguet: *Ethnographie gauloise. Quatrième partie*. Paris 1878. 8°. S. 94—113 sichergestellt worden.

2) Siehe Ueber die Landwirtschaft der ältesten Deutschen von W. Roscher in den *Ansichten der Volkswirtschaft*. S. 49—80.

3) Dr. William Löbke, *Abriss der Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*. Berlin 1878. 8°. S. 1.

z. B. das germanische Heldenideal zwar bei den nordischen, angelsächsischen und deutschen Stämmen und bei diesen wieder in verschiedenen Zeiten bedeutende Nüancen auf. Aber gewisse, grundlegende Züge desselben werden so übereinstimmend überliefert, ob wir nun die *Edda*, den *Beowulf*, den *Waltharius* oder die *Nibelungen* lesen, dass wir nothwendig annehmen müssen, sie seien allen germanischen Völkern der heroischen Zeit eigenthümlich gewesen. Wir finden viele dieser Züge in den höfischen Epen des Mittelalters neben anderen, fremdartigen wieder, und sie haben sich theilweise, wie moderne Schlachtenberichte beweisen, bis auf den heutigen Tag in der nationalen Tradition erhalten. Es würde nicht schwer fallen, vom Standpunkte der modern-naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens aus die Ansichten der alten Germanen über den Kampf in Bausch und Bogen zu rechtfertigen. Man darf nur darauf hinweisen, dass die geistige Kraft, die man häufig so gerne der physischen entgegenstellt, mit der letzteren aus Einer Wurzel emporwächst. Doch kann man noch einen Schritt weiter gehen und mit vollstem Rechte behaupten, dass auch der moderne Germane sich seiner sogenannten physischen Kraft, oder wenn man will, der Kraft seines Armes mit Freudigkeit bewusst ist, dass es ihm wohl thut, sie zu gebrauchen, und dass er daher den Kampf liebt, denn der Kampf ist die vollste Bethätigung der physischen Lebenskraft und Lebensfreude. Angesichts der wiederholten modernen Bethenerungen von der Friedensliebe Deutschlands zeigt eine offene, rückhaltlose Darlegung des germanischen Volkscharakters klar, wie auch der moderne Germane mit wachsendem Erfolge sich weitere Ziele steckt, wie er unbewusst der Bahn zusteuert, welche jetzt noch als eine nothwendige Konsequenz der bisherigen Geschehnisse darzustellen fast als frevelhaftes Beginnen, ja als Beleidigung, als Verläumdung und Verdächtigung gilt. So sehr sind die Meinungen verwirrt, dass man nur Aeusserungen der Feindseligkeit erblickt, sich gekränkt fühlt, wenn von dem künftigen Deutschland das behauptet wird, was ihm zum höchsten Stolze gereichen sollte.

Waren die Germanen anfänglich ein einfaches Naturvolk von zwar hoher Kraft und Begabung, sittlich aber auf der nämlichen Stufe stehend, wie die meisten Naturvölker, so ist doch ein Vergleich unter den Naturvölkern selbst immerhin noch statthaft, denn es gibt zweifelsohne solche, welche wir nach heutigen Begriffen für höhere oder niedrigere Repräsentanten der Menschheit halten dürfen. Ein Vergleich der alten Germanen mit den Hellenen der Heroezeit lehrt nun zweierlei: Die Germanen sind stärker als die Griechen; dann: es gibt ethische Grundsätze, die der germanischen Art eigenthümlich und die für ihr Leben heute noch gerade so massgebend sind, wie für das ihrer Ahnen, an denen sie unter allen Umständen festhalten muss, die sie gegen fremde nicht vertauschen darf¹⁾!

1) Ludwig Blume, *Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum*. Wien 1874. 8°. S. 53.

Wollen wir über Sitten und Kultur der altgermanischen Völkerschaften nicht einfach den Tacitus abschreiben, so lernen wir die germanische Urzeit am besten noch durch die Zustände im Norden kennen, die sich in ihrer alten Form erhielten, nachdem längst der Süden eine höhere Gesittungsstufe erklommen. Wir werden dieselben später beleuchten, wenn im Mittelalter die nordischen Völker den Schauplatz der Geschichte betreten. Hier genügt, daran zu erinnern, dass nirgends die Germanen Ureinwohner der Gebiete, worin wir ihnen zuerst begegnen, sondern sie auch in Deutschland eingewanderte Fremdlinge waren.

Der Orient.

Im unteren Donaulande wohnten seit lange die thrakischen Geten und Daker. Die Geten hausten ursprünglich nördlich vom Hämus, zuerst nur auf dem rechten Donauufer; später zu Philipps Zeiten auch am linken, im Reiche der stammverwandten Daker in der Walachei, nur durch die Theiss von den benachbarten keltischen Bojern geschieden. Die Daker, stets ein unruhiges, kriegerisches Volk, fielen wiederholt in das südlich von der Donau gelegene Gebiet ein, bis endlich nach mannigfachen Geschickeswendungen Trajan sie unterwarf. Die Hellenen waren niemals in das Innere der Hämushalbinsel, über die Grenzen des eigentlichen Griechenlands hinausgekommen. Die Römer schufen jedoch nunmehr die Provinzen Mösien zwischen Donau und Balkan (Bulgarien und Serbien) und Dakien (Banat, Siebenbürgen, Rumänien, und Theile Bessarabiens bis in die Gegend Odessas). Sie brachten wie fast überall in die neuen Gebiete Kolonien mit, und es begann deren systematische Romanisirung; aus der dakischen Hauptstadt Sarmizegetusa ward eine römische Kolonie; allein, nachdem die Errichtung der Provinz Dakien erst in Folge der Niederwerfung des Dakenreiches unter König Decebalus erfolgte, den sein Volk im Widerstande heldenmüthig unterstützte, hielt sich wohl das unterworfenen dakische Element grollend von der Berührung der römischen Kultur fern. In Dakien wurde auf nur mehr dünn besiedeltem Boden, rings umgeben von einer übelwollenden Bevölkerung ein reines Kolonialland geschaffen, in dem das Römerthum nicht so viele Wurzeln trieb, wo es auch nicht auf der breiten sicheren Grundlage eines auch geistig eroberten Volksthum ruhte, daher es auch später wieder mit Leichtigkeit verschwand ¹⁾).

Ich unterbreche meine Wanderung nach Griechenland und dem asiatischen Osten, um zuvor einen flüchtigen Blick auf die Gestade Nordafrikas zu werfen, die römische Welt im Süden umsäumend. Nach Karthagos Fall waren alle libyphönikischen Siedlungen in römische

1) Nach Robert Rösler: *Romänische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte.* Leipzig 1871. 8°.

Gewalt gerathen, 46 v. Chr. Numidien und unter Claudius Mauretanien hinzugekommen; gegen Osten hin lag Cyrenaica, anfangs von Königen regiert, später Republik, vom zweiten Ptolemäer aber schon Aegypten unterworfen, mit dem es an die Römer kam. Die eigentliche Bevölkerung des Landes gehörte der hamitischen Race an, wie die Aegypter und die gegen Westen hin wohnenden Numidier und Mauretanier im heutigen Tripolis, Tunis, Algier und Marokko. Die gegenwärtigen Berber¹⁾ sind die direkten Nachkommen jener Stämme. Wegen des richtigen Verständnisses der späteren Geschichte dieser Gebiete kann nicht genug hervorgehoben und betont werden, dass bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika, mit Ausnahme der Städte, nur von Berbern bewohnt wurde²⁾. Die Libyphöniker, die Mischung von Phönikern und Berbern, beschränkten sich auf die Städte und einen Theil der Küstenbewohner, welche das Punische oder Neuphönikische angenommen hatten. Nicht tiefer drang das Hellenenthum, überall ausser auf seinem heimatlichen Boden nur wie mit einem glänzenden Firniss die wahren Verhältnisse übertünchend. Und ähnlich wie solcher nach Aussen hin oft einen rauhen Kern schimmernd überzieht, dafür nach Innen fressend und zersetzend wirkt, hatte sich auch die griechische Gesittung über den Orient und Nordafrika ergossen, am Aeusserlichen haftend, blendend, so weit ihre Berührung aber reichte demoralisirend, zerstörend. Waren die Kleinasiaten desshalb noch keine Griechen geworden, so waren in ganz Kleinasien fast alle einheimischen Idiome verschwunden, das Lydische, das Phrygische und auch das Keltische, um dem Griechischen zu weichen; griechischer Einfluss herrschte in Syrien und selbst in Judäa und Palästina, das arme rohe Judenvolk von Aegypten und von Syrien aus umspannend.

Erscheinen die Wirkungen des Römerthums im Allgemeinen intensiver als jene des Griechenthums, weil der Römer thatsächlich kolonisirte und das Landleben pflog, wofür der Hellene keinen Sinn besass, so drang in Nordafrika die Romanisirung doch nur in geringem Grade durch; das Lateinische vermochte das Punische nie zu verdrängen; in Europa standen meistens Arier Ariern gegenüber, in Afrika und Asien aber Arier, Hamiten und Semiten. Nur auf dem Boden des indogermanischen Stammes vermochte der Romanismus sich auszubreiten und jene Völkerumwandlung zu vollbringen, woraus die heutigen Kulturnationen hervorgingen. Ohnmächtig gerade wie das Griechenthum erwies er sich bei Stämmen fremden Blutes. So lehrt denn die Geschichte des Rassenelementes hohe Bedeutung erkennen und würdigen. Die Cäsaren sorgten und thaten viel für Nordafrika wie für einzelne Städte. Auch Aegypten blühte, aber besonders materiell, denn mit den Ptolemäern war auch die Wissenschaft von ihrer Höhe herab-

1) In Marokko spricht man *Berber*. Nach General Faidherbe wären die Berber weder mit den Hamiten noch mit den Semiten, sondern mit den ältesten Bewohnern des westlichen Europa verwandt. (Petermann's *Geographische Mittheilungen*. 1869. S. 43.)

2) Heinrich Frhr. v. Maltzan, *Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrika*. (Ausland 1873 S. 446—449.)

gestiegen. Griechen, Juden und Aegypter, die letzteren ein fleissiges, geduldiges, aber mechanisch arbeitendes Volk, bilden drei chronische Parteien im Lande. Das Kaiserthum hob den Handel Alexandriens, liess Kanäle reinigen, Schleussen anbringen und versuchte sogar einen neuen Weg nach Indien zu bahnen; wirklich ward sein Handel nach Indien beinahe sechsfach stärker als unter den Ptolemäern, und durch ihn gab das einzige Alexandrien in einem Monat höhere Einkünfte als Judäa in einem ganzen Jahre; Alexandrien lag so recht im Scheitelpunkte der damaligen Welt, wo das Handelsgewühl aller Zungen am lautesten tobte, wo der Markt des Lebens am eifrigsten die Fragen des Tages diskutierte, wo die Reste griechischer Weltweisheit sich mit dem starren Dogmatismus der orientalischen Spekulation vermählten¹⁾. Antiochia und Seleukia bewahrten dagegen wenig mehr von griechischem Wesen, mit Ausnahme leerer Rhetorik, philosophischen Tifteleien, Vorliebe für Theater, Wettrennen, Kampfspiele und Balgereien. Weiterhin im Osten war die Palmen- und Wüstenstadt Palmyra zu einem wichtigen Handelsemporium aufgeblüht und dem römischen Reiche unter Hadrian eingefügt worden. Hier stehen wir so zu sagen am äussersten Ende der römischen Welt und ihres Einflusses auf Asien. Schon das nahe Perserland führt in den Bereich einer andern Kultur; hier war auf die syrischen Seleukiden die grosse Monarchie der Parther gefolgt, bis ins III. Jahrhundert n. Chr. alle Völker von den Gebirgen Armeniens und den Tiefebene des Euphrat und Tigris bis in die Quellengebiete des Oxus vereinigend, selbst der römischen Macht ein Gegenwicht.

Samaria und Judäa.

Drei Civilisationen haben der europäischen Welt ihr Gepräge aufgedrückt: die griechische, römische und jüdische, deren Einfluss bis auf unsere Tage noch erkennbar. Desshalb interessirt uns das Geschick des jüdischen Volkes seit seiner Rückkehr aus dem Exile. Nur ein ganz geringer Bruchtheil des Judenthums war damals in der Heimath geblieben: die samaritanische Bevölkerung. Sie bestand aus den ärmsten Israeliten, die von ihren Eroberern zurückgelassen worden, als politisch zu unbedeutend, um der Mühen einer Expatriation werth zu sein. So sich selbst überlassen, versanken sie in einen Zustand zufriedener Unwissenheit und Stumpfheit, aus dem sie nur in einem gewissen Grade und nur theilweise durch die Verachtung ihrer Nachbarn gerüttelt wurden. Und dennoch besass dieses seltsame Volk ein inneres Leben und eine intellektuelle Regsamkeit, die bis nun nahezu unbekannt war. In eine Stellung gedrängt, welche sie weit entfernt waren, sich selbst zu wählen, ersahen die Samaritaner jedoch bald die Vortheile, welche

1) Das Leben in Alexandrien ist prachtvoll geschildert bei Th. Bernhardt, *Geschichte Rom's von Valerian bis zu Diocletian's Tode*. Berlin 1867. 8°. Im ersten Bande, dann in dem schon erwähnten Romane *Hypatia* von Kingsley.

sie aus der Isolirung zu ziehen vermochten, zu der jüdischen Vorurtheil und jüdische Bornirtheit sie als Ausgestossene von dem hebräischen Gemeinwesen zu verurtheilen meinten. Ihr Tempel auf dem Berge Garizim rivalisirte Generationen hindurch mit jenem von Jerusalem und sie haben sich den Ruf erworben und zum Theile bis heute noch erhalten, die Bewahrer eines älteren Pentateuch zu sein, als jene Version desselben ist, auf die sich ihre Nachbarn und Feinde, die Juden, stützten.

Der erste hohe Priester am Tempel zu Garizim, den der Statthalter Sanballat ernannte, war Manasseh, sein Schwiegersohn und der Bruder Jodduas, des Hohenpriesters von Jerusalem. Seine Weigerung, eine Ehe zu trennen, die als unrechtmässig verurtheilt war, trug ihm von Sanballat den Lohn der höchsten Priesterwürde ein. Manasseh brachte das Wissen der höher entwickelten Juden mit sich und zugleich die kalten, abschreckenden Theorien der Sadduzäer. Möglicher Weise war es auch durch ihn, dass die Samaritaner die Kopie des Gesetzes erhielten, dem sie durch spätere Aenderungen den eigenthümlichen Charakter aufprägten, der den samaritanischen Pentateuch kennzeichnet. Jedenfalls ist ihr Mangel an Erfindungsgabe bemerkenswerth. Trotz der antagonistischen Stellung, welche sie einnehmen, waren Ritus und Dogmen von den Juden entlehnt, jene Punkte nur ausgenommen, welche mit ihren Vorurtheilen durchaus nicht in Einklang zu bringen waren. Andererseits allerdings ist es auch möglich, dass sie dieselben schon früher überkommen hatten.

Abgesehen vom Pentateuch ist die samaritanische Literatur sehr armselig. Das Volk besass gar keinen historischen Sinn und seinen Chronisten lag es nicht im mindesten am Herzen, einen genauen Bericht der Ereignisse der Vergangenheit zu geben. Ihre Aufzeichnungen sind voll der gröblichsten Irrthümer, so dass man ihre Chroniken füglich eine Travestie der Geschichte nennen könnte.

Der *Masseketh Kuthim*, eine talmudische Abhandlung über die *Kuthim*, wie die Samaritaner verächtlich genannt wurden, im Anhang des Buches bildet eine der interessantesten Partien desselben. Er wurde muthmasslich im II. Jahrhundert geschrieben und gibt Zeugniß von der Abneigung der Juden gegen die Samaritaner. Er bestimmt alle Verkehrspunkte, die den ersteren mit den letzteren erlaubt, wie jene Punkte, welche ihnen verwehrt waren; diese Gebote und Verbote sind schlaue zum Nutzen der Mächtigeren eingerichtet. Die Juden dürfen ihnen weder Frauen zur Heirath geben, noch welche unter ihnen dazu erwählen, dafür dürfen sie ihnen auf Wucherzins borgen. Den Samaritanern dürfen sie nur in gewissen Punkten Glauben schenken: „Einem Samaritaner ist zu glauben, wenn er sagt, es sei eine Grabstätte oder es sei keine in einem Felde, oder von einem Thiere, ob es ein erstgebornes ist oder nicht, von einem Baume, ob er vier Jahre alt oder noch unrein ist; auch was Grabsteine anbelangt, ist er glaubhaft, nicht aber was ausgebreitete Bäume anbelangt, oder Steine, welche aus einer Mauer hervorstehen, oder in Bezug auf das Land der Heiden“.

Seit nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil durch Esra

und Nehemia eine religiöse Erneuerung des jüdischen Volkes herbeigeführt worden war, äusserte sich am vollkommensten und in der eigenthümlichsten Weise der jüdische Volksgeist in der theokratischen Regierungsform, die Jahrhunderte lang der alleinige Grundpfeiler der Staatsordnung war und blieb. Durch die Anwendung dieser Theorie ward das Prinzip des orientalischen Despotismus mit all seinen Zubegehören auf ein göttliches Wesen übertragen, welches daher alle anderen an Macht und Majestät weit übertreffen musste. Auf diese Weise entstand der Gott der Götter, der Herr der Herren, der auf den Wolken thront, der als verzehrend Feuer auf die Berge niedersteigt, dessen blosse Stimme Tod und Verderben bringt. So entstand der eifernde Gott, der in grimmigen Zorn entbrennt, wo es gilt, seinen Namen, seine Ehre, sein Recht an seinen Gegnern zu rächen, der als strenger Richter die Missethaten der Väter an den Kindern ahndet bis ins dritte und vierte Glied. Aus diesem ihrem Religionsglauben entsprang auch ganz direkt das Nationalgefühl bei den Juden; nicht so sehr der heimathlichen Erde, als vielmehr dem geweihten heiligen Boden galt ihre Anhänglichkeit an das Land, das ihnen als Aufenthalt diente. Aber nicht bloss das Volksthum ist durch und durch theokratisch gefärbt, auch die Literatur, dieser treueste Spiegel des Nationallebens, labte sich mit vollen Zügen an der Quelle des theokratischen Monotheismus. Bildet sie doch beinahe einen unausgesetzten Kommentar zu den Worten der Schrift: „Der Herr ist Gott, da ist niemand ausser ihm allein, oben im Himmel und unten auf der Erde, niemand mehr.“ So wie in der Literatur verschaffte das theokratische Prinzip im öffentlichen Leben den religiösen Interessen das Uebergewicht über die weltlichen, welche schliesslich dadurch gänzlich überflügelt und erdrückt wurden. Die mosaische Gesetzgebung ist das Werk Gottes, der sie eigenhändig auf zwei steinerne Tafeln eingräbt; der Aufstand gegen Mose in der Wüste wird durch Gott selber mit Feuer und Pest unterdrückt. Kurz, alles Unheil und Missgeschick ist gerechte Strafe für den Unglauben, alles Glück wohlverdienter Lohn für Gottesfurcht. Sogar der Ursprung der den Juden eigenen Unduldsamkeit ist weniger im Volkscharakter, als im Wesen ihrer Religion zu suchen. Der Ursprung, oder wenigstens der Durchbruch des monotheistischen Glaubens ist erst, wie wir schon früher sahen, in die assyrische und babylonische Gefangenschaft zu verlegen, so sehr im Uebrigen durch diese Ereignisse dem israelitischen Volksthum vernichtende Schläge beigebracht worden sein mögen. Trotz aller Zerstreuung war und blieb für jeden Israeliten, wo immer er sich auf der Welt befinden mochte, der Tempel zu Jerusalem das einzig wahre, über Alles erhabene Heiligthum.

Die Theokratie der Juden, ein den alten vorexilischen Israeliten völlig fremdes Gesellschaftssystem, fand ihren praktischen Ausdruck in dem früher gleichfalls unbekannten Hohepriester. Die jüdische Hierarchie entwickelte sich zu einer Pyramide, deren Basis die Leviten, deren Stufen die verschiedenen Priesterordnungen, deren Spitze der Hohepriester bildet. Die vorexilische Gesetzgebung kennt ebensowenig einen spezifischen Unterschied zwischen Priester und Hohepriester als

zwischen Leviten und Priestern. Das Deuteronomium weiss von keinem Geschäfte, das allein der Hohepriester verrichten dürfte, es braucht nicht einmal diesen Titel, sondern spricht von Mose und den Levitenpriestern, die zusammen zum Volke reden. Auch in den geschichtlichen Büchern spielt kein solcher hierarchischer Würdenträger eine Rolle. Das nationale Königthum verhindert einen politischen, die nationale Prophetie ¹⁾ einen religiösen Einfluss desselben auf das Volk. Als aber in der nachexilischen Zeit jene beiden Gewalten verschwunden waren, musste mit der steigenden Bedeutung des Tempels und des Priesterthums auch die hohepriesterliche Würde in der öffentlichen Meinung immer höheres Ansehen geniessen. Je trauriger die politische Lage des Volkes war, desto eifriger klammerte sich dasselbe an den einzigen Rest nationaler Selbständigkeit, der ihm geblieben, an. Im Hohepriester erblickte es den Träger des Glanzes, mit dem David und Salomo in der heiligen Sage strahlten, und ein Vorbild des erwarteten Messias. Für eine geschichtliche Begründung der Hohepriesterwürde sorgten die nachexilischen Schriftsteller. Aaron, der Bruder des Mose, musste schon in der Urzeit der Träger dieser Würde gewesen sein. Ein eigenes Fest wurde eingesetzt, das „Versöhnungsfest“, das keinen anderen Zweck hatte als den, die einzigartige Stellung des Hohepriesters dem Volke zur Anschauung zu bringen, denselben zu einem Vermittler zwischen Gott und Menschen zu machen. Und damit alle die hohepriesterlichen Funktionen auf Aaron übertragen werden konnten, musste sogar in der Wüste schon ein Gotteshaus vorhanden sein, „die Stiftshütte“, ein zeltförmiger Tempel, dem die ganze Einrichtung und all die Pracht des Serubabel'schen Tempels zugeschrieben ward.

Nach Alexander dem Grossen wurde das kleine jüdische Reich ein Spielball zwischen Syrien und Aegypten. Unter dem syrischen König Antiochus Epiphanes, welcher ein grosses vorderasiatisches Reich gründen wollte, brach eine heftige Verfolgung gegen die Bekenner der jüdischen Religion aus. Da erhob der Priester Matathias mit seinen Söhnen die Fahne des Aufstandes. An sie schlossen sich die Gläubigen an und durch Tapferkeit und Klugheit erkämpften sich die Makkabäer zuletzt ihre Unabhängigkeit als priesterliche Fürsten des jüdischen Reichs.

Eine Zeitlang wurde der Glanz der hohepriesterlichen Würde durch den aufsteigenden Stern dieser makkabäischen Dynastie verdunkelt, um dafür unter dem verhassten Drucke herodäischer Tyrannei und römischer Oberherrschaft desto heller aufzuleuchten. Das Interesse, welches das ganze Volk am Tempeldienst nahm, verlieh dem Träger des höchsten Tempelamts eine ideale Bedeutung, mit der freilich seine thatsächliche Bedeutungslosigkeit nur um so mehr kontrastirte. Als beim Laubhüttenfest des Jahres 35 n. Chr. zum ersten Mal wieder ein Makkabäer, der jugendliche Aristobul, als Hohepriester thätig war und strahlend

1) Selbst der gegen das Ende des Exils lebende Verfasser des zweiten Theils von Jesaja vertritt noch das allgemeine Priesterthum des ganzen Volkes und verheisst, dass Gott nach der Rückkehr aus allen Stämmen sich Priester erwählen werde.

v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

in seiner von dem stolzen Ornat gehobenen Jugendschöne aus dem Tempel hervortrat, jauchzte die Menge so ungestüm ihm zu, dass Herodes sich genöthigt glaubte, den selbsterwählten Hohepriester und Bruder seines Weibes aus dem Wege zu räumen, damit es nicht bei künftigen Festen zu weitergehenden Unruhen komme. Das war auch der Grund, wesshalb die Römer die hohepriesterlichen Gewänder in der Burg Antonia unter strengen Verschluss hielten, als einen Talisman, der seinem Träger einen mächtigen Zauber und gefährlichen Einfluss auf die Gemüther verlieh und den sie nur zum Gebrauch bei Festen jeweils herausgaben, um ihn dann sofort wieder in Verwahrung zu nehmen.

In Wahrheit freilich war all' dieser Glanz nur die äussere Hülle innerer Fäulniss. Die Zeichen des Verfalls der jüdischen Hierarchie waren schon längst eingetreten. Seine Ursachen waren folgende: Zu den Obliegenheiten der Priester gehörten nicht nur die Kultushandlungen, sondern auch die religiöse Belehrung des Volkes. Je häufiger die ersteren wurden und je grössern Nachdruck die Priester darauf legten, um so mehr musste die letztere zurücktreten. Bei der hohen sozialen Stellung, die sich der Tempeladel erworben, war derselbe um so weniger geneigt, sich in pädagogischer Weise zum Volke herabzulassen. „Dieses Volk, das nichts vom Gesetz weiss, ist verflucht“ (Joh. 7, 49), ist aus ihrer Seele gesprochen. Ueberdiess waren die wichtigsten Religionslehren und Kultusvorschriften ja gerade von Priestern während des Exils und in der darauffolgenden Periode schriftlich fixirt und in das dem Mose zugeschriebene Gesetzbuch eingetragen worden. Dieses Gesetzbuch aber war Jedem zugänglich, und wer die Befähigung dazu hatte, konnte es auslegen. So bildete sich denn allmählig ein neuer Stand, der der Gesetzesausleger, der Schriftgelehrten (Rabbinen), welcher sein Ansehen nicht dem Vorrechte der Geburt, sondern der eigenen Tüchtigkeit verdankte. In mittelbarer Weise musste selbst jene Massregel, welcher die jerusalemischen Priester ihr erhöhtes Ansehen zumeist verdankten, die Verlegung aller Kultushandlungen nach Jerusalem, auch wieder eine Gegenströmung gegen die Centralisirung hervorrufen und diese knüpft sich an den Namen der Synagoge. Die fern von der Hauptstadt, vollends die im Auslande lebenden Juden fühlten doch ein Bedürfniss nach einem öffentlichen Gottesdienst. Opfer und Kultus war ihnen zwar versagt, nicht aber religiöse Erbauung und Gebet, und hiezu diente die Synagoge. Der Gottesdienst daselbst fand gerade in den Stunden statt, in welchen im Tempel geopfert wurde, und wie beim Tempel an Festtagen die Zahl der Opfer, so wurde in der Synagoge an festlichen Zeiten die Zahl der Gebete vermehrt. Die Synagoge nun erzeugte eine neue Hierarchie, die aber nicht eine geschlossene erbliche, sondern eine fliessende, jedem zugängliche war. Da gab es Synagogenvorstände, Aelteste, Aufwärter, Almosensammler, Vorbeter u. s. w. Hier fanden die Schriftgelehrten ihre Arena. Man nannte dieselben ursprünglich „Sopherim“, Schreiber, weil sie zunächst die Aufgabe hatten, für neu errichtete Synagogen das Gesetz genau und richtig abzuschreiben; bald aber thaten sie es

auch im Lesen und Auslegen des Gesetzes den Leviten zuvor und schlossen sich zu einem eigenen Stande zusammen, da die Erforschung des Gesetzes den ganzen Menschen verlangte und nicht als Nebengeschäft getrieben werden konnte. Ganz im Gegensatz zu der priesterlichen brachte diese neue Würde ihrem Träger keinen materiellen Gewinn. Weder vom Volke noch von seinen speziellen Schülern erhielt der Schriftgelehrte eine Gebühr. Jeder Rabbi musste für seinen Unterhalt durch der eigenen Hände Arbeit sorgen. Beliebtheit und Ansehen beim Volke waren daher um so grösser. Andererseits war der Abstand zwischen Laien und Lehrern kein allzugrosser, denn die fundamentale Gesetzeskunde war Gemeingut Aller; jeder der Gaben und Musse hatte, konnte auch wenn er schon in reiferem Alter, ja verheirathet war, sich an einen gefeierten Rabbi anschliessen und von ihm zum Schriftgelehrten heranbilden lassen. Da diese Rabbinen die Leviten an Gesetzeskunde weit überflügeln, so gewannen sie auch bald Einfluss in jenen Gerichtshöfen, wo über geistliche und weltliche Dinge nach mosaischem Rechte entschieden ward, in den Synedrien. Die lokalen Synedrien bestanden zur Zeit Esras aus sieben Richtern, die sämmtlich Leviten waren; Josephus nennt neben den Rabbinen nur zwei levitische Beisitzer. Auch im höchsten Gerichtshof, dem „hohen Rath“ zu Jerusalem, der aus 71 Mitgliedern bestand machten Rabbinen ihre Stimme geltend, und allmählig gewann sie darin dominirenden Einfluss.

Am meisten aber schadete sich der Priesteradel durch die unwürdige politische Rolle, die er spielte. Mochten es Seleuciden oder Ptolemäer sein, die herodäische Dynastie oder der römische Landpfleger, welche in Judäa zu gebieten hatten, stets suchten diese vornehmen Priestergeschlechter Fühlung mit den herrschenden Gewalten und überwandten sogar die jüdische Abneigung gegen alles Ausländische, Heidnische. Galt es doch vor allem Bestätigung ihrer Privilegien zu gewinnen, was kümmerte sie dann das nationale und religiöse Interesse des Volkes. Kläglich ist der Anblick, wie diese Aristokraten sich gegenseitig in der Gunst selbst der verhasstesten Herrscher zu verdrängen suchen, ihre Familienzistigkeiten dem Forum derselben unterbreiten und zu jeder Konzession bereit sind, wenn ihnen die Hohepriesterwürde als ein Geschenk der heidnischen Gönner winkt. So hatten sie die edomitische Familie des Herodes unter die hohepriesterlichen Geschlechter aufgenommen, und obgleich das Hohepriesteramt gesetzlich ein lebenslängliches sein sollte, konnte Herodes doch fünf Hohepriester ein- und absetzen, Archelaus drei, der römische Landpfleger Valerius Gratus wieder fünf u. s. f. Dagegen war der nationale Aufschwung der Makkabäerzeit durchaus nicht nach dem Sinn der herrschenden Geschlechter. Sie hatten ja nur zu verlieren, nichts zu gewinnen. Ihre Haltung während des Krieges war eine kühle, ja zweideutige; es fehlte sogar nicht an Verräthern in ihrer Mitte. Die Versuche in späterer Zeit, am römischen Joche zu rütteln, die Messias Hoffnungen zu verwirklichen, fanden an ihnen ausgesprochene Gegner, und damit setzten sie sich nun auch in schroffen Gegensatz zu den religiösen Anschauungen des Volkes.

Aus der Makkabäerzeit stammte jene Partei, die uns unter dem Namen *Peruschim* oder *Perischim* = Phariseer im Neuen Testament entgegentritt. Schon in diesem Namen, der „Abgesonderte“ bedeutet, liegt die scharfe Entgegensetzung gegen alles Unjüdische, Heidenische. Ihr Ideal war ein nationaler Staat, in dem alles, das Kleinste wie das Grösste, streng nach dem Gesetze Moses, sowie dasselbe von den Schriftgelehrten verstanden und fortgebildet worden war, vor sich gehen sollte. Die Partei der Phariseer fiel also zusammen mit dem Rabbinenthum, während umgekehrt die Sadduzäer schon durch ihren Namen, der an jenen Zadok des Ezechiel, den angeblichen Hohepriester des Salomo anknüpfte, sich als die Priesterpartei kennzeichnete. Sie hielten fest an dem geschriebenen Gesetz und wollten keine rabbinischen Traditionen anerkennen. Das Neue Testament enthält mehrfache Beweise, wie diese Schultreitigkeiten selbst im Schosse des Synedriums sich geltend machten. Je mehr der sadduzäische Priester die Bedeutung des Tempelgottesdienstes hervorzuheben suchte, desto grösseren Nachdruck legte der pharisäische Rabbiner auf die Synagoge. Die Heiligkeit des Tempels wagte er zwar nicht anzutasten, aber die Thätigkeit der Priester darin suchte er als Nebensache hinzustellen, die übertriebene Peinlichkeit derselben in ihren liturgischen Handlungen bespöttelte er. Der Ausgang des Kampfes konnte kein zweifelhafter sein. Getragen von der Volksgunst, musste die neue Hierarchie die alte verdrängen, die ja nur die Vergangenheit und die zweifelhafte Gunst verhasster Herrscher für sich hatte. Schon zur Zeit des Josephus war der Sieg der Phariseer ein vollständiger, und ihr Einfluss reichte selbst in den Tempel hinein. Die Zahl der Sadduzäer war durch Uebertritte auf ein Minimum herabgesunken und selbst diese mussten, wenn auch widerstrebend, in allen wichtigen Angelegenheiten den Wünschen der Phariseer sich fügen. Als seit Pompejus dem Grossen die Römer einen mächtigen Einfluss auf das jüdische Reich auszuüben begannen, zweigte sich von dem Hauptstamme der Phariseer noch eine strengere Sekte ab, die sogenannten Zeloten. Wieder andere zogen sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich bloss der frommen Betrachtung hinzugeben: die in der Wüste östlich vom toten Meere lebenden Essener oder Essäer. Als dann die römischen Legionen den Tempel zerstörten, da fiel auch das Gebäude der Hierarchie, das einst so stolz emporgeragt hatte, zusammen. Die jüdischen Priester verschwinden; Angehörigkeit zum Stamme Levi bringt keine Vorrechte mehr mit sich; nur die Synagoge und ihre Rabbinen behalten ihren Einfluss auf das jüdische Leben durch die Jahrhunderte. Als nämlich der alte Mittelpunkt des Zionstempels zerfiel, als Jerusalem durch Titus zerstört, durch Hadrian in eine römische Kolonie umgewandelt, durch Konstantin endlich zur heiligen Stadt der Christenheit erhoben worden war, fand Israel ein neues, nicht minder starkes Vereinigungsband im — *Talmud* (d. h. Belehrung) einem Werke der Rabbinen. Auch nachdem der theokratische Staat untergegangen war und die letzten Zeloten sich in den Abgrund gestürzt hatten, hielten die altgläubigen Juden an den pharisäischen Ueberlieferungen fest und die Zusätze zum

Gesetz, wie sie in der ungefähr 150 Jahre n. Chr. entstandenen Mishna, dem ersten Theile des Talmud, enthalten sind, gehen noch viel weiter als die, welche aus dem Neuen Testament bekannt sind. Judäa entwickelte sich nach innen, wie Rom nach aussen. Dies lässt sich nur verstehen, wenn wir einen Blick auf seine gesetzlichen Einrichtungen werfen, wie sie eben im Talmud niedergelegt sind. Die Bücher des Talmud enthalten das achthundertjährige Geistesleben eines begabten Volkes, ein Leben voll Selbstquälerei und Trauer; es gibt zwei Versionen des Talmud, jene des babylonischen und des jerusalemischen; tiefe Frömmigkeit, himmlisches Vertrauen, edle Dankbarkeit, erhabener Muth, hohe Entschlüsse, kindliche Zärtlichkeit, weithlickende Vorsicht und märchenhafte Sagen spiegeln sich darin neben wildem, unduldsamen, tiefgehenden, rachedürstenden Hasse gegen die Menschheit, eitler Spitzfindigkeit, Stolz und bis zum Wahnsinne gesteigertem Eigendünkel, kriechender Schmeichelei und roher Unverschämtheit, die das, was sie Tugend nennt, hassenswerther macht, als die Laster bescheidenere Völker. Im Uebrigen ist dem Talmud nur die modernere Konstitution Loyolas vergleichbar als Mittel, ein bestimmtes System religiöser Knechtung zu verewigen. Der Talmud erwartet das Kind nicht bloss bei der Geburt, sondern regelt schon im Vorhinein jeden Umstand vom ersten Augenblicke, als er auch nur wahrscheinlich wird. In jedem Verhältnisse des Lebens, jeder Handlung, jedem nur erdenklichen Falle — für Nahrung, Kleidung, Sitte, Rede, Frömmigkeit, Erheiterung — schreibt er fast jedes zu sprechende Wort, fast jeden zu hegenden Gedanken vor. Sein Befehl ist genau, allgegenwärtig, unbeugsam; seine Strenge lässt niemals nach. Er zeigt so recht, wie der Geist des ganzen semitischen Lebens im Abscheu vor Veränderung liegt und wie verschieden die semitischen Begriffe von den unsrigen. Was wir Fortschritt heissen, würden Mose oder Jene, die seine Stelle einnahmen, Verbrechen, was wir Duldsamkeit heissen, sie Idolatrie genannt haben. Zweifelsohne möchte ein genaues Studium des Talmud einige Spuren von Veränderung erkennen lassen, nicht bloss in sprachlicher, auch in dogmatischer Hinsicht, aber diese Veränderung, Fortschritt, wenn man will, geschah sehr langsam, unmerklich wie das Wachsen eines Baumes. Hatte es doch der babylonischen Gefangenschaft bedurft, um die Juden zur Vermischung mit anderen Semiten zu bewegen, um die Jahvehreligion ihren höchsten Entwicklungspunkt erreichen und die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbrechen zu lassen, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob. Und im Ganzen konnte sich das „Gesetz“ selbst, welches der Jude für unabänderlich hielt, nicht jenem höheren Gesetze entziehen, welches das unabänderliche Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, die die Bedürfnisse und Sitten der Menschheit betreffen, regelt. Dieses höhere Gesetz ist das Naturgesetz der Veränderlichkeit oder Entwicklung. Seine lange vitale Kraft hat aber das Judenthum aus der relativen Beständigkeit seines Gesetzes geschöpft. Sie war Ursache, dass seine ganze Entwicklung mit Religion begann und, im Gegensatze zu tausend Analogien, auf Religion beschränkt blieb. Der

Talmud blieb der Rettungsanker für die Trümmer des im Schiffbruche der Zeiten zerschmetterten Volkes Israel, welches nach dem Verlust seiner nationalen Selbständigkeit bis zum heutigen Tag den Muth und die Schwäche besass, niemals mit der Vergangenheit zu brechen, sich selber stets gleich zu bleiben: den Muth, weil es dem unverdienten Hass und den Schmähungen der Welt darob trotzte, die Schwäche, weil es sich dadurch den herrlichen Weg zu gedeihlicher Entwicklung selber versperrte.

Die höchste Bedeutung gewann das Judenthum in der alexandrini-schen Epoche. In Alexandrien fand die Uebersetzung der Septuaginta statt und hier wie an anderen Plätzen Vorderasiens lebten zahlreiche hellenisirende Juden. Bei dem freier denkenden Theile der Nation hatte sich eine Annäherung an griechische Sitte im Gebrauche der griechischen Sprache und in der Nachahmung griechischer Kampf-spiele schon vor der Makkabäerzeit gezeigt, immerhin aber war dieser Hellenismus ein durchaus oberflächlicher. Vielmehr stand der jüdische Semitismus, durch das Pharisäerthum vertreten, dem die Massen des Volkes anhängen, allem griechischen Wesen feindlich gegenüber, wogegen eine Hinneigung zu den im Urgrunde verwandten Lehren der Aegypter bei den Juden deutlich wahrnehmbar ist. Nur die Sekte der Saddu-zäer, eine Handvoll Menschen eiferte gegen die Mystik der an die Unsterblichkeit glaubenden Pharisäer, aber je mehr sie dagegen predigten, desto mehr stürzte sich das Volk in die Arme des Mysticismus, und es steht fest, dass es niemals in Judäa mehr Hysterische, Mondsüchtige und Besessene gegeben als eben zur Zeit jener Glaubenskämpfe. Die Bewegung endete mit dem völligen Austreiben des Hellenismus aus dem heiligen Lande, wo die Pharisäer die Geister in ihrer Gewalt behielten. Bei diesen ist aber keine Spur eines Einflusses der griechischen Philo-sophie nachweisbar. Damit widerlegt sich auch die Ansicht, dass die Unsterblichkeitslehre den Juden durch die Griechen und namentlich durch die Schriften des Plato zugekommen sei.

Die mystische Seite der jüdischen Philosophie fand in Alexandrien eifrige Pflege. Monachismus und Prophetie sind die hervorragendsten Elemente in der Entwicklung der jüdisch-alexandrinischen Lehrsätze; ersterer ein rein intern wirkendes, letztere ein Agens des Proselytismus. Zwischen der Askese, welche die Essäer kennzeichnete, und jener der frühen christlichen Kirche lässt sich eine treffende Parallele ziehen und in den Doktrinen und dem Ritus des jüdischen Mönchsthum, wie es in Alexandrien aus der angestrebten Vermischung jüdischer Weis-heit mit griechisch-heidnischer Philosophie hervorging, lassen sich un-schwer die Vorläufer des späteren christlichen Anachoreten- und Kloster-wesens erkennen.

Aus dem Kampfe endlich zwischen dem jüdischen Monotheismus in der Form des Mosaismus, und dem griechischen Idealismus unter der Gestalt des Neoplatonismus, oder mit anderen Worten aus dem Kampfe zwischen der strengen Rechtgläubigkeit und der freien philo-sophischen Untersuchung brach sich schliesslich die Erkenntniss Bahn, dass wie weit auch durch allerhand Ursachen die Religionen in ihrer

äusseren Form von einander abweichen mögen, sie im Prinzip und im Wesen doch mit einander übereinstimmen, insoferne sie nämlich aus ein und derselben Quelle und zwar aus einem der menschlichen Natur eigenen, mithin allen Menschen gemeinschaftlichen Bedürfniss entspringen; dass folglich trotz äusserlicher Verschiedenheit eine innere Einheit unter ihnen herrsche. Mit der Erkenntniss dieser Wahrheit war aber zugleich das Beil an die Wurzel der polytheistischen und nationalen Religionen gelegt, und sowie später der Islam gleichsam nur eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des Mosaismus war, so ist, genau genommen, das Christenthum selber bloss die gereifte Frucht der sittlich religiösen Entwicklung der Israeliten, gezeitigt unter dem Einfluss des damaligen, in Allem nach Einheit und Universalität strebenden Zeitgeistes.

Auf diese Weise gestaltet sich der monotheistische Gedanke aus einer ursprünglich bloss örtlichen Volksreligion allmählig zu einem weltumfassenden Gottesglauben; aus einem einfachen Bindemittel nationaler Zusammengehörigkeit ward ein Band internationaler Einheit. Das Verdienst aber, zu allererst, wenn auch in beschränktem Umfange, das grosse Prinzip der Einheit und Gleichheit auf religiöser, d. h. auf moralischer Grundlage begründet zu haben, gebührt, wie wir gesehen haben, den Juden und dieser Umstand allein reicht hin, um dem jüdischen Monotheismus für alle Zeiten in der Geschichte der menschlichen Civilisation eine beherrschende Stellung zu sichern.

In der eigentlichen Heimath der Juden, in Judäa, drückte schon seit 37 v. Chr. die Römerschaft, welche 70 n. Chr. endlich das staatliche Dasein vernichtete. Und obgleich der Monotheismus an sich einen stärkeren Glauben erzeugt als der schwache Polytheismus, also eine kräftigere Waffe im Kampfe ums Dasein gewährt, konnten die Juden gegen die Römer nicht aufkommen, weil dieser Vortheil durch andere, den Juden mangelnde Eigenschaften der Römer, wie politisches Verständniss und eine anererbte Disziplin aufgewogen wurde.

Ich habe die flüchtige Rundschau über die den Römern unterworfenen oder benachbarten Völker vollendet, deren Kulturverschiedenheit damals ähnliche Abstufungen darbot, wie heute zwischen dem gesitteten Westeuropäer und dem Südseeinsulaner bestehen. Die Pikten in Schottland, bei denen eine Art von Tättowirung üblich, und die rohen Bewohner der norddeutschen Tiefebene waren Wilde im Vergleich zu den kultivirten Römern, Asiaten und Aegyptern; trotzdem gehörte zweifellos die Zukunft nicht diesen, sondern den Ersteren, so wie in der Regel das Kind die Aussicht hat, den Greis zu überleben. Einstweilen umspannte sie Rom mit schirmendem Arm und es wäre unbillig, zu verkennen, dass sie im Allgemeinen sich wohl dabei befanden.

Rom's Niedergang.

Sittliche Zustände des verfallenden Reiches.

Das Gesetz des Blühens selbst ist es, was zum Welken führt. So war es überall und wird es immer sein. Nimmer kann sich die menschliche Gesellschaft den Einflüssen der grossen Naturgesetze entziehen, denn sie selbst ist eine Fortsetzung der Natur, ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen. Ist der Untergang der alten Kultur ein Vorgang, dessen ernste Räthsel zum Theil noch ungelöst sind, so müssen wir, um Licht in das Dunkel zu bringen, zunächst den dabei wirksamen natürlichen Kräften nachspüren. In der Natur verläuft bekanntlich die Periode des Welkens, Verblühens viel rascher, als jene des Wachstums, am kürzesten aber währt die Blüthezeit. Mit dem Schlusse des II. Jahrhunderts etwa hebt der Niedergang, die Periode des Abblühens der antiken Kultur an, den Zeitgenossen freilich noch unmerklich, denn die Verfeinerung der Lebensgenüsse ist eher noch im Steigen als im Sinken. Sichtlich verfällt nur die Kunst seit der Mitte des II. Jahrhunderts und sinkt allmählig bis zu grösster Rohheit und Geschmacklosigkeit herab. Die Bildwerke des IV. Jahrhunderts, nach Konstantin dem Grossen, zeigen diesen tiefen Verfall: die Figuren sind sehr plump, von zu kurzer Proportion mit unförmlich grossen, runden Köpfen, glotzenden Augen, ohne Ausdruck und Leben; ein Gleiches zeigen die Münzen. In den Provinzen, wo die Kunst ohnedies unter der Hand geringerer Künstler und bei mehr handwerksmässigem Betriebe einen derberen Charakter annahm, sind diese Stylunterschiede noch auffallender. Doch lassen sich aus dem Kunstverfalle noch keine ungünstigen Rückschlüsse auf die allgemeinen Kulturzustände machen, da dieser den Edothen grösster Kulturentfaltung stets voranzueilen pflegt.

Der Untergang der antiken Welt, sehr irrthümlich mit dem krachenden Einsturz eines morschen Gebäudes verglichen, vollzog sich in der That in sehr geräuschloser, fast unmerklicher Weise. Italiens innere Verhältnisse waren schon am Ende der Republik trostlos genug. Zweifelsohne würde der allgemeine Zersetzungsprozess weit schneller vor sich gegangen sein, hätte nicht die grossartige und streng geordnete

Centralisation der Cäsaren dem Uebel die Waage gehalten und sogar eine materielle Blüthe an der Grenze des allgemeinen Verfalls hervorgerufen. Das Kaiserthum an sich ist für den Verfall von Reich und Volk nicht verantwortlich. Gewiss verdienen viele der damaligen Lenker des Staates nicht die Sympathien der Nachwelt, gewiss schwelgten sie in Laster und Ausschweifung, gewiss übten sie Willkür, Gewalt und Grausamkeit, dies Alles kann unbedenklich zugegeben werden; unwahr ist nur, dass dieses den Untergang verschuldet; unkritisch und einseitig ist es zu sagen, das Alleinherrscherthum, wie es bestand, habe weder die Festigkeit noch die innere Ruhe des Staates hergestellt, es habe statt einer Neubegründung der sittlichen Ordnung vielmehr die alte Römertugend so vollständig vernichtet, dass in dieser Zeit auch die letzte Spur davon verschwunden war. Das Alleinherrscherthum hatte vielmehr die Festigkeit und Ruhe hergestellt, so lange dies überhaupt möglich; es konnte die sittliche Ordnung nicht neu begründen, weil sittliche Ordnung von selbst aus dem Volke entsteht, nicht von oben her begründet werden kann; es hat endlich die alte Römertugend nicht vernichtet, weil diese längst vor den Cäsaren dahin war. Die während der Republik begonnene Unterjochung und Verschmelzung zahlreicher, von Grund aus verschiedenartiger Völker und Stämme mit spezifischen Formen der Moral hatte die sittlichen Grundsätze selbst in Verwirrung, die gerade durch diese Vermengung fortschreitende Civilisation den Skeptizismus und die Einführung fremder Kulte gebracht, und eben dadurch die mit dem altrömischen Lokalpatriotismus und der heidnischen Religion eng verschmolzene alte Römertugend vernichtet. Diesen unabwendbaren Prozess vermochte das Kaiserthum weder hervorzurufen noch zu verhindern; es hat ihn nicht einmal beschleunigt, eher verlangsamt. Die eigentliche Kaiserzeit, die nachcäsarische Epoche hat die räumliche Ausdehnung des Weltreiches relativ nur wenig erweitert. Die Grundursachen des Verfalles waren schon seit früher wirksam. Das Zusammenhalten der so heterogenen Elemente erforderte eine stramme Centralisation, und diese wieder wirkte bei Siegern und Besiegten in moralischer Hinsicht auflösend und zerstörend. Wo ist aber der „normale Gesellschaftszustand“, der es vermag, die Tugenden der untergehenden Gesellschaftsform ohne weiteres mit neuen zu ersetzen? Dazu gehört vor Allem Zeit und in der Regel auch das Aufkommen eines neuen populären Typus für die Verschmelzung sittlicher Grundsätze mit sinnlichen Elementen und phantastischen Zuthaten. Derselbe Prozess der Akkumulation und Koncentration, welcher die antike Kultur auf ihre Höhe brachte, war auch die Ursache ihres Verfalls, d. h. es fügt auch hier sich wieder ungezwungen und mit nothwendiger Natürlichkeit Glied an Glied in der Kette römischer Kulturentwicklung. Die Naturanlagen des ursprünglichen Römerthums hatten dieses mit einer Reihe kriegerischer Tugenden ausgestattet, einerseits das Fundament seiner Grösse, andererseits die Ursache seines Unterganges. Die kriegerischen Tugenden erstarken in der Armuth der ersten Zeit — und halfen zum Siege; die Siege weckten die Eroberungslust, die Eroberungslust führte zu

endlosen Kriegen und räumlicher wie ethnischer Erweiterung, letztere zu unausweichlichen Blutvermischungen, diese zur Verwischung der nationalen Unterschiede in Sitten, Glauben, Anschauungen, Kunst, Wissenschaft, theilweise selbst in Sprache, womit zugleich nothwendigerweise die Vernichtung gerade dessen verknüpft war, was das Erreichen dieses Zieles ermöglicht hatte, die Einfalt und Sittenstrenge des altrömischen Charakters mit seinen Vorzügen und Tugenden. Das Volk, zur Zeit der Bürgerkriege ethnisch schon kein altrömisches mehr, konnte auch keinen altrömischen Charakter, keine altrömischen Tugenden mehr besitzen; diese waren fort und mussten in dem Maasse verschwinden, als sich das altrömische ethnische Element verflüchtigte. Noch weniger konnten die Römer der Kaiserzeit Römer sein, ja sie mussten es täglich, stündlich weniger werden. Die fortschreitende Civilisation riss die Schranken der Nationalität, der Standesvorrechte, der Vorurtheile, des Glaubens nieder, Hand in Hand damit aber die Säulen des Charakters und der alten Tugenden. Wie weit die Amalgamirung im römischen Weltreiche gediehen, bezeugt nicht bloss die Verschmelzung der zahlreichen verschiedenen Kulte, sondern auch, dass nunmehr viele Männer den Thron bestiegen, die gar keine Römer waren. Eine Betrachtung der römischen Kaiserbildnisse ergibt, dass, abgesehen von der julisch-claudischen Dynastie, sie überraschend wenige Köpfe echt römischen Charakters aufweisen. Die Ursache liegt theils in den Zeitverhältnissen, theils aber auch daran, dass ein grosser Theil der nach-neronischen Herrscher ausseritalischen Ländern angehörte¹⁾. Wenn aber die Konsanguinität in der ersten Dynastie Unheil angerichtet hatte, so zeigten die letzten Kaiser nicht, dass die Blutmischung regenerirend gewirkt hätte. Wohl aber ergibt die Möglichkeit eines solchen Wechsels in der Nationalität der Herrscher deutlich, wie der Begriff des Römerthums, indem er zu einem kosmopolitischen geworden, im Volke selbst nicht mehr lebte. Der Amalgamirungsprozess war ein vollständiger; ihn zu hindern hätte die Demokratie, ohnmächtig schon

1) Trajan war zu Italica in Spanien geboren, wo sein Vater durch Adoption in die seit lange dort ansässige Familie der Ulpier aufgenommen war. Hadrians Geschlecht war in derselben Stadt seit dem zweiten punischen Kriege ansässig, nachdem es aus Hadria in Picenum dorthin übersiedelt war. Antonius Pius gehörte einer aus dem südlichen Gallien stammenden Familie an, die des Marc Aurel war wieder in Spanien heimisch. Pertinax war ein Ligurer, Didius Julianus hatte zum Grossvater den aus Afrika stammenden grossen Juristen Salvius; in demselben Lande stand auch die Wiege des Septimus Severus. Caracalla hatte von mütterlicher Seite syrisches Blut in den Adern; über Elagabals Nationalität endlich wird sich so wenig als über die des Commodus etwas sicheres feststellen lassen, denn es gab in Rom Sklaven und Gladiatoren jedes Stammes. Noch schlimmer kam es später, wo die Ausländer auf dem Kaiserthron fast zur Regel wurden; so z. B.: Alexander Severus ein Phöniker, Flavius Sulpicius Severus ein Illyrier, desgleichen Claudius II., Maximinus ein Thraker, M. Aurelius Valerius Maximianus, Flavius Valentinianus, Valens und Probus, alle vier Pannonier; auch C. Galerius Valerius Maximianus stammte aus den Donaugegenden; selbst die leuchtendsten Namen machen keine Ausnahme. Diokletian war ein Dalmatier, Konstantin d. Gr. ein Märier und Theodosius d. Gr. ein Spanier.

das kolossale Gebäude nur zu erhalten, eben so wenig vermocht, als das Cäsarenthum. Rom's Stern war am Sinken, der Ruin nicht mehr aufzuhalten.

Ruhige Erwägung lehrt unwiderlegbar, dass die grosse Umwälzung jener Zeit nicht aus den oberen, sondern aus den unteren und mittleren Schichten der Weltbevölkerung, aus den Volksmassen zu erklären ist, denn sie vor Allem waren in ihrem Wesen durch den Amalgamierungsprozess betroffen worden. Die Ausartung des Volkes war so gross, dass es sich nach einem Nero zurücksehmte, der ja — man vergesse dies nimmer — ein bei den Massen populärer Herrscher gewesen. Sie gebaren die Cäsaren und es ist daher nicht zu wundern, gemeine Laster auf dem Throne zu sehen. Aus einer bestimmten sozialen Klasse gingen die jeweiligen Herrscher längst nicht mehr hervor; es gab keine Klasse mehr, die eine solche Macht besessen hätte. Eine gewisse gefährliche Halbbildung erstreckte sich gleichmässig über Arme und Reiche, die zwei einzigen damaligen und stets unverwüthlichen Standesunterschiede. Adel und Priesterschaft hatten längst ihren Einfluss eingebüsst; am mächtigsten blieb natürlich noch das Heer, das aus Söhnen aller erdenklichen Länder zusammengewürfelte ¹⁾ Prätorianerthum, das nicht versäumte, seinem Einflusse auf die Thronbesetzung Geltung zu verschaffen. Wer die Macht hat, beutet sie aus, und die meiste Macht lag eben bei den Truppen, freilich nur deshalb, weil sie ihnen von Niemanden streitig gemacht ward. Die Truppen aber nahmen bei Erhebung ihrer Kaiser keine andere Rücksicht als jene, auf deren persönliche Beliebtheit, ohne nach Herkunft, Geburt, Vermögen oder Talent zu fragen. Manche Cäsaren dieser späteren Zeit waren, wie Diokletian, Maximian, Probus, von durchaus dunkler, niedriger Herkunft, Leute, wie sie die Demokratie nicht anders verlangen konnte. Wenn nun berichtet wird, dass mit wenigen Ausnahmen alle römischen Kaiser Päderasten waren, wenn erzählt wird von den sinnlichen Lüsten eines Maximin, eines gemeinen Thrakers, so illustriert dies nicht etwa die Verworfenheit des Cäsarenthums, sondern die Zustände der Gesammtheit, die solchen Lastern fröhnte. Päderastie ging bei den hochgesitteten und demokratischen Hellenen nach dem peloponnesischen Kriege, also noch vor Vernichtung der republikanischen Freiheit, im höchsten Schwange und ward mit zunehmender Gesittung immer mehr gepflegt. Wie so viele andere Laster hatten die Römer sie von den Griechen überkommen, und die steigende Kultur lockerte die Sitten in sinnlicher und geschlechtlicher Beziehung immer mehr; die Prostitution erreichte eine Höhe wie früher in Korinth

1) Bis auf Septimius Severus rekrutirten sich die Prätorianer nur aus Italien, Spanien, Makedonien und Noricum. Ein unlängst zu Rom gefundener Inschriftenstein aus dem Jahre 187 und 188 belehrt uns jedoch über die Heimat zweier Prätorianer, deren einer aus Coropassus in Licaonien, der andere aus Germanicopolis am kleinasiatischen Hellesspont stammte. (*Bullettino della Commissione archeologica municipale*. Roma 1872. 8^a. S. 15—16.)

und Athen¹⁾, und in ihrem Gefolge traten jene Laster auf, die wir, obwohl durchaus kein spezifisches Erzeugniss der Kultur, unnatürliche nennen. Die Ausdehnung der Prostitution aber war eine unmittelbare Folge der durch die ethnische Amalgamirung hervorgerufenen Zerrüttung des ehelichen Lebens, schon in den letzten Epochen der Republik. Die Ursachen von damals dauerten fort und das Uebel musste nur noch schlimmer werden, je inniger durch die gesteigerte Civilisation die Beziehungen zum Oriente sich gestalteten, dem alten Herde geschlechtlicher Ausschweifungen. Nicht ohne Grund untersagte der Deuteronom die Prostitution den Söhnen und Töchtern Israels. „Niemals“, sagt Soury, „gab es eine Rasse mit wollüstigerem Temperament; sie vereinigt in sich die Natur der Taube und des Fisches hinsichtlich ihrer Geilheit und ihrer enormen Fruchtbarkeit. Es ist zum Wundern, dass sie noch nicht die ganze Erde bedeckt hat. Die Jüdin besitzt eine naive Schamlosigkeit, ihre Lippe röthet sich vor Verlangen, das feuchte Auge leuchtet seltsam im Dunklen. Wahnsinnig vor Lust, stolz auf ihre Triumphe oder einfach katzenartig und schmeichelnd, ist sie immer das „unersättliche“ Geschöpf, das Weib „mit sieben Teufeln“, von dem die Schrift spricht, eine Art Glühofen, an dem der blonde Germane wie Wachs zerschmilzt. So viel an ihr lag, hat mit ihren geschmeidigen aber nervigen Armen die Syrierin die letzten erschöpften Söhne Griechenlands und Roms in die Grube gezerrt. Wer beschreibt aber die Grazie und das verlangende Schmachten dieser syrischen Mädchen, ihre grossen schwarzen umrandeten Augen, die dunklen und warmen Töne ihrer Haut? Alle Dichter der Verfallsepoche, Catull, Tibull, Propertius besangen dies seltsame Geschöpf. Sieht man sie so sanft und bescheiden, gebeugt und gleichsam wie niedergedrückt durch ein geheimes Weh, ihre Babuschen über die Steinplatten eines Gynäceums schleifend, man hielte sie für eine stupide Sklavin. Oft, wenn ihr Auge wie verloren in lange Betrachtungen stiert, meinte man, sie habe zu leben aufgehört, wäre nicht ihr Busen, der sich wogend hebt, ihr Auge, das sich entzündet, ihr fliegender Athem, ihre Wangen, die sich mit brennendem Roth überziehen. Die Träumerei, welche zur Wirklichkeit wird durch eine unvergleichliche Macht der Beschwörung und des Verlangens, das ist die heilige Krankheit, welche Dank Maria von Magdala der Welt das Christenthum gegeben hat; das hat jedenfalls aus der Syrierin das köstlichste Lustwerkzeug geschaffen, welches je ein verliebter Poet im Traume sich wünschen konnte. Wenn die Wuth ihrer Sinne besänftigt war, verfielen sie in eine unendliche Erschlaffung, und während das Antlitz von unfreiwilligen Zähren überströmte, stiess der Mund jene schmerzgetränkten und mystischen Klagen aus, von welchen wir ein Echo in den Litaneien des Tammuz wieder-

1) Vgl. Dufour, *Histoire de la Prostitution*. II. Bd. S. 303–352, der das Leben der Cäsaren gerade von dieser Seite sicherlich in kein günstiges Licht stellt. Ueber das sonstige Leben der Frauen siehe den betreffenden Abschnitt bei Friedländer, *Sittengeschichte Rom's*. I. Bd. S. 263–326, bei Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 225–307.

finden. Diese kränklichen, fiebernden Mädchen waren sehr intelligent und von vollendeter Geschicklichkeit. Gestern Sklavinnen, heute Königinnen. Wie die Sulamith des Hohen Liedes, verbanden sie trefflich den tiefen Instinkt der Wollust mit praktischem Geschäftssinne. Selbst schwelgend inmitten der Raffinements der unerhörtesten Lust, bewahrten sie immer etwas Ernstes, Religiöses, welches aus den Weibern dieser Rasse die wahren, die einzigen Priesterinnen der Liebe machte.“¹⁾

Uebrigens ist es ein sehr gewöhnlicher, aber doch ein Irrthum, zu glauben, weil die Römer aus sittenreinen Gewohnheiten in der Kaiserzeit zu unnatürlichen Genüssen herabsanken, dass das Vorkommen solcher Gewohnheiten Gesunkenheit bezeichnen müsse. Wer nur ein wenig mit den Berichten der spanischen Entdecker vertraut ist, der weiss recht gut, dass viele amerikanischen Menschenstämme, von denen man vor Zeiten annahm, sie hätten das Bild des Paradieses vor dem Sündenfall bewahrt, Verfeinerungen kannten, die selbst den Römern unbekannt waren, als Tiberius auf Capri verweilte, und den Byzantinern zur Zeit, wo Theodora, die Gemahlin des Kaisers Justinian, noch mit Schauspielerbanden umherzog²⁾. Auch sonst beweisen zahlreiche Beispiele, dass der sogenannte Naturmensch durchaus nicht frei von Verirrungen im Geschlechtsumgang sei. So ist z. B. unter den tatarischen und mongolischen Völkern die Sittenlosigkeit viel grösser als bei den kultivirten Chinesen. Bei ihnen, wie bei den meisten Hirtenvölkern, bestehen alle Gattungen widernatürlicher Unzucht³⁾. Geschlechtliche Ausschweifungen werden uns auch von den Itonomas, in der Provinz Moxos, von den Charruas und den Guanäs in Südamerika berichtet⁴⁾. Dagegen zeichnen sich die Gés, welche in Bezug auf materielle Civilisation auf einer der tiefsten Stufen der Brasilianer stehen, durch Reinheit der Sitten in der Familie aus⁵⁾.

Oekonomische Verhältnisse.

Drei Hauptursachen, welche den Untergang der römischen Gesellschaft herbeigeführt haben, werden nebst dem allgemeinen Sittenverfalle genannt: die Latifundienwirtschaft, das Auftauchen des Christenthums, der Hereinbruch der germanischen Barbaren.

Wie der Sittenverfall war das ökonomische Uebel, dem das Reich erlag, schon vor dem Kaiserreiche ausgebildet; zu Sulla's und Marius' Zeiten hatte die Latifundienwirtschaft, die Konzentrirung des Grundeigenthums in wenigen Händen schon begonnen. Zuletzt gab es nur

1) Jules Soury, *Etudes historiques sur les religions, les arts et la civilisation de l'Asie antérieure et de la Grèce*. S. 75—76.

2) Peschel im *Ausland* 1867. S. 867.

3) *Ausland* 1868. S. 61.

4) Thomas J. Hutchinson, *The Paraná; with incidents of the Paraguayan war and South American recollections*. London 1868. 8°. S. 34. 48. 64.

5) *Ausland* 1867. S. 869.

grosse Gutsbesitzer und besitzlose Sklaven und Kolonen, welchen letzteren an der Sicherheit des Reiches nichts gelegen war. In Italien verfiel der Ackerbau mit den ihn begleitenden Lebensgewohnheiten rasch und unabwendbar. Der bauerliche Eigenthümer gerieth bald hoffnungslos in Schulden; er hörte endlich auf, Eigenthümer zu sein, und sah sich durch die Sklavenarbeit von der Stellung eines verdungenen Geldarbeiters ausgeschlossen; damit hörte der Feldbau in Italien fast ganz auf; der Acker verfiel der Verödung oder wurde von Sklaven bebaut oder in Weideland verwandelt, und der freie Bauernstand verschwand von grossen Länderstrecken ganz und gar. Italien, das einst die entferntesten Provinzen mit Korn versorgte, war bereits unter Claudius Herrschaft für die unbedingten Lebensbedürfnisse von Wind und Woge abhängig. Dafür warfen die Kriegskontributionen und der Tauschverkehr ungeheure Massen Getreide aus den fruchtbarsten Ländern auf den römischen Markt und kaufte man diese hier wohlfeiler, als man es selbst baute. Aus den Aeckern entstanden herrliche Parkanlagen und Weideland, welche beide nicht mehr so vieler Arbeitskräfte bedurften wie das Ackerland. Das überschüssige Landarbeiter-element zog in die Hauptstadt, wo unentgeltliche Kornvertheilungen stattfanden, und vermehrte dort das Proletariat, mit dessen Wachsen die Gesundheit der staatlichen Existenz zu Grunde geht. Aber nicht nur der Ackerbau sank immer tiefer, auch die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpfte sich immer mehr, und die einst so schönen Waldungen Italiens verschwanden, ein Phänomen, das Trockenheit des Bodens und Unfruchtbarkeit im Gefolge hat¹⁾ aber mit dem Fortschritte der Civilisation eng verknüpft ist. An Beidem trägt übrigens der Mangel an naturwissenschaftlicher Kenntniss mehr Schuld, denn irgend ein politisches System.

Der Ruin der Landwirthschaft, der einzigen Grundlage der alt-römischen Gesellschaft, hing zunächst mit den Veränderungen zusammen, welche diese Gesellschaft selbst durchlief. Selbst in den ältesten Zeiten hat es nämlich bei den Römern eine wirkliche ländliche Bevölkerung niemals gegeben; alles Ackerland gehörte stets einem städtischen Gemeinwesen, einer *civitas*, und der Bauer war immer Bürger der *Civitas*, von der ein *vicus* oder Dorf allemal nur einen integrierenden Theil bildete. Die Politik des Kaiserthums war, trotz der zahlreichen Konfiszirungen von Privatgrundbesitz, diesem nicht feindselig, vielmehr hörte letzterer während des halbtausendjährigen Bestehens der römischen

1) Siehe Dalmatien und die Insel Cypern. Durch die Wälder werden die wässerigen Niederschläge länger feucht erhalten und dringen daher langsamer aber wirksamer in den Boden ein; es ist aber ein weitverbreitetes, volksthümliches Missverständniss, dass durch Ausrottung der Wälder die Menge der Niederschläge selbst sich vermindert habe. Paschel zeigt (*Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde*. Leipzig 1876. 8o. 2. Aufl. S. 190—191), dass die Abwaldung nur eine andere Vertheilung der Regenmenge bewirken könne. Doch hält Grisebach, *Die Vegetation der Erde*. I. Bd. S. 83—85, die gegen-theilige Ansicht aufrecht. Wie aber unter allen Umständen die Entwaldung eine unabweisliche Folge der Kultur ist, zeigt das Beispiel der mit Riesenschritten vor sich gehenden Entwaldung in den Vereinigten Staaten.

Imperatoren nicht auf zu wachsen auf Kosten der Staatsdomänen; ja am Ende des Kaiserreiches befand sich eine weit grössere Menge Landes im Privatbesitz als zuvor; dieser hatte sich allenthalben gekräftigt unter wachsendem gesetzlichen Schutze, und man hätte also eine Zunahme der allgemeinen Bewirthschaftung annehmen sollen. Wenn nun gerade das Gegentheil der Fall, so zeigt sich wieder, dass der Ursprung sozialer Erscheinungen nicht in der Regierung zu suchen; die Gewalt ist eben so unfähig sie einzusetzen, als die Regeln der Vernunft, sie zu schaffen. Alleinigen Ausschlag geben die Interessen. Sie rufen die sozialen Einrichtungen hervor und entscheiden allein über die Art, wie ein Volk regiert wird. Nur die Interessen schufen neben dem einzig gesetzlich anerkannten und beschützten Privatgrundbesitz das gar nie gesetzlich anerkannte und später doch so hohen Einfluss übende *beneficium* oder *precarium*.

Das Benefizium war die Anlehnung des Schwachen an den Starken, des Armen an den Reichen; es war die vom Reichen aus freien Stücken, jedoch auf Bitte des Kompetenten, erfolgte Ueberlassung eines Grundstückes für so lange, als es dem Eigenthümer beliebte. Das Benefizium war keine Schenkung, es war einfach eine Wohlthat; es konnte nie in den Bereich der Gesetzgebung fallen. A bittet den B um Ueberlassung eines Grundstückes. A besitzt keinen Rechtsgrund für seine Bitte; ihre Erfüllung hängt von B's Grossmuth ab. B gewährt die Bitte aus keinem anderen Grunde, als weil er eben will; will er nicht, gewährt er sie nicht. Es ist also eine Wohlthat, die er dem A erweist und jeden Augenblick zurückziehen kann. Natürlich belässt B den A auf seinem Grunde nur so lange, als A es durch sein Benehmen zu verdienen scheint; für dieses Benehmen, das keine Aufzeichnung normirt, gibt es nur einen Beurtheiler, den B. A ist also dem B gegenüber mehr gebunden, als durch irgend welche kontraktliche Verpflichtungen, er hängt lediglich von dessen Gnade ab. Ein solches Verhältniss zieht naturgemäss auch die persönliche Unterordnung des Mannes nach sich; ist sie auch nirgends bestimmt ausgedrückt, sie besteht nichts desto weniger. Das Precarium war eine uralte Einrichtung der römischen Gesellschaft, gewann aber erst in den letzten Jahrhunderten an Bedeutung. Die kaiserlichen Gesetze lassen dies freilich nicht erkennen, aber aus den Schriften eines h. Augustin, Salvian und Sidonius Apollinaris geht es unzweifelhaft hervor. Es wäre übrigens der menschlichen Natur zuwider, wenn das Benifiz reine Wohlthat, die Nutzniessung desselben unentgeltlich geblieben wäre. Freilich konnte ein solches Entgelt nicht schriftlich stipulirt werden, weil sich dadurch sofort das Benefiz in einen Kontrakt verwandelt hätte, was ja gerade vermieden werden sollte. Allein der Gewährende fand wohl stets Mittel und Wege, eine Entschädigung zu erlangen; so ward denn das Precarium fast stets ein Handel, in mancher Beziehung der Miete ähnlich. Diese Benefizien oder Precarien waren es nun, die hauptsächlich zur Ausdehnung der Latifundien beitrugen. Im III. Jahrhunderte war nämlich die freie Pachtung so ziemlich verschwunden, der Pächter zum Leibeigenen des Grundbesitzers geworden; Pächter sein war mit Kolone

fast gleichbedeutend; solcher Verwechslung setzte man sich beim Precarium nicht aus; zudem war die Freiheit des Bittestellers immerhin gewährleistet, denn er konnte jeden Augenblick auch seinerseits auf das Benefizium, auf die Wohlthat Verzicht leisten, wollte ihm sein Herr etwa unangenehme Verpflichtungen auferlegen. Der Rücktritt vom Benefizium entband natürlich von allem Weiteren. Es geschah nun alsbald, dass kleine Grundbesitzer, sei es, um den Steuern zu entgehen, sei es, um den Rechtsschutz irgend eines Mächtigen zu genießen, ihr eigenes kleines Grundstück demselben schenkten, um dasselbe aus seinen Händen als Benefizium wieder zu erhalten. Mit anderen Worten, der kleine freie Grundbesitzer entsagte freiwillig seinem Besitzthume, um sich zum unfreien Knechte des reichen Grossgrundbesitzers zu machen. Da ein Benefizium selbstverständlich nicht erblich war, beim Tode des Benefizianten an den wahren Besitzer zurückfiel, erkaufte also der Vater seinen Schutz mit der Besitzlosigkeit des Sohnes. Ohne Sklave zu sein, hing er doch in allen Dingen von der Willkür Jenes ab, der sein Benefizium jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Der Benefiziant war weder ein Sklave, noch ein Kolone, noch ein Pächter; man nannte ihn oft ein Clienten, schon könnte man ihn einen Leibeigenen nennen. In wenigen Jahrhunderten sollten die Gesetze ihm seine Stellung bezeichnen; Sitte und Nothwendigkeit thaten es schon jetzt.

Durch solchen Hinzutritt zahlreicher Kleingrundbesitzer schwollen begreiflicherweise die Latifundien immer mehr, während die Masse der eigentlichen Grundeigenthümer immer mehr schmolz. Ein solcher Vorgang ist nur erklärlich in einer Kultur, welche wie die römische und griechische, niemals den Mobilienreichthum ausgebildet hat. Ein grosses Vermögen und das damit verbundene Ansehen waren im Alterthume anders als in Liegenschaften nicht denkbar; aus dem Handel, der Industrie, den Gewerben hatte die antike Civilisation niemals das Hervorgehen eines einflussreichen geachteten Standes gestattet. Der Handelsmann, der Banquier, der Industrielle konnten wohl individuell sehr reich sein¹⁾, sie bildeten aber nicht wie heute einen sozialen Faktor, eine Interessengruppe, mit der man rechnen musste oder die gar einen Einfluss auf die Regierung ausgeübt hätte. Desswegen hatten die Völker des Römerreiches auch andere Bedürfnisse wie wir und verlangten niemals nach den Einrichtungen, welche den modernen Nationen nothwendig geworden. Eine Beurtheilung der damaligen Institutionen nach heutigem Maassstabe ist daher einfach thöricht.

1) Die grössten Vermögen des römischen Alterthums betragen 60 Millionen Mark; in ihrem Besitz waren der Augur G. Lentulus, ein geschickter Financier, und der freigelassene Nero's, Narcissus. Das bedeutendste, aus der antiken Welt bekannt gewordene Jahreseinkommen ist wohl jenes der reichsten römischen Patricier Anfangs des V. Jahrhunderts: etwa 4000 Pfund Gold baar und Naturalien im Werthe des dritten Theiles dieser Summe, im Ganzen also 4,872,000 Mark.

Aufkommen des Christenthums.

Zu den sichtlich begünstigten Völkern des Römerreiches gehörten die Juden; ihre Klagen fanden stets Berücksichtigung, ihre Fürsten waren an der Cäsarentafel stets willkommene Gäste, ihre Religion war als *religio licita* vom Staate anerkannt und in allen grossen Handelsplätzen im Osten und Westen besaßen sie ihre eigenen Viertel, ihre *Ghetto's* unter dem Schutze des Reiches. Tiefer Friede beglückte die Gestade des Mittelmeeres von den Säulen des Herkules bis zu den ägyptischen und phönikischen Häfen, als von der Mitwelt unbeachtet bei dem kleinen Volke in Judäa eine geistige Bewegung aufkeimte, für die spätere Kulturentwicklung der Menschheit von der allerhöchsten Bedeutung. Kulturhistorisch ist es durchaus belanglos, von wem diese neue Erregung der Geister ursprünglich ausgegangen, da aber die menschliche Natur für Alles einen fassbaren Umfang liebt und sucht, so ward später, wie in China Kon-fu-tse, in Indien Buddha, in Persien Zarathustra, Jesus als Urheber der neuen Lehre gefeiert. Gänzlich gleichgiltig ist es auch, ob diese Namen wirklich historische Persönlichkeiten bekleiden oder nur Personifikationen bestimmter Ideenkreise sind. Dass für einige dieser Personen erhebliche historische Zweifel bestehen, ist bei der Unmöglichkeit, die Geburt neuer Ideen zu belauschen, begreiflich. Das Wirken aller Religionsstifter beschränkte sich fast nur stets darauf, die zerstreut schon so zu sagen in der Luft liegenden¹⁾ Ideen klar zu erfassen und zu einem Systeme zu gestalten. Wir sind von einem englischen Orientalisten belehrt worden, dass bereits in den älteren Schichten des Talmud die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbreche, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob, und aus der es seit mehr als achtzehn Jahrhunderten seine besten Kräfte geschöpft hat. Jene talmudischen Stellen aber stammten aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, der Mühseligkeit und Beladenheit, und es war die läuternde Kraft des eigenen Unglücks, die gerecht und weich, die zart und liebevoll gegen Andere stimmte. Durch die vielfachen Berührungen der Hebräer mit fremden Nationen, hauptsächlich Griechen und Aegyptern, waren fremde Ideen in das sonst in sich verschlossene Volk eingedrungen und der alte Glaube untergraben worden. Das Bedürfniss einer Reform mochte in, wenn auch engem Kreise empfunden werden und die dazu dienlich erscheinenden Ideen konzentrirten sich in dem Namen Jesus, sei dieser nun eine mythische oder geschichtliche Person²⁾.

1) Ich verahre mich im voraus gegen etwaige Konsequenzen, die man aus diesem rein bildlich gebrauchten Ausdrucke ziehen könnte.

2) Ernest Renan in seinem *Vie de Jésus*, Paris 1863. 8^e., ist wohl bis an die äussersten Grenzen dessen gegangen, was sich zugeben lässt, um den historischen Charakter Jesus' zu retten. Ich betrachte es nicht als eine hieher gehörige Aufgabe, die Glaubwürdigkeit der Quellen über das Entstehen des Christenthums zu untersuchen, v. Heilwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. I.

Der Ursprung der neuen Lehre ist dunkel; Jesus hat so wenig Schriften hinterlassen als Sokrates, mit dem er vielfach vergleichbar ist, und begreiflicherweise wurde die neue Ideenrichtung erst bemerkt lange nachdem sie zum ersten Male ausgesprochen. Ob daher die christliche Lehre anfänglich nur einige Modifikationen im Judenthume bezweckte oder, was kaum denkbar, als Weltreligion geplant ward, lässt sich nicht feststellen, ändert auch nicht das Geringste an ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Diese beeinträchtigt nicht einmal die Beobachtung, dass unter den Morallehren des älteren Christenthums nicht eine wirklich neue zu nennen, die nicht schon früher ausgesprochen und bekannt gewesen wäre. Das Christenthum kam in der That nicht unvorbereitet; schon Epikur, Musonius und Seneca¹⁾ hatten zum Theil die reineren Grundsätze der Sittlichkeit vertreten, welche das Christenthum lehrt; selbst das Entgegenkommen griechischer Religionselemente gegen das Christenthum ist nicht unwahrscheinlich, und im Buddhismus wie in der Lehre Laotse's bemerken wir manch auffällige Aehnlichkeit mit den leitenden Gedanken des Christenthums; die Stoiker hatten schon das Wahngelbde von „allgemeinen Menschenrechten“ ersonnen, die Perser endlich besaßen eine dogmatische, fast monotheistische und weise organisirte Religion, der unbedingt die höchste Vollendung unter allen Glaubensbekenntnissen des Alterthums innewohnte; hätte das Christenthum nicht als Weltreligion die Völker erobert, so wäre der persischen Lichtlehre ohne allen Zweifel neben dem Judenthume die Konversion des Abendlandes gelungen, aber keines dieser Glaubenssysteme hat auch nur annähernd die Stelle einzunehmen vermocht, die das Christenthum in kurzer Zeit sich eroberte.

Das Semitenthum, in dessen Mitte die christliche Lehre erstand, verhielt sich von vorn herein ablehnend; so fand der bei Ariern erstandene Buddhismus fast nur bei nicht arischen Völkerschaften Anklang, und selbst der spätere Islâm zählt seine meisten Bekenner unter nichtsemitischen Stämmen. So waren es besonders die europäischen Arier, welche das von den Semiten verschmähte Christenthum ergriffen und zur Weltreligion erhoben. In vier kühnen Sprüngen gelangte es von Jerusalem nach Antiochia, von Antiochia nach Ephesus, von Ephesus nach Korinth und von Korinth nach Rom, dem Mittelpunkt antiker Gesittung. Und wie stets neue Glaubensformen die untersten Schichten der Gesellschaft zuerst ergreifen, so waren auch hier Leute aus dem niedersten Volke die Träger der christlichen Idee. Ueber die Ausbreitung derselben im römischen Weltreiche sind wir leider sehr

da hier nur sein Wachsen, seine Verbreitung und seine Wirkungen interessiren können; ich überlasse also die Evangelienkritik Anderen, und begnüge mich zu erinnern, dass die englische darin minder skeptisch ist als die Tübinger Schule, ja selbst als Renan. Dass auf diesem Gebiete noch Vieles sehr dunkel ist, bedarf keiner Erwähnung.

1) Ueber Seneca sind die Ansichten sehr getheilt. V. Duruy (*Histoire des Romains*. Paris 1874. 8°. IV. Bd.) ist ihm nicht günstig gesinnt; er bezeichnet ihn als einen reinen Deklamator und citirt einen Ausspruch Caligula's, der des Seneca's Schriften mit Sand verglich, der durch keinerlei Cement zu einem Ganzen zusammengehalten sei.

unzureichend unterrichtet, jedenfalls aber ging sie sehr rasch vor sich, denn schon unter Nero lebten Christen in Rom, die dort, freilich nicht aus religiösen Motiven, verfolgt, für eine Sekte des Judenthums galten. Im Uebrigen kümmerten sich anfänglich die Römer nicht um die neue Lehre, wie überhaupt um kein fremdes Religionssystem, war doch die Masse des Volkes schon genug atheistisch; doch hatte dieser Atheismus, vielleicht richtiger Nihilismus, einen starken Aber- und Wunderglauben nicht zu bannen vermocht, der selbst die höheren, der stoischen Philosophie huldigenden Stände ankränkelte. Die Stimmung des Menschen für das Wunderbare ist eben unleugbare Thatsache, eine Eigenschaft seiner Organisation und Naturanlage, wie selbst die aufgeklärte Gegenwart zeigt. Auf gewissen Bildungsstufen der Gesellschaft ist diese Stimmung so stark, dass die seltsamsten Wundergeschichten geglaubt und verbreitet werden. Die Vorstellung von einem beständigen Eingriff der Gottheit in den natürlichen Verlauf der Begebenheiten, so vielen Religionssystemen zu Grunde liegend, ist der älteste und einfachste Wunderbegriff, und bei genauer Betrachtung ist der Gottesbegriff selbst ein Wunderbegriff. Ohne Gottesbegriff kann aber keine Religion bestehen, es schliesst demnach jede das Wunder in sich ein. Dass auch das ursprüngliche Christenthum vielfach auf Wunderglauben beruhte, zu Gunsten seines Schöpfers sämtliche Gesetze der Natur aufhob, ist nur natürlich und war kein Hinderniss für seine Verbreitung. Eine Religion, die dies nicht thäte, die sich stets im Einklang mit den jedwedes Uebernatürliche ausschliessenden Naturgesetzen befände, wäre überhaupt keine Religion mehr. Gerade im Uebernatürlichen beruht ihr Wesen und es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass im Menschen thatsächlich ein metaphysisches Bedürfniss, d. h. ein Bedürfniss des Irrthums vorhanden ist.

Wer diesen Satz etwa bestreiten wollte, den verweise ich auf ein modernes Beispiel, das schlagender nicht gedacht werden kann. Wenn irgend Jemand fähig gewesen wäre, die anerzogenen Kirchengebilde zu überwinden, und mit voller Unbefangenheit an das Problem der Religion heranzutreten, so musste man John Stuart Mill dafür halten. Er hatte keine Jugenderinnerungen zu überwinden, keine Bande der Pietät zu zerreißen, keinen Zusammenhang mit der Vergangenheit zu unterbrechen, aus keiner Kontinuität mit der Vorgeschichte sich herauszuwickeln. John Mills Vater hatte gar keine der rubrizirten Konfessionen, John Mills Phantasie ward mit keinem Mythos aufgefüttert, sein Gemüth nicht von konfessioneller Engherzigkeit gepflegt. John Mill ward — wie der landläufige Kunstaussdruck lautet — konfessionslos geboren und erzogen. Er kannte nicht den Kampf mit dem alten Glauben, er brauchte sich von nichts loszusagen, um sich einer wirklichen oder vermeintlichen Wahrheit zu ergeben. Mill konnte in voller Unabhängigkeit des Geistes sich seine Gottheit zurechtlegen, und natürlich war man begierig, das Resultat seines von jeder Gemüthsstörung unbeeinflussten Verstandes zu vernehmen. Die nachgelassenen Schriften des grossen Nationalökonomen lassen uns nicht lange im Zweifel: Mill ist zur Religion zurückgekehrt. Er glaubt an einen Dualismus, an die

Zweigottheit eines guten und eines dasselbe bekämpfenden bösen Prinzips, an gütige Geister und böse Dämonen und ist zu dieser Weltanschauung, von nationalökonomischen Prinzipien ausgehend, hinaufgelangt. Wie man sieht, kann man also zu den Irrthümern der Kirchen und Priester auch ohne Kirchen und Priester gelangen, was ganz undenkbar wäre ohne das im tiefsten Grunde der Menschennatur schlummernde Bedürfniss des Irrthums.

Die ersten Fortschritte des Christenthums lassen sich nur dadurch erklären, dass weder die hellenische noch die römische Gesittung gebildete Massen erzogen hatte; diese stacken immer in tiefer Unwissenheit, und nachdem die alte Staatsreligion in wesenloses Schemen, dann in Atheismus zerfallen war, konnten sie im Aber- und Wunderglauben allein einen Ersatz für den geraubten Glaubensschatz suchen. Der Atheismus des alten Rom war kein Triumph der Forschung; ferne davon, ihn als die Wahrheit erkannt, auch nur geahnt zu haben¹⁾, waren die Massen atheistisch, bloß weil die Errichtung eines neuen an Stelle des zertrümmerten Gebäudes noch fehlte. So war denn im römischen Reiche der Boden für den Empfang eines neuen Glaubens geebnet, vorbereitet; das Christenthum siegte, weil es, ein bestimmtes, sorgfältig und geschickt organisirtes Institut, ein Gewicht und eine Festigkeit besass, womit sich kein anderes messen konnte, und die Bekehrung Roms erklärt sich eben so sehr aus der Auflösung der alten Kulte als durch die Gestaltung des Christenthums, welches im Kampfe um's Dasein den Zeitbedürfnissen sich herrlich anpasste. Die civilisirte Menschheit bedurfte damals vor Allem eines starken Glaubens, nicht eine umfassendere Entfaltung der Vaterlandsliebe, des Patriotismus, der Opferwilligkeit für das irdische Gemeinwesen. Diese Tugenden wären sinnlos gewesen in einem Reiche, wo der Lusitanier den Syrer, der Nubier den Briten als Landsmann zu betrachten hatte. Mit dem Kosmopolitismus schwindet Vaterlandsliebe, Patriotismus, ja sind damit schlechterdings unverträglich; sie hätten auch den Einsturz der römischen Macht, den Untergang des greisen Volkes nimmer aufhalten können. Wie keine andere trug die christliche Lehre durch ihr Absehen von allem Irdischen einen kosmopolitischen Charakter an sich und dies war es eben, wessen die römische Welt bedurfte, die keine Heimat im engeren Sinn mehr kannte, deren Vaterland fast die gesammte damals bekannte Erde.

Einen starken Glauben brauchte das glaubensarme Geschlecht als Waffe im Kampfe, der ihm bevorstand, brauchte auch das nordische Heidenthum, um langsam die Stufen der Gesittung hinaufzuklimmen, nachdem die alte Civilisation in morschen Stücken zerbröckelte. Diesen starken Glauben gab das Christenthum. Zum ersten Male tauchte eine Lehre auf, die den Blick von dem Irdischen abwandte, um sich

1) Dies gilt natürlich nicht von den Epikuräern, die aus wissenschaftlicher Ueberzeugung Atheisten waren, aber eben deshalb fast ausschliesslich auf die Naturforscher beschränkt blieben.

blos mit dem Jenseits zu beschäftigen, um dort eine auf Erden unerreichtbare Glückseligkeit in Aussicht zu stellen. Eine solche Hoffnung musste selbst in den gut verwalteten Provinzen, wo von dem Elend der Hauptstadt keine Spur, etwas Verlockendes für das glaubens- und sittenlose Volk besitzen. In der That hatte noch keines der vorhandenen Religionssysteme eine solch' umfassende ausgiebige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses enthalten, wie das Christenthum, und darin liegt das Geheimniss seines Erfolges, des Eifers, womit seine Bekenner es verbreiteten und selbst den Tod dafür erlitten. So wie die stoische Philosophie den Selbstmord als eine Art natürlichen Schlusspunkt des Lebens betrachtete, wodurch die Häufigkeit desselben in der Kaiserzeit richtiger erklärt wird, als durch die angeblich verzweifelte Zustände, so schienen die Menschen jetzt in den Tod verliebt zu sein und drängten sich freudig zum Märtyrertume. *Cogi qui potest nescit mori* war ihr Grundsatz. Es ist dies in der Geschichte das erste grosse Beispiel von Fanatismus, den wir bisher einzig bei den jüdischen Semiten angetroffen, eine der stärksten Waffen im Kampfe um's Dasein, der selten der Sieg untreu ward. Eben weil das Christenthum alles Dichten und Trachten auf einen einzigen Punkt konzentrirte, weder Erwecken noch Erwachen des Gefühles für bürgerliche und politische Tugenden bezweckte, was Kurzsichtige als Mangel auslegen, trug es die Bedingungen einer Weltreligion in sich und keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, das Christenthum zu unterdrücken. Gerade das, was heute daran uns unnatürlich dünkt, musste damals am meisten zu seinem Siege beitragen. Der Einfluss der morgenländischen Philosophie hatte schon im Vorhinein die dem Alterthume überhaupt eigenthümliche Leichtgläubigkeit gesteigert und dem Wunderglauben der neuen Kirche die Wege geebnet, die sich unübertrefflich den Zeitbedürfnissen anpasste.

Schon jetzt dürfen wir es aussprechen, dass das Emporkommen des Christenthums das einzige Mittel war, eine neue, solidere und bessere Gesittung zu begründen, als jene des Alterthums gewesen. Es ist keine leere Phrase, die „uns immer und immer eingeredet wird, wie es freilich von kurzsichtigen Lenkern vorgeschrieben ist“, sondern die trockene Wahrheit, dass die Menschheit, d. h. die heutigen Kulturnationen Europas, Alles dem Christenthume verdanken. „Ist denn das Alterthum mit seiner Kulturhöhe nichts? Wenn auch die römische Welt angefault war, ja bis zum Kerne, war damit die ganze Menschheit verloren und verdorben? Nicht nur für jene Zeit, sondern für alle Zeiten?“ Die Antwort liegt auf flacher Hand. Alle Kulturhöhe des Alterthums hätte nicht vermocht, die einströmenden Barbaren zur Civilisation emporzuheben, hätte sie ihnen nicht das Christenthum bieten können, das sie selbst gezeitigt. Die alte Welt wäre mit ihren gealterten und entarteten Trägern erloschen, die Barbaren wären aber voraussichtlich Barbaren geblieben, wie die meisten Naturvölker, mit welchen sie auf gleicher Stufe standen. Ob sie aus eigener Kraft an Stelle des Christenthums einen gleich mächtigen civilisatorischen Ersatz hätten schaffen können oder nicht, bleibt heute müssige Spekulation.

Entwicklung des Christenthums in Rom.

Die Ursprünge des Christenthums sind bekanntlich in unseren Tagen der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, deren Resultate manche der bislang angenommenen Meinungen zu beseitigen schienen. Während die Gelehrten der sogenannten Tübinger Schule durch eine scharfsinnige Kritik der heiligen Schriften zu ihren Schlüssen gelangten, besitzen wir ein sprechendes Zeugniß von den urchristlichen Zuständen in den zahlreichen Katakomben, deren Durchforschung, wenigstens so weit es sich um jene der Umgebung Roms handelt, das Werk des Senators Giovanni Battista de Rossi und seines Bruders Michael ist. Die Leistungen dieser beiden Archäologen stehen auf dem Felde der christlichen Alterthumskunde unerreicht da, und wenn die Ergebnisse ihrer sorgfältigen und gründlichen Forschungen nur wenig oder gar nicht übereinstimmen mit den Lehren der oben-erwähnten Tübinger Schule, so werden wir doch in ihnen jene Resultate begrüßen müssen, welche die Wissenschaft sich als definitiv gewonnene einverleiben wird, weil sie auf den unwiderleglichen Zeugnissen vorhandener und noch der Beobachtung zugänglicher Reste beruhen, während die Tübinger Kritik sich doch nur auf mehr minder scharfsinnige Spekulationen angewiesen sieht.

Die Römer pflegten bekanntlich ihre Todten zu verbrennen, doch galt diese ziemlich kostspielige Bestattungsart wohl nur für die wohlhabenden Klassen; Bettler und Arme wurden einfach in gemeinsame Leichenschächte, *puticuli*, versenkt, wie deren vor kurzer Zeit in der alten Nekropole am Esquilinischen Hügel zu Rom aufgefunden wurden. Reichere liessen sich wohl auch in Sarkophagen beerdigen und diese Sitte nahm unter dem Kaiserreiche immer mehr zu; ja seit den Antoninen gerieth die Leichenverbrennung, welche ohnehin nicht den ältesten italischen Völkerschaften eigenthümlich war, förmlich in Verfall. Die Etrusker setzten ihre Todten in besonderen Leichenkammern bei, und die Juden, welche seit dem Jahre 63 v. Chr. im ganzen römischen Reiche zerstreut lebten, huldigten, wie die meisten Orientalen, dem Gebrauche der Beerdigung; sie besaßen daher auch um Rom herum eigene Friedhöfe, deren mehrere entdeckt worden sind. Da höchst wahrscheinlich das Christenthum zuerst unter den Juden Roms Wurzel fasste, so ist es sehr natürlich, dass die erste Christengemeinde die jüdische Sitte der Todtenbestattung beibehielt.

Man nimmt nämlich allgemein an, dass die römische Christengemeinde aus der mit Jerusalem in lebhaftem Verkehre stehenden Judengemeinde Roms erwachsen sein müsse, Apostel Paulus aber ihre Bedeutung für das erstarkende Christenthum richtig erkannt und daher in seinem Römerbriefe die Beziehung zu ihr angeknüpft und den festen Vorsatz gehabt habe, selbst nach Rom zu kommen. Anders als er gedacht, erreichte er dieses Ziel, indem er als Gefangener nach Rom gebracht wurde, wo es ihm in leichter Haft doch möglich wurde, eine tiefgehende Wirksamkeit zu entfalten. Weit entfernt vom Judenviertel

wohnend, sammelte er um sich den Kern einer heidenchristlichen Gemeinde, die Anfangs in einem gewissen Gegensatz zu den Judenchristen stand, und erst durch die hereinbrechende Verfolgung mit denselben zusammengeschmolzen wurde. Den Römern gegenüber galten beide Theile als Juden; einen Unterschied in ihren Gewohnheiten vermochten sie nicht herauszufinden. Nicht unmöglich, dass die erste judenchristliche Gemeinde, die Messianer, erst um das Jahr 50 n. Chr. unter der Regierung des Claudius in Rom entstand. Sie bildete fortan eine eigene Synagoge und erwählte sich ihre eigenen Vorsteher, Aeltesten und Presbyter (Priester); aus diesen Vorstehern wurden im Laufe der römischen Geschichte die Bischöfe und aus diesen die Päpste. Nachdem nämlich im Jahre 135 n. Chr. die letzte grosse Empörung der Juden niedergeschlagen und Jerusalem zum zweiten Male zerstört worden war, musste auch bei den Judenchristen der Gedanke an den Vorrang eines Bischofs in Jerusalem aufhören und schüchtern begannen nun die römischen Bischöfe, als die in der Hauptstadt des Reiches, einen Ehrevorrang unter den übrigen Bischöfen in Anspruch zu nehmen. Es ist kulturhistorisch völlig belanglos, die Falschheit der Petruslegende¹⁾ nachzuweisen, weil die Erfindung der Legende keinen anderen Zweck hat, als das Geschehene zu rechtfertigen, wessen es für niemanden bedarf, der darin historische Nothwendigkeiten erblickt. Die ersten Christen waren also Juden und wollten auch nichts anderes sein, nur dass sie an Jesus als den erschienenen Messias glaubten, die anderen Juden nicht. Sie verlangten daher, dass jeder, der zu ihrem Bekenntnisse übertrat, zuerst Jude werde und sich den mosaïschen Gesetzesvorschriften unterwerfen müsse. Doch schon vor dem Tode des heiligen Paulus brach in der ersten christlichen Gemeinde der an diesen Apostel anknüpfende Streit zwischen Judenchristen und Heidenchristen aus, dessen Spuren im Neuen Testamente nachgewiesen worden sind und der mit dem Siege der Heidenchristen endete. Es traten nämlich immer mehr Heiden zu den Christusgläubigen über, so dass sie bald die Ueberzahl in den christlichen Gemeinden bildeten; die Judenchristen mussten sich nun auch ihrerseits dazu verstehen, die Heiden aufzunehmen, ohne sie zum jüdischen Gesetz zu zwingen. Aus dieser Verschmelzung des jüdischen und des heidnischen Wesens in den christlichen Gemeinden ging nun jene grössere kirchliche Partei hervor, welcher später auch der römische Kaiser angehörte; sie nannte sich

1) Prof. Dr. Gustav Volkmar, *Die römische Papstmythe*, Zürich 1873. 8., und J. Frohschammer, *Der Primat Petri und des Papstes. Zur Beleuchtung des Fundamentes der römischen Papsttherrschaft*. Elberfeld 1875. 8°. In diesem Schriftchen führt der Verfasser aus, dass Christus einen Primat in der Kirche gar nicht gegründet, dass Petrus, der übrigens niemals Bischof von Rom gewesen, wesshalb die Päpste auch nicht seine Nachfolger sein können, einen Vorrang vor den übrigen Aposteln von Christus nicht erhalten, dass Petrus einen solchen Vorrang nie geltend gemacht hat, dass ein Primat des Petrus von den anderen Aposteln nie anerkannt worden ist und dass die erste Kirche von einem solchen Primat gar nichts gewusst hat. — Mit all diesen sehr richtigen Ermittlungen wird nichts gegen die Thatsache erwiesen, dass ein solcher Primat sich nothwendig entwickeln musste.

die allgemeine oder katholische Kirche. Auf diese ersten Epochen des Christenthums und Papstthums wirft besonders die Nekropole des Kallixtus merkwürdige Streiflichter.

Den ersten Judenchristen galt nun die Beerdigung als ein religiöser Akt und frühzeitig brachten sie ihre Todten an einem gemeinsamen Orte, jeden aber in einer besonderen Grabstätte, zusammen. Nach orientalischer Sitte waren die Todten darin, wie die 1873 zu Porto Gruaro, dem römischen Julia Concordia im Venetianischen, aufgedeckte christliche Nekropole beweist, mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang begraben. Das einfache Untereinanderwerfen der Leichen, wie es in den römischen *puticuli* stattfand, hätten sie nicht gelitten. So entstand der Friedhof, der Ort des Schlummers, *κοιμητήριον*, ein Wort, welches wie alle Ausdrücke der christlichen Epigraphik, den Glauben an die Auferstehung ausspricht.

Mit der vielverbreiteten Ansicht, dass die Katakomben den alten Steinbrüchen, aus denen die Heiden das Material zum Baue der ewigen Stadt gewannen, ihr Entstehen verdanken, haben de Rossis Forschungen gründlich aufgeräumt; wir wissen nunmehr, dass die Kirche völlig im Rechte ist, zu behaupten, die Katakomben, d. h. die unterirdischen Friedhöfe, seien eine rein christliche Anlage, von vornherein zur Aufnahme der christlichen Leichen und zu keinem anderen Zwecke bestimmt¹⁾. Solcher unterirdischer Friedhöfe gab es eine grosse Menge²⁾, und es steht fest, dass sie lediglich das Werk der Christen sind. Aus den emsigen Forschungen über die Katakombengeschichte geht die ziemlich überraschende Thatsache hervor, dass die christlichen Coemeterien in Rom in völlig gesetzlicher Weise rings um die Grabstätten entstehen konnten, welche Privatpersonen gehörten. Man darf ferner behaupten, dass es Friedhöfe in Rom gibt, die bis in die Apostelzeit hinaufreichen. Diese ersten Coemeterien der christlichen Gemeinde entstanden unter dem Schutze der römischen Gesetze, öffentlich auf den *areae* reicher und mächtiger Grundbesitzer wie der Pudens, Cäcillii, der Flavia Domitilla, der Commodilla, des Prätextat. Diese Katakomben besitzen noch keinen geheimen oder verborgenen Eingang, die Treppen, welche in die Tiefe führen, sind weit und geräumig, allen Blicken sichtbar. Kein heidnisches Grabmal der *Via Appia* oder *Via Latina* scheint mehr der Oeffentlichkeit preisgegeben, keines zeugt von grösserer Sicherheit seitens seines Besitzers. Damit widerlegt sich auch die viel verbreitete

1) Dies geht schlagend aus der geognostischen Durchforschung des römischen Bodens hervor. Dieser enthält nämlich dreierlei vulkanische Produkte: den lithoïden Tuff oder wirklichen Baustein, den körnigen, mehr oder minder kompakten, mehr oder minder mit Erde versetzten Tuff und endlich den zerreiblichen Tuff, aus dem die Puzzolanerde gewonnen wird. Nun liegen die Katakomben gerade in jenem körnigen Tuff, der sich weder als Baustein noch als Puzzolanerde verwenden lässt. Endlich aber kennt man in neuerer Zeit wirkliche römische Steinbrüche (*latomiae*) und kann sie daher mit den Katakomben vergleichen, wobei sich ergibt, dass gar keine Aehnlichkeit zwischen beiden besteht.

2) Schon vor Konstantin zählte man deren 26 grosse und kleine.

Annahme von den dunklen, im Stillen wachsenden Ursprüngen des Christenthums in Rom. Ganz im Gegentheile trat es vielmehr sogleich offen zu Tage, weder Dunkel noch Verborgenheit suchend, und es muss ihm augenscheinlich, wie die ältesten Katakomben beweisen, gelungen sein, schon sehr frühe mächtige und einflussreiche Gönner in der kaiserlichen Kapitale zu gewinnen. Haben doch die Ausgrabungen 1874 und im Frühjahr 1875 mit der Blosslegung des Basilica der Jungfrau Aurelia Petronilla in den Katakomben der heiligen Domitilla zugleich die Gewissheit zu Tage gefördert, dass hier ein christlicher Zweig der flavischen Familie, welche Rom den trefflichsten Kaiser gab, seine Ruhestätte hatte.

Es heisst also der historischen Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagen, wenn man die Christenverfolgungen im römischen Staate damit zu erklären versucht, dass die ersten Christen gewissermassen ein anonymes Konsortium bildeten und ihr ganzes Wesen etwas von geheimer Verschwörung an sich hatte. Wie wenig eine solche Behauptung der Wahrheit entspricht, lehrt wiederum die Thatsache, dass während der Christenverfolgungen die christlichen Grabstätten ein unangetasteter, geheiligter und vom Gesetze geschützter Besitz blieben. Ein Gleiches gilt von dem weiten Raume der *area adjecta*, auf dem die mit dem Anwachsen des Christenthums sich gleichfalls erweiternden Friedhöfe ihren Platz fanden. Die Christen bildeten nämlich der römischen Regierung gegenüber keine geheime Gesellschaft, sondern eine völlig legale Assoziation, deren Verfolgung einen Rechtsbruch in sich schloss. Die Genossenschaften, *Collegia*, *Sodalitates*, reichen in die ältesten Zeiten Roms zurück; wohl trachteten die Kaiser, das Vereinswesen zu beschränken, seinem Unfuge zu steuern; es gänzlich aufzuheben, das Vereinsrecht zu vernichten, vermochten sie nicht.

So war es den Armen gesetzlich gestattet, sich Ein Mal monatlich zu versammeln und die Geldbeiträge zusammenzulegen, womit sie sich gegenseitig im Falle des Ablebens eine anständige Bestattung zusicherten. Ein solcher wahrer „Leichenverein“, wie wir sie auch heute besitzen, konnte sehr wohl die gesetzliche Form für die christliche Genossenschaft abgeben und diese machte nur von einem gesetzmässigen Rechte Gebrauch, indem sie sich versammelte und gemeinsame Begräbnissplätze erwarb. Auf diese Weise konnten die Friedhöfe aus einem Privatbesitz sich in einen öffentlichen und unter diesem Titel vom Gesetze ausdrücklich anerkannten Besitz verwandeln. Die Genossenschaften für wechselseitige Unterstützung und die Leichenvereine, die sich in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts namhaft vermehrten, waren, dies hat de Rossi klar bewiesen, der gesetzliche Titel, unter dem die christliche Gemeinde ihre Coemeterien besass; die Vorschriften des heidnischen Gesetzes konnten von ihr vollkommen erfüllt und angenommen werden. So verwandelte sich allmählig das Privatrecht des christlichen Eigenthümers in ein Kollektivrecht, welches von der christlichen Gemeindegensenschaft ausgeübt wurde.

Nicht also darin, dass die Christen geheime Verschwörer waren, hatten die Verfolgungen ihren Grund, sondern der weltlichen Univer-

salität des Römerthumes trat im Christenthume allmählig eine geistige Universalität gegenüber, die ganz naturnothwendig mit ersterer in Konflikt gerathen musste. Wohl lieh der Staat dem heidnischen Priesterthume seinen Arm und dehnte die Censurgesetze auch auf den Schutz der alten Götterwelt aus, verbot die Einführung fremder Kulte, bestrafte Ketzer mit dem Tode, wüthete gegen die Christen, baute neue Tempel, richtete Altäre auf und versorgte die heidnischen Priester aufs Reichlichste. Allein das Bündniss mit dem Staate half der alten Kirche so wenig, wie die Kirche dem Cäsar Nutzen brachte. Unaufhaltsam brach sich das Christenthum, edel, rein, sittlich und jugendfrisch, wie es damals war, seine Bahn. Vergeblich sah darin der Staat ein Majestätsverbrechen, die heidnische Kirche eine heillose Irrlehre, die antike Philosophie nicht mit Unrecht den schändlichsten Aberglauben. Es kam eben den Bedürfnissen der Massen entgegen; der Glaube an die alten Götter war dahin und die Philosophen konnten eben nichts als verneinen; mit Verneinungen aber befriedigt man die Gemüther nicht. So brach, nachdem schon 64 n. Chr. unter Nero jüdische Denunziationen zur ersten Christenverfolgung geführt, die übrigens bedeutender war als Manche annehmen, das II. Jahrhundert an, ein Jahrhundert des Kampfes für die neue Religion, die der Verborgenheit entwachsen, plötzlich zum Erstaunen der Römerwelt als eine Macht dastand, die man nicht mehr ignoriren konnte, sondern mit welcher sich Staat und Heidenthum, Wissenschaft und Philosophie gründlich auseinandersetzen mussten. Schon gegen Ende des II. Jahrhunderts war das Christenthum so stark, dass Vorkehrungen gegen weitere Verbreitung nichts mehr fruchten konnten und man nur mehr die Wahl zwischen Anerkennung oder Vernichtung der neuen Lehre hatte. Daher kam es, dass das Bekenntniss, ein Christ zu sein, an sich schon ein Staatsverbrechen war und die Verfolgung ganz planmässig und grundsätzlich betrieben wurde. Die politischen Gründe solcher Verfolgungen ruhen ferner in den Beschuldigungen der Unsittlichkeit gegen die Christen, der Störungen des Familienlebens durch die Bekehrung der Frauen, aus dem Widerwillen der Römer gegen jede Art von religiösem Terrorismus, aus der Unduldsamkeit der Christen gegen die heidnische Gottesverehrung und gegen die Abweichung von ihrer Glaubensansicht. Der religiöse Grund der Verfolgungen aber lag in der Meinung, dass die mittlerweile eingetretenen Unglücksfälle eine Folge der Vernachlässigung der nationalen Götter seien. Der gewaltige Trajan (98—117 n. Chr.), der die alte Römermacht und die alte Römersitte wiederherstellen wollte, nahm zuerst den Kampf auf, an den Ufern des Schwarzen Meeres brach eine Verfolgung aus, die aber auch auf weitere Gegenden sich erstreckte und deren bedeutendste Opfer Simon von Jerusalem und Ignatius von Antiochien waren. Immer schärfer wurde der Kampf; wenn der spottstüchtige Lucan die Geißel des Hohnes über den Christenglauben schwang, so ordnete der unduldsame Marc Aurel (161—180 n. Chr.)¹⁾, die schärfsten staatlichen Verfolgungen an, beide

1) Duruy (*Histoire des Romains*. IV. Bd.) tritt der Anschauung jener entgegen, welche sich bei Marc Aurels so hochgespanntem Begriff von Moral, Pflicht und Barm-

freilich ohne Erfolg; leuchtend erhoben sich aus der Nacht der Verfolgung die Märtyrer Polycarp in Smyrna, Pothinus und Blaudina in Gallien, mit Begeisterung schildert Diognet das Leben und Wesen des Christenthums und schon beginnen wissenschaftlich gebildete Christen, wie Justin der Märtyrer, in eigenen Schriften ihren Glauben darzustellen und zu rechtfertigen. Trotz aller Verfolgungen erstarkte schon in dem Zeitraume von dem Tode des Marc Aurel bis zur Thronbesteigung des Decius (180—249 n. Chr.) die Christenheit zu einer grossen, mächtigen, einflussreichen Gesellschaft, deren Mitglieder eine Zeitlang hohe Civil- und Militärämter bekleideten. Da nun die meisten Kaiser sich den Christen gegenüber gleichgiltig, wenn nicht gar gewogen verhielten, der Einfluss der heidnischen Priesterschaft in der sonst religionslosen Gesellschaft gering war, endlich im Reiche Freiheit herrschte, wurden im Grunde genommen der Verbreitung des Christenthums fast gar keine Hindernisse in den Weg gelegt. Denn die anfänglichen Verfolgungen, so grässlich sie uns dünken, waren nicht derart, um es zu vernichten¹⁾. Wir haben keine Ursache, uns dieselben, von einzelnen Verfolgungen abgesehen, im Ganzen sehr viel strenger vorzustellen als jene Massnahmen, welche in der Gegenwart

herzigkeit wundern, ihn das Christenthum so glühend hassen zu sehen. Der Verfasser bemüht sich dagegen klarzustellen, dass, mochten sich auch des Kaisers religiöse Anschauungen vom heidnischen Standpunkte in Vielem unterscheiden, er selbst doch in jedem Zoll ein Heide war. Duruy stellt ihn als Denker, nicht aber als Herrscher hoch. Auf eine andere Weise sucht Eduard Zeller (*Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhaltes*. Leipzig 1875. 8^o. 2. Aufl.) die Erklärung auf die Fragen, wie es kam, dass einer der besten Menschen und einer der mildesten Herrscher die Christen mit solcher Härte behandelte, wie derselbe Fürst, welcher Empörern und Hochverräthern fast über das Maass der Staatsklugheit hinaus zu verzeihen wusste, gegen eine Religionsgesellschaft, deren Grundsätze seinen eigenen so vielfach verwandt waren, ein unmenschliches System der Unterdrückung befolgte.

1) Indess gehen wohl Jene, welche am liebsten alle Verfolgungen läugnen möchten, eben so zu weit, wie Jene, welche deren Bedeutung übertreiben. Jeder freisinnige Denker empfindet ein besonderes Behagen, wenn er der Kirche und ihren Traditionen einen Irrthum, der dann gerne als „Geschichtsfälschung“ ausgegeben wird, nachweisen kann. Es ist nicht meine Aufgabe, hier darzuthun, wie viele ähnliche „Geschichtsfälschungen“ von jener Schule begangen wurden und noch werden, welche sich als die liberale geberdet; wenn aber Fabio Gori (*Le memorie storiche del Colosseo*. Roma 1875. 8^o.) den Nachweis führen will, dass im flavischen Amphitheater keine Märtyrer zerrissen wurden, so hat er sich eigentlich eine unnütze Mühe gegeben. Die in den Heiligenlegenden berichteten Wunder und Märchen werden auch ohne den historischen Nachweis, dass sie sich nie zugetragen haben, bei Aufgeklärten heute wohl keinen Glauben mehr finden, einfach weil wir wissen, dass sie nicht wahr sein können, — ob bei minder Gebildeten oder gläubigen Gemüthern Gori's Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen, bleibe dahingestellt. Endlich ist in gewissem Sinne das Resultat der Gori'schen Untersuchung nur ein negatives; er stellt fest, dass es an jedweden historischen Beweise gebricht, um zu erhärten, dass die von der Legende genannten Märtyrer und Heiligen wirklich ihren Tod im Colosseum gefunden haben. Die Thatsache, dass Christen überhaupt den Thieren der Amphitheater vorgeworfen wurden, kann er aber nicht entkräften, und es ist nicht einzusehen, warum gerade im Colosseum eine Ausnahme gemacht worden sein sollte.

dem sogenannten „Kulturkampf“ im deutschen Reiche entsprangen, und „Kulturkampf“, nur wirklich und in viel höherem Sinne als jetzt, war ja auch im Römerreiche das Ringen der christlichen Heilslehre mit dem abgelebten Paganismus. Auch für diese Auffassung der Christenverfolgungen bietet die Katakombenforschung genügende Anhaltspunkte.

Zu Ende des III. und Beginn des IV. Jahrhunderts gab es schon so viele Friedhöfe um Rom, dass Fabianus deren Verwaltung unter sieben Diakonen vertheilte; nur die Kallixt-Katakomben blieben unter der unmittelbaren Autorität der Päpste. Hier wurden nun neue Räume gegraben, deren Architektur beweist, dass sie ursprünglich nicht als Grabstätten erbaut wurden, sondern den Versammlungen dienen sollten, welche Alexander Severus den Christen gestattet hatte. Diese Kammern waren also wahre Kirchen und die Eintheilung der Säle entsprach der Anordnung in den Basiliken. Die Kaiser Valerian und Galienus aber verboten wieder im Jahre 257 und 258 gegen alles Recht den Christen, sich in den Katakomben zu versammeln. Die Christen dachten daher daran, zwischen sich und ihre Peiniger unüber-schreitbare Hindernisse zu stellen; sie brachen die breiten, in die Katakomben hinabführenden Treppen ab, brachten geheime Eingänge an und dehnten die unterirdischen Galerien über die gesetzliche Area hinaus zu einem wahren Labyrinth aus. In den Kallixt-Katakomben bemerkt man noch eine sehr enge Stiege, die in ihrer halben Höhe plötzlich abbricht; von da an musste man mittelst einer beweglichen Leiter in die Galerien hinabsteigen.

Das Edikt Valerians untersagte indess nicht das christliche Begräbniß in den Katakomben und erst Diokletian befahl die Kirchen zu zerstören und die Gründe, unter denen sich Coemeterien befanden, zu konfiszieren. Doch konnte er jenen nichts anhaben, die sich noch im Privatbesitze befanden. Die geistvollen Untersuchungen de Rossi's haben also die seltsame, widerspruchsvolle Lage der Christen im Römerreiche an's Licht gezogen, nämlich: Gesetzmässigkeit ihrer Gemeinde und Ungesetzlichkeit ihrer Religion. In den Zeiten des Friedens genossen sie völlige Sicherheit in der öffentlichen Ausübung ihrer Vereinsrechte: also gesetzliche religiöse Versammlungen, ruhiges Begräbniß, unbestrittenen Besitz der unter freiem Himmel errichteten Gebäude. In den Zeiten der Verfolgung dagegen Aechtung der illegalen Religion und in weiterer Konsequenz Verletzung des Eigenthumsrechtes, Verwüstung und Konfiskation der Friedhöfe. Unter Maxentius erst wurden die Katakomben den Kirchen zurückgestellt *ad jus corporis eorum id est ecclesiarum, non hominum singulorum pertinentia*, womit die Existenz der christlichen Kirche als einer legalen Körperschaft ausgesprochen ist.

Theilung des Reiches und ihre Folgen.

Der Kulturforscher darf nicht festhalten an den Eintheilungen der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; es bedarf nicht des

Erweises, dass es solche Abschnitte in der keinen Augenblick ruhenden Entwicklung der Menschheit nie gegeben; Niemand vermag zu sagen, wann das Mittelalter beginnt, das klassische Alterthum aufhört; am wenigsten fällt aber dieser Moment mit dem Ende des Römerreiches zusammen. Die meisten Institutionen des Mittelalters hatten längst zuvor begonnen und in Wahrheit war es das Christenthum, welches den Umschwung der gesammten Anschauungen noch während des Römerreiches anbahnte und auch schon vollbrachte, fast ehe noch die fremden Barbaren an Italiens Thore klopfen. Diese, meist selbst schon Christen, vollzogen dann den Umschmelzungsprozess aller abendländischen Völker, einen gewaltigen Naturprozess, dessen Dauer sich auf mehrere Jahrhunderte und in sehr ungleichartiger Weise berechnen lässt. Durchaus haltlos ist demnach der Versuch, den Untergang des Römerreiches aus der Alleinherrschaft und damit dem Mangel an Freiheit zu erklären. Das Uebermaass an Freiheit war es vielmehr, welches die Entartung der Regierung zu einem militärischen Bandenführerthum ohne Einschränkung und Regel begünstigte. Aus dem Bestreben, diesem Vorgange Einhalt zu thun, entsprangen die Versuche Diokletians und Konstantin d. Gr. dem Reiche einen festeren Gehalt, eine dauerndere Anerkennung zu verleihen. Ihre Maassregeln vermochten, wie keine menschliche Einrichtung, aufzuhalten, was da kommen musste kraft höherer, naturgemässer Fügung, bewährten aber ihre Lebensfähigkeit, indem sie übergingen auf die Völker, welche das römische Weltreich zertrümmerten und sich theilweise erhielten bis in die neueste Zeit.

Die wichtigste Maassregel war sicherlich die Theilung des Reiches; doch war diese damals nicht mehr als eine rein administrative; Niemand zu jener Zeit würde gemeint haben, es handle sich um die Errichtung zweier von einander völlig unabhängiger Staaten; ein solcher Gedanke konnte damals nicht aufkommen; es handelte sich einfach darum, die Bürde der Reichsverwaltung, welche sich für einen Einzelnen zu gross erwies, auf mehrere Schultern zu wälzen. Das Römerthum ward dadurch in den Augen der Mitwelt nicht gefährdet; die Bezeichnung „Römer“ kam den Morgenländern nicht weniger zu als den Westeuropäern, das Römerthum war eben ein kosmopolitischer Begriff geworden, und als Konstantin später seine Residenz nach Byzanz verlegte, wunderten sich die Leute ebenso wenig, als dass Diokletian zu Nikomedien residirte. Ganz unmerklich ging erst im Laufe der Zeit die Trennung des Ost- und Weströmischen Reiches als zweier getrennten Staaten vor sich.

Gleichzeitig begann, was man heute eine Reaktion nennen würde. Mit der Strenge eines Naturgesetzes folgt die ganze Geschichte hindurch Revolution (Umwandlung) auf Revolution. Begründet die Revolution einen Rückschlag, so sprechen wir von Reaktion; scheinbar geht Letztere von oben, Erstere von unten, in Wahrheit aber jede von unten aus. Gesetzmässig folgt der Reaktion die Revolution und dieser wieder die Reaktion, passend dem Atavismus in der Natur vergleichbar, und so fort in unendlicher Reihe. Je gewaltsamer, vehe-

menter die Revolution, desto kräftiger die spätere Reaktion. Die Zügellosigkeit der letzten Epoche zogen die Einschränkung nach sich; das bisher demokratische Cäsarenthum ward auf einen höheren, der Masse des Volkes und der Soldaten ferngerückteren Posten erhoben, den anzutasten für ein Sakrileg galt und zu dem die Blicke wie zu einem bevorrechtigten, an das Göttliche streifenden Ort gerichtet wurden. Daher umgaben sich Diokletian und Konstantin fortan mit orientalischem Pomp und lebten in orientalischer Abgeschiedenheit von ihren Unterthanen; darum wurde Alles, was den Kaiser anging, mit einer höheren Weihe versehen, sein Palast hiess der heilige Palast, sein Befehl ein heiliger Befehl, auf alle Handlungen und Gegenstände seines Lebens dehnte sich dies aus und so schufen sie die Majestät des Herrschers. Die noch heute gebräuchlichen Titulaturen: Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. w. haben alle ihren Ursprung in der konstantinischen Zeit; der moderne Hofstaat mit den Hofchargen lehnt sich an dieselbe an; so gab es schon damals Oberzeremonienmeister, Haus- und Hofmarschälle, Kammerherren, Hof- und Kammerräthe, Kommandeurs der Leibgarde zu Pferd und zu Fuss; auch gab es Chargen ähnlich den heutigen Ministern; Minister der Finanzen, der Justiz und des Innern; sie waren im vollen Sinne Vertrauensmänner des Kaisers und als seine Beamten auch Reichsbeamten. Nicht als ob früher nicht auch Beamte der Art und ein Hofstaat den Kaiser umgeben hätten, allein die bestimmte, an typische Formen gebundene Gestaltung dieser Verhältnisse, aus denen die modernen geflossen sind, ist das Produkt der konstantinischen Zeit. Jetzt erst begann das absolute Alleinherrscherthum, wesentlich verschieden vom bisherigen Cäsarismus, der selbst in den ärgsten Ausschreitungen, bei diesen vielleicht am wenigsten, seinen demokratischen Ursprung verläugnen konnte. Was auch immer der Stolz der alten Republik behaupten mochte, der Grundsatz des Kaiserreichs ist stets gewesen, dass Geburt und Stand keinen Unterthanen von irgend einer Stellung ausschliessen sollten, zu der ihn seine Anlagen befähigten. Nicht nur blieben ferner die republikanischen Formen unter den Imperatoren erhalten, sie waren auch von so viel republikanischem Geiste durchweht, als die damalige Menschheit noch überhaupt besass. Dieses Maass suchten die Cäsaren niemals herabzudrücken; es sank von selbst ohne ihr Hinzuthun; Knechtung der Geister blieb ihnen stets im grossen Ganzen fremd. Dagegen trachtete das konstantinische Kaiserthum das bischen freisinnigen Geist völlig zu vernichten, indem es bis auf die republikanischen, freilich inhaltsleeren Formen, Alles beseitigte und die absolute Herrschergewalt nicht aus Volkes, sondern aus Gottes Gnaden errichtete. Solches Beginnen musste begreiflich seine vornehmste Stütze in der Religion suchen, welche die Geister beherrscht, und in deren Dienern, den Priestern, welche durch die Religion die Massen beherrschen. Klüger als Diokletian sah Konstantin sofort ein, dass die christliche Lehre allein die dazu erforderliche Eignung besitze; dass aus der im semitischen Geiste ihrer Gründer liegenden Unduldsamkeit die Heranbildung einer einflussreichen Priesterschaft möglich sei, wie bei keinem anderen

Kult, mit Ausnahme des jüdischen, der aber zu jener Zeit vor dem herangewachsenen Christenthum längst die Segel hatte streichen müssen. Denn dieses war trotz alledem eine wahre Religion der Liebe; es gab wahrscheinlich nie auf Erden eine Gemeinschaft, deren Mitglieder durch tiefere oder reinere Liebe mit einander verbunden waren, als die Christen zur Zeit der Verfolgung; nie eine Gemeinschaft, die grössere oder verständigere Nachsicht in der Behandlung des Verbrechens zeigte, die glücklicher einen unbeugsamen Widerstand gegen die Sünde mit einer grenzlosen Barmherzigkeit für den Sünder vereinigte, während das Judenthum ein finsterer Geist durchwehte, und die abgeschlossenen, erbarmungslosen Tiefen der talmudischen Lehren absichtlich und strenge die Hand des Juden gegen jeden Nichtjuden erhoben. Eine solche Religion durfte auf wenig Proselyten hoffen; vielmehr ist es in späterer Zeit das Gesetz der Selbstvertheidigung gewesen, welches die Hände Aller gegen den Juden erhoben hat. Unsere Voreltern waren, Alles in Allem genommen, nicht so blindlings grausam, als gewisse Schriftsteller anzunehmen nur zu bereit sind.

Wie Konstantin, der Heide, das Christenthum nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus Erkenntniss seiner Nothwendigkeit unterstützte und damit den Grund legte zu dessen politischer Bedeutung, so rief er eine andere noch in der Gegenwart fortdauernde Maassregel ins Leben: die Trennung von Militär- und Civilverwaltung. Bis zum IV. Jahrhundert galt allgemein, dass der Staats- oder Reichsbeamte an der Spitze einer Provinz vollständige und freie Obergewalt über alle in dem betreffenden Distrikt befindlichen Staatsmittel hatte, dass er sowohl Civil- als Militärgouverneur war. Erst das IV. Jahrhundert trennt diese Machtvollkommenheiten in eine Civil- und eine Militärbehörde. Der Grund dazu war einfach genug; — ein Akt der Noth: durch die vereinigte Handhabung nämlich von Civil- und Militärgewalt war es dem Provinzialstatthalter jederzeit leicht, sich zu empören und mit Hülfe seiner eigenen Truppen sich zum Kaiser auszurufen. Dem musste zur Herstellung geordneter Verhältnisse vorgebeugt werden; daher fortan die Trennung von Civil- und Militärverwaltung. So lag nun die Summe der provinzialen Gewalt in wenigstens zwei Händen, deren gegenseitiges Rivalisiren in der Gunst des Kaisers eine Vereinigung und die daraus drohende Gefahr mit wenigen Ausnahmen vereitelte. Auf diese Weise schufen Noth und praktische Klugheit das Beamten-
thum, an sich weder ein Uebel noch ein Rückschritt, vielmehr entwickelte es sich dem Gesetze von der Theilung der Arbeit gemäss in allen gebildeten Staaten zu einem anerkannten System, welches nur selten und in ausserordentlichen Fällen durchbrochen wird. Selbstverständlich ist dieses wie jede Einrichtung dem Missbrauche ausgesetzt und weist als Bureaukratie in der That genugsame Schattenseiten auf; indess sind Staaten ohne eigentliche Bureaukratie, z. B. die Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Civilisation auch nicht weiter vorwärts gekommen.

Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum.

Von der tiefsten Bedeutung blieb natürlich der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. Ersteres hatte als Prinzip längst alle Ueberzeugungskraft eingebüsst, seine Rolle ausgespielt und es ist nutzlos, über sein Verschwinden als etwa über einen kulturgeschichtlichen Verlust Thränen zu vergiessen. Das Heidenthum war an sich selbst gescheitert und das Christenthum mit seiner reinen Begeisterungsflamme naturgemäss an dessen Stelle getreten; zunächst nur da, wo das Elend empfunden und die Hilflosigkeit des Menschen dagegen und gegen sein eigenes inneres Elend eingesehen wurde, daher die vornehmen und gebildeten Kreise am wenigsten zu demselben hinneigten; das äussere Elend erschien diesen ja nicht so gross und gegen das Unbefriedigtsein mit dem Heidenthume sollte der selbstschöpfende Gedanke in der Philosophie wirken. Durch dieses ging aber im III. Jahrhunderte schon ein deutlich erkennbarer Zug des Verfalls, die Schriften der beiden grossen Apologeten Justin und Tertullian tragen das Bewusstsein des Sieges an der Stirne, und wenn auch wieder Zeiten der Verfolgung eintreten, wie 202 und 203 in Alexandrien und Karthago und der Volksunwille die Christen, denen jedes Landesunglück schuld gegeben wurde, oft genug den Löwen vorwarf (Perpetua, Felicitas), so war doch die Zeit angebrochen, wo der Einfluss des Christenthums auf das Heidenthum sich unverkennbar geltend machte. Schon ahmte es die Humanitätsbestrebungen der christlichen Liebe nach; die zerbröckelnde alte Religion fand in der Herbeischleppung der Götter aus aller Welt Enden einen letzten Strohalm der Rettung; ihr gegenüber stand das Christenthum da, fest gegründet in Verfassung und Lehre, ausgestattet mit Grundbesitz und Tempeln, es begann sich häuslich in der Welt einzurichten; der Montanismus, der von spiritualistischen Anschauungen aus mit rigoroser Strenge innerhalb des Christenthums dagegen auftrat, fand keine Stätte mehr in demselben und in der Katechetenschule Alexandrias mit ihrem grossen Meister Origenes war den Heiden eine Brücke geschlagen, nicht zur Vereinigung, aber zum Uebertritt; die Folge dieser Einladung war ein Kampf um Sein oder Nichtsein einer der beiden Weltanschauungen.

Eingeleitet wurde dieser Entscheidungskampf durch einen literarischen Streit, der den prinzipiellen Unterschied der zwei Weltanschauungen deutlich in's Licht stellte; auf heidnischer Seite stand der epikuräische Philosoph Celsus, der alle Einwürfe, welche gegen die christlichen Lehren, gegen das Leben Jesu und gegen das Leben der Christen gemacht werden können, vorbrachte und dessen Schrift daher zu jeder Zeit als Rüstkammer des Unglaubens gegen die angebliche christliche Wahrheit ins Feld geführt wurde. Schritt für Schritt vertheidigte Origenes den Boden der christlichen Anschauung, die Gottesbildlichkeit des Menschen, die Entstehung der Sünde aus der menschlichen Freiheit, die Auferstehung Jesu u. s. w. mit all der Gelehrsamkeit und Geisteskraft, welche das Haupt der alexandrinischen Schule

auszeichnete. Der physische Kampf liess nicht lange auf sich warten, mit gewaltiger Energie unternahm ihn Kaiser Decius (249—251), der das altrömische Wesen mit der heidnischen Religion wieder herstellen wollte, in Strömen floss das Blut der Märtyrer, besonders auch in Rom, das damals anfang, als Hauptstadt der alten Welt, als Leidensstätte vieler Blutzeugen, als gegründet durch die Apostelfürsten Petrus und Paulus, einen Vorrang über die übrigen Städte und Bisthümer sich zu vindiziren. Es war der „Papst“ Stephanus, der zuerst dieser hierarchischen Anforderung lauten Ausdruck gab, aber in dem karthagischen Bischof Cyprian einen entschiedenen Gegner fand, obgleich andererseits gerade Cyprian in seinem Streben, die Einheit der Kirche zu erhalten, durch seine Amtsüberschätzung, durch die Behauptung, dass die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel allein alle Fülle geistlicher Gewalt in ihrer Hand vereinigen, jenem Zuge der Zeit, der dann im Papstthum gipfelte, gewaltigen Vorschub leistete. Das schon erwähnte Edikt des Galienus, welches den Christen ihre Begräbnissplätze zurückgab und schützte, war das Morgenroth der Freiheit, die nun bald anbrechen sollte; die 40jährige Ruhezeit, die damit begann, schien der Anfang ungestörter Gleichberechtigung zu sein, die heidnische Macht lag im Todeskampfe, aber noch einmal raffte sie sich auf zu einem verzweifelten Schlage gegen die neue Lebensmacht in der letzten schwersten Verfolgung unter Diokletian (303), die von Galerius, Maxentius und Licinius weiter fortgesetzt wurde; die Siege Konstantins über seine Gegner waren ebensoviele Siege des Christenthums, das Kreuz war das Zeichen der Weltüberwindung, der Weltherrschaft geworden. Es ist nur gerecht und billig hinzuzufügen, dass das Christenthum nicht etwa aus einem gegebenen Keim einfach sich hervorspann, sondern das, was es wurde, nur unter dem Einflusse der verschiedenen zeitgenössischen Bildungsmomente so geworden ist. Es hat ebenso entnommen, wie gegeben; ja es hätte der heidnischen Welt nicht so viel bieten und werden können, wenn es nicht in sich selbst alle zukunfts-fähigen Kräfte, die sich beim Zerfall der griechisch-römischen Welt entbunden hatten, aufgenommen hätte. Eben damit hat es die dauernde Führerrolle in der Kultur an sich genommen.

Indem Konstantin das Christenthum im Staate an Stelle des Heidenthums setzte, war der Kampf im Wesentlichen gegen Letzteres entschieden. Tempel und Altäre bestanden noch, freilich selten besucht und vielfach schon zerfallen; aber noch klammerte sich eine Schaar Altgläubiger daran fest und die Philosophie selbst suchte nun im Anschlusse an die alte Religion gegen das Christenthum zu wirken. Gehörten auch sicher nicht die schlechtesten Elemente im Staatsleben dieser Richtung an, so haben sie doch vom kulturgeschichtlichen Standpunkte keinen Anspruch auf die ihnen und ihrem gewaltigsten Repräsentanten Julianus Apostata gezollte Bewunderung. Es nützt nichts, Julian als einen der edelsten Männer darzustellen, der je gelebt, als ein Musterbild von Einfachheit, Sittenreinheit, Güte, Milde, Selbstbeherrschung und wie alle anderen guten Eigenschaften heissen mögen, kurz als einen Gegensatz zu den christenfreundlichen Monarchen, es

nützt auch nichts, das Christenthum in den düstersten Farben zu malen, seine Wirkungen als unheilvolle, entsetzliche zu bezeichnen, die neuplatonische Lehre, deren glühender Verehrer Julian, war in nichts besser, und selbst der nationalisirende Standpunkt dieser Philosophie vermochte sie nicht vor den nämlichen Irrthümern zu bewahren, die das Christenthum verunstalteten. In Alexandrien tobte hauptsächlich der dreihundertjährige Kampf der Neuplatoniker gegen die christliche Lehre. Hervorgegangen aus dem Orientalismus, bei dem von selbst das griechische Denken angelangt war, verbanden sie bald mit ihren Thesen einen abscheulichen Mysticismus, dem gegenüber sich jener des Christenthums fast als Wahrheit ausnahm. Magie und Nekromantie traten in den Bund mit dem Neuplatonismus und es fehlte nicht an Philosophen, wie Jamblichus und andere, die selbst Wunder zu vollbringen vorgaben. Diese Wunder waren eben solche Lügen wie die christlichen, wurden aber von den Anhängern der neuplatonischen Philosophie eben so steif und fest geglaubt wie von den Christen die ihrigen. Die Atmosphäre des Zeitalters war eben voll Wunder und Fabeln, und es ist höchst einseitig, dieselben bei beiden Theilen nicht gleich lächerlich zu finden. Die Wahrheit ist, dass von zwei Irrthümern das Christenthum jedenfalls der geringere, dem Bedürfnisse der Menschheit weitaus entsprechendere war.

Diese Erkenntniss wird selbst nicht abgeschwächt durch die Zerrüttung und Parteienzwiespalt im Christenthume kurz nach seinem Entstehen. Kann irgend etwas darthun, dass die neue Religion keine übernatürlich geoffenbarte Wahrheit, dass sie wie alle anderen ein Gebilde menschlichen Geistes zum Zwecke der Befriedigung idealer Bedürfnisse sei, nur ein besseres, tauglicheres Gebilde, so sind es die inneren Kämpfe der ersten christlichen Kirche. Eine Schilderung dieser auf Wort- und Begrifftheilen beruhenden Sekten und Spaltungen¹⁾ ist kulturgeschichtlich ziemlich belanglos, lehrt indess die wichtige, zu allen Zeiten wahre Thatsache, dass die Massen durch die grössten Absurditäten des Geistes stets am meisten bewegt werden. In jener Zeit stritt man sich heftig darüber, ob Christus eines Weens mit Gott selbst oder ob er diesem bloß ähnlich sei, wie die Arianer lehrten. Heute, wo die Unwahrheit des einen und des anderen Satzes nicht mehr in Frage kommt, erscheint es unbegreiflich wie dieser arianische Streit länger als fünfzig Jahre den ganzen christlichen Orient und einen Theil des Occident in Aufregung versetzen und die zwei ersten ökumenischen Concile zu Nikäa (225 n. Chr.) und zu Konstantinopel (381 n. Chr.) hervorrufen konnte. Selbstverständlich war es völlig gleichgiltig, welche von den beiden Lehren, ob der Katholizismus oder der Arianismus den endgiltigen Sieg davontrug. Natürlich hoben diese Zänkereien nicht das Ansehen der Kirche bei den Heiden;

1) Unter den wichtigsten dieser ältesten Sekten sind zu nennen. Die Nazareer und Ebioniten, die Doketen, die Gnostiker, die Marcioniten, die Manichäer, die Montanisten, die Novatianer, die Quartodecimane und Donatisten.

diesen gegenüber schadete ihr noch der Indifferentismus, den Viele jetzt, wo das Christenthum Staatsreligion geworden, an den Tag legten. Dazu kam, dass der Jahrhunderte lange Druck und die immer wiederkehrenden Verfolgungen der Christen in diesen einen fanatischen Hass gegen alles Heidnische geweckt und geschürt hatten. Nach dem natürlichen Gesetze, wonach Druck Gegendruck erzeugt, rächten sich nunmehr die Christen an ihren ehemaligen Peinigern und Bedrückern durch alle Art ungesetzmässiger Handlungen bis zur empörenden Grausamkeit und Zerstörungslust, die sich an Tempeln und Altären genugsam bekundete.

Im Uebrigen war das Reich tolerant gegen den alten Götterdienst; seine Anhänger wurden nicht von Staatsämtern ausgeschlossen; vielmehr finden wir eine Reihe der hervorragendsten Männer aus den vornehmsten Familien sowohl in den höchsten Reichsämtern als auch in den dem Kaiser zunächststehenden Hofstellen, ohne dass das Bekenntniss irgend eine Rolle dabei gespielt hätte. Bis auf Theodosius war eine gewisse Parität zwischen den Bekenntnissen anerkannt; während der Hof an der Spitze des christlichen stand, gehörte der grösste Theil des Reiches, speziell des römischen Adels, dem alten Glauben an; bestand letzterer zwar nicht durchwegs aus energischen Parteigängern, war er vielfach auch indifferent, so sicherte doch sein enormer Reichthum und seine hervorragende Stellung dem heidnischen Bekenntnisse noch eine gewisse Achtung und Anerkennung, sowohl am Kaiserhofe als auch in der alles Vornehme und Glänzende anstauenden Volksmasse. Dieses Verhältniss änderte sich mit der Thronbesteigung Theodosius d. Gr., welcher darin eine Gefahr für die christliche Lehre erblickte. Nun begann im Orient der Krieg der Mönche gegen alle heidnischen Bauwerke; mit wahrer Wuth zertrümmerten in Byblos die Christusanbeter die Tempel des Adonis und Baalath, deren Kult unter den Antoninen mit unvergleichlichem Glanze wieder aufgelebt hatte; wie eine Horde losgelassener Wölfe stürzten sie von Ort zu Ort und zerstörten in barbarischer Unkenntniss und Rohheit die unschätzbarsten Kunstwerke; zugleich wurden vielfach die reichen Pfründen der heidnischen Priesterschaften eingezogen, denn das Erwerben irdischer Schätze bildet nicht ausschliesslich eine Leidenschaft des katholischen Klerus. Das weströmische Reich, mittlerweile immer mehr von seinem östlichen Nachbar abge sondert, blieb eine Zeitlang verschont; allein des Theodosius Vorbild, verbunden mit Ermahnungen des Mailänder Bischofs Ambrosius, führte auch hier zur Unterdrückung des Heidenthums, welches allerdings noch einen verfehlten Versuch unternahm, seinerseits das Christenthum mit der Waffe in der Hand zu unterdrücken. Seit Anfang des V. Jahrhunderts weiss man nichts mehr von einer geschlossenen heidnischen Opposition.

Der wogende Streit zwischen dem verscheidenden Heidenthums und dem aufgehenden Gestirne der Christenlehre war ein „Kampf ums Dasein“ auf geistigem Gebiete und jeder Theil focht mit den Waffen, die ihm am wirksamsten dünkten; diese Waffen waren sehr oft, vielleicht stets, illegale, grausame, barbarische; jeder Theil nützte eben die Chancen

der jeweiligen Lage der Dinge, ohne sich um Rechtmässigkeit viel zu kümmern. So geht es allemal bei geistigen wie bei materiellen Existenzfragen. Das Christenthum fand eine Stütze am Kaiserthron und nützte dieselbe aus; sehr natürlich; der Kaiserthron hatte seinerseits ein Interesse an der Verbreitung des Christenthumes und unterstützte dasselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Massregeln; gleichfalls sehr natürlich; in beiden Fällen hätte der Gegenpart dasselbe gethan. Es handelt sich nicht etwa darum, die Handlungen der christlichen Kaiser und Bischöfe von einem sittlichen Standpunkte aus zu beschönigen, zu vertheidigen, sondern bloss zu zeigen, wie auch hier wieder das Recht des Stärkeren nothwendig sich geltend macht und wie lächerlich die Phrase ist, dahin habe die vorgeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches vermittelst Herstellung des Kaiserthums geführt. Die Regierungsform hat mit diesem Kampfe nicht das mindeste zu schaffen und in der Wahl ihrer Mittel hat sich noch gar keine Regierungsgewalt von welcher immer Namen habenden Form heilig gezeigt, wenn ihr Interesse ins Spiel kam.

Meine Darstellung hat schon erwähnt, wie eine angeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches ein Unding, welches gar kein Regime anstreben konnte und es eine durchaus falsche Unterstellung sei, eine solche „Regeneration“ dem Kaiserthume zuzumuthen, um dann hintendrein schadenfroh das Misslingen derselben zu verkünden. Es wird dadurch absichtlich der Irrthum erweckt, als ob etwa einer anderen Regierung, z. B. der Republik, eine solche „sittliche Regeneration“ möglich gewesen wäre. Eine eben solche Verdrehung liegt in der Ausbeutung des an sich richtigen Umstandes, dass der Verfall des Reiches mit der Ausbreitung des Christenthumes gleichen Schritt hielt, in dem Sinne, als ob etwa der Sieg des Heidenthums diesen Verfall hätte aufhalten können. Es sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, hören wir sagen, und doch liess sich die eben bezeichnete Thatsache nicht verkennen. Wohl sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, aber nicht für den Staat, sondern einzig und allein für die bedrängten, nach Irrthum dürstenden Geister, und diesen, d. h. der grossen Masse gewährte sie auch in der That Heil und Rettung, indem sie ihnen ein berauschendes, unverstandenes Glück als Belohnung irdischer Qualen und Tugenden in dem vorgeaukelten Jenseits verhies. Der Staatsleib, in dem das Christenthum siegte, hatte sich ausgelebt wie das Heidenthum; an ihm zehrten die scharf wehenden Winde der barbarischen Invasionen. Zuvor werfen wir jedoch noch einen Blick auf die

Altchristliche Kultur.

Sowohl bei den Kunsthistorikern wie selbst bei den Theologen hat sich seit mehr als drei Jahrhunderten die Ansicht vom Kunsthasse der alten Christen eingebürgert, und doch ist diese Lehre eine reine Erfindung. Die Ueberlieferungen der alten Schriftsteller bestätigen sie nicht

und wie ein Nebel vergeht sie vor dem Lichte, welches die Ausgrabungen und Entdeckungen der neuesten Zeit über das christliche Alterthum verbreitet haben.

Das genaue Studium des in den Katakomben aufgespeicherten epigraphischen und künstlerischen Materials lehrt uns erkennen, dass die Produkte der Christen mit jenen der Heiden völlig gleichen Schritt hielten. In den Inschriften bemerken wir anfänglich lakonische Kürze, häufige Anwendung der griechischen Sprache, dann aber allmähliges Seltenwerden der letzteren, Auftreten der Siglen, Verderben der Paläographie; zum Schlusse wird der Styl der Inschriften schwülstig und metrische Epitaphe kommen auf. Die christlichen Inschriften folgen eben dem Beispiele der heidnischen. Genau denselben Gang erblicken wir in den Kunstprodukten, besonders an den Malereien, deren älteste, wie in den Domitilla-Katakomben, von klassischem Style sind und den pompejanischen Fresken so wie jenen in den elegantesten Kolumbarien, der augusteischen Epoche nicht nachstehen. Später werden die Malereien, bisher lediglich allegorisch, wahrheitsgetreuer, aber der Styl ist weniger klassisch und offenbar im Verfall. Zum Schlusse nimmt die Reinheit des Styles in den Malereien noch mehr ab, kurz die christliche Kunst bewegte sich vollkommen in den Geleisen der heidnischen Schule, blühte und sank mit dieser, sehr natürlich, denn, ob Heiden oder Christen, die Künstler gehörten doch dem nämlichen Volkskreise an. Der Fingerzeig, den uns hiermit die Katakombenforschung ertheilt, ist nicht ohne Wichtigkeit: er lehrt, dass der Sieg des Christenthums, weit entfernt, einen allgemeinen Umsturz zu bedeuten, Alles beim Alten liess. Die neue Religion bemächtigte sich ganz allgemach der Geister, aber ohne Aufsehen zu erregen. Die heidnischen Monumente blieben stehen, keines litt unter der neuen Lehre und volle Freiheit blieb dem Einzelnen gewährt, so dass noch zwischen 382 und 391 in Rom ein dem Mithrasdienst geweihter Tempel auf Kosten einiger Privatpersonen erbaut werden konnte¹⁾. Es ist erwiesen, dass die Christen der damasianischen Zeit (Papst Damasus 366—384) die heidnischen Tempel als öffentliche Gebäude achteten und schonten²⁾, und die Zerstörung der antiken Kunst- und Baudenkmale einer späteren barbarischen Zeit zugeschrieben werden müsse.

Was an Kunstleistungen in den Katakomben vorhanden ist, genügt völlig, um das sehr allgemein verbreitete Vorurtheil zu zerstören, dass die ersten Christen von einem bitteren Hasse gegen jegliche Kunst erfüllt gewesen seien, und dass die Malerei nur langsam, insgeheim und in Opposition zu der ersten Uebung der Kirche Eingang gefunden

1) Monumente des Mithras-Dienstes sind wiederholt in Rom ausgegraben worden

2) Eine Bestätigung lieferte der Fund von zwei Fragmenten der Arval-Akten welche an der kleinen damasianischen Basilika des 1868 aufgedeckten Friedhofs von Genesio als Baumaterial verwendet waren. Es ergab sich, dass diese barbarische Verwendung auch einer barbarischen Zeit, dem VI. oder VII. Jahrhunderte unserer Aera angehört, keineswegs dem ursprünglichen Christenthume. Vgl. G. B. de Rossi's *Bullettino di archeologia cristiana*. Serie II. Anno 5. (1874) fasc. 8. S. 118—119.

hätte. Die Juden, aus denen das Christenthum in Rom hervorging, verabscheuten bloss die Simulakra des heidnischen Kultus, und heute steht es fest, dass es christliche Maler im I., II. und III. Jahrhundert gab. Gerade die ältesten Denkmäler dieser Gattung, jene des I. und II. Jahrhunderts, zeigen die höchste stylistische Vollendung, was uns nicht Wunder nehmen kann, da ja eben um diese Zeit das Kunstleben der Römer sich zur höchsten Blüthe entfaltete. Denn nicht genug kann man im Auge behalten, dass die ersten Christen sehr bald über das kleine Häuflein der ursprünglichen Judenchristen hinaus angewachsen, der überwiegenden Mehrzahl nach also Römer waren.

Nimmer dürfen wir uns daher diese römischen Christen in Opposition zum Römerthume denken, dem sie mit Leib und Seele angehörten. Das Christenthum war eine neue Glaubenslehre, es schuf kein neues Volk. Christen und Heiden waren von den nämlichen allgemeinen Einflüssen bewegt, welche die Kunstblüthe bei einem Volke zu zeitigen vermögen. Das Christenthum an sich war nicht nur nicht kunstfeindlich, sondern es lieb der Kunst auch neue Ideale, neue Grundlagen. Die christlichen Künstler waren keine einfachen Nachahmer des Heidenthums, sie schufen neue Gestalten, neue Typen und führten eine neue Richtung herbei, die auch die heidnische Kunst nicht unberührt liess. Man hat gemeint, diese Erscheinung durch die völlige Wandlung erklären zu können, die der Polytheismus erduldet hatte und die im Mithrasdienste gipfelte, welche neue Kultform die römische Vielgötterei dem Christenthume zum Theile assimiliren sollte. Es hat sich aber gezeigt, dass die auf den Mithraskult bezüglichen Malereien nur Nachahmungen, zum Theile Parodien der christlichen sind. So ist denn die christliche Kunst, die wie keine Kunst der Anlehnung an die Religion, an das Ideale entbehren konnte, aus dem Ausdrücke der christlichen Ideen erwachsen, ihr schirmend und schützend stand aber seit ihrer Geburt zur Seite die Kirche.

Was nun die bildlichen Darstellungen betrifft, so waren hauptsächlich die unterirdischen Koimeterien der Ort, wo die älteste christliche Kunst geübt wurde. So sind die Grabkammern und Kapellen der Katakomben von der grössten Wichtigkeit für die christliche Kunst und Archäologie. Unter den altchristlichen Bildern sind zwei grosse Klassen zu unterscheiden, die symbolischen und die historischen. Von den letzteren sind jene des neuen Testaments wegen ihres überwiegend symbolischen Charakters selten. So haben wir nicht bloss aus der ältesten Zeit keine Darstellung der Dreifaltigkeit, sondern auch keine porträtähnliche Abbildung des Heilandes oder Bilder von seinem Kreuzigungstode. Die ältesten Brustbilder Christi stammen erst aus dem V. und VI. Jahrhundert und zwar wäre nach de Rossi ein Elfenbein des vatikanischen Museums zu Rom die älteste unter diesen Darstellungen. Früher als den Bildern des Erlösers begegnet man den Marien-Bildern, deren es längst vor dem Concil zu Ephesus (431) gab; unter diesen dürfte wohl das 1851 in S. Prizilla entdeckte, welches, nach demselben de Rossi, aus dem Anfange des II, wenn nicht gar aus dem Ende des I. Jahr-

hundreds unserer Zeitrechnung stammt, das höchste Alter für sich in Anspruch nehmen können¹⁾.

Die am meisten hieratischen Typen der altchristlichen symbolischen Malerei²⁾ stammen aus dem Ende des II. und Anfange des III. Jahrhunderts und befinden sich in den sogenannten Sakramentenkammern der Calixt-Katakomben, unweit vom Grabe der h. Cäcilia und der Päpste. Die Grabkapelle der Letzteren zeigt deutlich die Einrichtung der ursprünglichsten Kirche mit ihrem isolirten Altar, an dem der Priester, das Antlitz gegen die Gläubigen gewandt, die heiligen Mysterien feierte. Hinter dem Altar war der Platz für den Stuhl, welchen der Bischof einnahm. In der Malerei ist die Darstellung biblischer oder evangelischer Handlungen mehr allegorisch als geschichtlich treu, die Skulptur auf den Sarkophagen ist ausschliesslich dekorativ und auf den Inschriften findet sich selten der Name dessen, der den Stein setzen liess, oder Todestag und Alter des Verstorbenen; niemals erscheint das feierliche Wort *καταθεσις* oder *depositio*, welch letzteres, oft durch DP. oder DEP. abgekürzt, später häufig auftritt. Auch die vielgebrauchte Sigle R (*recessit de saeculo* oder *reddidit spiritum*) kommt mit dem III. Jahrhunderte in Aufnahme.

Die Skulptur macht sich hauptsächlich an den Sarkophagen geltend, die wir als eine orientalische Beisetzungsart kennen lernten; sie wurde herrschend in Rom zur Zeit der Antonine, später aber durch das billigere *Sepulcrum a mensa* ersetzt, eine Art in den Felsen gehauener Sarkophage. Das *Arcosolium*, später so allgemein gebräuchlich, ist gleichfalls nichts weiter, als ein in den Felsen gehauener und überwölbter Sarkophag. Jene aus *terracotta* kamen schon im III. Jahrhunderte ausser Gebrauch. Wahrscheinlich kauften auch die ersten Christen ihren Bedarf an Sarkophagen bei heidnischen Steinmetzen und wählten darunter solche aus, deren bildhauerischer Schmuck gleichgiltige oder ihrem Glauben nicht widersprechende Themata darstellte. Wo eine solche Wahl nicht möglich war und man doch zu Sarkophagen mit entschieden heidnischen Szenen greifen musste, half man sich dadurch, dass man die betreffende Seite des Sarkophages in das Innere des Grabmals stellte. Es ist sehr begreiflich, dass wir die Epoche des kirchlichen Friedens abwarten müssen, um ausschliesslich christlichen Darstellungen auf den Sarkophagen zu begegnen, denn in der vorangehenden Periode der Verfolgung wäre die Arbeit des Bildhauers, der sein Werk beim helllichten Tage ver-

1) Clemens Lüdtkke, *Die Bilderverehrung und die bildlichen Darstellungen in den ersten christlichen Jahrhunderten*. Freiburg i. Br. 1874. 4°. Im dogmatischen Theile dieser Schrift weist der Verfasser nach, dass die altchristliche Bilderverehrung keine latreutische, sondern eine relative und eine memorative Verehrung war, die von den Bildern auf das Original übergang, daher es auf einer grossen Unkenntniss beruhe, wenn man die christliche Bilderverehrung mit der heidnischen auf eine Linie stellt oder sie wohl gar als Götzendienst bezeichnet.

2) Vgl. darüber Dr. Rudolf Kleinpaul, *Die Symbolik der altchristlichen Kunst*. (Australand 1875. S. 645—648, S. 673—677).

richten musste, nicht ohne Gefahr für diesen gewesen. Deshalb äussert sich die christliche Kunst zuerst in der Malerei, die im Dunkel der Katakomben geübt werden konnte.

Nebst den Freskomalereien an den Wänden enthielten die Katakomben stellenweise eigenthümliche vergoldete Bodenstücke gläserner Pokale, die zwischen einem doppelten Boden Figuren in verschiedenen Farben zeigten. Ob diese Gefässstücke von den altchristlichen Agapen oder Liebesmahlen herrühren, ist nicht gewiss, die neueren Untersuchungen haben aber gelehrt, dass die Fragmente weniger alt sind, als man früher allgemein annahm. Nach P. Garrucci und de Rossi sind sie der Mehrzahl nach in den letzten Jahren des III. und hauptsächlich im IV. Jahrhundert gefertigt worden. Nur wenige reichen auf den Anfang des III. und eines bis in's II. Jahrhundert zurück.

Die Mosaiken sind selten in der vorkonstantinischen Zeit; erst im IV. Jahrhunderte kamen sie in den Basiliken in Gebrauch. Manchmal werden sie von Inschriften begleitet, die nur in einigen wenigen Fällen auf der Rückseite heidnischer Inschriftsteine angebracht wurden. Die Datirung, immer sehr selten, besonders in den ersten drei Jahrhunderten, erscheint etwas häufiger im vierten; als chronologische Anhaltspunkte dienen die Konsulate, nur zwei Inschriften sind bekannt, welche nach dem Pontifikate eines Papstes, und keine, die nach unserer christlichen Aera datirt sind.

Melchias war der letzte Papst, der in den Katakomben sein Grab erhielt, denn schon hatte Konstantin den Kaiserthron bestiegen; seine Nachfolger wurden in Basiliken beigesetzt, die man unter freiem Himmel über den Gräbern der Märtyrer selbst erbaute. So entstanden die Basiliken von St. Peter, von St. Paul, St. Laurentius, St. Agnes u. s. w. Auch im Weichbilde der Stadt Rom, an der Stelle der Häuser, worin sich die ersten Christen versammelt haben, errichtete man solche Basiliken, und die christlichen Grabmäler, vor Konstantin sehr selten in Rom, vermehrten sich zusehends. Um diese Zeit hörten die Katakomben auf, unter der Obhut der Priester zu stehen und wurden eine Unternehmung der *fossores*, die dem Geldgewinne zuliebe neue *loculi* gruben. Doch auch der *fossores* geschieht im Jahre 426 zum letzten Male Erwähnung, und es ist entschieden irrig, zu behaupten, dass man bis Anfang des VII. Jahrhunderts in den Katakomben begrub, denn von 400 bis 409 werden die Beerdigungen dort sehr selten und die Inschriften erwähnen keiner mehr seit 410. Die späteren Verwüstungen der Kampagna durch die Gothen und Langoarden führten auch die Zerstörung der Katakomben herbei. Mit frommer Wuth, oder des Gewinnes wegen, durchwühlten die Langoarden die Kirchhöfe der Märtyrer, um sich mit heiligen Gebeinen zu beladen. Dies veranlasste den Papst Paul, mehrere der berühmtesten Heiligengräber zu vermauern, die Leichen anderer in die römischen Kirchen übertragen zu lassen. Mit dieser in grossem Massstabe, auch unter den Päpsten Sergius II. und Leo IV. fortgesetzten Uebertragung der Märtyrergebeine schliesst die eigentliche Katakombengeschichte.

So wenig wie den Künsten zeigte sich das Urchristenthum der

Dichtkunst und der Literatur feindlich. Auch auf diesen Gebieten darf es auf namhafte Leistungen blicken.

Die altchristliche Literatur.

Die ersten zwei Jahrhunderte des Christenthums, gerade die Zeit als der Glaube noch am lebendigsten war, haben keine Poeten aufzuweisen; diese treten erst auf unter Konstantin, als im siegenden Christenthume die Tugenden der ersten Periode zu sinken begannen; sie mehrten sich inmitten des Elends des absterbenden Kaiserreiches und trieben endlich in St. Ephrem, St. Gregor und Prudentius ihre edelsten Blüthen, als die nordischen Barbaren schon die Grenzen des Reiches überschritten hatten, so zu sagen am Vorabende des Unteranges Roms. Wenn aber die ersten christlichen Epochen keine bekannten Dichter hinterliessen, so ist damit nicht gesagt, dass sie mit poetischer Unfruchtbarkeit geschlagen waren. Im Gegentheile, die christliche Phantasie ist vielleicht niemals thätiger, reger gewesen; sie war im Schaffen der Stoffe begriffen; es war die Zeit der Typen-Mythen-, Sagen- und Legenden-Bildung. Nur wenige dieser literarischen Produkte sind, meist in arg verstümmelter Form, erhalten geblieben und keines derselben trägt den Namen seines wahren Verfassers. Stets werden sie irgend einer berühmten Persönlichkeit der längstvergangenen Zeit zugeschrieben, ein unschuldiger Betrug, den jegliche Philosophie, alle Religionen stets angewendet haben, um in solchen Fällen den neuen Werken von vornherein ein gewisses Ansehen zu verleihen. Die Christen hatten diesen Vorgang den Juden abgelauscht, ihrerseits vielleicht wieder nur Nachahmer älterer Philosophen. Unter den gedachten Werken nehmen die apokryphen Evangelien die erste Stelle ein; sie zerfallen in zwei Klassen: in solche, die von Häretikern herkommen und heute verloren sind, weil die siegreiche Kirche wegen der darin enthaltenen Irrthümer sie vernichtete, dann in solche, welche sich nicht mit dogmatischen Erörterungen, sondern mit wunderbaren Berichten über Christus und die heilige Familie befassen. Diese — ihrer elf bis zwölf — wurden von der Kirche geduldet, welche sich begnügte, sie nicht unter die heiligen Schriften aufzunehmen. Leicht erkennt man auf den ersten Blick, dass die Erfinder dieser Legenden ganz unwissende Menschen waren. Allein nicht bloss rühren sie von Leuten aus den unteren Volksschichten her, sondern man entdeckt sofort, dass sie stets im Oriente ihren Ursprung haben. Einige dieser Apokryphen kennen wir auch nur in arabischen Texten und ihr Inhalt mahnt lebhaft an Tausend und Eine Nacht. Die Gestalt des Heilandes erscheint darin oft bis ins Unkenntliche verzerrt, und unter seiner in Wundern aller Art sich offenbarenden Allmacht verschwindet gänzlich seine unsägliche Güte. Daneben aber finden wir auch eine Fülle hochpoetischer Legenden, welche die Popularität der Apokryphen zur Genüge erklären. Sie sind die Quelle jener anmuthsvollen Sagen, welche das Mittelalter über die heilige Jungfrau wiederholte und zu

verschönern niemals aufgehört hat. Auch dem heiligen Joseph ist ein ganzes Evangelium gewidmet, das wir zwar nur in arabischer Sprache besitzen, augenscheinlich aber aus dem Koptischen übertragen ist. In den Apokryphen liegt ferner der Ursprung zu all' den rührenden Legenden über die Geburt Christi, welche zuerst in naiver Reproduktion in den liturgischen Dramen des Mittelalters erscheinen und so viel zur Wiedererweckung der dramatischen Kunst im Occidente beitrugen, im Epos ihre Stelle behaupteten und mehrere Jahrhunderte hindurch Maler, Bildhauer und Dichter begeisterten. Keines unter diesen Evangelien ist schöner als jenes des Nikodemus, welches in seinem zweiten Theile das Absteigen Christi in die Hölle schildert und sich deshalb im ganzen Mittelalter einer verdienten Beliebtheit erfreute.

Manche Apokryphen bedienen sich der Form des Romans, für welchen in der griechisch-römischen Welt, ganz vorzüglich im I. Jahrhunderte unserer Aera, eine wahre Schwärmerei bestand. Das Christenthum folgte diesem Beispiele der heidnischen Literatur, in Form eines Romanes die ernstesten Wissenszweige vorzutragen, und so entstanden die sogenannten Clementinen und der Pastor des Hermas. Die Clementinen wurden im II. Jahrhunderte verfasst und ihre Theologie ist nicht immer orthodox; man kann darin vielmehr deutliche Spuren der Ebionitenlehre erkennen, die in den ersten Zeiten der Kirche eine wichtige Rolle spielte. Der Verfasser war aber auch ein ausgesprochener Feind des Apostel Paulus, den er kurzweg *homo inimicus* nennt. Im Gegensatz zu den Clementinen ward der Pastor des Hermas von irgend einer zarten Seele für Mystiker und Träumer gedichtet und trägt überall den Charakter der Milde und Mässigung.

Alle bisher erwähnten Schriften sind in Prosa abgefasst; doch gibt es auch poetische Versuche, freilich noch roh und rauh, — die Sibyllinischen Gesänge. Die Christen waren wiederum nicht die Ersten, welche sich derselben bedienten; die Juden gingen mit dem Beispiele voran. Bekanntlich war der Hellenismus auch nach Judäa gedrungen und Juden lasen die Werke Homer's und Plato's. Ihr Hellenismus war aber, wie schon erwähnt, ein durchaus oberflächlicher; im Grunde blieben sie Juden, welche den Götzendienst verabscheuten und trotz der Spötereien der Griechen und der Erniedrigung, die sie von ihnen zu erleiden hatten, sich für das auserwählte Volk hielten. Da die Sibyllen im alten Hellas und Italien sehr populär waren, legten die Juden denselben von ihnen erdichtete Weissagungen in den Mund, welche der heidnischen Welt den Hereinbruch eines göttlichen Strafgerichtes und einer neuen Zeit verkündeten. Der älteste dieser Orakelsprüche stammt aus der Makkabäerperiode und zeigt die Träume der Juden zwei Jahrhunderte vor Christus. Die Form, sie in die Welt zu stossen, war nunmehr gefunden und diente volle fünf Jahrhunderte, von Ptolemäus Philometor bis auf Konstantin, zu gleichem Zwecke. Die sibyllinischen Gesänge enthalten aber nicht bloss moralische und religiöse Voraussagungen, sondern auch heftige Proteste gegen die römische Herrschaft; sie sind die einzige Erinnerung, die uns von dem Hasse geblieben, welchen das römische Weltreich an manchen Orten

erweckte. Die Juden nämlich hassten Rom vom ersten Tage, ja sogar noch ehe sie unter sein Joch gebeugt wurden. Ihre Verwünschungen verdoppeln sich, seitdem die Unterwerfung der antiken Welt unter die Tiberstadt vollendet; mit wahrer Wollust verkünden sie ihr die unausbleibliche Strafe, die sie mit grausamem Raffinement beschreiben. Gab es also, wie die sibyllinischen Gesänge dardhnen, inmitten des allgemeinen Friedens und Wohlstandes, den die römische Herrschaft verbreitete, Leute, welche diese Herrschaft dennoch bitter hassten, so ist zu beachten, dass diese Proteste insgesamt aus einer einzigen Gegend kamen, aus Asien, aus jenem Welttheile, den Rom zwar erobern, niemals aber sich assimiliren konnte, wie es im Westen ihm gelang. Asien nahm niemals römische Sitten und Sprache an, verschmähte sogar die römische Literatur, kurz, ward nie römisch. Der Hass der sibyllinischen Dichter hatte indess seine Hauptursache in der Religion; sie verzeihen Rom eher noch, ihnen die Unabhängigkeit geraubt, als sich an ihrem Gotte vergriffen zu haben. Judaismus und Christenthum waren aber die zwei einzigen Kulte, welche das sonst so tolerante Rom misshandelte. Deshalb fuhren die sibyllinischen Sänger fort, unverdrossen unter Trajan, Marc Aurel, unter den Antoninen, jener Epoche, die uns so schön und glücklich dünkt, unter Commodus und Severus, das grosse Ereigniss zu weissagen, dessen Eintritt sie mit aller Kraft der Seele herbeisehnten. Unter diesen Feinden Rom's die Christen zu finden, ist einigermaßen überraschend, denn wir wissen, dass die Cäsaren trotz aller Verfolgungen keine ergebeneren Unterthanen besaßen als sie, wie denn auch die bischöflichen Oberhirten niemals müde wurden, den Gehorsam vor der weltlichen Macht zu predigen. Obwohl Christen, hingen die Adepten des neuen Glaubens doch fest am Römerthume, und die Unzufriedenen, welche in den sibyllinischen Sprüchen ihren Hass gegen dasselbe niederlegten, gehörten alle den asiatischen Provinzen an, wo das Römerthum keine Wurzeln gefasst hatte. Man begegnet bei ihnen demokratischen Anwandlungen und einer düsteren Lebensanschauung; es sind dies fast immer Juden oder Judenchristen, die so sprechen; ihr Gott ist immer noch der finstere *Jahveh* mit Donner und Blitz, der nur spricht, um zu drohen. Die Lehren dieser Judenchristen sind aus der Kirche verschwunden, nicht aber der finstere Zug der Phantasie, die Ausmalungen der Hölle, des jüngsten Gerichtes und die Schrecken eines künftigen Lebens. Diese nahmen bald einen hohen Rang in der christlichen Poesie ein und inspirirten einen der herrlichsten Dichter, den heiligen Ephrem.

Der älteste christliche Dichter war Bischof Commodianus aus Gaza in Palästina gebürtig; obwohl an sich ziemlich unbedeutend, hat ein seltsamer Zufall gerade die Werke dieses unberühmten Mannes erhalten. Wichtig sind sie aber deshalb, weil sie, obwohl voll Fehler und schlechter Verse, nicht allein die Spuren einer untergehenden, sondern auch jene einer neu erstehenden Kunst an sich tragen. Bekanntlich legte der antike Vers das Hauptgewicht ausschliesslich auf das Metrum, der moderne hingegen auf den Accent, auf die Betonung. Die Umwälzung, die in der Poesie eines dieser Prinzipie an die Stelle

des anderen setzte, gelangte erst mit Beginn des Mittelalters zum Abschlusse, aber schon früher lagen die beiden Prinzipie mit einander in Streit. Während die lateinischen Klassiker korrekte, tadellos metrische Verse dichteten, schmiedete das Volk holprige Verse, in denen der Accent über das Metrum siegte; je weiter man von Rom in die Provinzen drang, desto mehr nahm diese wilde Dichtkunst überhand. Commodianus nun ist ein Vertreter dieser barbarischen Versifikation, die schon einige der später zur allgemeinen Anwendung gelangten Uebungen enthält; sogar der Reim tritt mitunter auf. Commodian ist also ein Vorläufer des Mittelalters. Da aber seine Zeitgenossen im III. Jahrhunderte noch warme Verehrer edler Kunst und Literatur waren, so konnten seine Schriften kaum auf Beifall rechnen.

Der Geschmack an geistigen Unterhaltungen, wie er die damalige Gesellschaft beherrschte, war aus seiner griechischen Heimat über die ganze Ausdehnung des römischen Reiches verbreitet und hatte eine gewisse Gleichmässigkeit in der Literatur herbeigeführt, welche die klassischen Typen sich sorgfältig zum Muster nahm. Diese Strömung konnte das Christenthum nicht vernichten, selbst wenn es gewollt hätte, was nicht der Fall, denn nirgends trat dasselbe umstürzend oder als ein Feind des Bestehenden auf. Die Schriften der Christen mussten sich demnach den allgemeinen Anforderungen der Zeit anbequemen und in der Epistel des heiligen Clemens macht sich schon deutlich der Einfluss der griechischen Rhetorik fühlbar. Und noch heute zehren wir von den zwei Vermächnissen der Vergangenheit: dem Christenthume und der klassischen Literatur. Im Laufe der Geschichte trug abwechselnd die eine über das andere den Sieg davon, und den Kampf der beiden Strömungen gewahren wir selbst in den beiden ältesten christlichen Schriftstellern des Westens, in Minucius Felix und Tertullian. Während der erstere, obwohl begeisterter Christ, sich in seinem *Octavius* mit dem Heidenthume auseinanderzusetzen suchte, verschmähte Tertullian alle Kompromisse und offenbarte einen entschieden kunstfeindlichen Sinn.

Von diesen beiden widerstreitenden Richtungen ist die erstere in der Kirche die stärkere gewesen. Anfangs freilich wandte sich das Christenthum nur an die Armen und Unwissenden; schon im II. Jahrhunderte aber drang es in die höheren und gebildeten Kreise. Um diese zu gewinnen, durfte es keinesfalls Verachtung der Kunst und Literatur an den Tag legen. Es bemühte sich daher, in den Werken der alten heidnischen Philosophen verwandten Idee aufzusuchen, diese als seine Vorläufer, und sich selbst so zu sagen als eine Fortsetzung und Vollendung der antiken Philosophie darzustellen. Jene, welche heute dem Christenthume vorwerfen, dass es die Welt mit keiner neuen Morallehre beschenkt, vergessen ganz, dass gerade mit diesem Vorwurfe das Urchristenthum sich brüsten durfte und zu vertheidigen hatte. Auch durfte es nicht als Reichsfeind erscheinen, denn die höheren Kreise, die man gewinnen wollte, waren alle sehr konservativ und patriotisch, und die Rücksicht auf diese gebot eine untergeordnete Haltung. Die sybillinischen Gesänge fanden daher niemals die Billigung der

Bischöfe, welche die treuesten Stützen der staatlichen Autorität waren, und sogar den heidnischen Kaisern schon direkten Einfluss auf die kirchlichen Angelegenheiten einräumten. Aus dieser entgegenkommenden, wohlwollenden Stimmung entsprang das Bündniss der neuen Lehre mit der antiken Kunst. Dass auch die christliche Literatur diesem Einflusse gehorchte, ersehen wir schon an den Schriften des heiligen Cyprian. Noch weiter gehen seine Nachfolger Arnobius und Lactantius, welchen man die ehemaligen Professoren der Rhetorik sofort anmerkt, eine Epistel römischer Kleriker an Cyprian glänzt schon durch hohe Formvollendung. Der *Phoenix* des Lactantius lässt nur in einigen Stellen errathen, dass sein Verfasser Christ ist. Dem Jahrhunderte des Theodosius war es aber vorbehalten, in allem das richtige Maass zu finden und in dem grossen Prudentius die höchste Blüthe des vereinten Christen- und Klassikerthums zu treiben. Und aus dieser Vereinigung ist unsere moderne Civilisation erwachsen.

Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches.

Die das V. Jahrhundert umspannende europäische Völkerwanderung ist nur ein kurzer Abschnitt, herausgerissen aus der Gesamtheit dieser kulturhistorisch überaus wichtigen Erscheinung. Schon im IV. Jahrhunderte v. Chr. zog gothisches Volk in die Länder der Ostseeküste. Diese Gothen gehörten dem grossen germanischen Völkerkreise an, waren aber mit den eigentlichen Germanen nur verwandt, nicht identisch. Ihre Heimat lag entweder im südlichen Schweden oder im nördlichen Deutschland im Westen der Oder. Man stelle sich nun nicht vor, wie gerne geschieht, dass die Gesamtheit der Gothen ihre Heimat verlassen habe; es that dies bloss ein Theil des Volkes, die Mehrzahl blieb im Vaterlande zurück. Nur eine irrthümliche Auffassung kann wähen, es sei das ganze Volk in Wanderung begriffen gewesen. Zu solchem Schlusse berechtigt kein Analogon in der Völkerkunde, selbst nicht das unstäte Herumstreifen der Nomaden, die dabei einen bald grösseren, bald engeren Bezirk doch nicht verlassen. Vollends, nun bei sesshaften und dem Ackerbau ergebenden Stämmen ist eine solche Massenwanderung unerweislich und höchst unwahrscheinlich; auch erfahren wir nirgends, dass wenn wirklich Skandinaviens gesammte Bevölkerung ausgesperrt hätte, dort als natürliche Folge Entvölkerung entstanden wäre. Auswanderungen von Volksbruchtheilen, durch die mannigfachen Ursachen veranlasst, hat es aber zu allen Zeiten gegeben und als solche sind auch die Züge der meisten Völker im V. Jahrhunderte zu denken, denn nicht aus dem artistischen Drange nach den Kunstschätzen oder der Naturschönheit Italiens, weniger noch aus mystischer Sehnsucht nach den Wohlthaten des kaiserlich byzantinischen Christenthums, sondern aus dem sehr realen Bedürfniss nach Brod, Acker und Land ging die Völkerwanderung hervor, da die alten Sitze der, seit dem Uebergange von Jagd und Viehzucht zu Ackerbau nach einem überall beobachteten Gesetz sehr rasch vermehrten Bevölkerung

nicht mehr genügten. Es waren Tausende von den jüngeren Söhnen des Adels, die sich zusammenthaten, den Namen ihres Stammes beibehielten, auch wohl die Söhne ihrer leibeigenen Bauern mit in ihre Reihen aufnahmen und so dem Zuge nach den Schätzen der morsch gewordenen Römerwelt folgten.

Da nun die Gothen im Weichsellande bloß Ansiedler auf altslavischem Boden waren, wo ihr Volksthum keine festeren Wurzeln zu schlagen vermochte, so verliessen sie dies fremde Land wieder leicht und zogen im II. Jahrhunderte, theils durch den markomannischen Krieg, der alle germanischen Völker an der Oder in Bewegung setzte, theils von den Weneden (Slaven) gedrängt, an's Schwarze Meer, wo sie sich zwischen Dnjestr und Dnjepr, in der Nähe Dakiens (um 182—215 n. Chr.) festsetzten. Von dieser Zeit an kennt man ihre Einfälle in das römische Gebiet und ihre Ausbreitung längs der ganzen Krümmung des Schwarzen Meeres. Um 270 erscheinen sie in Mösien schon als fast einheimisch, und hatten zwei Reiche an der unteren Donau und am Pontus gebildet, das ostgothische zwischen Dnjestr und Don, das westgothische in Dakien. Um solche Zeit, Anfang des III. Jahrhunderts, verbinden sich auch in Germanien mehrere kleinere Völkerschaften zu grösseren, in Folge dessen die alten Namen verschwinden und an deren Stelle neue treten, welche mehr dergleichen Völkerbündnisse als einzelne Völkerschaften bezeichnen. Es lassen sich die germanischen Völker mit Rücksicht auf ihre Wohnsitze nun eintheilen wie folgt: I. Westvölker: Alemannen, Franken, Thüringer, Bojoarier, Sachsen und Friesen; II. Ostvölker, in vier Gruppen: 1) südöstliche Gruppe oder Gothen; 2) südwestliche Gruppe oder Lygier, Vandalen, Sueven und ihre Nebenvölker; 3) nordwestliche Gruppe oder Sachsen, Angeln, Jüten; 4) nordöstliche Gruppe, Heruler, Rugier, Scirren und Turcilingen.

Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches.

Mit vielen dieser Völkerschaften lag das Römerthum lange in Hader, ehe die grosse Völkerwanderung sich an den Grenzen des Reiches fühlbar machte. Das Kaiserthum verstand es, im Innern tiefen Frieden zu erhalten, der Handel und Wandel begünstigte und die Produkte römischen Kunstfleisses bis an's Ende der Welt ausstreute; an den Grenzen aber, wo sich die römische Kultur mit den unruhigen Barbaren berührte, währte beständiger Krieg. So geht es in der Gegenwart den Briten in Indien, den chinesischen Ansiedlern auf Formosa. Als nun diese Fehdezüge allzu häufig zum Nachtheile der Römer ausschlugen, erwiesen sie sich zugleich unproduktiv für den Sklavenmarkt, der die einzigen Arbeitskräfte lieferte. Mit diesem immer drückenderen Mangel sank naturgemäss die Bevölkerungsziffer in den Provinzen, und um in dem, vorzugsweise durch den Zuzug von Provinzialen angewachsenen Rom selbst den Mangel der versiegenden Sklavenkräfte zu ersetzen, liess man sich gern bereit finden, den un-

widerstehlich herandrängenden Germanen Wohnsitze innerhalb des Reiches zur Bebauung anzuweisen. Eine innigere Berührung zwischen ihnen und dem gemischten Volksthum der Römer konnte erfahrungsgemäss nicht ausbleiben, und wenn die ethnische Zersetzung des Römerthumes auch schon ihren höchsten Grad erreicht hatte, so bahnte doch die nunmehr vorwiegende Vermengung mit germanischem Blute die Umbildung zu einem gleichmässigeren Volksthum, zu einer neuen Nationalität, an. Es lässt sich darüber streiten, ob die Germanen jener Epochen noch wirkliche Barbaren gewesen oder nicht, dass sie es im Vergleiche zu den Römern waren, ist sicher. Aber gerade ihre barbarische Kulturstufe sicherte ihnen Charaktereigenschaften, Tugenden, welche im Laufe entwickelterer Zustände sich unfehlbar abstreifen und daher den Römern längst verloren waren. Mit natürlicher, geistiger Befähigung vereinten sie die Tapferkeit roher Stämme und zähe Ausdauer. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dass sie theils sich willig gefangen nehmen liessen von den Reizen und Gentüssen der römischen Gesittung, und sehr bald sich in derselben eben so gewandt zu bewegen wussten, wie die Römer selbst, kein vereinzelter Beispieler in der Kulturgeschichte. Als immer mehr germanische Schaaren, in ihrem Rücken bedrängt, gegen Süden zogen, war ein grosser Theil der schon früher im Reiche ansässigen Germanen genug fortgeschritten, um mit Erfolg in das öffentliche Leben, in den Staatsdienst eintreten zu können. Während die Masse der germanischen Einwanderung in den unteren Volksschichten zu ausgiebigen Blutsvermischungen führte, begünstigte dieselbe mittelbar das Empor-tauchen hervorragender Germanen unter den höchsten Würdenträgern der Krone. Ganz besonders im Militärdienste ragten sie durch die Kriegstüchtigkeit hervor, die zu allen Zeiten die germanischen Stämme sowie das ursprüngliche Römerthum ausgezeichnet, den Römern der Kaiserzeit durch die eingetretene Rassenvermischung und Verweichlichung der Civilisation aber ganz unmerklich abhanden gekommen war. Den kriegerischen Tugenden, die vorzugsweise auch die völkerbildenden sind, ist die Kulturentfaltung nicht hold, sie hat sie noch allerwärts mehr und mehr abgeschwächt und muss dies thun, weil die Kultur ja ein sich Entfernen von jenem Naturzustande bedingt, in dem der Kampf und der dazu erforderliche kriegerische Sinn begründet sind. So glänzend auch die militärischen Leistungen der Gegenwart sein mögen, ein sehr bemerkbares Schwinden des kriegerischen Sinnes seit nur wenig Jahrhunderten wird im Allgemeinen wohl Niemand in Abrede stellen. Es wäre Unverstand, den Römern der späteren Kaiserzeit einen Vorwurf aus dem machen zu wollen, was eine natürliche Folge der Kulturentwicklung sein musste, und zugleich das zunehmende Krieglungs-gück in den Grenzfeldzügen erklärt. Doch darf man sich über die Tüchtigkeit der römischen Heere, die lange genug den fremden Barbaren Widerstand leisteten, nicht täuschen. Wenn endlich doch die Barbaren siegten, so war es, weil diese selbst tüchtiger geworden waren. Die Aufnahme in das römische Heer machte die Germanen bald zu dessen wichtigstem, wenn nicht zahlreichsten Bestandtheil und

brach den alten Antagonismus. Die Römer gewährten den Germanen Rang und Ansehen¹⁾, die Germanen nahmen von ihren Nachbarn Kultur und Sitten an; dieser Prozess währte schon seit Augustus, als Deutsche in die Prätorianergarde traten²⁾. Als endlich germanische Stämme sich in römischen Provinzen niederliessen, traten sie nicht als wilde Fremdlinge, sondern als Kolonisten auf, die schon etwas von dem Staatssysteme verstanden, in das sie eindringen, und sich nicht ungern als seine Glieder betrachtet sahen. Alles in Allem genommen ist es sehr fraglich, ob die Kriegstüchtigkeit beider feindlichen Heere am Ende des Kaiserreiches nicht wenigstens eben so gross war, als während der langen Dauer desselben.

Diese Verhältnisse erklären, warum die von der römischen Kultur ergriffenen Germanen die ärgsten Feinde ihrer noch in tiefster Barbarei steckenden Stammesgenossen waren. Die freien, nämlich was gleichbedeutend, die rohen Germanen hatten, wie ein Schriftsteller fast tadelnd bemerkt, keine tüchtigeren und gefährlicheren Gegner, als ihre bei den Römern befindlichen und dadurch civilisirteren Landsleute, eine ziemlich allgemeine Erscheinung in der Völkerkunde. Die australischen Wilden werden von der „schwarzen“ Polizei am kräftigsten im Zaume gehalten. Kämpften aber Germanen auf römischen Befehl noch so wacker gegen Germanen, den Untergang des Reiches vermochte ihre Tapferkeit nicht zu wehren, weil es strenge genommen überhaupt keinen Feind zu bekämpfen gab. So sehr man mit Recht den Barbareneinfall als die Hauptveranlassung zum Sturze des Reiches betrachten darf, der gegenüber jede Regierungsform oder sonstige Veränderung der staatlichen und sozialen Verhältnisse machtlos geblieben wäre, so falsch ist es, dass dieser Untergang von Feindesseite geplant worden sei. Gewiss, das Heranwölzen der germanischen Stämme, der Gothen, in intensiverer Weise als bisher, veranlasst durch den Einbruch der Hunnen, war ein Ereigniss, dem keine Macht der Welt hätte auf die Dauer damals widerstehen können; gewiss ging es dabei ohne kriegerische Reibung nicht ab, eigentliche Feinde des Reiches gab es aber nicht. Es ist kaum zu viel gesagt, dass ein Gedanke der Feindschaft gegen das Reich und der Wunsch es zu vernichten, den Barbaren niemals in den Sinn gekommen ist. Der Begriff dieses Reiches war zu weltumfassend, zu erhaben, zu alt. Es umgab sie überall und sie konnten sich keiner Zeit erinnern, wo dies nicht der Fall gewesen wäre. Das soziale und politische System, in das sie eindringen, pflegte mit seiner

1) Ein in der Vigna Capranica zum Vorschein gekommener Grabstein gibt die Heimat eines der *Equites Singulares Augusti* an. Er stammte aus dem Lande der Caninefaten an der Grenze Bataviens, und obwohl bekannt war, dass dieses Volk in römische Kriegsdienste trat, so wusste man bisher doch nicht, dass einer dieser nordischen Barbaren berufen ward in der Ehrengarde der Cäsaren zu dienen. Der betreffende Grabstein ist nicht älter als die Zeit der Antonine.

2) Nach H. Babuke, *Entwicklung der römischen Heeresorganisation* S. 36, stellte Italien zur Zeit des Augustus zur gesammten Landarmee ca. 11%, die Provinzialbevölkerung mit römischem Bürgerrecht 48%, und fremde Nationen 41%.

ausgebildeten Sprache und Literatur nur auf wenige von den Eroberern Eindruck zu machen, aber von diesen wenigen pflegte es über alle Maassen bewundert zu werden. Seine regelmässige Organisation gab, was sie zumeist bedurften, und konnte wenigstens weiter für sie thätig sein; daher kam es, dass die Mächtigsten unter ihnen sie am meisten zu erhalten wünschten. Mit Ausnahme des Mongolen Attila ist unter diesen furchtbaren Feinden kein Zerstörer. Der Wunsch jedes Anführers ist, die bestehende Ordnung zu erhalten, das Leben zu schonen, jedes Werk der Geschicklichkeit und der Arbeit zu achten, vor allem die Methode der römischen Verwaltung fortzuführen und das Volk zu beherrschen als Stellvertreter oder Nachfolger des Kaisers. Von ihm verliehene Titel waren die höchsten Ehren, die sie kannten und zugleich die einzigen Mittel, eine Art von legitimen Anspruch auf den Gehorsam der Unterthanen zu erlangen und die patriarchalische oder militärische Anführerschaft in die Gewalt eines erblichen Monarchen umzuwandeln. So ging die Ablösung einzelner Provinzen nicht gegen, sondern durch das Reich vor sich. Alarich wurde Oberfeldherr der illyrischen Heere; Chlodovech erfreute sich des Konsulats; sein Nachkomme empfing die Provence, die Eroberung seiner eigenen Streitaxt, als ein Geschenk Justinians; ja selbst Odovakar¹⁾ schreckte davor zurück, das Szepter der Cäsaren in seine eigene Barbarenhand zu nehmen. Nach der Verzichtleistung des Romulus Augustulus, Roms letzten eingebornen Cäsars, ging eine Deputation des römischen Senats an den oströmischen Hof, um die Hohheitszeichen dem Kaiser Zeno zu Füssen zu legen. Der Westen, erklärten sie, bedürfe fernerhin keines eigenen Kaisers, Ein Herrscher genüge für die Welt. Odovakar, vom Kaiser mit dem Patriziertitel ausgestattet, führte das Amt eines Konsuls fort, beobachtete die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen seiner Unterthanen und regierte vierzehn Jahre als nomineller Stellvertreter des oströmischen Kaisers. Dergestalt gab es gesetzlich durchaus keine Auflösung des Westreiches, sondern nur eine Wiedervereinigung von Ost und West. Der Schwerpunkt der römischen Herrschaft wurde nach Konstantinopel verlegt, während Italien und das alte Rom unter germanische Regierung kamen, auf welche die bisherigen Traditionen und Namen übergingen und die hartnäckigste Herrschaft ausübten. Der Name „Cäsar lebt heute noch als „Kaiser“ fort. Die romanischen Gesetze und Namen blieben, und jeder damalige Römer würde erstaunt gewesen sein, hätte man ihm gesagt, dass mit Romulus das weströmische Reich aufgehört habe. So bedeutend die Folgen dieses Ereignisses für die Zukunft sein sollten, in jenem Augenblicke und in der Meinung der Mitlebenden zerstörte es das Kaiserreich weder in der Idee noch in der Wirklichkeit.

Es scheint mir überaus nothwendig, diese ununterbrochene Kontinuität im Westreiche besonders zu betonen, da sie allein den Zusammenhang der heutigen Kultur Europas mit jener des Alterthums erklärt.

1) Richtige Schreibart des Namens Odoaker.
v. Hellwald, Kulturgeschichte, 8. Aufl. I.

Hätte das Jahr 476 n. Chr. wirklich einen so jähen Abschnitt bezeichnet, wie die demselben später nicht mit Unrecht beigelegte Bedeutung zu glauben verleitet, es wäre dieser Zusammenhang kein so sichtlicher, kein so fühlbarer. Die Geschichte der menschlichen Kultur hat nirgends Sprünge aufzuweisen, sondern wie in der übrigen organischen und anorganischen Natur sind allerorts Uebergänge wahrnehmbar, überall ist Entwicklung. Allerdings sind hier und da rasche Kultursprünge wahrnehmbar, allein so wie in der Natur Lawinen, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, sind sie stets nur von untergeordneter, so zu sagen lokaler Bedeutung, unvermögend den allgemeinen Kulturgang zu stören. Der Zerfall des Römerreiches nun, hauptsächlich veranlasst durch die sogenannte „grosse Völkerwanderung,“ ist keiner solcher jähen Sprünge, sondern ein grossartiger, in seiner Grösse aber staunenswerth einfacher Naturprozess. Nicht Gewalt zertrümmerte das tausendjährige Reich, sondern die Aufnahme des germanischen Volkselementes zersetzte es langsam und naturgemäss wieder in die Theile, woraus es entstanden war. Dieser Zersetzungsprozess schuf das „Mittelalter,“ welches sich eben so nothwendig, eben so naturgemäss aus dem Spätrömerthume entwickelte, wie dieses aus dem Altrömerthume. Dieser Zersetzungsprozess war zugleich vorwiegend ein ethnischer; er zerstörte die römische Kultur nicht, aber er zerstörte das Volksthum, welches dieselbe trug. Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen uns die römische Kultur auf Nicht Römer, d. h. auf mehr oder minder barbarische Völker übertragen. Was als Kulturrückschritt erscheint, ist nichts anderes als die Verzerrung, welcher die Formen hochcivilisirter Völker bei rohen Stämmen stets unterliegen. So sehen wir heute etwa einen Negerhäuptling mit unnachahmlicher Grandezza die goldbetresste Uniform eines europäischen Kapitäns anlegen, Hemd und Stiefel aber als überflüssig verschmähen. Dieser Prozess ist wie gesagt ein durchaus natürlicher, den keine menschliche Macht hervorrufen oder verhindern konnte. Ich habe es vermieden, auf die Details der Völkerwanderung einzugehen, die nur in ihren Wirkungen eine kulturhistorische Bedeutung gewinnt, ich habe es unterlassen, von dem Hunnenzuge durch Europa und von Attilas ephemeren Reiche zu reden; ich darf aber daran erinnern, wie der Untergang Roms, schon Jahrhunderte früher so zu sagen an der chinesischen Mauer beschlossen war, wo sich die Turkstämme in Bewegung setzten, um die Völkerwanderung zu veranlassen¹⁾). Angesichts

1) In einem am 15. Oktober 1875 zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage bezeichnete Prof. Felix Dahn als Ursache der Völkerwanderung die Wanderung der Germanen aus ihrer arischen Heimat in Asien. Von hinten gedrängt durch slavische und mongolische Völker, vorn zurückgehalten durch die römische Grenze, mussten sie auf dem engen Raume von der nomadischen Lebensweise zum Ackerbau übergehen. Die bei diesem Uebergang erfahrungsgemäss, schon durch die bessere Pflege der Kinder und die sicherere und reichlichere Ernährung eintretende Bevölkerungszunahme zwang zur Auswanderung, welche die gothischen und langobardischen Stammesagen geradezu auf ein Drittel der Bevölkerungszahl angeben. Auch politische Gründe, Verfassungsänderungen (Harald Harfagr) waren bei dieser Auswanderung wirksam.

eines so gewaltigen Phänomens macht es gewiss einen widerlichen Eindruck, für den Untergang des Römerreiches immer und immer wieder das Alleinherrscherthum verantwortlich machen zu sehen. Wohl dürfen wir, aus dem Alterthume scheidend, die Lehre mitnehmen, dass überall der Missbrauch der Gewalt an die Austübung der höchsten Gewalt geknüpft ist, aber auch dass keine menschliche Einrichtung davor zu schützen vermag. Wir beobachten diesen Missbrauch bei Despoten, Tyrannen, Monarchen; Cäsaren, Aristokratien, Oligarchien, Timokratien, Demokratien und Ochlokratien, bei Senat und Volksversammlung. Möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, dass eine andere Regierungsform kräftigeren Widerstand, im Kampfe gezeigt hätte; es war aber nicht Mangel an Widerstand sondern die auf friedlichem Wege erfolgte Zersetzung des Volksthumes, welche den Zerfall verursachte, und diesem friedlichen Vorgange gegenüber musste jede Regierungsform gleich ohnmächtig bleiben. So wie sein Entstehen und Wachsen war auch die Auflösung des Römerreiches ein ethnologischer d. h. ein Naturprozess.

Druck der Volkhart'schen Buchdruckerei in Augsburg.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06710 0241

**DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD**

